Princeton University Library
32101 076534450

902
891

Library of

Princeton University.

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
PAIR

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Karl Alexander von Müller,
Hans Pfitzner, Hans Thoma

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann

Siebzehnter Jahrgang. Zweiter Band

April 1920 bis September 1920

* *
*

Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H., München, Leipzig, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

(RECAP) 0402 .891 1920 pt 2

Hungersperre. (April 1920.)

	Seite
Paul Nikolaus Cossmann, Der Meinungskrieg	1
Ein Brief von Admiral Scheer	3
Karl von Müller, Die Völkerrechtswidrigkeit der englischen „Blockade“	4
Wilhelm Hermann Jansen, Die allgemeinen Wirkungen der Hungerblockade auf die Volksgesundheit	9
Johan Erik Johansson, Die Hungerblockade von außen gesehen	18
Ferdinand Binz, Hungerblockade und Frauen	28
Meinhard Pfaundler, Kriegsschäden an Kindern	34
Blockadewirkungen bei Kindern in Industriegegenden	39
Karel Frederik Wenckebach, Über Knochenerkrankungen infolge Unterernährung	42
England und das Seebeuterecht	48
Ludolf Brauer, Tuberkuloseverbreitung und Hungerblockade	49
Die Sterblichkeit in Bayern während des Kriegs	56
Julius Schwalbe, Englische Urteile über gesundheitliche Wirkungen der Hungersperre	57
Der Operationsplan der deutschen Flotte und die „Blokkade“	59
Josef Hofmiller, Mitteilungen für Bücherfreunde	60
Goethe in der Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe	64
August Gallinger, Aufruf	65
Impressionisten	65
Hermann Kerschensteiner, Das undisziplinierte Denken in der Medizin	66
De Brosses' Briefe aus Italien	66
Alfred Mensi-Klarbach, Von Descartes bis Schopenhauer	67
Vom Sekretariat des Erzbischofs von München	68

Zur Kenntnis der Völker. (Mai 1920.)

	Seite
Adalbert Wahl, Revolutionskunde	69
Karl Alexander von Müller, England nach dem Weltkrieg	75
Fritz Dusenschön, Engländer über England und Deutschland	78
Rupert Gießler, Ein französischer Arzt	85
Weitere Aufklärung über Wilson. Mitgeteilt von Konsul Heinrich Cordes	86
Robert Martin, Der Japaner	91
Wie China in den Krieg gezogen wurde. Ein Beitrag zur Kenntnis der demokratischen Diplomatie des Völkerbundes	95
Ernst Grosse, Die chinesische Staatsidee	98
Reinhold Findeisen, Bolschewismus in Mexiko	101
Die Berufszugehörigkeit der amerikanischen Abgeordneten	103
Wilhelm Wittig, Deutschland und das neue Rußland	104
Der dritte Band von Bismarcks Erinnerungen	105
Meinhard Pfaundler, Nachkriegsschäden an Kindern	106
Albert Rapp, Deutschland	108

Die Franzoſen. (Juni 1920.)

Seite

Joſef Hofmiller, Bemerkungen zur franzöſiſchen Literatur . . 117
Friedrich Stieve, Die wirtſchaftlichen Folgen des Friedens von Verſailles 132
Hans O. Simon, Zur Beurteilung der franzöſiſchen Kriegführung 135
Auguſt Gallinger, Im Lande der Schurken 139
Schweden über die Franzoſen in den beſetzten Gebieten . . 146
Wilhelm Wien, Über die Beziehungen der Phyſik zu anderen Wiſſenſchaften 150

Innere Politik. (Juli 1920.)

Seite

Karl Alexander von Müller, Innere Politik 165
Deutſch 167
Graf Ernſt zu Reventlow, Parteiloſe Gedanken 168
Spa 182
Horſt von Metzſch, Vom 13. März 183
Auguſte Supper, Bekenntniſſe zur Bekenntnisfrage 189
Ein Wort von Görres 199
Stadtvätern und Regierenden ins Stammbuch 199
Die Wiederentdeckung des Spiels 200
Die jungen Akademiker 202
Georg Graf von Preyſing, Der neue Weltkrieg 203
Joſef Hofmiller, Neue Bücher . 205
Karl von Müller, Deutſchlands Hochſeeflotte im Weltkrieg . 209
Fritz Endres, Bücher zum Weltkriege 212
Die deutſche Not 216
Franz Doflein, Der neue Brehm 217
Klinglhöfer 221
Zur Reform unſeres Strafrechts 222
Die chriſtlichen Miſſionen in Japan 223
W. T. B. 223

Von fremden Ländern. (Auguſt 1920.)

Seite

Joſef Hofmiller, Bemerkungen zur franzöſiſchen Literatur . . 225
Johannes Hoffmann, Amerika als Gegner Deutſchlands und Herr der Welt 232
Karl Alexander von Müller, Aus amerikaniſchen Briefen und Zeitſchriften 242
Karl Binding, Verſtändnis eines amerikaniſchen Botſchafters für unſern ſogenannten Militarismus 246
Alfred Demiani, Die Rolle der Juden im Orient 247
Adolf Dirr, Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen 255
Puſchkin über Frankreich . . . 260
Bei den Rumänen 261
Ihr habt ſchon wieder genug von der Politik? 263
Ludwig Winter, Die gelbe Gefahr für Deutſchland 264
Proſper Mérimée, Tamango . 267
W. T. B. 280
Erich Petzet, Zentraliſierung des Bibliothekweſens? 281
Hermann Kerſchenſteiner, Deutſch-ſpaniſche Beziehungen 283
Alfred Menſi-Klarbach, Hie guet Deutſch allerwege! 283

196598

Auswandern? (September 1920.)

	Seite
Walter Jung, Geleitwort	289
Wahrhold Draſcher, Auswanderungspolitik	290
Karl Sapper, Auswanderung in die Tropen und in tropennahe Gebiete	294
Heinrich Waltz, Vereinigte Staaten von Nordamerika	300
Berichte aus Südamerika. Mitgeteilt von Otto Pflaum	304
Aus Briefen eines jungen Schweizer Landwirts, aus dem erſten Jahre in Südamerika. Mitgeteilt von Hans von Berlepſch-Valendas	306
Kurt Wörmann, Weſtafrika	310
Karl Blickle, Die Einwanderung nach China	311
Georg Karo, Griechenland und Kleinaſien	312
Adolf Dirr, Der Kaukaſus	313
Fritz Wertheimer, Möglichkeiten im Oſten	315
Wolfgang Bedenk, Etwas von Oberitalien	322
Carl Küchler, Island und ſeine Deutſchfreundlichkeit	323
Nachleſe	325
Ludwig Winter, Einführungen ins chineſiſche Volkstum	327
Auslandswegweiſer	327
Heinrich Waltz und Rudolf Großmann. Empfehlenswerte Literatur für Auswanderer	328
Tim Klein, Verlornes deutſches Blut	331
Für was haben wir gekämpft?	333
Paul Nikolaus Coſſmann, Auswandern?	335
Karl Alexander von Müller, Notizen zu Büchern	340
Fritz Endres, Eine politiſche Bücherei	341
Joſef Hofmiller, Ein Kalender	342
Luebhard Saathoff, Eine neue Schule	343
Wie komme ich vorwärts?	344
Adolf Dirr, Das Schreiben im neuen Geiſte	345
Die Sprachen in Öſterreich	346
Wundt über den Frieden	347
Die interalliierte Rheinlandkommiſſion	348

Der Meinungskrieg.

Ein berühmter deutſcher Mediziner, den wir zur Mitarbeit an dieſem Heft aufforderten, ſchrieb uns zur Begründung ſeiner ablehnenden Antwort: „Das Jammern iſt der deutſchen Nation unwürdig.“

In dem Heft „Die Sozialdemokratie in Theorie und Praxis“ haben wir die Äußerung eines führenden amerikaniſchen Arztes, Dr. E. T. Robinſon, wiedergegeben: „Die Erinnerung an die Unmenſchlichkeit deutſcher Ärzte bei Behandlung verwundeter Soldaten genügt ſchon, um ſie aus der Geſellſchaft von Mitgliedern des ärztlichen Berufs auszuſchließen.“ Was iſt geſchehen, um dieſer Lüge, der niederträchtigſten von allen, entgegenzutreten? Wir wiſſen, daß ein normaler deutſcher Arzt gar nicht anders kann, als jeden Patienten ſo gut wie möglich behandeln, ob Freund oder Feind. Wir wiſſen, daß die franzöſiſchen Verwundeten beſſer behandelt worden ſind von deutſchen Ärzten als von franzöſiſchen, weil die deutſchen Ärzte wiſſenſchaftlich und menſchlich hoch über den franzöſiſchen ſtehen. Aber wenn deutſche ärztliche Zelebritäten der Anſicht ſind „Das Jammern iſt der deutſchen Nation unwürdig“, ſo werden wir den Krieg nach dem Krieg ebenſo und aus demſelben Grund verlieren, aus dem wir den Krieg verloren haben.

Um Jammern handelt es ſich nicht. Es liegt das nicht in der Art deutſcher Ärzte. Sondern um den Kampf der Wahrheit gegen die Lüge. Jeden Tag wird von England aus in den Vereinigten Staaten verbreitet, es gehe den Deutſchen ausgezeichnet und ſie ſeien militariſtiſcher und eroberungsſüchtiger denn je; ein umfangreiches Werk von Stanley Froſt „Deutſchlands neuer Krieg gegen Amerika“ beweiſt, daß die Vereinigten Staaten das nächſte Opfer der deutſchen Eroberungsſucht ſein werden, die mit den verſchlagenſten Mitteln, wie ſie den Weltkrieg vorbereitet hat, jetzt den Wirtſchaftskrieg gegen Amerika vorbereitet, und eine Broſchüre des aus Deutſchland ſtammenden Otto H. Kahn „Das verpreußte Deutſchland, Amerikaner von fremder Abkunft und Amerikas Sache“ (eine ſchon 1917 vor der Harrisburger Handelskammer gehaltene Rede) ermahnt die Deutſchamerikaner, im Kampf gegen Deutſchland an erſter Stelle zu ſtehen.

Während des Kriegs ſaßen in den amerikaniſchen Häfen engliſche Kommiſſionen zur Überwachung der Ausfuhr, die Europapäſſe, die die amerikaniſche Regierung ausſtellte, wurden, und werden ſcheint's noch, von den Engländern kontrolliert, ja, wie uns erzählt wird, haben engliſche Kommiſſionen die öffentliche Meinung, einſchließlich der Schulbücher, überwacht und es erreicht, daß die Darſtellung des amerikaniſchen Unabhängigkeitskrieges in amerikaniſchen Schulbüchern in englandfreundlichem Sinne geändert wurde. Alle dieſe Kommiſſionen haben gejammert, z. B. über die angeblichen Unmenſchlichkeiten unſerer U-Bootkommandanten, denen ihre Menſchlichkeit ſo oft zum Verderben wurde.

Wir ſagen nach dem Erzbergerprozeß der Welt keine Geheimniſſe mehr, wenn wir ſagen, daß der deutſchen Regierung der Meinungskrieg kein Selbſtzweck war, ſondern ein Mittel, um Parteileute, Zeitungsverleger, Journaliſten, Hiſtoriker durch Aufträge, Diäten, Dispoſitionsfonds an ſich zu ketten, letzten Endes alſo ein Mittel zur Majoritätsbildung im Reichstag.

Während das Reuterſche Bureau im Kriege derartige Ausgaben machte, daß es finanziell zuſammenbrach und durch reiche Engländer neu mit Mitteln verſehen werden mußte, hat das Wolffſche Bureau flotte Dividenden bezahlt; es

hat während des Kriegs ſeine ausländiſchen Korreſpondenten immer wieder angewieſen, möglichſt wenig zu telegraphieren (zur Erſparung von Depeſchenkoſten) und von ſich aus während des ganzen Krieges bei der abſichtlichen Spärlichkeit ſeiner Berichterſtattung an das Ausland nichts getan, um den Lügen der Entente entgegenzutreten. Auch nach dem Krieg hat es, als die deutſchen Gefangenen in Gefangenſchaft blieben, die feindlichen heimkehrten, niemals ins neutrale Ausland eine Depeſche über Mißhandlung deutſcher Gefangener geſandt, während Havas und Reuter die Welt mit Berichten über die angeblich unmenſchliche Behandlung der Gefangenen in Deutſchland überſchwemmten.

Kurz nach Kriegsausbruch hatte einer der größten deutſchen Zelluloſeimporteure die Reichsleitung darauf hingewieſen, daß England, Frankreich und Italien zum Betrieb ihrer Papierfabriken faſt ausſchließlich auf den Bezug ſkandinaviſcher Zelluloſe angewieſen wären, und daß bei Unterbindung dieſes Bezuges die geſamte engliſche, franzöſiſche und italieniſche Papierinduſtrie zum Stillſtand kommen, dadurch die feindliche Propaganda unterbunden und außerdem der deutſche Bedarf ſichergeſtellt werden würde. Er hatte zu dieſem Zweck den Ankauf der ſkandinaviſchen Zelluloſeproduktion für zwei Jahre beantragt, zu welchem die Vorbereitungen getroffen waren, ſo daß das Reich nur hätte zuzugreifen brauchen. Dieſem Kaufmann wurde im Reichsamt des Innern erklärt: Solche Dinge machen die Engländer, ſolche Dinge machen wir nicht.

Man kann ſich nicht wundern, daß bei dem Grundſatz, den ein geiſtig hochſtehender Deutſcher ausſpricht: „Das Jammern iſt der deutſchen Nation unwürdig“, England auch nach dem Krieg an den Deutſchen ein im Meinungskrieg überhaupt nicht in Betracht kommendes tatenloſes Objekt gefunden hat. Iſt ja in Deutſchland ſelbſt nichts geſchehen, um breitere Volkskreiſe über die Hungerblockade aufzuklären; den breiteſten Volkskreiſen iſt in dieſem Augenblick noch nicht bewußt geworden, in welchem Umfang die gegenwärtigen Zerfalls- und Zerſetzungserſcheinungen, die fortwährenden Unruhen und zielloſen Kämpfe Folge der, vom engliſchen Standpunkt ſo erfolgreichen, Hungerblockade ſind. Das Bild wäre unvollſtändig, wenn wir nicht verzeichneten, daß die Engländer jetzt ein Hilfswerk für hungernde Kinder aus Serbien, Polen, der Tſchechoſlowakei, Öſterreich und Ungarn veranſtaltet, und daß eine deutſche Zeitung hierzu ſchreibt: „Eine Berückſichtigung deutſcher Kinder ſcheint zunächſt nicht beabſichtigt zu ſein. Ob die Vorausſetzungen dafür als nicht gegeben erachtet werden, oder welche andere Gründe hierbei maßgebend ſind, iſt nicht bekannt. Wir wollen indeſſen auf dieſen Punkt kein großes Gewicht legen.“

Wir geſtehen, daß wir gern jammern würden, wenn dadurch ein einziges krankes Kind von den Schweizern, Holländern, Skandinaviern oder Finnen aufgenommen und ſeiner Mutter erhalten würde, — aber hier handelt es ſich nicht um Politik, ſondern um Wahrheiten, die von der feindlichen Propaganda unterſchlagen werden, gelegentlich auch um Wahrheiten, die auszuſprechen unpolitiſch iſt und die, das können wir ruhig ſagen, in keinem der feindlichen Länder ſo öffentlich ausgeſprochen werden würden. Der Meinungskrieg iſt rings um die Erde für Deutſchland verloren. Aber es gehört zu den Überzeugungen der verachteten Deutſchen, daß die Wahrheit aufzuhalten, nicht zu vernichten iſt. Die Arbeit der Wiſſenſchaft braucht mehr Zeit als die der Preſſe. Einen Bauſtein zu den Anfängen wiſſenſchaftlicher Darſtellung der Kriegs- und Nachkriegszeit zu liefern, iſt Aufgabe dieſes Heftes. Paul Nikolaus Coſſmann.

Ein Brief von Admiral Scheer.

Admiral Scheer, den wir gebeten hatten, sich zur Hungerblockade zu äußern, hat uns darüber in einem Brief aus Weimar vom 12. März folgendes geschrieben. Darüber, daß die deutsche Seekriegsführung durch die englische Hungerblockade ihren Charakter erhielt, ist das soeben erscheinende Scheersche Werk nachzulesen „Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg. Persönliche Erinnerungen." (Berlin, Scherl.)

Unserer Seekriegführung war ihr Verhalten vorgeschrieben durch die Tatsache, daß wir einer gewaltigen, nahezu erdrückenden Übermacht zu Lande und zu Wasser gegenüberstanden.

Heer und Flotte bildeten den Schutzwall, den wir um unsere Landesgrenzen errichten konnten und mußten. Gelang es der feindlichen Koalition, diese Mauer an irgendeiner Stelle zu durchbrechen, so strömte der Feind in unser Land. Von den Folgen haben wir einen Vorgeschmack in Ostpreußen bekommen.

Dieser Schutz stand an erster Stelle. Sobald die nötige Sicherheit gewonnen war, kam der zweite Schritt, die gegnerische Kraft zu brechen, um dadurch den Druck zunächst an einer Stelle zu beseitigen und bei günstigem Erfolg schließlich ganz aufheben zu können. Auf dem Lande ließ sich das mit dem Grenzschutz vereinigen. Selbst wenn ein solcher Vorstoß mißlang, fand die Truppe noch wieder Halt, Stütze und Nachschub an der Grenze.

Anders lag die Sache zu Wasser. Die Hauptgefahr lag in der englischen Flotte. Die Aussicht, sie restlos zu vernichten, war bei dem gegebenen Stärkeverhältnis äußerst gering und keinesfalls ohne erhebliche Verluste denkbar, wonach sich die unsrige gegen die unversehrt gebliebene französische und russische Flotte, in Verbindung mit den Reserven der Engländer, schwerlich behaupten konnte. Dann waren unsere Küsten in Nord- und Ostsee schutzlos, das Heer war gezwungen, dafür Kräfte abzugeben, sein eigener Operationsplan geriet ins Stocken, der Zusammenbruch wurde in kürzester Frist unvermeidlich.

Die englische Flotte setzte sich aber einem Angriff nicht einmal aus, geschweige denn, daß sie ihn selbst gesucht hätte. Sie verhielt sich strategisch völlig defensiv. Angeblich weil sie ihre zahlenmäßige Überlegenheit nicht für groß genug hielt, um uns zu erdrücken. Daß sie selbst 1916 dazu nicht imstande war, hat Skagerrak gezeigt. Um so weniger war von uns zu verlangen, irgendwo gegen die Überzahl anzurennen und sich der Hoffnung hinzugeben, sie erschlagen zu können. Wer nichts wagt, kann auch nichts gewinnen. Eine Schwächung der englischen Flotte mußte auf jede nur denkbare Weise angestrebt werden. Nach diesem Grundsatz ist auch später verfahren worden und hätte auch schon früher vorgegangen werden können, sobald die englische Absicht erkannt war. Diese war auf die Hungerblockade gerichtet unter Mißachtung des internationalen Seerechts. Auch durch erfolgreiche Seeschlachten war diese nicht aufzuheben, denn wir hätten uns dabei doch eher verblutet als der Feind. Der Gegner mußte ebenso an seiner schwachen Stelle getroffen werden, wie er es uns gegenüber rücksichtslos tat.

Churchill hat sich darüber schon im November 1914 öffentlich ausgesprochen, daß die economical stringency (wirtschaftliche Erdrosselung) ihrem strategischen Verhalten zu Grund läge. Als Lord Fishers Vorschlag, sich der deutschen Flotte durch Überfall zu entledigen (1904), nicht durchgedrungen war, verfielen die Engländer auf diese andere Art „humaner" und dem britischen Ehr- und Rechtsgefühl genügender Kriegführung. In Lord Jellicoe fanden die beiden, Churchill und Fisher, den bereitwilligen Mann, der diese Art des Seekriegs mitmachte und die besten englischen Traditionen aus der Nelsonschen Periode

verleugnete. Sicherlich nicht zur allseitigen Befriedigung in der englischen Flotte selbst. Unsere U-Bootskriegführung, aus der Notwehr hervorgegangen, war durchaus berechtigt und hat die Engländer in die übelste Lage gebracht. Daher auch ihr Streben, diese Waffe und die unmittelbar gegen den Handel gerichtete Kriegführung, die durch sie ermöglicht wird, für immer zu unterdrücken und vor der Welt zu brandmarken. Dazu allein ist das ganze Gebaren von der Schuld am Kriege und der Bestrafung der Kriegsverbrechen aufgezäumt, wozu sie die Franzosen, bei deren ganzer Veranlagung, nur allzu leicht gewinnen konnten.

Die Völkerrechtswidrigkeit der englischen „Blockade".

Die Entwicklung des internationalen Seekriegsrechts in den letzten Jahrhunderten bis zum Beginn des Weltkrieges hatte sich vornehmlich in zwei Richtungen vollzogen. Erstens trug sie der auf allgemeinen Vernunfts- und Billigkeitsgründen beruhenden Auffassung Rechnung, daß Schiffahrt und Handel der neutralen Staaten nur in ganz beschränktem Maße durch die Kriegführenden behindert werden dürften; zweitens folgte sie den humanen Bestrebungen, die Leiden eines Krieges zu mildern, indem derselbe nur mit der bewaffneten und organisierten Macht des Gegners geführt, die feindliche Zivilbevölkerung und ihr friedlicher Handel nach Möglichkeit geschont werden sollten. Was in dieser Beziehung erreicht und bei Ausbruch des Weltkrieges als überliefertes oder vertraglich festgelegtes Seekriegsrecht anzusehen war, war allmählich der englischen Seetyrannei abgerungen worden. Auf Grund seiner Seeherrschaft den reinen Machtstandpunkt vertretend, hatte England z. B. sehr lange dem Satze „Frei Schiff, frei Gut" (die neutrale Flagge deckt die Ware mit Ausnahme der Konterbande) die Anerkennung verweigert, und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde wiederholt in England gefordert, daß der die Kaperei abschaffende Satz der Pariser Deklaration von 1856 wieder aufgehoben werden müsse. Englands Mitwirkung bei der Entwicklung des Seekriegsrechts auf der I. und II. Haager Friedenskonferenz, sowie auf der Londoner Konferenz und die Zugeständnisse, die es auf diesem Gebiete gemacht hatte, waren aber nicht — wie sein Verhalten vom ersten Tage des Weltkrieges an gezeigt hat — von dem ehrlichen Willen getragen, eine auch für England verbindliche Rechtsgrundlage zu schaffen, sondern sie entsprangen momentanen Zweckmäßigkeitserwägungen politischer Art mit dem Hintergedanken, daß es im Bedarfsfalle durch den Druck der englischen Seemacht und die Geschicklichkeit der englischen Diplomatie gelingen werde, von den einschränkenden Bestimmungen freizukommen. Natürlich hat die englische Regierung während des Krieges versucht, wenigstens einigermaßen das Gesicht zu wahren, d. h. den Anschein zu erwecken, als ob sie sich an das überlieferte oder vertraglich festgelegte Völkerrecht hielte; dabei hat sie sich auch des von ihr beliebten Kampfmittels bedient, die eigenen Völkerrechtswidrigkeiten durch verleumderische Behauptungen, daß der Gegner sich nicht an das Völkerrecht hielte oder sich einer barbarischen Kriegführung schuldig mache, zu begründen oder zu bemänteln.

Durch die Londoner Erklärung von 1909 sollten — wie es in dem Generalbericht ihres Redaktionsausschusses heißt — die Rechte der Kriegführenden und die des neutralen Handels in billiger und praktischer Weise ausgeglichen werden. Sie setzte ferner „Einheitlichkeit und Bestimmtheit an Stelle der Mannigfaltigkeit und Unklarheit, woran die internationalen Beziehungen allzulange gelitten

hatten". Gegen ihre Rechtsverbindlichkeit könnte eingewendet werden, daß sie von der englischen Regierung nicht ratifiziert worden war. Demgegenüber ist aber auf die einleitende Bestimmung der Londoner Erklärung, der auch die britischen Bevollmächtigten zugestimmt hatten, hinzuweisen, welche lautete: „Die Signatarmächte sind einig in der Feststellung, daß die in den folgenden Kapiteln enthaltenen Regeln im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechts entsprechen." England hat außerdem — auf eine Anregung der amerikanischen Regierung hin — durch die Order in Council vom 20. August 1914 die Londoner Erklärung angenommen und in Kraft gesetzt, allerdings mit Einschränkungen, auf die weiter unten zurückgekommen werden wird. Deutschland hatte sich bereits durch seine Prisenordnung vom 3. August 1914 vollständig auf den Boden der Londoner Erklärung gestellt.

Der völkerrechtliche Begriff der Blockade, wie er aus der historischen Entwickelung, sowie insbesondere aus der Deklaration der bewaffneten Neutralität von 1780, aus der Pariser Deklaration von 1856 und aus der Londoner Erklärung von 1909 herzuleiten ist, enthält das Recht einer Seemacht, bei Aufwendung genügender Machtmittel den Zugang zu den feindlichen oder vom Feinde besetzten Häfen und Küsten auch für neutrale Schiffe gänzlich zu sperren, und neutrale Schiffe, die die Blockade durchbrechen wollen, aufzubringen. Artikel 18 der Londoner Erklärung besagt ausdrücklich: „Die blockierenden Streitkräfte dürfen den Zugang zu neutralen Häfen und Küsten nicht versperren." Der Handelsverkehr zwischen einem neutralen und einem kriegführenden Staat über eine Landgrenze oder über ein Binnengewässer, das nicht der direkten Seebeherrschung durch den Blockierenden unterliegt, war nach dem überlieferten Völkerrecht durchaus legal, mit der alleinigen Einschränkung, daß absolute Konterbande, die über einen neutralen Hafen einem Kriegführenden zugeführt werden sollte, auf See aufgebracht und beschlagnahmt werden konnte.

England hat die völkerrechtlich zulässige Form der Blockade nicht angewandt, weil es dabei zu große Verluste an seinen Seestreitkräften durch Vorstöße der gegnerischen Flotte, durch Nachtangriffe feindlicher Torpedoboote oder durch feindliche Unterseeboote befürchtete.

Das Wort „Blockade" wird in einem englischen offiziellen Schriftstück zum erstenmal im März 1915 gebraucht, aber bezeichnenderweise nicht in der Order in Council vom 11. März 1915, auf Grund deren alle Güter deutschen Eigentums, Ursprungs oder deutscher Bestimmung beschlagnahmt werden sollten, sondern in dem auf diese Order sich beziehenden Notenwechsel. Admiral Jellicoe sagt — in seinem 1919 herausgegebenen Buch — über die Tätigkeit der britischen Flotte während der ersten Kriegswoche, „daß sie in erheblichem Maße damit beschäftigt gewesen sei, eine so scharfe Blockade wie möglich war, einzurichten". Eine dem Völkerrecht entsprechende Blockade der deutschen Küsten hätte aber erklärt und bekannt gegeben werden müssen. Dies ist während des ganzen Krieges nicht geschehen.

Unter dem Begriff der englischen Blockade müssen daher alle die Maßnahmen zusammengefaßt werden, die mit Kriegsbeginn ihren Anfang nahmen, allmählich immer mehr erweitert wurden, und durch die unter Nichtachtung des Völkerrechts eine vollständige Absperrung Deutschlands bewirkt werden sollte. Hierzu gehören die Erweiterung des Konterbandebegriffs, Kriegsgebiets- oder Sperrgebietserklärungen, Erweiterung des Durchsuchungs- und Seebeuterechts, widerrechtliche Kontrolle und Beschlagnahme von Postsendungen, Anmaßung einer souveränen Überwachung des neutralen Handels auf neutralem Gebiet, Einführung schwarzer Listen usw.

In dieser Abhandlung sollen nur die gegen das Seekriegsrecht verstoßenden Blockademaßnahmen Englands kurz erörtert werden.

Die erste derselben war die Erweiterung des Konterbandebegriffs. Schon die britische Konterbande-Proklamation vom 4. August 1914 enthielt eine Völkerrechtswidrigkeit, indem Luftschiffe und Flugmaschinen, ihre als solche kenntlichen Bestandteile usw. als absolute Konterbande behandelt werden sollten. In die Liste der absoluten Konterbande durften nach dem Gewohnheitsrecht und nach dem Artikel 23 der Londoner Erklärung nur Gegenstände und Stoffe aufgenommen werden, die ausschließlich für den Krieg verwendet werden. Durch die Konterbande-Proklamation vom 21. September 1914 beging England eine weitere Völkerrechtswidrigkeit, indem verschiedene Metalle, Kautschuk und Felle auf die Liste der relativen Konterbande[1]) gesetzt wurden, obwohl diese Gegenstände auf der sogenannten Freiliste der Londoner Erklärung standen, d. h. überhaupt nicht als Konterbande erklärt werden durften. Am 29. Oktober 1914 folgte eine neue Konterbande-Proklamation, durch die verschiedene Gegenstände der relativen Konterbande — darunter sogar die durch die vorhergehende Proklamation widerrechtlich in die Liste der relativen Konterbande aufgenommenen Metalle — zur absoluten Konterbande erklärt wurden. Auf diesem illegalen Wege ging England immer weiter; auf Grund von Zeit zu Zeit erlassenen neuen Proklamationen schwollen die Liste der relativen und besonders die der absoluten Konterbande mehr und mehr an, so wurde z. B. am 20. August 1915 auch Rohbaumwolle, das auf der Freiliste der Londoner Erklärung stand, zur absoluten Konterbande erklärt; der Unterschied zwischen den beiden Arten der Konterbande wurde allmählich verwischt und schließlich wurde in der britischen Erklärung vom 13. April 1916 geradezu gesagt: „Die Verhältnisse des jetzigen Krieges sind so eigenartige, daß nach Ansicht der britischen Regierung die Unterscheidung zwischen den beiden Konterbande-Arten aufgehört hat, für praktische Zwecke irgendeinen Wert zu haben."

Die Einschränkungen, die England bei der Anerkennung der Londoner Erklärung durch die Orders in Council vom 20. August 1914, bezw. vom 29. Oktober 1914 machte, entsprachen ebenfalls nicht dem internationalen Gewohnheitsrecht. Die einschneidendste Abänderung war die Ausdehnung der „Lehre von der einheitlichen Reise" auf Gegenstände der relativen Konterbande. Nach Artikel 35 der Londoner Erklärung war der Begriff der relativen Konterbande ausgeschlossen, wenn sich das betreffende Schiff auf der Fahrt nach einem neutralen Hafen befand. Über diesen Grundsatz setzte sich England einfach hinweg. Die Einschränkungen enthielten ferner die willkürliche Änderung, daß feindliche Bestimmung für alle Waren angenommen werden sollte, die „an Order" gerichtet waren, und die Beseitigung des sehr wesentlichen Grundsatzes, daß der nehmenden Kriegsmacht die Beweislast dafür obliegt, daß die Waren eine Bestimmung haben, die ihre Aufbringung rechtfertigt; England verlangte im Gegenteil von den Besitzern der Waren den Nachweis, daß deren Bestimmung eine unschuldige sei. Durch diese Einschränkungen wurden wichtige Garantien beseitigt, durch die die neutrale Schiffahrt und der neutrale Handel gegen die Willkür der Kriegführenden geschützt werden sollten; sie waren die Einleitung für die von England angemaßte souveräne Kontrolle über den neutralen Handel.

[1]) Als relative Konterbande können Gegenstände und Stoffe erklärt werden, die für kriegerische wie für friedliche Zwecke verwendbar sind, mit Ausnahme der auf der Freiliste (Artikel 28 und 29 der Londoner Erklärung) stehenden.

Im weiteren Verlauf des Krieges wurde die Londoner Erklärung durch einfache Verfügungen der englischen Regierung weiter durchlöchert, und schließlich wurde sie durch die Order vom 7. Juli 1916 einfach außer Kraft gesetzt. Im Hinblick auf die oben zitierte einleitende Bestimmung der Londoner Erklärung muß man es als naiv bezeichnen, wenn die englische Regierung in der den Neutralen übersandten Begründung für die Außerkraftsetzung sagt: „Die Alliierten sind daher zu dem Schluß gekommen, daß sie sich einfach darauf beschränken müssen, die historischen und zugegebenen Regeln des Völkerrechts anzuwenden."

Neben den geschilderten Maßnahmen suchte England die Wirkung einer Blockade durch die Kriegsgebietserklärung vom 3. November 1914 zu erreichen, durch welche die gesamte Nordsee, abgesehen von einigen von der englischen Admiralität genau vorgeschriebenen Wegen, für die neutrale Schiffahrt gesperrt wurde. Außerhalb dieser Wege würden die neutralen Schiffe — wie es in der britischen Mitteilung an die neutralen Regierungen heißt — durch Minen und durch Kriegsschiffe, welche die Nordsee bei Tag und Nacht nach verdächtigen Fahrzeugen absuchten, den schwersten Gefahren ausgesetzt sein. Diese Kriegsgebietserklärung stellte auf dem Gebiete des Völkerrechts ein völliges Novum dar; in ihrer Form und Ausdehnung war sie eine Papierblockade der deutschen Nordseeküste, der Zugänge zu der Ostsee und neutraler Küstengebiete, und vor allen Dingen war sie eine unerhörte Beschränkung der Freiheit des Meeres, diesen Begriff im engsten Sinne genommen als das Recht der neutralen Schiffahrt auf Benutzung der dem Handel zwischen neutralen Staaten dienenden Verkehrswege auf See.

Die englische Regierung begründete diese Maßnahme in typisch englischer Weise durch Verleumdungen; deutsche Handelsschiffe sollten unter neutraler Flagge Minen auf hoher See gelegt haben, von deutscher Seite würden Fischdampfer, Hospitalschiffe und neutrale Schiffe zu Erkundungsfahrten benutzt. Was speziell das Legen deutscher Minen betrifft, so war dies nur durch deutsche Kriegsschiffe und bis zu diesem Zeitpunkt nur an der eigenen und an der feindlichen Küste geschehen, wozu Deutschland auf Grund des von ihm und Frankreich bei dem zweiten Haager Abkommen gemachten Vorbehalts durchaus berechtigt war.

Der Charakter der englischen Kriegführung, der unter Nichtachtung des Völkerrechts sich in stetig steigendem Maße gegen die gesamte deutsche Bevölkerung einschließlich Frauen und Kinder richtete, ferner die von den Neutralen nur mit ohnmächtigen Protesten beantwortete Vergewaltigung ihrer Schiffahrt und ihres Handels durch England und schließlich die englische Kriegsgebietserklärung vom 3. November 1914 gaben der deutschen Regierung die volle Berechtigung zu der Bekanntmachung vom 4. Februar 1915, durch die die Gewässer rings um Großbritannien und Irland als Kriegsgebiet erklärt wurden, und zu der Einleitung des Unterseebootskrieges.

England nahm diese deutsche Maßnahme wiederum zum Vorwand für den Erlaß der Order in Council vom 11. März 1915. Durch diese wurde bestimmt: Keinem Kauffahrteischiff wird gestattet, die Fahrt nach einem deutschen Hafen fortzusetzen; keinem von einem deutschen Hafen kommenden Kauffahrteischiff wird gestattet werden, die Reise fortzusetzen, solange es irgendwelche in einem deutschen Hafen geladenen Güter an Bord hat; ein Schiff, das mit neutraler Bestimmung einen britischen oder alliierten Hafen verlassen hat, aber nach einem feindlichen Hafen fährt, unterliegt der prisengerichtlichen Verurteilung, wenn es auf irgendeiner späteren Reise aufgebracht wird; neutrale Schiffe, welche Waren mit feindlicher Bestimmung oder Waren feindlichen Eigentums oder Ursprungs an Bord haben, können veranlaßt werden, dieselben in einem bri-

tischen oder alliierten Hafen auszuladen. Durch diese Bestimmungen wurde die Pariser Deklaration von 1856, nach der die neutrale Flagge das feindliche Gut mit Ausnahme der Konterbande deckt, als ein Wisch Papier behandelt.

Die britische Regierung erklärte in einer Note vom 15. März 1915, daß sie nur sehr widerstrebend eine Blockadepolitik eingeleitet habe, und daß sie von der Ausübung des Rechts, Schiffe oder Ladungen wegen Blockadebruchs zu konfiszieren, Abstand nehme, um die Last, welche der Kriegszustand dem neutralen Handel auferlege, zu vermindern. Aus dieser heuchlerischen Bemerkung spricht deutlich das schlechte Gewissen der englischen Regierung wegen Einrichtung einer ungesetzlichen Blockade; außerdem gaben ihr die stetig mehr anschwellenden Konterbandelisten genügend Möglichkeit, um neutrale Schiffe oder ihre Ladungen auf Grund eines prisengerichtlichen Urteils zu konfiszieren.

Dies Vorgehen Englands hatte lebhafte Proteste neutraler Regierungen, insbesondere auch der der Vereinigten Staaten zur Folge. Die britische Regierung hatte in der Note vom 13. März 1915 gesagt: „Die britische Flotte hat eine Blockade eingerichtet, indem durch einen Kreuzer-‚Cordon' wirksam alle Wege von und nach Deutschland kontrolliert werden." Die Regierung der Vereinigten Staaten sprach in ihren Noten aber bezeichnenderweise von der „sogenannten Blockade" und erklärte, „die Blockade, welche die britische Regierung durch die Order in Council beanspruche eingerichtet zu haben, könne als eine legale Blockade durch die Vereinigten Staaten nicht anerkannt werden". Eine Änderung in dem völkerrechtswidrigen Vorgehen Englands haben aber die Protestnoten Amerikas und anderer neutraler Staaten bekanntlich nicht bewirkt.

Auch in dem Durchsuchungsrecht setzte sich England rücksichtslos über das überlieferte Recht hinweg. Letzteres sah nur ein Anhalten und Durchsuchen auf hoher See vor; England dagegen brachte die neutralen Schiffe in seine Häfen und unterzog sie dort — oft lediglich auf Grund ganz vager Verdachtsmomente — einer peinlichen und sehr zeitraubenden Untersuchung. Selbst die Unverletzlichkeit der Postsendungen wurde von England nicht geachtet.

In einer Note, in der England sein völkerrechtswidriges Vorgehen zu verteidigen suchte, bezeichnete es „als den einen Grundsatz, welcher fundamental sei und allgemeine Anerkennung gefunden habe, den, daß durch Anwendung einer Blockade ein Kriegführender berechtigt sei, mit wirksamen Maßnahmen den auf dem Seewege sich vollziehenden Handel seines Gegners abzuschneiden" und in einer anderen Note war gesagt, „daß neuen Erfindungen" — gemeint waren Dampfschiffe und Eisenbahnen — „mit neuen Methoden begegnet werden müsse, um den fundamentalen und anerkannten Grundsatz anzuwenden, der die Berechtigung gibt, den feindlichen Handel zu unterbinden". In Anbetracht dessen, daß die modernen Verkehrsverhältnisse bereits seit langer Zeit bestanden und bei Abfassung der Londoner Erklärung klar zu übersehen waren, ist diese Verteidigung nichts weniger als stichhaltig. Wird aber der aus vorstehend zitierten Sätzen sich ergebenden prinzipiellen Auffassung eine gewisse Berechtigung zuerkannt, so kann folgerichtigerweise aus derselben allein schon die Rechtfertigung für den von deutscher Seite geführten Unterseebootskrieg abgeleitet werden.

Das ganze Vorgehen Englands war eine Wiedereinführung barbarischer Kriegsgewohnheiten und eine von größter Willkür durchsetzte Beschränkung des legitimen Handels neutraler Staaten. Wenn je in einem Kriege, dann war in diesem die moralische Berechtigung, wenn nicht Verpflichtung zu einer „bewaffneten Neutralität" gegenüber der Seetyrannei Englands gegeben. Zu Beginn des Krieges schien es, als ob die Regierung der Vereinigten Staaten — ihrer Tra-

dition getreu — die berufene Hüterin des Völkerrechts und insbesondere der Rechte der Neutralen werden würde, da sie am 6. August 1914 bei den kriegführenden Regierungen anregte, die Bestimmung der Londoner Erklärung als bindend für die Seekriegführung anzusehen. Bekanntlich ist diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen. Die erwähnte Anregung wurde zurückgezogen, als England die Londoner Erklärung nicht vorbehaltlos angenommen hatte, und die Stellungnahme Wilsons zu den Völkerrechtsverletzungen Englands und zu neu auftauchenden seekriegsrechtlichen Fragen entwickelte sich mehr und mehr zu einer ausgesprochenen Parteinahme für England und seine Verbündeten. Ob Präsident Wilson mit seiner Politik, vor allem mit seiner Behandlung der völkerrechtlichen Fragen den dauernden Interessen des amerikanischen Volkes entsprochen hat, ist wohl mehr als zweifelhaft.

Verfolgt man die Kette der von England in Verbindung mit der Blockade begangenen Völkerrechtsverletzungen, und denkt man ferner an die vielen sonstigen Beispiele skrupelloser Nichtachtung des Völkerrechts durch England wie z. B. Herunterholen deutscher Staatsangehöriger von neutralen Dampfern und Internierung derselben, Nichtachtung der Neutralität des Suezkanals, Verletzung der Neutralität Spaniens, Hollands, Chiles, Griechenlands und anderer Staaten, Aufbringung des deutschen Hilfs-Lazarettschiffs „Ophelia", Benutzung englischer Lazarettschiffe zu militärischen Zwecken usw., so kann die englische Auffassung vom Völkerrecht wohl treffend gekennzeichnet werden durch die Worte: Was England nutzt, ist Völkerrecht; was England schadet, Barbarei.

Das Ziel, das England sich vom ersten Kriegstage an gesetzt hatte, und das es durch das geschilderte völkerrechtswidrige Vorgehen zu erreichen suchte, war nicht nur die Zertrümmerung der deutschen Volkswirtschaft, sondern geradezu die Aushungerung des deutschen Volkes. Bezüglich der Wirkung ihrer Blockademaßnahmen brüstete sich die englische Regierung in einem dem Parlament am 5. Januar 16 vorgelegten Bericht damit, daß der Exporthandel Deutschlands völlig zerstört sei, daß die Einfuhr von Baumwolle, Wolle und Kautschuck wahrscheinlich für viele Monate von Deutschland abgeschnitten sei, und daß andere Einfuhrartikel wie Öle, Fette und Meiereiprodukte in Deutschland nur zu Hungersnotpreisen zu haben seien. Mit dieser brutalen völkerrechtswidrigen Kriegsführung traf England — ebenso wie es mit seinen jeder Menschlichkeit Hohn sprechenden Maßnahmen im Burenkriege der Fall gewesen war — nicht in erster Linie die Wehrmacht, sondern vornehmlich die Frauen und Kinder des gegnerischen Volkes. Karl v. Müller, Kapitän zur See a. D.

Die allgemeinen Wirkungen auf die Volksgesundheit.

Unsere bisherigen Gegner haben seit Kriegsbeginn durch geflissentliche und geschickt organisierte Verbreitung von Nachrichten über Unmenschlichkeiten und Greueltaten, die sich die Deutschen bei der Kriegführung hätten zuschulden kommen lassen, den Haß ihrer eigenen Völker und die moralische Entrüstung der ganzen Welt gegen die deutsche Nation aufgepeitscht. Um das Maß der angestrebten moralischen Verelendung und nationalen Würdelosigkeit Deutschlands vor aller Welt nach dem Kriege noch voll zu machen, ist die Entente in konsequentem Verfolg ihrer Verunglimpfungspolitik nicht vor dem verwerflichen Mittel des „Auslieferungsverlangen" von deutschen „Kriegsverbrechern" zurückgeschreckt, um durch ihre Bestrafung der verletzten Gerechtigkeit angeblich Genug-

tuung zu tun und das sittlich aufs tiefste empörte Weltgewissen zu beruhigen. Haben wir denn auf dieses Beginnen und solches Ansinnen gar keine sachliche Erwiderung? Wir müssen uns dafür einsetzen, daß manche grausame Kriegstat geschah, weil ein großes Millionenvolk mit unverwüstlichem Lebenstrieb den Verzweiflungskampf um seine Existenz ausfocht, nachdem es von allen Seiten umkrallt und auch von der neutralen Welt gewaltsam isoliert war. Wir müssen laut Gegenklage erheben, daß unsere Gegner eine Waffe gegen uns erhoben, die nicht wie im offenen Kampf Mann gegen Mann geführt wurde, sondern sich mit zynischem Bewußtsein und kalter Berechnung hauptsächlich gegen Wehrlose und Unschuldige ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes richtete. Diese furchtbare und schließlich allein erfolgreiche Waffe war die Hungerblockade. Denn wie stand in englischen Zeitungen bezüglich der Hungerblockade geschrieben? „Die deutsche Rasse wird vernichtet, darüber besteht nicht der geringste Zweifel." („Weekly Despatch" vom 8. September 1918.) Oder in den „Daily News" vom 22. November 1918 wird von der großen Masse der Bevölkerung in den Großstädten und in den Industriebezirken gesagt, daß sie sich seit mindestens zwei Jahren in einem Zustande des „ungefähren Verhungerns" befinde. Und Baden-Powell im „Weekly Despatch" vom 8. September 1918: „Wir werden bis 1940 warten müssen, um zu sehen, wer wirklich den Krieg gewonnen hat."

Vom Standpunkt ungeschriebener Humanitätsgesetze ist für jeden wahrhaft sittlich und gerecht denkenden und fühlenden Menschen eine Schädigung an Leib und Leben unschuldiger Frauen und Kinder durch Hunger, ein langsames Dahinmorden durch Verhungern, eine gesundheitliche Verelendung künftiger Generationen, ein mindestens ebenso schandbares Kriegsverbrechen, wie der verbrecherische Gewaltakt eines einzelnen gegenüber seinem Gegner.

Aufgabe dieser Zeilen soll es sein, die Wirkung der Hungerblockade auf den Gesundheitszustand des deutschen Volkes zu schildern, insbesondere die allgemeinen pathologisch-physiologischen Grundlagen klarzulegen, auf welchen sich die verschiedenen Krankheitserscheinungen entwickelten, in deren Folge der Tod Vieler eintrat[1]).

Für das Verständnis dieser Wirkungen ist zunächst eine Kenntnis unserer veränderten, ungenügenden Ernährungsweise während des Krieges unbedingt notwendig. Der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands vor dem Kriege und die damit einhergehende Steigerung des sozialen Wohlstandes weiter Volksschichten hatte eine Verfeinerung der Ernährungsweise zur Folge, die in einer Bevorzugung der leicht verdaulichen tierischen Lebensmittel, wie Fleisch und Fett, bestand. Der reiche Außenhandel Deutschlands ermöglichte die Einfuhr tierischer Nahrungsmittel. Die mit dem Kriege einsetzende „Blockade" zwang Deutschland plötzlich, von den Erzeugnissen der eigenen Landwirtschaft zu leben, die hauptsächlich pflanzlicher Natur sind. Die inländische Viehzucht war zum Teil auf die Einfuhr von Futtermitteln eingestellt, die nun plötzlich aufhörte. Um die Kühe hauptsächlich als Milchproduzenten und die Schweine hauptsächlich als Fettbildner, beide Tiergattungen erst in zweiter Linie als Fleischproduzenten zu erhalten, wurde an sie zunächst ein Teil der für die menschliche Nahrung geeigneten Körnerfrüchte verfüttert. Die Folge war ein bald einsetzender Getreidemangel, der schon im Frühjahr 1915 zur Rationierung des Mehls und des Brotes führte, unter gleichzeitiger Streckung des Mehls durch höhere Ausmahlung und Kartoffelzusatz und unter Einschränkung der

[1]) Zusammenstellung der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur bei W. H. Jansen: „Die Ödemkrankheit", Deutsches Archiv für klinische Medizin, Band 131, 1920.

täglichen Brotration. Das Defizit an Nahrungsmitteln, das durch die Kürzung der Brotration entstand, konnte durch stärkere Heranziehung anderer Lebensmittel während des Jahres 1915 noch ausgeglichen werden. Der Vorrat an Nahrungsmitteln reichte aber auf die Dauer nicht zur gleichzeitigen Erhaltung von Mensch und Tier aus, so daß im Winter 1915/16 die Tiermast nicht durchgeführt werden konnte und Anfang 1916 die Fleischrationierung infolge einsetzender Fleischnot erfolgte. Diese einschränkenden Maßnahmen trafen den Städter unvergleichlich schwerer als den Landbewohner. Die weitere Folge war ein Rückgang der tierischen Produkte wie Milch, Fett, Käse und Eier, die im Herbst 1916 ebenfalls der Rationierung anheimfielen. Im Verlauf des Jahres 1916 trat also für die Stadtbevölkerung ein Entzug von tierischen Lebensmitteln bis auf geringe Reste ein, und somit eine vollkommene Umstellung der ganzen Ernährungsweise auf vegetabilische Kost. Der tierische Anteil an der Gesamtnahrung hatte aber bis zu Kriegsanfang über $^1/_3$ betragen, das nun für den größten Teil des Volkes in Wegfall kam. Zudem enthielt dieser Anteil etwa die Hälfte des gesamten Eiweißkonsums in einer hochwertigen, gut verdaulichen Form. Dieser schwere Eingriff in die Volksernährung konnte ebensowenig durch eine entsprechende Menge als auch gleichwertige Beschaffenheit der pflanzlichen Nahrungsmittel ausgeglichen werden. Im Gegenteil! Die Brotration war schon gekürzt. Außerdem war das Brot durch die Beimengung der gesamten Kleie und von Streckmitteln in aller Form nicht als gut zu preisen. Das notgeborene Einheitsbrot ließ die individuelle Geschmacksrichtung und das gesundheitliche Bedürfnis des einzelnen nicht mehr zu seinem Rechte kommen. Der andere Hauptrepräsentant der pflanzlichen Ernährung, die Kartoffel, war gegen Ende 1916 infolge schlechter Ernte kaum vorhanden. Diese schon vorher rationierte Frucht mußte zu allem Unglück in ihrer Kopfquote noch tiefer herabgesetzt und schließlich durch die berüchtigt gewordene Kohlrübe ersetzt werden. Was sich sonst noch von pflanzlichen Nahrungsmitteln im Freihandel befand, wie Obst und Gemüse, kam als vollwertige Nahrung für die Allgemeinheit des Volkes nicht in Frage, war auch wegen der großen Nachfrage und den damit einhergehenden hohen Preisen kaum erhältlich. Gegen Ende des Jahres 1916 war die Zwangsbewirtschaftung aller wichtigen Nahrungsmittel durchgeführt. Die darauf gesetzten Hoffnungen, die Volksernährung auf diese Weise sicherzustellen, haben sich leider nicht erfüllt. Im Anfang des Jahres 1917 kamen die schweren Nahrungsmittelnöte mit ihren verderblichen Folgen, die abgesehen von einzelnen Phasen der Besserung, bis heute noch bestehen.

Man pflegt in der Ernährungswissenschaft die gesamte Nahrung nach ihrem Brennwert zu beurteilen, den man in Kalorien (Wärmeeinheiten) ausdrückt. Der Verbrauch an Nahrung ist bei allen Kulturnationen der Welt ungefähr derselbe und beträgt im Mittel 2681 Kalorien pro Kopf und Tag. In Deutschland kamen bis zum Kriege auf den Kopf der Bevölkerung täglich 2708 Kalorien. Der unter normalen Verhältnissen übliche Kostsatz wäre mit 2400 bis 3000 Kalorien im Tag und auf den Kopf der Bevölkerung anzuschlagen. Dieses Kostmaß konnte während des Krieges nicht beibehalten werden. Entsprechend der fortschreitenden Rationierung wurde es allmählich kleiner. So betrug es im Winter 1916/17 nur noch $^2/_3$ der allgemein üblichen und notwendigen Größe, nämlich 1600—1900 Kalorien. In diesen Zahlen ist aber der Brennwert der gesamten noch erreichbaren Nahrung enthalten, worunter die rationierten Nahrungsmittel und auch jene zu verstehen sind, die man noch im gesetzlichen Freihandel erhalten konnte. Der Brennwert der rationierten Lebensmittel, von denen

allein ein großer Teil der Bevölkerung leben mußte, belief sich im dritten Kriegsjahr auf etwa die Hälfte des üblichen Kostmaßes, d. h. 1100—1200 Kalorien.

Mit dem allmählichen Verschwinden der konzentrierten, hochwertigen Nahrungsmittel, wie Fleisch und Fett, und der stärkeren Heranziehung der zellulosereichen Vegetabilien wurde die Nahrung voluminöser. Diese letzteren haben, mit Ausnahme von Brot, meist einen hohen Wassergehalt. Außerdem wurde zwecks Erzielung eines besseren Füllungsgefühls im Magen die Nahrung vielfach noch in Suppenform eingenommen. Trotz der Einnahme großer Mengen fühlte sich der Magen doch leer, und quälendes Hungergefühl war die Folge. Die Erklärung für diese Erscheinung ist leicht gegeben: die Nahrung, soweit sie rationiert war, bestand etwa zu $^9/_{10}$ aus Wasser. Um diese voluminöse Nahrung schmackhaft zu machen, wurde aus Mangel an geschmacksverbessernden Gewürzen meist Kochsalz hinzugefügt. So enthielt die Kriegskost bis dahin ganz unbekannte Kochsalzmengen von 30—40 Gramm, ja selbst bis zu 50 Gramm im Tag, während die normale Friedenskost nur 8—10 Gramm Kochsalz enthielt.

Abgesehen von der schon erwähnten quantitativen Unzulänglichkeit (kalorische Insuffizienz) der Kriegskost und ihrem zu hohen Gehalt an Wasser und Kochsalz war sie auch qualitativ infolge ihres Reichtums an zellulosehaltigen Nahrungsbestandteilen minderwertig. Die Zellulose, das sind die verholzten Teile vegetabilischer Nahrungsmittel, wird vom menschlichen Darm nicht verdaut. Zu den Zelluloseträgern gehört in erster Linie die Kleie. Sie besteht aus den verschiedenen Randteilen des Getreidekorns, die alle zum Zweck der Brotstreckung zu Mehl mitvermahlen wurden. Das Brot enthält also durch seine Kleiebeimengung einen Teil unverdaulicher Bestandteile. Diese werden hinsichtlich ihres Brennwertes bei der Kalorienaufnahme mitgerechnet, in Wirklichkeit aber durch den Stuhl unausgenützt wieder ausgeschieden. Sie sind also eine Art Ballaststoffe, die außerdem die Verdaulichkeit anderer an sich gut verdaulicher Stoffe noch ungünstig beeinflussen. Der kalorische Nutzwert der Kriegskost wird somit durch ihre schlechte Qualität, d. h. durch ihren hohen Gehalt an unverdaulichen Zellulosebestandteilen, noch verringert. Für die Ernährung des Organismus kommt es aber nur auf den wirklichen Nutzwert an. Die gegenüber dem Frieden veränderten Eigenschaften der menschlichen Ernährungsweise sind die Ursachen für die Veränderungen im menschlichen Organismus und für die Gesundheitsschädigungen, welche der Krieg für weite Volksschichten mit sich gebracht hat.

Der hohe Wasser- und Kochsalzgehalt der Kriegskost war die Ursache für den lästigen Harndrang, die häufigen Harnentleerungen, besonders bei Nacht, und die Ausscheidung großer Harnmengen von 2 — 4 und mehr Litern in 24 Stunden, die besonders bei alten Leuten auftraten und von diesen quälend empfunden wurden. Der Salzgehalt des Harns war ebenfalls hoch und schwankte zwischen 20 und 40 Gramm pro Tag gegenüber 8 — 10 Gramm der Norm. Es läßt sich heute noch nicht entscheiden, ob diese große Salzausscheidung auf die Dauer eine Schädigung der gesunden Nieren bewirkt hat. Auf jeden Fall steht sie wohl in ursächlichem Zusammenhang mit dem schmerzhaften Harndrang. Für nierenkranke Menschen wurde sie verhängnisvoll. Die dauernde große Wasserzufuhr war für die Zirkulationsorgane besonders der älteren Leute eine unter Umständen schädlich wirkende Belastung. Der reiche Zellulosegehalt der Nahrung, insbesondere das kleiehaltige Brot, bewirkte bei Gesunden Magendrücken und Aufstoßen, Darmreizung mit Schmerzen im Leib, schleimigen Stühlen und Durchfällen und hatte abnorme Gärungszustände auf Grund seiner Unverdaulichkeit zur Folge, die fast ausnahmslos quälende Gasentwicklung und Blähsucht ver-

ursachten. Die magen-darmschwachen Individuen waren und sind besonders schlecht gestellt. Auf dem Gebiete der Verdauungskrankheiten ist eine Häufung aller dahin gehörigen Krankheitsformen während des Krieges zu verzeichnen, wie vermehrtes Auftreten und stärkere Beschwerden bei Magengeschwür, Magenbluten und vor allem Dickdarmerkrankungen. Die Schwierigkeit bezw. Unmöglichkeit einer diätetischen Behandlung wegen des Fehlens der feineren, konzentrierteren Nahrungsmittel leisten der Behebung solcher Krankheiten erheblichen Widerstand. Die Wurmfortsatzentzündungen scheinen durch die Kriegsernährung wenig beeinflußt worden zu sein.

Die erste Folge der allmählich sich entwickelnden Unzulänglichkeit der Kriegskost war die Anfang 1916 einsetzende Gewichtsabnahme der Stadtbevölkerung. Hiervon waren die wohlhabenden Stände, dann die fettreichen Individuen und schließlich die älteren Leute am stärksten betroffen. Später wurden aber auch die ärmeren Leute und selbst die Landbevölkerung mit einzelnen Ausnahmen davon befallen. Die durchschnittliche Abnahme betrug bis Ende des Jahres 1917 etwa 15 — 20 Prozent. Das heutige Durchschnittsgewicht eines Erwachsenen ist 60 Kilogramm. Aber auch niedrigere Gewichtszahlen bis unter 40 Kilogramm sind nicht selten. Die Gründe für die Verschiedenheiten in der Gewichtsabnahme liegen nach dem bisher Gesagten auf der Hand. Die Gewichtsabnahme betrifft zunächst den Fettverlust. Denn wenn der Körper keine genügende Nahrungsmenge zur Deckung seines Bedarfs erhält, zehrt er von seinen eigenen Vorräten. Das sind die Fettpolster. Eine Reduktion eines üppigen Ernährungszustandes ist vom ärztlichen Standpunkt nur zu begrüßen, sofern sie nicht den zulässigen Grad überschreitet. Nimmt sie dagegen solche Formen an, daß Schäden daraus entstehen, so ist sie durch nichts zu rechtfertigen. Solche Formen, ja erschreckende Grade haben wir leider im Verlauf der Kriegsernährung zu beklagen. Der Fettverlust hat zunächst eine Häufung der Leibschäden, wie die Entstehung von Bruchpforten, Eingeweidebrüchen und eingeklemmten Brüchen nach sich gezogen. Mit dem Schwund des Eingeweidefetts geht eine Abnahme der Eingeweidemasse und somit der Verlust an Stützsubstanz einher, was eine allgemeine Senkung der Leiborgane und zum Teil auch der weiblichen Geschlechtsorgane mit den entsprechenden mannigfachen Beschwerden zur Folge hatte, über welche während der Kriegszeit in steigendem Maße geklagt wurde. Alle bisher geschilderten Schädigungen durch Unterernährung sind an sich beklagenswert, bewegen sich aber immer noch in erträglichen Grenzen. Mit der fortschreitenden Leerung der Fettdepots und dem Aufzehren der anderen Reservestoffe im Körper zum Ausgleich der mangelhaften Nahrungszufuhr nimmt die Gesundheitsschädigung Formen an, die den ganzen Körperbestand und den normalen Ablauf seiner wichtigsten Lebensfunktionen auf das schwerste erschüttern.

Mit der Abnahme an Masse bezweckt der Organismus eine Einstellung auf die geringere Nahrungszufuhr, da ein Mensch mit geringerem Körpergewicht sich mit einem niedrigeren Kostmaß im Gleichgewicht erhalten kann. Insofern ist man also berechtigt, von einer gewissen „Gewöhnung" an eine kleinere Nahrungsmenge zu sprechen. Diese Anpassung erreicht der Organismus u. a. auch durch Einschmelzen seines kostbarsten Materials, das ist das Eiweiß. Die Gewichtsabnahme erfolgt also sowohl auf Kosten des Fettes als auch des Eiweißbestandes im Organismus. Es ist nun durch wissenschaftliche Forschung zweifelsfrei festgestellt worden, daß der menschliche Organismus im zweiten und dritten Kriegsjahr bei frei gewählter und rationierter Kost tägliche Verluste an körpereigenem Eiweiß erlitten hat. Diese Verluste sind bei den einzelnen natürlich verschieden groß. Sie haben aber bei

einem beträchtlichen Teil des Volkes einen erschreckenden Umfang bis zu einem Drittel und mehr vom gesamten Eiweißbestande des Körpers erreicht. Diese Eiweißzehrung hat wegen ihrer ausschlaggebenden Bedeutung für die Volksgesundheit die Aufmerksamkeit und Fürsorge des größten Teils der Ärzte gleich zu Anfang erregt. Man hat der Eiweißaufnahme durch die Nahrung die größte Beachtung geschenkt und wegen des Fleischausfalls in der Ernährung seine warnende Stimme gegen eine zu starke Reduktion des Eiweißes erhoben. Die Eiweißmenge der Kriegskost wurde im zweiten und dritten Kriegsjahr immer geringer und erreichte zeitweise Werte von nur 40 Gramm pro Tag. Bedenkt man, daß dieses Roheiweiß wegen seines Einschlusses in unverdauliche Pflanzenbestandteile (Zellulose) in einer Höhe von mindestens 20 — 25 Prozent durch den Kot wieder zu Verlust ging, so kamen an wirklich verwertbarem Eiweiß nur 30 — 32 Gramm pro Tag und auf den Kopf. Wie nun die neuere wissenschaftliche Forschung gezeigt hat, reicht diese Menge gerade für den Eiweißbedarf des Körpers aus, wenn andere Nahrungsmittel, wie Fett und Kohlehydrate, im Überschuß gegeben werden, und der Kalorienbedarf des Organismus dadurch reichlich gedeckt ist. Mit dieser wissenschaftlichen Feststellung soll aber keineswegs behauptet werden, daß eine Einstellung auf ein so geringes Eiweißmaß in der Kost auf die Dauer auch vom volksgesundheitlichen Standpunkte durchführbar ist. Auf jeden Fall waren die hierfür notwendigen Vorbedingungen durch die Kriegskost nicht gegeben, weil sie ja kalorisch nicht ausreichend war. Der dadurch bedingte Zuschuß aus körpereigenem Fett und Eiweiß zur Deckung des Nahrungsdefizits hat natürlich seine untere Grenze, indem der Körper sich durch Verlust an Masse auf einen niedrigeren Beharrungszustand einzustellen versucht. Dies ist aber von einer Abnahme seiner Funktionen begleitet. Der Eiweißverlust betrifft alle Körperteile, die aus Eiweißsubstanzen bestehen. Das sind in der Hauptsache die Organe und die Muskeln. Sie nehmen an Volumen und damit an Leistungsfähigkeit ab. Letzteres äußert sich durch schnellere Ermüdbarkeit, die vielfach selbst Grade der völligen Arbeitsunfähigkeit angenommen hat. Diese Abnahme der Arbeitsfähigkeit um ein Drittel, ja sogar um die Hälfte der gesamten Arbeitsleistung wurde bereits zu Anfang 1917 aus den meisten Industriewerken berichtet. Dieser Hang zur Untätigkeit besteht heute unverändert fort. Noch etwas kommt hinzu. Die leichte Ermüdbarkeit äußert sich beim Gehirn in Gedächtnisschwäche und großem Schlafbedürfnis. Die bei der Ermüdung sich bildenden Stoffe beeinflussen die Stimmungslage. Sie bewirken neben Apathie, Energielosigkeit, Mangel an Initiative besonders eine äußerst gereizte seelische Spannung, die sich bei den geringsten Anlässen explosionsartig entlädt. Hier liegt eines der wichtigsten psychologischen Momente für die Ursachen unserer politischen und wirtschaftlichen Wirren. Der Rückgang an physischer Arbeitskraft hat bis heute einen ungeheuren Verlust an Nationalvermögen zur Folge gehabt. Wird nun die Grenze des noch möglichen Verbrauchs an körpereigenen Stoffen überschritten, weil eine Eindämmung des Nahrungsdefizits nicht mehr gelingt, so kommt es zum körperlichen Verfall. Dieser ist bis heute tatsächlich in großem Umfange eingetreten und durch die Wissenschaft zahlenmäßig festgelegt. Zum besseren Verständnis dieser Vorgänge läßt sich der menschliche Organismus und seine Funktionen mit einer kompliziert gebauten Maschine und ihrer Leistung vergleichen. Die hochdifferenzierten und in Verbänden zusammengefügten Körperzellen entsprechen den Maschinenteilen, der Zellinhalt, das Eiweiß, dem Material, aus welchem die Teile gefertigt sind. Der Kohle als Energiespender würden Fette und Kohlehydrate (Zucker) gleichkommen. Die

Gewebsflüssigkeiten, insbesondere das Blut, sind die Wege, auf welchen die Energie dem Verbrauchsorte zugeführt wird. Bei Mangel an Energiespendern wird sich die Maschine in sich verbrauchen, d. h. an ihrem Materialbestande, in diesem Falle an Eiweißsubstanz, verlieren. Die dauernden Eiweißverluste des Körpers haben zu einer Verarmung der Eiweißsubstanz der Gewebsflüssigkeiten, besonders des Blutes, geführt. So ist die Eiweißkonzentration des Blutserums von 7% auf 5% und selbst 4% herabgesunken. *Das Blut ist verwässert.* Die Zahl der roten Blutkörper ist erheblich verringert. Die aus Zellen bestehenden Organe, wie Leber, Milz und Schilddrüse sind verkleinert und bis auf die Hälfte, ja bis auf 1/3 ihres normalen Gewichts gesunken, weil der eiweißhaltige Zellinhalt durch den Lebensprozeß verbraucht ist und nicht mehr ersetzt werden konnte. Die Fettdepots im Körper sind völlig geleert. So läßt sich in den Leberzellen auch mikroskopisch kein Fett mehr nachweisen. Die fettähnlichen Stoffe (Lipoide), wie Lecithin u. a., an welche lebenswichtige Vorgänge gebunden sind, haben ebenfalls eine Verarmung erlitten. Die tierische Stärke, das Glykogen, das in den Leberzellen eingelagert ist, und aus dem der Zuckerstrom im Blut auf einer bestimmten Höhe erhalten wird, ist mikroskopisch ebenfalls nicht mehr nachweisbar. Demzufolge findet man den Zuckerspiegel im Blut bis auf 2/3, ja selbst auf 1/3 seiner normalen Höhe erniedrigt, ebenfalls ein Zeichen für eine ganz ungenügende Belieferung der Verbrauchsstätten, Zellen und Gewebe, mit notwendigem Brennmaterial. Den Kalksalzen kommt als Stützgerüst des Organismus eine große Bedeutung zu. Bei den vorgeschrittenen Fällen von Unterernährung fand sich vielfach eine Abgabe des Körpers an Kalksalzen und demzufolge eine Erniedrigung des Kalkgehaltes im Blut. Dieser Kalkverlust ist entweder aus mangelnder Kalkzufuhr infolge des Fehlens der Kalkträger, wie Milch und Käse, oder infolge der Störung des ganzen Stoffwechselbetriebes erklärlich. Denn der normale Ablauf der Stoffwechselvorgänge ist einem harmonischen Orchesterspiel vergleichbar, bei welchem das Falschspielen eines Instrumentes das ganze Zusammenwirken stört.

All diese tief einschneidenden Stoffwechselstörungen bilden eine fortlaufende Kette des Körperverfalls, deren Endglied jene im Krieg ganz neuartig auftretende *Ödemkrankheit* war. Sie zeigte sich meist ganz plötzlich, dem Aussehen nach wie das Bild bei Herz- oder Nierenwassersucht, ohne daß eine Erkrankung dieser beiden Organsysteme vorlag. Ihr Wesen war zu Anfang ihres Auftretens ganz rätselhaft. Nach den inzwischen gewonnenen und eben geschilderten Kenntnissen über die Folgen der Unterernährung erscheint ihr Wesen ebenfalls geklärt. Die Zellen und Gewebe jenseits der Blutbahn waren durch den Verlust an ihrem wertvollsten Eiweißmaterial für eine pathologische Wasseraufnahme vorbereitet. Die Verarmung an fettähnlichen Stoffen, die wie Dämme die Zellen und Gewebe vor Überschwemmung schützen, und an Kalksalzen, die wie Schleusen den Wasseraustritt aus den Gefäßen regulieren, war das weitere ursächliche Moment für die Wasserschwellung. Schließlich drängte ein infolge der salz- und wasserreichen Kriegskost sehr salzreiches und vermehrtes Blutwasser aus seinen Bahnen auszutreten. So wurde eines Tages der Einbruch des salzreichen Wassers aus seinen übervollen Bahnen durch defekte Schleusen und zerbrochene Dämme in ein gierig aufsaugendes Gebiet manifest und überschwemmte den ganzen Körper. Gesicht und Augenlider, Füße, Ober- und Unterschenkel waren in verschiedenem Grade wassergeschwollen, selbst in Bauch- und Brusthöhle fanden sich vielfach Wasseransammlungen. Ferner war die Krankheit noch charakterisiert durch eine niedrige Pulszahl von 50—60 Schlägen in der Minute, — aber

auch 36—40 Pulsschläge waren nicht selten — durch einen herabgesetzten Blutdruck und durch Entleerung großer Harnmengen trotz bestehenbleibender Wasserschwellung. Diese drei letzteren Krankheitszeichen fanden sich aber auch bei einer großen Anzahl von Personen in hochgradig abgemagertem Ernährungszustand, aber ohne Wasserschwellungen. Des weiteren trat bei denjenigen Kranken mit Wasserschwellung nach Ausschwemmung des Wassers die hochgradige Abmagerung erschreckend in die Erscheinung, da sie vorher durch die Wasserschwellung nur verschleiert war. Es handelt sich also bei dieser sogenannten Ödemkrankheit, die vielfach mit, aber weit häufiger noch ohne Wasserschwellung verläuft, um eine weit verbreitete Hungererkrankung. Sie befällt alle Lebensalter, Männer mehr als Frauen, und jene Personen, die von der unzureichenden, rationierten Kost allein zu leben gezwungen sind. Dies trifft für dichtbevölkerte Gegenden ohne reiches landwirtschaftliches Hinterland zu (z. B. die Industriegegenden des Rheinlandes, Westfalens, Berlins, Hamburgs, Sachsens, Böhmens), oder für die geschlossenen Anstalten, z. B. Militär- und Zivilgefängnisse, sowie Heil- und Pflegeanstalten. Wer Gelegenheit hatte, Einblick zu tun in diese Anstalten, der wird den Eindruck des trostlosen Jammers und Entsetzens nicht mehr los. Hohlwangig oder gedunsen und blaß aussehende Gestalten mit stumpfem Blick schleppen sich in gebeugter Haltung mühselig dahin oder kauern zusammengesunken in Gruppen auf Bänken und am Boden, kein Wort der Klage, kein Zeichen der Teilnahme für ungewohnte Vorgänge ihrer Umgebung. Irrenanstalten, sonst Stätten des Lärms und heftigster Unruhe, sind still geworden, nur ein unverständliches Murmeln, und das heißt Hunger, zuweilen ein vereinzelter wüster Aufschrei, und der bedeutet Essen. Und naht die Stunde des Essens, dann wird es lebendiger. Sie richten sich aus ihrer zusammengekauerten Stellung mühselig empor, meist unter Zuhilfenahme ihrer Hände. Vielfach gelingt dies beim ersten Versuche nicht, ein mitleidiger Nachbar hilft dann dabei. Oder man sieht jemanden plötzlich wie einen gefüllten Sack umsinken, um nicht mehr aufzustehen, oder tot vom Stuhle fallen, oder man vermißt diesen oder jenen in der Frühe unter seinen Leidensgenossen. Sucht man ihn, so findet man ihn, die Bettdecke über den Kopf gezogen, zusammengerollt tot in seinem Bett. Und keiner seiner Schlafgenossen hat etwas von seinem Hinscheiden gemerkt. So sind als unschuldige Kriegsopfer ungezählte Tausende dahingesiecht. Eine Anzahl Anstalten mußte geschlossen werden, nachdem die letzten Insassen auf diese Weise gestorben waren. Ganze Ortschaften, z. B. im Erzgebirge und in Deutschböhmen, sind auf diese Art dezimiert worden. Forschte man dann bei der Leichenöffnung nach der Todesursache, so fand man jenen oben geschilderten Fett-, Muskel- und Organschwund, und die Ursache hieß Hunger! Abgesehen von dem geschilderten Körperverfall als direkter Folge der Unterernährung sehen wir noch zahlreiche indirekte Folgen in Form des gehäuften Auftretens von Krankheiten. Der durch den Verlust des Körpers an lebenswichtiger Eiweißmasse verursachten Einbuße an physischer und psychischer Leistungsfähigkeit wurde schon gedacht, und die damit zusammenhängende Unmöglichkeit des Wiedererſatzes bei der unzulänglichen Kriegskost ist schon erwähnt. Dieser Regenerationsmangel führt überall dort zu Störungen, wo es sich um Neubildung von Zellen und Geweben handelt, wie z. B. bei der Wundheilung. Diese ist in den meisten Fällen gegenüber früher verzögert. Eine herabgesetzte Widerstandskraft gegenüber Operationen und ihre Folgen wird vielfach berichtet. Das während des Krieges aufgetretene Ausbleiben der Menstruation, die sogenannte Amenorrhoe, bei Frauen aller Stände ist bekannt. Sie ist wahrschein-

lich die Folge der unvollkommenen oder mangelnden Ausreifung des Eies. Wohin solche Keimschäden hinsichtlich der Geburtenzahl und des gesundheitlichen Verhaltens bei Säuglingen und Kleinkindern führen, wird an anderer Stelle des Heftes besprochen werden. Sehr schlecht sind jene Personen gestellt, die aus inneren Krankheitsgründen einen erhöhten Stoffwechsel haben. Das gilt vor allem für die große Zahl von Schilddrüsenkranken, die sehr bald an Entkräftung dahinsiechen. Neben dem Regenerationsunvermögen an lebenswichtiger Körpersubstanz und seinen angedeuteten verderblichen Folgen spielt noch die mangelhafte Bildung von Schutz- und Abwehrkörpern im Organismus auf Grund der chronischen Unterernährung eine verhängnisvolle Rolle. Diese Stoffe werden normalerweise dauernd im Körper gebildet und sind die Abwehrkräfte gegen krankmachende Ursachen der Außenwelt. Sie stählen die Widerstandskraft des Körpers gegen Infektionen, vor allen Dingen gegen die Tuberkulose. Ihre mangelhafte Bildung hat einer erschreckenden Ausbreitung der Tuberkulose während des Krieges Tür und Tor geöffnet, worüber weiterhin von anderer Seite ebenfalls gesondert berichtet wird. Die Steigerung der Krankheitsfälle als Folge der Kriegsunterernährung, von denen nur einzelne Gruppen kurz gestreift werden konnten, läßt sich zahlenmäßig gar nicht erfassen. In welchem Umfange sie aber zugenommen haben, darüber gibt der erschreckende Anstieg von Todesfällen in den letzten beiden Kriegsjahren Aufschluß. Die Zahl der Todesfälle von Anfang des Krieges bis Ausgang 1918 hat von Jahr zu Jahr zugenommen und hat im letzten Kriegsjahr etwa 37 Prozent mehr der Sterbefälle des Friedensjahres 1913 betragen. Die absolute Steigerung der Zahl an Todesopfern während des Krieges beläuft sich auf gut $^3/_4$ Millionen mehr gegenüber demselben Zeitraum der Vorkriegszeit. In dieser Zahl sind keine Todesfälle als Folge von Feldzugsleiden und nicht die Todesfälle an Grippe enthalten. Dazu hatten wir außer der letzteren in den Jahren 1918/19 dank der sanitären Vorkehrungen keine Seuchen. *Wir müssen also diesen erschreckenden Anstieg von Todesfällen in der Zivilbevölkerung nicht als eine Kriegserscheinung an sich ansehen, sondern lediglich als die verderbliche Folge der chronischen Unterernährung auf Grund der großen Nahrungsmittelnot, die in erster Linie die beabsichtigte Wirkung der Hungerblockade war.*

Diese unschuldig und wehrlos gemordeten Opfer der „Blockade" erheben stumme Anklage gegen ihre Peiniger. Wir müssen die Stimme dieser Toten hören und verlangen für sie Gerechtigkeit vom Urteil der Geschichte. Wir rufen die Menschheit an für alle jene, welche noch leiden an den Folgen der völkerrechtswidrigen Anwendung der Hungerblockade, wie auch für jene, welche noch ungeboren durch sie zum Siechtum schon bestimmt sind. Denn wie steht im englischen „Weekly Despatch" vom 8. September 1918 frohlockend geschrieben? „Ich weiß, daß nicht nur Zehntausende von Deutschen, die bis jetzt ungeboren sind, für ein Leben physischer Minderwertigkeit prädestiniert sind, sondern daß auch Tausende von Deutschen, die sogar bis jetzt noch nicht empfangen sind, demselben Schicksale werden gegenüberstehen müssen. Englische Krankheit wird wohl die Krankheit sein, der man in der Zeit nach dem Kriege am häufigsten an unfähigen Deutschen begegnen wird." (F. W. Wile.) Der Friede ist geschlossen. Er verbietet hier, solche Gesinnung mit dem einzig richtigen Ausdruck zu belegen. Aber wehe Europa, wenn die Träger und Verfechter solcher Gesinnung sich unter dem sittlichen Beifall der ganzen Welt zu Anklägern und Richtern über das totgequälte Volk der Deutschen setzen zu können glauben! An solcher Moralverwirrung muß Europa zugrunde gehen.

München. Wilhelm Hermann Jansen.

Die Hungerblockade von außen gesehen.

Anfang Januar 1919 begab sich aus freiem Antriebe eine Kommission, bestehend aus zwei schwedischen Ärzten, dem Professor der Physiologie am Karolinischen Institut in Stockholm Johan Erik Johansson und Dr. Tage Sjörgren, nach Deutschland, um hier die durch die Hungerblockade geschaffenen Gesundheitsverhältnisse zu studieren. Nach Rückkunft der Kommission erstattete Prof. Johansson am 28. Januar 1919 vor der Schwedischen Ärzte-Gesellschaft in Stockholm einen Bericht, den wir mit freundlicher Erlaubnis des Vortragenden übersetzt und gekürzt wiedergeben.

Im Januar 1915 d. h. vor genau vier Jahren hielt ich hier in der Gesellschaft einen Vortrag über die Ernährungsverhältnisse in Deutschland während des Krieges, der zu jener Zeit fünf Monate währte. Mein Bericht stützte sich teils auf Beobachtungen während einer Reise, die ich kurz vor und nach dem Jahreswechsel 1914/15 unternommen hatte, teils auf Angaben in einer damals soeben erschienenen, später sehr bekannt gewordenen Arbeit: „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan", die von mehreren Autoritäten auf dem Gebiete der Volkswirtschafts- und Ernährungslehre unter Leitung des Professors Paul Eltzbacher herausgegeben worden war. Ich wies darauf hin, daß Deutschland sozusagen der Gegenstand eines Experimentes in großem Maßstabe sein sollte, eines Experimentes, welches beweisen sollte, inwieweit es einem hochindustriellen Lande möglich sei, seine Produktion, d. h. seine Landwirtschaft und Industrie und gleichzeitig die private Haushaltung so anzuordnen, daß es aushalten kann, auch wenn alle Zufuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen von anderen Weltteilen abgeschnitten ist.

Man hatte in der oben angeführten Arbeit teils den physiologischen Ernährungsbedarf der Bevölkerung, der in Billionen Kalorien und Millionen Tonnen Eiweiß ausgedrückt war, teils die einheimische Produktion nebst Import und Export von Lebensmitteln und Futterstoffen während der letzten Jahre vor dem Kriege berechnet. Man kannte also den wirklichen Verbrauch und konnte die Menge angeben, die bei normalen Verhältnissen durch die einheimische Produktion gedeckt wurde. Die Berechnungen ergaben pro Jahr:

	Bill. Kalorien	Mill. Tonnen Eiweiß
physiologischer Ernährungsbedarf	56,75	1,61
wirklicher Verbrauch	88,65	2,26
einheimische Produktion	71,24	1,63

Die einheimische Produktion hätte somit den physiologischen Ernährungsbedarf, der auf der Grundlage des Voitschen Kostsatzes berechnet war, decken können. Was den wirklichen Verbrauch betrifft, mußte indessen, wenn alles weiterging wie in Friedenszeiten, ein Mangel von 17.4 Billionen Kalorien und 0.8 Tonnen Eiweiß entstehen.

Der physiologische Ernährungsbedarf macht laut dieser Berechnung nur 63 Prozent des wirklichen Verbrauches aus. Ich stellte bei einer entsprechenden Berechnung für unser Land, welche im Auftrag der Kriegsbereitschaftskommission ausgeführt wurde, 68 Prozent fest. Die Erklärung dafür, daß der wirkliche Ernährungsverbrauch so ansehnlich den berechneten physiologischen Ernährungsbedarf übersteigt, ist nicht so leicht zu geben. Es liegt nahe anzunehmen, daß man bei dem reichlichen Zugang von Lebensmitteln, der bezeichnend für die modernen Kulturländer vor dem Kriege war, sich gewöhnt hatte mehr zu essen, als der Körper streng genommen verlangt, und daß man im allgemeinen die Lebensmittel vergeudete. Wenn diese Erklärung richtig wäre, so müßte man natürlich

durch strenges Anpassen der Lebensmittelzufuhr an den Bedarf den Verbrauch herabsetzen können. In der Arbeit von Eltzbacher wurde außerdem eine Umänderung der Reichshaushaltung vorgeschlagen mit der Absicht, den Nahrungswert der im Lande produzierten Futterstoffe besser auszunutzen. Es wurde vorgeschlagen, die Rindvieh- und Schweinebestände zu vermindern und die ersparten Mengen Futtersaat und Futterkartoffeln direkt als menschliche Nahrung zu verwenden. Ebenso wurde eine vollständigere Ausmahlung des Brotgetreides, Ausnutzung der Kartoffeln in Form von Kartoffelflocken usw. vorgeschlagen. Man berechnete, daß man auf diese Weise die effektive Lebensmittelproduktion auf 81,25 Bill. Kalorien mit 2,0 Mill. Tonnen Eiweiß heraufschrauben könnte.

Deutschland war bei Ausbruch des Krieges in bezug auf Befriedigung seines Nahrungsbedarfes in hohem Grade vom Auslande abhängig. Der Verbrauch von Brotkorn, in Kalorien berechnet, wurde bis zu 10 Prozent durch Import gedeckt. Der Fleischverbrauch, auf dieselbe Weise berechnet, wurde bis zu 33 Prozent durch Import von Schlachtvieh und vor allem Futtermitteln gedeckt. Was die Milch betrifft, so berechnete man, daß ungefähr die halbe Produktion von importierten Futtermitteln herrührte.

Der Anteil des Imports an verbrauchten Nahrungsmitteln war

	vegetabilische	animalische
berechnet in Kalorien	9 Prozent	45 Prozent
Eiweiß	14 „	44 „

Ein Abschließen des Imports mußte also die Kost wesentlich vegetabilisch und eiweißarm machen und zu gleicher Zeit, wie wir gesehen haben, ein Defizit von 17,4 Billionen Kalorien mit sich führen. Man rechnete außerdem mit einer Erhöhung der Bevölkerung um 2 Prozent und einer Verminderung der einheimischen Produkte um 5 Prozent, welches das soeben angeführte Defizit auf 22 Billionen Kalorien erhöhen würde. Man glaubte jedoch durch Erhöhung der Produktion von Getreide und Herabsetzung des Viehstandes im Verein mit einigen Sparsamkeitsmaßnahmen möglicherweise erreichen zu können, dieses Defizit auf ungefähr 9 Billionen Kalorien herabzubringen. Die Schwierigkeiten erwiesen sich jedoch als unüberwindlich. Die Berechnung war allzu optimistisch.

Die Absperrung wurde so gut wie vollständig. Aus Angaben, die mir das Reichsernährungsamt machte, habe ich berechnet, daß der Überschuß des Lebensmittelimports über den Export 1916 von 17,4 Billionen Kalorien im Durchschnitt während der Jahre 1912/13 auf 2 Billionen gesunken ist. In den Jahren 1917/18 machte derselbe 0,7 resp. 0,4 Billionen Kalorien aus. Im Vergleich mit dem Verbrauch vor dem Kriege: 88,6 Billionen Kalorien oder dem berechneten physiologischen Nahrungsbedarf: 56,7 Billionen Kalorien sind diese Zahlen verschwindend. Für die Jahre 1914 und 1915 besitze ich keine Angaben. Der wichtigste Posten des Imports ist jedoch das Brotgetreide und wie bekannt, hörte dieser Import fast unmittelbar nach Kriegsausbruch auf. Schon im Februar 1915 sah man sich in Deutschland genötigt, das Getreide zu beschlagnahmen. Man kann also die Lebensmittelblockade schon mit diesem Jahr als durchgeführt betrachten. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die Armee einen Teil Getreidevorräte in den besetzten Gebieten vorgefunden hat. Diese Vorräte sind aber nicht nach Deutschland importiert worden und infolgedessen der Zivilbevölkerung nicht zugute gekommen. Die Hoffnung, die einheimische Lebensmittelproduktion aufrechterhalten zu können, ist offenbar fehlgeschlagen. Betreffs der Ernte habe ich Angaben nur für das letzte Kriegsjahr, somit über die Ernte, welche für das laufende Haushaltungsjahr in Betracht kommt. Die Abschätzungen sind teils

von der Reichsgetreidestelle (R.-G.), teils von den Kommunalverbänden (K.-V.) ausgeführt. Die Durchschnittszahl dieser Angaben wird in nachfolgender Tabelle mit den Ernteangaben für die Jahre 1912 und 1913, 1000 Tonnenweise ausgedrückt, zusammengestellt:

	R.-G	K.-V.	Durchschn.	1912/13	Diff.	Bill. Kal.
Brotgetreide	10.318	7.755	10.036	16.418	6.382	15,5
Roggen u. Weizen Futtergetreide (Gerste u. Hafer)	6.771	6.389	6.580	12.764	6.184	5,7

Die Unterschiede zwischen den Ernteziffern 1918 und vor dem Kriege sind in Billionen Kalorien menschlicher Nahrung, wobei angenommen wurde, daß 5 Tonnen Futtergetreide eine Tonne Schlachtgewicht Schweinefleisch ergeben, umgerechnet. Der sukzessive Rückgang der Landwirtschaft hat also im letzten Jahre eine Verminderung von 21,2 Billionen Kalorien menschlicher Nahrung, im Vergleich mit den Verhältnissen vor dem Kriege mit sich gebracht. Über die Ergebnisse der Kartoffelanpflanzungen, Gartenbau, Zuckerindustrie und Fischfang kann ich keine Angaben machen. Die Zucht von Gemüseprodukten und Kartoffeln hat sich allerdings während der Kriegsjahre gehoben, alles in allem dürfte jedoch inzwischen durch die augenblickliche Absperrung von Import in Vereinigung mit dem Rückgang der Landwirtschaft eine Verminderung im Lebensmittelzugang von über 30 Billionen Kalorien pro Jahr verursacht worden sein. Somit dürfte von dem Zugang vor dem Kriege von 88 Billionen Kalorien nicht mehr als höchstens 58 Billionen Kalorien übrig sein, also gerade genug, um den berechneten physiologischen Nahrungsbedarf von 56 Billionen Kalorien zu decken. Ich möchte jedoch hervorheben, daß die Angaben, auf denen meine Berechnungen fußen, ziemlich unvollständig sind. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Mangel bedeutend größer ist. Die Ursache des Rückgangs der Landwirtschaft liegt teils im Mangel an Arbeitskräften während des Krieges, teils auch im Ausbleiben des Importes von Düngmitteln.

Durch das Verbot von Verfütterung des Brotgetreides und durch Herabsetzung des Viehbestandes hatte man 5,6 Billionen Kalorien für die menschliche Ernährung zu gewinnen berechnet. Im Totalbedarf von 88 Billionen Kalorien spielt diese Summe keine so große Rolle. Berücksichtigt man den Mangel, der tatsächlich entstand, nämlich mindestens 30 Billionen Kalorien, so scheint mir die Bedeutung der in Frage stehenden Veränderung der Reichshaushaltung übertrieben. Da man sogar noch während des letzten Kriegsjahres auf die Durchführung dieser Maßnahmen hinwirkte, macht es fast den Eindruck, als ob man in der Stunde der Not nach diesem Strohhalm gegriffen habe. Der Lebensmittelmangel wurde natürlich während des Krieges erhöht. Ein Beispiel für den Verlauf hierfür hat man an dem Wechsel der Brotration. Vor dem Kriege berechnete man per Person und Tag 320 Gramm Mehl. Im Januar 1915 wurde die Ration auf 225 Gramm, im März auf 200 Gramm, im August 250 Gramm, im Januar 1916 200 Gramm, im Februar 1917 170 Gramm, im Herbst 1917 220 Gramm und im Sommer 1918 160 Gramm gesetzt.

Laut Berechnungen von Rubner hatte das Kriegsernährungsamt im Sommer 1916 eine Zuteilung von 1983 Kalorien pro Tag und Individuum in Aussicht gestellt. Im darauffolgenden Winter ergab sich indessen nicht mehr als 1344 Kalorien und im Sommer 1917 nur 1100 Kalorien. Hierbei muß aber bemerkt werden, daß die Rationen für ein Individuum durchschnittlich gelten, also gleichgültig, ob Kinder oder Erwachsene, Männer oder Frauen. In einer

Familie, die sich gewissermaßen normal zusammensetzt, liegt die Möglichkeit einer Verteilung nach dem Nahrungsbedarf ihrer Mitglieder vor. Man berechnet, daß der Nahrungsbedarf (Konsumeinheit) des erwachsenen Mannes sich zum Nahrungsbedarf per Individuum wie 4:3 verhält. Eine Ration per Individuum von 1500 Kalorien entspricht also 2000 Kalorien für einen erwachsenen Mann. Der Voitsche Kostsatz enthält bekanntlich 3000 Kalorien. Es ist also erwiesen, daß die Rationierungskost in Deutschland während der Kriegszeit niemals den physiologischen Ernährungsbedarf gedeckt hat.

In den beiden eingehenderen Untersuchungsserien ließ das Material eine Verteilung nach dem Einkommen der Familie zu.

Einkommen per Individuum und Woche	Eiweiß/Tag	Kal./Tag
100—200 Mark	67,0	2367
über 500 Mark	78,5	2562

Die pekuniäre Stellung der Familie hat somit einen nicht geringen Einfluß auf den Umfang der Nahrungszufuhr ausgeübt. Das Material stammt sowohl aus Großstädten wie kleineren Plätzen und muß daher als ziemlich zuverlässige Veranschaulichung der Nahrungsverhältnisse in Deutschland nach dem Einführen der Rationierung betrachtet werden. Bezeichnend ist die sukzessive Abnahme der Nahrungsmittelzufuhr während der Kriegsjahre.

Aus Göttingen teilt Lichtwitz[1]) für 1916 mit:

	Eiweiß/Tag	Kal./Tag
Kriegsgefangene im Lager	66,6	2460
Gefängniskrankenhäuser	49,6	1858
Reservekrankenhäuser	50,7	1891
Bürger	59,9	2235

Die Kriegsgefangenen erhielten durchschnittlich eine zufriedenstellende Kost, auf jeden Fall reichlicher als die Einwohner in den Städten. Dagegen ist es erwiesen, daß Internierte, die ausschließlich auf die rationierte Kost angewiesen waren, es außerordentlich schwer hatten.

R. O. Neumann, Professor der Hygienie in Bonn, lebte vom Dezember 1916 bis April 1917 („Zeit der Kohlrüben") ausschließlich von den rationierten Waren; neben diesen standen ihm die der minderbemittelten bürgerlichen Bevölkerung durch Kauf in Lebensmittelgeschäften und auf dem Markt zugänglichen Lebensmittel zu Gebote. Er stellte sich sogar selbst bisweilen vor den Lebensmittelgeschäften an, bestimmte die Menge der verzehrten Nahrungsmittel, Zusammensetzung und Nährwert, sowie sein eigenes Körpergewicht. Im Durchschnitte erhielt Neumann während dieser Zeit 45 Gramm Eiweiß und 1546 Kalorien per Tag. Diese Beköstigung war natürlich unzureichend und veranlaßte eine Abnahme des Körpergewichts von 70 auf 57 Kilo in sieben Monaten. Aus der bezüglichen graphischen Darstellung geht hervor, wie unbedeutend die Zugabe aus dem freien Handel zur rationierten Kost in dieser außerordentlich schweren Zeit war. Des weiteren kann man sehen, daß die rationierten Waren bedeutenden Schwankungen unterworfen waren. Durch eine Zugabe hier und da in Gestalt von Fleisch oder Fett, bisweilen auch von Hülsenfrüchten, suchte man den Mut der Bevölkerung aufrechtzuerhalten. Neumann selbst erklärt, daß sein Arbeitsvermögen keinerlei Schwächung erlitten habe. Aber wieviele Menschen können ein Viertel ihrer Körpersubstanz verlieren, ohne darunter zu leiden?

Professor Fr. Müller, München, hat umfassende Untersuchungen über die Abnahme des Körpergewichtes während der Kriegsjahre vorgenommen. Es ist klar

[1]) B. Kl. W. 1916, Nr. 34 u. 41.

ersichtlich, daß die älteren Jahresklassen einer stärkeren Einwirkung der Lebensmittelknappheit unterlagen, als die jüngeren. Ebenso ist es erwiesen, daß die Landbevölkerung weniger als die Stadtbevölkerung auszuhalten gehabt hat. Die Bürger haben mehr als die Industriearbeiter an Gewicht verloren, was sicherlich darauf beruht, daß diese von Anfang an einen größeren Fettvorrat aufgespeichert hatten. Es wurden zirka 600 Gewichtsprüfungen von Personen, die nicht mit irgendeiner zehrenden Krankheit behaftet waren, vorgenommen. In einer besonderen Serie wurde das Körpergewicht und der Stickstoffgehalt bei solchen Personen, die nur von der rationierten Kost unter Hinzufügung der auf dem freien Markte erhältlichen Waren lebten, festgestellt. Diese Personen erhielten während einer Zeit von 10 bis 13 Tagen 1614 Kalorien und erlitten während dieser Zeit einen täglichen Gewichtsverlust von 280 Gramm und eine Herabsetzung von 11,7 Gramm des Eiweißvorrats des Körpers. Der Körper kann natürlich einen derartigen Verlust auf die Länge der Zeit nicht aushalten.

Betrachtet man den Rückgang in der Landwirtschaft und vor allem die bedeutende Verminderung der ganzen Milchproduktion, so sieht man deutlich, daß von einem Überfluß auf dem Lande in Deutschland ebensowenig die Rede sein konnte wie bei uns. Die Vorstellung, daß die Bauern aus Gewinnsucht oder ähnlichen schönen Gründen sich geweigert haben, ihre Waren herauszugeben, hat vielleicht etwas für sich gehabt, aber diese Idee hat sich so ausgewachsen, daß sie übertriebene Proportionen angenommen hat. Es ist verhältnismäßig leicht, mit Bekannten, Angehörigen und alten Kunden zu teilen; aber seine Waren in Form einer Staatsbeschlagnahme abgeben zu müssen, gefällt dem Bauern weniger, besonders wenn er Veranlassung hat anzunehmen, daß er selbst oder seine Angehörigen Mangel an diesen Waren leiden können. Im übrigen ist man der Ansicht, daß der Bauer oder kleine Gutsbesitzer seine Landwirtschaft wie ein privates sparsames Unternehmen verwalten soll, bei dem es darauf ankommt, Risiko und Gewinnmöglichkeiten zu berechnen; und dann greift man in die Leitung des Unternehmens ein und fordert, daß der Bauer trotzdem das Risiko tragen soll und wenn es die Ausbeutung des Gewinnes gilt, setzt man bei ihm eine staatssozialistische Denkungsweise voraus, welch letztere eigentlich unvereinbar mit jedem privathaushälterischen Betriebe ist. Wenn nun tatsächlich die deutschen Bauern in bezug auf die Staatssolidarität Engel gewesen wären, so wären sie trotzdem nicht in der Lage gewesen, das ansehnliche Defizit in der Volksernährung auszufüllen, das tatsächlich, wie wir gesehen haben, bestand.

In diesem Kriege hat offenbar die Volksernährung eine wichtigere Rolle gespielt, als der Geldzufluß. Sogleich bei Kriegsausbruch sah man bei den leitenden Stellen in Deutschland die Möglichkeit vor sich, daß man dem Risiko der Aushungerung ausgesetzt werden könne. Während meines Besuches in Deutschland beim Jahreswechsel 1914/15 hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie sich die Erkenntnis dieser Gefahr unter der Bevölkerung verbreitet hatte. Zweifelsohne trug dieses im hohen Grade dazu bei, daß die Streitigkeiten zwischen den politischen Parteien aufhörten; auch die militärischen Maßregeln sind während des Krieges sicher vielfach von der Rücksicht auf das drohende Hungergespenst diktiert worden und müssen ebenfalls aus diesem Gesichtspunkt heraus beurteilt werden. Wie ich schon früher betonte, hoffte man indessen, dieser Gefahr den Stachel nehmen zu können, auch wenn man sich recht schweren Entbehrungen unterwarf. Dieser Optimismus erklärt, daß man aushielt, so lange die geringste Aussicht auf Erfolg im Kriege bestand. Ich werde nun versuchen, eine Vorstellung davon zu geben, in welcher Weise dieser Optimismus

in bezug auf die Volksernährung zum Ausdruck kam und wie man an sachverständiger Stelle dagegen reagierte. Schon während des ersten Kriegsjahres wurde allgemein bemerkt, daß man abmagerte, aber man fühlte sich dabei nicht unbehaglich. Allgemein wurde auch die Vorstellung verbreitet, daß man in Friedenszeiten zu gut gelebt hatte und eine knappere und einfachere Kost nützlich wäre und daß man in den verflossenen Kriegsmonaten sich sozusagen ein neues Gleichgewicht geschaffen habe. Die allgemeinere Gültigkeit des Voitschen Kostsatzes wurde angezweifelt, man glaubte mit einer bedeutend geringeren Menge Eiweiß auskommen zu können und betrachtete sogar eine Herabsetzung der Nahrungszufuhr von zirka 1000 Kalorien nicht nur als notwendiges Übel, sondern vielmehr als geradezu nützlich. Es gab nicht wenige, die sich der Vorstellung hingaben, man könne die physiologische Lehre über die Ernährung, die von Chittenden und Hindhede aufgestellt worden ist, in die Praxis umsetzen. Im Laufe des Jahres 1916, besonders während der sogenannten Kohlrübenzeit, konnte man indessen Erscheinungen beobachten, welche die mit den Nahrungsverhältnissen Vertrauten nicht anders als Anzeichen einer drohenden Hungersnot deuten konnten. Von vielen Seiten, bei Fabrikarbeitern, Beamten und Angestellten wurden Klagen über verminderten Arbeitsvermögen laut. Obwohl das Land von Epidemien verschont geblieben war, wuchs die Sterblichkeitsziffer. Besonders stark wurden die älteren Jahresklassen und solche Personen, die in Anstalten wie Gefängnissen, Hospitälern, Versorgungsheimen untergebracht waren, heimgesucht. Als Todesursache trat besonders die Tuberkulose auf. Überall sank die Nativität, trotzdem man von militärischer Seite durch Beurlaubung der verheirateten Soldaten dieser Schwächung der Nation zuvorzukommen suchte. Des weiteren trat eine früher so gut wie ungekannte Krankheit, „Hungerödem", in Erscheinung. Es ist leicht begreiflich, daß die medizinischen Behörden eine schwierige Stellung hatten. Am besten dürfte die Situation aus Auszügen einiger Äußerungen beleuchtet werden. Die „wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen in Preußen" veröffentlichte am 18. Juli 1917 ein solches Gutachten, das dem Minister des Innern eingereicht wurde:

„Euere Exzellenz haben aus Anlaß der immer zahlreicher einlaufenden Berichte über nachteilige Wirkungen der jetzigen Ernährung Anlaß genommen darauf hinzuweisen, daß sich diese Wirkungen höchst ungleich in verschiedenen Gruppen der Bevölkerung geltend machen, auch habe man auf Grund der bisher von der Wissenschaft für eine rationelle Ernährung anerkannten Grundsätze wohl annehmen können, daß die Veränderungen in dem körperlichen Zustand, wie im allgemeinen Befinden der ganzen Bevölkerung größer sein müßten, als sie es tatsächlich sind, weshalb die Frage naheliegend erscheine, ob die bisherigen Grundsätze der Wissenschaft über den Nahrungsbedarf nicht einer Revision bedürften.

Es ist nicht zu leugnen, daß auch manche Ärzte, die in der Öffentlichkeit zu Worte gekommen sind, mehrfach ohne fundiertes Wissen in Tagesfragen eingegriffen haben. In der Tagesliteratur treten einseitig nur solche ärztliche Berichte hervor, welche die Tendenz verfolgen, jeden Nährschaden abzuleugnen; auch das ist begreiflich. Die Kritik muß schweigen, weil sie Landesinteressen nicht schaden und verletzen darf. Besser wäre es freilich, die Äußerungen ersterer Art unterblieben ganz, da sie bei Personen, die einen schweren Kampf ums Dasein führen, nur verbitternd wirken."

Nachdem bewiesen worden ist, daß die rationierte Kost, die ursprünglich der Bevölkerung 1983 Kalorien pro Tag garantieren sollte, in Wirklichkeit im Sommer 1916 auf 1344 Kalorien und im darauffolgenden Sommer auf 1100 Kalorien gesunken war, wird folgendes ausgeführt:

„Es blieb aber sicher eine große Zahl von Menschen übrig, welche sich nur wenig mehr an Nahrung als geboten wurde, verschaffen konnte und nach den allgemeinen Verordnungen nur die einfache Ration erhalten. Hierher gehören zunächst die akademischen Berufe, weitesten Umfanges, das Beamtentum überhaupt, die Angestellten von Kaufmannsberufen, männliches und weibliches Dienstpersonal, Berufe mit leichter körperlicher Arbeit im Handwerk und der Industrie, alte berufslose Personen usw., Handwerker, die keiner genossenschaftlichen Vereinigung angehören. Für die nachteilige Wirkung der Kriegsernährung ergeben sich schon aus dieser Gruppierung bestimmte Hinweise.

Mehrfach wird auch behauptet, der Mensch habe sich jetzt erst in der Kriegszeit an die wirkliche normale Kost gewöhnt und seinen Stoffwechsel herabgesetzt. Auf die Widerlegung derartiger Phrasen brauchen wir hier nicht weiter einzugehen. Denn man darf nur auf die Erfahrungen bei Gefangenen verweisen; diese zeigen mit einer traurigen Beweiskraft, daß leider eine solche Gewöhnung nicht vorhanden ist. Zu allem Überfluß hat man aber auch noch experimentell die Frage geprüft, ob allmählich die physiologischen Eigenschaften des Körpers sich geändert haben und der Mensch tatsächlich weniger Nahrung braucht als früher in Friedenszeiten gefordert worden ist, die Experimente haben nichts ergeben, was als eine Bestätigung dieser Behauptung anzusehen ist."

Im Protokoll der Tagung des Reichsgesundheitsamts am 20. Dezember 1917 wird ausgeführt: „Die wichtige Frage, ob wir gegenwärtig über die Klippe unzureichender Ernährung hinweg sind, wird keineswegs beruhigend beantwortet. Nach den Berichten ist vielfach die Gewichtsabnahme noch nicht zum Stillstand gekommen, mehrfach ist während der Sommermonate ein gewisses Gleichbleiben beobachtet worden. Natürlich haben vielfach die Erträgnisse eines kleinen Eigenbaus im Gärtchen usw. freie Nahrungsmittel geschaffen, was auch zum Teil selbst für größere Städte noch in Betracht kommen dürfte. Die allgemeine Rationierung hat ja allerdings vorläufig enttäuscht, da die Brotration dieselbe geblieben ist; nur die Kartoffelversorgung ist etwas im Steigen begriffen und wahrscheinlich wird der Einfluß einer guten Kartoffelernte auch an den kleinen Orten mit besserem Verkehr mit dem Lande sich geltend machen. Andererseits steigen Milch- und Fettknappheit. Man darf sich also nicht an diese allgemeinen schwachen Trostgründe klammern; im wesentlichen haben sich die Verhältnisse nicht gebessert, und gar eine zweite Attacke wie im Winter 1916/17 sollte man nicht riskieren. Auch von der anscheinbaren Ruhe, welche auf dem Ernährungsgebiete herrscht, soll man sich nicht täuschen lassen über die ungünstige Lage der Großstädte. Diesen durch besondere Maßnahmen zu helfen ist dringend nötig. Bei weiterem fortgesetztem Abfall der Gewichte, d. h. bei einem weiteren Körperverfall, wird eine Grenze erreicht, die schließlich mit einem Schlage zu sehr ernsten Erscheinungen führen muß. Nach Beobachtungen, die in den geschlossenen Anstalten gemacht wurden, zeigen sich bedenkliche Erscheinungen, wenn das mittlere Gewicht um etwa 15 kg unterschritten wird; kann dieser Wert auch nicht ohne weiteres verallgemeinert werden, so spricht manches doch für seine Wahrscheinlichkeit.

„Sehr häufig sind Gewichtsverluste von 20—30 kg, 20—25 kg genannt. Der prozentuale Gewichtsverlust der ganzen Bevölkerung eines Ortes wird auf 10—15 v. H., in anderen zu 15—20 v. H. oder noch höher, z. B. für Leipzig auf 20—25 v. H. angegeben. Durch Wiegen der Insassen einer Anstalt ist festgestellt, daß Nahrungskürzungen sich bei großen wie kleinen Personen gleichzeitig geltend machen, wenn auch die schweren Personen prozentual etwas mehr verlieren als die Mindergewichtigen.

„Eine ſich von Monat zu Monat ſteigernde Erſcheinung iſt das Ausbleiben der Menſtruation bei Frauen und Mädchen aller Stände. Je ungünſtiger die Ernährungsverhältniſſe ſind, deſto mehr treten in den Berichten Angaben hierüber hervor.

„Mit ſtarkem Optimismus hat man früher in den erſten Kriegsjahren die Beziehung der veränderten Ernährung zum Magen und Darmkanal betrachtet. In der Tages- und mediziniſchen Preſſe haben ſich manche Ärzte nicht genug tun können, von den Segnungen der Kriegskoſt zu reden, weil dadurch alle Magen- und Darmerkrankungen durch überreiche Koſt uſw. aus der Welt geſchafft ſeien. Anders lauten die Berichte über den vergangenen Winter und Sommer 1917. Die Kriegskoſt wird in urſächlichen Zuſammenhang mit den zahlreichen Magen- und Darmkatarrhen gebracht, die zeitweiſe faſt alle Bewohner mancher Städte betroffen haben. Zwar finden ſich auch jetzt noch große Teile des Reiches, wie z. B. Württemberg, welche außer gewiſſen Beſchwerden durch die Koſt ernſtere Vorgänge und Erkrankungen nicht melden. Aus den übrigen Teilen des Reiches werden teils ſeit 1916, teils ſeit dem Frühjahr 1917 Magen- und Darmkrankheiten gemeldet. Beſonders ſind dieſe Erkrankungen im Sommer 1917 und ſpeziell vom Juli 1917 ab ungemein häufig geweſen, ſo daß einzelne Berichte melden, es ſeien $^3/_4$ der Bevölkerung (Dresden) oder faſt alle Bewohner (Rieſa) erkrankt, auch wird hervorgehoben, daß nur die ſtädtiſche Bevölkerung, nicht die ländliche daran gelitten habe. . . . . In der Kohlrübenzeit war der Kräfteverfall beſonders groß. Die Ödeme fielen in dieſe Periode; jeder zweite Patient klagte über Magenbeſchwerden, Brechneigung, Durchfall, ja, es kam zum Erbrechen auf der Straße. Die Durchfälle ſetzen aus, wenn die Kohlrüben weggelaſſen werden und kommen wieder auf weiteren Kohlrübengenuß.“

Wenn man die Einwirkung der Lebensmittelknappheit auf die Sterblichkeit berechnen will, ſo muß man natürlich die im Kriege Gefallenen abrechnen. Des weiteren müſſen auch die Todesfälle durch Influenza im Jahre 1918 abgezogen werden. Während des Krieges hat, wie wir ſehen werden, die Nativität ſehr abgenommen. Demzufolge ſinkt die Säuglingsſterblichkeit in ſo hohem Grade, daß die Totalſterblichkeit dadurch beeinflußt wird. Um die Wirkung der Lebensmittelknappheit hervorzuheben, rechnet man am beſten mit den Altersklaſſen über 5 Jahre der weiblichen Bevölkerung. Mir ſtanden nur Angaben für Bayern und Preußen über die Anzahl der Todesfälle je nach Alter und Geſchlecht zur Verfügung. Auf Grund dieſer Angaben habe ich die prozentuale Steigerung der Todesfälle unter der weiblichen Bevölkerung während der Kriegsjahre im Vergleich mit dem Jahre 1913 berechnet. Für Preußen mußte ich das Jahr 1914 als Ausgangspunkt nehmen, da ich bei meinem eiligen Beſuche im ſtatiſtiſchen Landesamt nicht Zeit hatte, die Ziffern für 1913 abzuſchreiben. Für Bayern erſtrecken ſich meine Angaben nur bis inkl. 1917. Für das ganze Deutſche Reich liegen entſprechende Berechnungen im Reichsgeſundheitsamt vor. Ich ſtelle alle dieſe Ziffern in nachfolgenden Tabellen zuſammen:

Die Steigerung der Anzahl Toter der weiblichen Bevölkerung über 5 Jahre während des Krieges.

Jahr	Bayern		Preußen	
	abſolut	Prozent	abſolut	Prozent
1914	1034	2,7	—	—
1915	1382	3,6	9.634	4,7
1916	4460	11,7	23.133	11,2
1917	—	—	68.928	33,5

Die Totalsumme der Opfer der Lebensmittelknappheit geltend für das ganze Reich wird vom Reichsgesundheitsamt wie folgt berechnet:

Für 1915 bis	88.236	9,5	Prozent	entsprechend
„ 1916 „	121.174	14,3	„	„
„ 1917 „	259.627	32,2	„	„
„ 1918 „	293.760	37,0	„	„
insgesamt	762.796,			

wenn man von der Anzahl Toter des Jahres 1913 ausgeht.

Die Ziffern der im Kriege Gefallenen stellen sich laut Angaben des Kriegsministeriums wie folgt:

August 1914 — März 1915	294.791	
April 1915 — Dezember 1915	348.436	
1916	341.551	
1917	307.668	
1918	312.087	(vorläufige Ziffer)
insgesamt	1 604.536.	

Demnach machen die Kriegsopfer unter der Zivilbevölkerung beinahe die Hälfte (47,5%) der im Kriege Gefallenen aus. Eine höchst bedeutende Ziffer, besonders wenn man berücksichtigt, daß die Bevölkerung von Epidemien verschont war.

Der schwierige Winter 1917, „der Kohlrübenwinter", zeichnet sich durch eine bedeutende Steigerung der Anzahl von Todesfällen in allen Altersklassen über 15 Jahre aus. Die höchsten Altersklassen waren am schlimmsten daran. Aber man bemerkt deutlich, wie die Sterblichkeit sukzessive Jahr für Jahr unter den jüngeren Altersklassen mehr und mehr um sich gegriffen hat.

Die Sterblichkeit unter den Tuberkulösen hat besonders zugenommen. Eine vom Reichsernährungsamt ausgearbeitete Darstellung beweist, daß die Sterblichkeit unter den Tuberkulösen sich seit dem Jahre 1913 verdoppelt hat.

Die Todesfälle infolge Wochenbettfieber sind gestiegen. Als Veranlassung hierfür gibt man Mangel an Seife und Desinfektionsmitteln an.

Besonders bemerkenswert ist die bedeutende Verminderung der Geburtsziffern:

Verminderung der Geburtsziffern im Vergleich mit 1913.

	Bayern		Preußen (nur lebend Geborene)	
Jahr	absolut	Prozent	absolut	Prozent
1914	2.760	1,3	6.836	0,6
1915	51.607	24,9	282.702	28,2
1916	90.947	43,8	497.393	42,4
1917	—	—	569.920	48,5
1918	—	—	623.000	53,1

Professor Ballod berechnet die Verringerung unter Berücksichtigung darauf, daß dieselbe auch noch während des Jahres 1919 fortdauert, für das ganze Deutsche Reich auf über 4 Millionen. Die Abnahme der Geburten steht zweifelsohne im Zusammenhang mit dem Ausbleiben der Menstruation, wie man sowohl bei verheirateten wie unverheirateten Frauen feststellte.

Auch wir machen von unserem Vorrat einen Gebrauch, zu dem uns die Zuflüsse nicht berechtigen. Aber wir wissen, daß wir mit jedem Tag mehr importieren können, während dagegen die Blockade gegen Deutschland nach dem Waffenstillstand tatsächlich strenger geworden ist. Durch die überstürzte Durchführung der

Demobilisierung ist ein Teil der Vorräte verloren gegangen. Die inneren politischen Unruhen haben natürlich auch große Schwierigkeiten mit sich geführt.

Die Behörden, die die Lebensmittelverteilung an die verschiedenen Städte vornehmen, versehen ihre Arbeit pflichtgetreu weiter. Wir dürfen uns deshalb nicht etwa vorstellen, daß eine Hungersnot in der Form herrscht, daß die Menschen auf der Straße sterben. „Schreckensbilder kann ich Ihnen nicht zeigen", erklärte das Mitglied des Medizinalamtes der Stadt Berlin, das uns durch die Lokale für Massenspeisung usw. führte, dagegen hatten wir Gelegenheit, die langsam aber sicher wirkende Lebensmittelknappheit direkt und an der Hand der volksstatistischen Ziffern zu beaugenscheinigen. Die Aussichten werden noch durch die Ungewißheit über die endgültigen Friedensbedingungen verdüstert. Die aufgestellten Forderungen auf Herausgabe eines Teiles der landwirtschaftlichen Maschinen trugen auch nicht dazu bei, die Zukunftsaussichten zu erhellen. Diejenigen, die gesehen haben, wie die Lebensmittelknappheit Jahr für Jahr mehr Opfer unter der Bevölkerung der jüngeren Jahresklassen fordert, können nicht umhin, in dem fortgesetzten Aufrechterhalten der Lebensmittelblockade eine Maßregel zu sehen, die gegen den Fortbestand der Nation gerichtet ist.

In den besseren Hotels — wir wohnten im Hotel Adlon dicht am Brandenburger Tor — hat man keinen Grund, über mangelnden Komfort oder unzureichendes Essen zu klagen. Butter, Zucker und Sahne gab es allerdings nicht. Frisches Fleisch erhielten wir nur einmal in den zehn Tagen, in denen wir in dem Hotel wohnten. Suppen und Gemüse, die mit einem Minimum von Fett und fast ohne Zusatz von Gewürzen hergerichtet waren, wurden allmählich eine ziemlich einförmige Kost. Die einzige Abwechslung war gesalzenes Fleisch, Fisch und konservierte Fleischwaren. Wenn es einem nicht auf das Geld ankam, so konnte man wohl noch bessere Kost erhalten und wir hätten dem einen oder anderen Reisenden auch beistimmen können, die erklärten, man könne in Berlin beinahe ebenso gut wie in Friedenszeiten leben — wenn wir nicht unsere Nachforschungen über das Hotel hinaus erstreckt und innerhalb desselben Fragen an das Personal gestellt hätten. Letzteres war offenbar streng auf die rationierte Kost angewiesen. Bei Besuchen bei Kollegen empfing ich auch einen lebhaften Eindruck von den Entbehrungen, der sich selbst die wohlhabende Berliner Bevölkerung unterwerfen muß. Nur ein bis zwei Zimmer der Wohnung waren geheizt. Ein Kollege lud mich zu Mittag ein: Suppe, konserviertes Fleisch, Kartoffeln, Kompott — alles war gut, aber trotz allem Genötigtwerden konnte ich nicht unterlassen, dem Beispiel der Gastgeber in bezug auf Begrenzung der Portionen zu folgen. Was hierzu beitrug, war auch die Äußerung, die ich am vorhergehenden Tage von einem Kollegen gehört hatte: „Meine Wünsche erstrecken sich nunmehr nicht weiter, als daß ich soviel Kartoffeln essen darf, wie ich will und daß ich meine Zimmer so heizen kann, daß die Kinder nicht zu frieren brauchen."

Ich will Sie nicht mit einer Schilderung meiner persönlichen Gefühle über das Unglück, dessen Augenzeuge ich war, ermüden, sondern möchte nur bemerken: Ich habe einen wesentlichen Teil meiner Ausbildung in Deutschland genossen, ebenso wie vor mir meine Lehrer Professor Firtjof Holmgren in Uppsala und Robert Tigerstedt hier in Stockholm. Ich besitze aus dieser Zeit viele Erinnerungen der Arbeitsfreude und guten Kameradschaft mit deutschen Kollegen. Ich habe deutsche Freunde in bitterster Not und ohne die Hoffnung, glücklichere Zeiten zu erleben, wiedergesehen.

Hungerblockade und Frauen.

Die Wunden, die der Krieg dem Volkskörper ſchlägt, treffen zwar „den Mann, zur Heilung gebracht aber werden ſie durch die Frau“, ſo konnte Sellheim noch mit Recht und ohne Sorge im Januar 1915 in ſeiner Abhandlung „Volkskraft und Frauenkraft“ ſchreiben. Mit Recht, denn in den erſten Monaten des Krieges blieben die Frauen im großen und ganzen von unmittelbaren Kriegsſchäden verſchont, wenn man von denen abſieht, die in den Grenzgebieten den Ausbrüchen ruſſiſcher und franzöſiſcher „Kultur“ zum Opfer fielen — merkwürdigerweiſe ohne das Weltgewiſſen zu erregen, das offenbar mit unſeren „Greueln“ in Belgien ſo beſchäftigt war, daß es ſich um das beklagenswerte Schickſal deutſcher Nichtkämpfer nicht kümmern konnte oder wollte. — Ohne Sorge konnte Sellheim damals noch ſein, denn wie hätte er ahnen können, daß im 20. Jahrhundert eine Übermacht von Feinden den Gegner, den ſie mit ehrlichen Waffen nicht niederzwingen konnten, mit dem völkerrechtswidrigen Mittel einer Hungerblockade zu bekämpfen verſuchen würde? Wie hätte er es ahnen können, daß die Welt der Neutralen, — voran Amerika — proteſtlos zuſehen würde, wie eine Menſchenmaſſe von etwa 100 Millionen mit allen, die dazu gehörten, mit Kind und Weib und Greis erbarmungslos dem langſamen und deshalb doppelt qualvollen Hungertod überliefert würde? Noch immer ſträubte ſich unſer Herz und unſere Vernunft gegen die Möglichkeit des Gedankens, daß entgegen allem Recht Kinder und Greiſe, Kranke wie Frauen in den Kreis derer einbezogen würden, die unmittelbar den Kriegsſchäden ausgeſetzt waren. Doch das Unglaubliche wurde Wahrheit, kein Sturm der Entrüſtung erhob ſich — als uns immer enger und enger der Strick zugezogen wurde, der uns den Atem nahm. Und auf die Gefahr hin, daß mancher ſich getroffen fühlt — zu ſpät, um uns zu nützen, aber vielleicht früh genug, um uns etliches abzubitten, — muß es geſagt ſein: Nicht das iſt ſo furchtbar, daß einige im Feindeslager uns den Hungertod zudachten, ſondern daß eine ganze Welt von Neutralen — in ihrer Geſamtheit keine kleine Macht — nicht nur nicht den Finger rührte, um ein ſolches Verbrechen zu verhüten, ſondern ſogar die ganze Hand, mehr oder weniger zögernd allerdings, aber ſchließlich doch, dazu hergab, um mitzuwirken. Vielleicht iſt es undiplomatiſch, ſolche Gedanken auszuſprechen, die Anſtoß bei denen erregen könnten, die uns zu helfen vermögen; aber die Reihe iſt nicht an uns, zu betteln, ſondern ſie iſt an der Welt — ſich der Wahrheit zu ſchämen.

Gehungert haben wir — die fluchwürdigen Ausnahmen beſtätigen nicht das Gegenteil — an der Front und in der Heimat, voran die großen Städte. Daß wir gehungert haben, braucht nicht bewieſen zu werden. Die Schlangen bei Sturm und Wetter geduldig vor den Lebensmittelläden anſtehender Frauen, die Hamſterfahrten aufs Land, allen Verkehrsſchwierigkeiten zum Trotz, waren nicht das Produkt von Maſſenſuggeſtionen, ſie hatten einen ſehr poſitiven Beweggrund — den Hunger! Daß er da war, ja noch da iſt, ſteht feſt: für uns Frauenärzte handelt es ſich darum, ſeine Folgen für die Frauenwelt zu überſchauen.

Es darf nicht verhehlt werden, daß es ſchwer, ja teilweiſe unmöglich iſt, bei ſo komplizierten Zuſammenhängen, wie Krieg – Niederlage — Revolution — Hungerblockade — Volksgeſundheit, den jeweiligen Anteil jedes Faktors am Endergebnis feſtzuſtellen, denn ſie ziehen alle am gleichen Strick, ohne daß wir erkennen können, welcher der ſtärkſte iſt. Haben wir nicht wegen dieſes Umſtandes das Schauſpiel ſich täglich erneuernder politiſcher und unpolitiſcher Kämpfe, weil es ſo ſchwer iſt, dieſe Dinge in ihren Zuſammenhängen genau voneinander

zu trennen? Und wird nicht trotz vielen Papiers und vieler Druckerschwärze manche Frage unbeantwortet bleiben, zur Zufriedenheit von Tausenden unentwegter Besserwisser, denen alles klar ist? Das liebe Publikum wird denken: Was soll da schwer zu beweisen sein? Deutschland hungert, die Frauen mit, also sind sie geschädigt, das ist doch ganz einfach! Aber es ist ein ander Ding, etwas mit dem gesunden Menschenverstand für selbstverständlich zu halten — ein anderes, es dann wissenschaftlich zu beweisen. Das alte Erbübel deutscher Objektivität um jeden Preis, das so seltsame, anderen Völkern unfaßbare Blüten von Selbstbezichtigungs- und Selbstvernichtungsideen trieb, erleichtert diese Aufgabe durchaus nicht. Die Wissenschaft aber war in Deutschland immer ganz besonders bestrebt, den Schein zu vermeiden, als ließe sie sich etwa zur Dirne politischer Zweckmäßigkeit erniedrigen. Vielleicht wird mancher Laie enttäuscht sein beim Lesen der folgenden Tatsachen, weil sich die Folgen des Verbrechens der Hungerblockade nicht deutlicher darstellen, so deutlich, daß auch dem böswilligsten Ententisten erschaudernd die Erkenntnis und die Scham darüber aufdämmert, welche Grausamkeit die Handvoll skrupelloser Männer besaß, die die Entente zu einem so knappen, ach so schmachvollen Sieg und Europa an den Abgrund geführt haben.

Diejenige Zahl, die am eindrucksvollsten die Größe einer Katastrophe in ihrer Wirkung auf den Volkskörper dartut, ist die Mortalitätsziffer. „Die Wunden, die der Krieg schlägt, treffen den Mann", wie wenig verträgt sich dieser Satz mit den Tatsachen! Mir stehen zwar nur die Angaben über Bayern aus der Zeitschrift des statistischen Landesamtes zur Verfügung, aber die Verhältnisse dürften im übrigen industriereicheren Deutschland eher noch ungünstiger sein als im großenteils agrarischen Bayern. Diese Ziffern lassen uns die erschütternde Tatsache erkennen, daß etwa 35000 Frauen in der Zeit von 1914 bis 1918 einschließlich mehr gestorben sind, als dem zu erwartenden Durchschnitt entsprach, wobei noch dazu die im Frieden von Jahr zu Jahr günstigere Mortalitätsquote als unveränderlich nach dem Stande von 1913 angenommen wurde! Bayern war etwa der zehnte Teil vom alten Reich, es dürfte nicht fehlgegriffen sein, wenn man dementsprechend für Deutschland alle Zahlen 10fach nimmt.

Es mag eingewendet werden, daß diese Verluste alle möglichen Ursachen haben können. Es soll auch zugegeben werden, daß der Zwang zum Schwerarbeiten auf Gebieten, die weitab vom gewöhnlichen Wirkungsbereich der Frau liegen, eine gewisse Steigerung der Morbidität und Mortalität zur Folge hatte — neben unleugbaren Schäden für die Psyche des Weibes —, aber dieser Umstand erklärt keineswegs eine so furchtbar erhöhte Sterblichkeit. Um so weniger, als doch Stadt- wie Landfrauen zu allen möglichen Arbeiten herangezogen wurden, die früher von Männern verrichtet wurden, in den folgenden Zahlen aber deutlich ein Unterschied in der „Mehrsterblichkeit" bei Stadt- und Landfrauen zum Ausdruck kommt. Gegenüber 1913 betrug die Mehrsterblichkeit in den Großstädten bei weiblichen Personen über 5 Jahren: 1914 7,3 %, 1915 5,0 %, 1916 18,2 %, 1917 25,9 %. Auf dem Lande waren die Steigerungen wesentlich niedriger: 1914 1,7 %, 1915 3,3 %, 1916 9,6 % und 1917 16,2 %. Nun waren tatsächlich in Stadt und Land alle Verhältnisse sich gleich, ausgenommen die der Lebensmittelversorgung. Selbstverständlich wurden bei der durch die Blockade eingetretenen Not zuerst die Großstädte befallen, die ländlichen Bezirke litten unter der Ablieferungspflicht zwar auch, jedoch nicht entfernt in dem Maße, wie die Industriezentren. Der kleine Rückgang im Jahre 1915 dürfte der Verbesserung in der Organisation der Nahrungsmittelzufuhr in die Großstädte zugute zu schreiben sein. Ausdrücklich sei bemerkt, daß die

Grippe erst 1918 auftrat, daß aber sicher in einer Reihe von Fällen der ungünstige Ausgang dieser gefährlichen Krankheit durch die Unterernährung mitverschuldet wurde, nebenbei wird wohl auch der durch den Nahrungsmittelmangel bedingte Zwang zum stundenlangen Anstehen bei jedem Wetter die Disposition wie auch die Weiterverschleppung der spanischen Krankheit gefördert haben. Was die aus der Statistik ersichtlichen Todesursachen betrifft, so überwog das Anschwellen der Verdauungskrankheiten und der Lungenentzündungen bei Frauen bis zu 70 Jahren noch das der Tuberkulose. Im höheren Alter wird öfter als früher Altersschwäche als Todesursache genannt.

Aber nicht nur den Tod von Abertausenden deutscher Frauen hat die Hungerblockade zur Folge gehabt, sondern auch Leiden und Siechtum für abermals Tausende, denen dadurch das Leben verkürzt und verbittert wird, die minder tauglich sind, ihrem Beruf als Gattin und Mutter nachzukommen.

Es ist gewiß ein merkwürdiger Zufall, daß die erste Folge der ungenügenden Ernährung, mit der sich die Fachliteratur der Frauenärzte befaßt hat, eine günstige war, nämlich die von Ruge II erstmals behauptete Abnahme der Eklampsie, einer äußerst gefährlichen Schwangerschafts-Erkrankung, die sich fast immer durch Krämpfe schwerster Art auszeichnet. Die Nachprüfung an den verschiedensten Kliniken, darunter auch an der Döderleinschen, hat jedoch die Richtigkeit dieser Annahme nicht einwandfrei dartun können, die Frequenz dieser Krankheit schwankte bei uns unbeeinflußt vom Krieg zwischen 6,5‰ und 9,8‰ hin und her.

Als die erste Schädigung, die wohl jetzt vom überwiegenden Teil der Autoren der Unterernährung zur Last gelegt wird, wurde 1917 von Dietrich in Göttingen ein Zustand beschrieben, der den Gynäkologen seither unter der Bezeichnung „Kriegsamenorrhoe" bekannt ist. Wir verstehen darunter das Ausbleiben der monatlichen Regeln über eine mehr oder weniger lange Zeitdauer, ohne daß sonstige erkennbare Ursachen vorhanden sind. Das gehäufte Auftreten dieses Leidens fällt zeitlich und sicher auch ursächlich mit dem Beginn der Wirkung der Hungerblockade zusammen. Einige Autoren weisen auf die Möglichkeit hin, daß es eine chronische Vergiftung mit Mutterkorn sei, dessen blutungsvermindernde Wirkung ja allgemein bekannt sein wird. Das Mutterkorn wurde früher sorgfältig aus dem zur menschlichen Nahrung bestimmten Getreide entfernt, durch den Mangel an Körnerfrüchten muß aber noch jetzt auf die Reinigung des Getreides verzichtet werden, wodurch unter anderem auch das Mutterkorn mitgenossen und möglicherweise die Ursache für die obengenannte Menstruationsstörung wird. Diese Theorie erhält eine gewisse Stütze dadurch, daß auch beim Manne ein Fall von tetanusähnlichen Krämpfen — einem Symptom von Mutterkorn-Vergiftung — und zwar von Glaessner in Wien beobachtet wurde, der durch Aussetzen der Ernährung mit mutterkornhaltigem Mehl in einigen Wochen zur Heilung kam.

Das Übel wäre nicht so wesentlich, wenn nicht H. Köhler in Hamburg hätte nachweisen können, daß es nicht nur eine harmlose Menstruationsstörung ist, die mit Besserung der Nahrung von selbst sich ausgleicht, sondern daß die Menstruationsstörung der Ausdruck einer Degeneration der Eierstöcke mit nachfolgender Schrumpfung der Gebärmutter ist, die bei langer Dauer der Schädigung, (auch dieser Autor sieht die Unterernährung als Ursache an), zur Unfruchtbarkeit der Befallenen führt.

Eine weitere Tatsache, die die Aufmerksamkeit der Frauenärzte auf sich lenkte, war das erhebliche Anwachsen der Häufigkeit von Brüchen und Vorfällen. Schiffmann in Wien war der erste, der 1917 darauf hinwies. Er, wie alle späteren Beobachter bringen das Leiden neben der Schwerarbeit besonders mit der Unterernährung in Beziehung, es ist der sichtbare Ausdruck einer allgemeinen

Senkung der Baucheingeweide infolge des Schwundes des stützenden Körperfettes. Gelegentliche Stichproben der Gewichte von Frauen an unserer Klinik ergaben eine Untergewichtigkeit von 20 % und mehr, so daß auch in dieser Beziehung eine ausgesprochene Unterernährung festzustellen war. Was die Folge der Unterleibsbrüche für die Patientinnen anbetrifft, so sind sie neben der Unannehmlichkeit der Gefahr ausgesetzt, daß eine Einklemmung des Bruchinhaltes das Leben in akutester Weise bedroht, die Vorfälle hingegen vermögen die Lebensfreude der Kranken in übelster Weise zu beeinträchtigen, außerdem geben sie einen Grund für Erschwerung der Empfängnis ab, unter Umständen verhindern sie diese gänzlich. Gewiß sind also auch diese beiden Zustände sehr ernst zu nehmende Folgen der Hungerblockade.

Eine seltsame Folge hat die Hungerblockade ebenfalls infolge der Verschlechterung des Brotes mit sich gebracht, ein ganz erhebliches Häufigerwerden des Zustandes, den wir schon immer unter dem Namen der „grossesse nerveuse" kannten. Das Kriegsbrot verursacht fast allgemein eine starke Gasbildung im Darm, diese kann so erheblich werden, daß bei Frauen tatsächlich bei oberflächlicher Betrachtung der Eindruck einer Schwangerschaft im vorgeschrittenen Stadium erweckt werden kann. Das Gurren der Darmgase täuscht Kindsbewegungen vor, und mit oder ohne „Kriegsamenorrhoe", unter Mitwirkung von Furcht vor der Schande, oder Hoffnung anf den vielleicht schon längst vergeblich erwarteten Nachwuchs, rundet sich das Symptomenbild für die in jedem Falle bedauernswerten Wesen so ab, daß sie sich sicher schwanger glauben. Dieser Glaube kann so unausrottbar fest sitzen, daß er zur Psychose wird. Ich erinnere mich, daß ich einmal innerhalb 14 Tagen nicht weniger als sechs solcher „Schwangeren" über ihren wirklichen Zustand aufklären mußte, der so täuschend war, daß in drei Fällen sogar Ärzte sich irreführen ließen. Eine von diesen sechs mußte ich der psychiatrischen Klinik überweisen, so sehr hatte sich bei ihr der falsche Glaube eingenistet, daß sie in gesegneten Umständen wäre.

Im Zusammenhang mit dieser Psychose sei erwähnt, daß Boas mit der Wahrscheinlichkeit rechnet, daß ein Teil der Kriegspsychosen des weiblichen Geschlechtes mit der „Kriegsamenorrhoe" in Beziehung steht und damit indirekt ebenfalls mit der ungünstigen Ernährung. Von v. Jaworsky wurde ein Sinken der Libido beobachtet, auch meine Erfahrungen decken sich mit dieser Beobachtung, insoferne, als in den letzten Jahren die Frauen öfter um Rat in dieser Beziehung baten. Daß diese Erscheinung Folge des Hungers sein kann, dafür haben wir den negativen Beweis in der Erfahrungstatsache, daß — allerdings nur in gewissen Grenzen — eine kräftige Ernährung der Libido förderlich ist.

Alle andern Fragen sind nicht geklärt genug, um erörtert zu werden in einer Abhandlung, die sich weniger mit theoretischen Vermutungen als vielmehr mit Tatsachen befassen soll. Hierzu gehören etwa die noch nicht erwiesene Zunahme der Krebserkrankung, ferner die Zunahme der Genitaltuberkulose. Gegenüber der Tuberkulose der Lungen und der Knochen tritt jedoch die obengenannte Lokalisation so in den Hintergrund, daß sie im Rahmen dieser Betrachtung kaum ins Gewicht fällt.

In großen Zügen wäre mit dem Vorstehenden ein Bild von der Wirkung der Hungerblockade entworfen, es ist alles andere als tröstlich. Wenn wir gesehen haben, daß abertausende deutscher Frauen der Blockade gänzlich zum Opfer fielen, abertausende schwer geschädigt an Leib und Seele nicht nur an den Folgen tragen müssen, sondern noch weiterhin gleichen Schädigungen ausgesetzt sind, weil die Blockade faktisch weiterbesteht infolge der Auspowerungs-

politik, infolge des Diebstahls unserer Handelsflotte und unserer Auslandsguthaben, mittels derer wir in der Lage gewesen wären, der Not im Lande energisch abzuhelfen und damit eine Quelle der Arbeitsunlust zu beseitigen, dann möchte man wohl verzweifeln daran, ob es möglich ist, daß die derart geschädigte Frauenkraft in absehbarer Zeit in der Lage sein wird, die so schwer mitgenommene Volkskraft wieder zu heben und zu erneuern.

Hat nun die Hungerblockade einen nachweisbaren Einfluß darauf ausgeübt, daß die Frau sich dieser ihrer vornehmsten Aufgabe nicht widmen konnte? Im ersten Augenblick erscheint es selbstverständlich, für einen Teil des für Bayern allein bis 1918 rund 400000 ungeborene Kinder betragenden Geburtenausfalls die Blockade verantwortlich zu machen. Selbstverständlich haben der Hunger und die Sorgen die Zeugungsfähigkeit und den Zeugungswillen beeinträchtigt, aber zahlenmäßig — jeder Kritik standhaltend — läßt sich bei der Menge gleichsinnig wirkender Faktoren der Anteil dieses einen nie und nimmer feststellen. Nicht einmal folgende Logik führt zum Ziel: Auf dem Lande war die Ernährung viel besser als in der Stadt, die Einberufungen — angenommen — hier wie dort gleich — die Arbeitsleistungen der Frauen ebenfalls —, dann müßte der Geburtenausfall am Land geringer sein als in der Stadt, wenn die Hungerblockade einen Einfluß hatte. In Wirklichkeit aber war der Geburtenausfall auf dem Lande von 1914 bis 1918 164,2 % gegen 147,7 in den Städten! Und die Erklärung? — Ganz einfach die, daß die Bevölkerung ungemein fluktuierte und das Bild bis zur Unkenntlichkeit verwischte! Vielleicht kommt hier noch dazu, daß der Bauer in punkto „Nachwuchs" rationeller denkt, als der Großstadtproletarier.

Sind wir Frauenärzte im Bezug auf die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Hungerblockade und Menge des Nachwuchses nicht in der Lage, eine auch nur einigermaßen wissenschaftlich gestützte Antwort zu geben, so existieren über die Qualität der Neugeborenen eine Legion von Arbeiten aus den verschiedensten Kliniken. Sie haben alle zusammen im Wesentlichen das gleiche Resultat: Die wachsende Frucht benimmt sich wie ein echter Schmarotzer, der ohne Rücksicht auf den Zustand des Mutterbodens oder Wirtes es sich wohl sein läßt. Dementsprechend lassen die Kriegsneugeborenen in nichts die wohlgerundete Fülle vermissen, die das Zeichen vollster Gesundheit ist.

Das sähe ja sehr beruhigend aus, wenn nicht — besonders in neueren Arbeiten, darunter der unsrigen — Andeutungen für eine Neigung zum Geringerwerden der Neugeborenengewichte zu finden wären. Wenn die Minderung auch nur etwa 3 % betrug, so muß sie doch mit Hinblick auf den Charakter der Leibesfrucht als Schmarotzer Besorgnis erwecken, denn sie ließe Rückschlüsse auf schwere Schädigungen der Mütter zu.

Über den Verlauf der Geburten ist nichts Auffälliges zu berichten, der Vollständigkeit halber seien nur die sogenannten Schnellgeburten erwähnt, die die Autoren teilweise auf abnorme Kleinheit der Kinder — also im Gegensatz zu oben! — teilweise auf eine leichtere Passierbarkeit der Geburtswege infolge Fettschwundes zurückführen, ohne es zu beweisen. Wir sahen derlei jedenfalls nicht auffallend häufiger als sonst.

Größere Neigung zu Nachgeburtsblutungen konnten wir ebenfalls nicht feststellen, traten aber solche auf, so erholten sich in vielen Fällen die Frauen recht langsam, ebenso auch bei erheblichen Blutungen bei Fehlgeburten. Erst heute wieder sah ich einen solchen Fall, der noch nach acht Wochen einen gar nicht so bedeutenden Blutverlust bei Fehlgeburt nicht überwunden hat — trotz ½ Liter Milchzulage. Mich wundert das übrigens nicht im geringsten, denn welche Mutter wird wohl ihren kümmerlichen ½ Liter Milch, den sie so bitter

nötig hätte, nicht mit ihren Kindern teilen, wenn der Hunger zu Gast ist? Wir wissen das alles, und doch — können wir helfen, wo ½ Liter Milch das Maximum dessen darstellt, was wir verordnen dürfen?

An den Säuglingen tun unsere deutschen Frauen trotzdem ihre Pflicht, auch wenn sich der Überfluß des Auslandes ihrer Not nicht erbarmt. Momm, Rohmann, Baumm und Illner kamen im wesentlichen zu dem übereinstimmenden Resultat, daß die Zusammensetzung der Milch der stillenden Frauen nicht durch die Hungerkur beeinflußt wurde, wenn eine Besserstellung der Ernährung auch dringend zu wünschen wäre im Interesse der Stillenden selbst. Der Stillwille wurde durch die Unterernährung nicht verringert, im Gegenteil, gewiß ein gutes Zeichen für die Opferwilligkeit der Frauen!

Im Wochenbettsverlauf konnten wir keine besonderen Abweichungen bemerken, eine Morbiditäts-Statistik mit Beziehung auf die Hungerblockade aufzustellen, ist ein vergebliches Unterfangen, da sie in den Jahren 1918/19 von dem Auftreten der Grippe erheblich beeinflußt wurde, Wochenbettsinfektionen und Grippe aber ein so ähnliches Bild darbieten, daß es trotz mancher klärender Arbeiten — so besonders von Nürnberger aus unserer Klinik — noch immer schwer ist, beide Krankheiten voneinander abzugrenzen.

Die Wundheilungs-Verhältnisse bei gynäkologischen und geburtshilflichen Operationen litten wohl nur deshalb nicht unter der aller Menschlichkeit Hohn sprechenden Unterbindung der Zufuhr von Verbandsstoffen usw., weil die mustergültige deutsche Organisation in der Verteilung der wenigen, die Blockade durchbrechenden Rohstoffe so Ausgezeichnetes leistete und die unbestritten überlegene deutsche Industrie — besonders die chemische — auf's Neue Proben ihrer geradezu verblüffenden Leistungsfähigkeit ablegte. In jedem anderen Land mit weniger anpassungsfähiger Industrie hätte eine so unerhörte Absperrung vom allernötigsten Rohmaterial wohl katastrophale Folgen gezeitigt.

In letzter Zeit werden wir auffällig oft vor die Aufgabe gestellt, von namhaften Internisten auf ihren Zustand untersuchte, werdende Mütter deshalb von ihrer Schwangerschaft zu befreien, weil laut Gutachten ihr Leben wegen Tuberkulose durch das Austragen der Früchte in höchste Gefahr käme. Diese Feststellung deckt sich nun zwar vollkommen mit der allgemein bekannten Zunahme der Tuberkulose als Folge der Unterernährung überhaupt, sie beansprucht aber über dies hinaus noch unser besonderes Interesse, weil erstens nicht wenige Kinder geopfert werden müssen, andererseits das Anwachsen der Tuberkulose der Mütter zu einer Qualitätsverschlechterung des Nachwuchses führen muß, da die Forderung, von tuberkulosen Müttern geborene Kinder unmittelbar nach ihrem Eintritt in die Welt den Eltern wegzunehmen, um sie vor Ansteckung zu bewahren, eine so barbarische genannt werden muß, daß nur gehofft werden kann, sie möge Utopie bleiben.

Über all das hinaus, was im Vorstehenden als sichtbarer Einfluß der unmenschlichen Aushungerung eines ganzen Volkes beschrieben wurde, mag noch mancher Funken unter der Asche zu glimmen beginnen, den wir weder kennen noch ahnen. Wieviel die Hunger-Knochenerkrankungen — die vorerst keinen praktisch erheblichen Einfluß auf das Fortpflanzungsgeschäft erkennen ließen, — bei der nächsten Generation von Müttern Nachteile zeitigen werden, wissen wir noch nicht, auf Überraschungen müssen wir uns aber gefaßt machen. Und welche Schädigungen mag die Gegenwart noch mit ihrem barmherzigen Mantel bedecken, die die Zukunft schonungslos ans Tageslicht bringen wird? Fürwahr, ernste Befürchtungen müssen uns aufsteigen, wenn wir von der Frauenkraft Heilung für unsere Volkskraft erwarten, und erkennen müssen, wie sehr auch jene gelitten hat, auf die unsere Zukunft sich aufbauen soll! Ferdinand Binz.

Kriegsschäden an Kindern.

Über den Einfluß der Kriegsverhältnisse auf Kinder wurde schon viel geschrieben — nicht immer von Berufenen und nicht immer mit der wünschenswerten Kritik. Manche Beurteiler standen anscheinend zu sehr unter dem Eindrucke eines zufälligen persönlichen Erlebens, andere hatten ihr Ohr gewohnheitsmäßigen Klageweibern geliehen, wieder andere trachteten sich unter einseitiger Hervorkehrung von Teilschäden durch Vorschläge zugunsten der betroffenen Klasse deren Dank zu sichern; endlich lagen meist offiziöse Parolen in der Luft, die den Verlautbarungen Richtung gaben; diese Parolen gingen im ganzen bis zu einem gewissen Zeitpunkte dahin, alle Kriegsschäden möglichst nieder einzuschätzen und später dahin, sie etwas drastisch darzustellen. Aufgabe der wissenschaftlichen Prüfung wird es sein, den objektiven Tatbestand zu erheben. Da dies mühsam ist, liegt noch nicht allzu viel Verwertbares an Material und Ergebnissen vor. Der hier verfügbare Raum fordert zudem gewisse Beschränkung — nicht nur in dem Sinne, daß von den seelischen Schäden ganz abgesehen werden muß, sondern auch dahingehend, daß vorwiegend der Wirkungskreis des Verfassers Gegenstand der Erörterung bleibt. Verallgemeinerungen wären durchaus nicht am Platze, da sich in anderen Reichsgebieten die Verhältnisse zum Teil anders und zwar meist erheblich ungünstiger darstellten.

Das Hauptinteresse unter den Kriegsschäden auf physischem Gebiete haben stets die Blockadeschäden und unter diesen wieder die Ernährungsschäden gefunden. Bei Einbeziehung aller indirekten Ernährungsschäden kann dies vielleicht Berechtigung haben. Wie steht es also in dieser Richtung bei unseren Kindern? Ich behaupte, daß die Kriegsernährungsschäden, die die jüngsten Altersstufen hier erlitten haben, an Ausmaß vergleichsweise gering, an Umfang beschränkt sind und teilweise wieder rückgängig zu machen wären.

Wie ist es denkbar, daß das „zarte Alter" wenig Schaden gehabt hätte, wo doch viele kräftige Erwachsene schwer gelitten haben und so mancher nur mehr als Schatten seines früheren körperlichen Wesens erscheint? Ganz abgesehen davon, daß es ein „zartes Alter" in dem hier vermeinten Sinne des Laien tatsächlich gar nicht gibt, ist die Erklärung eine sehr einfache: Das deutsche Volk hat in seiner Not als Ganzes ein Hungeropfer zugunsten seines Nachwuchses, besonders der jüngsten Altersstufen, gebracht, ein Opfer, das bewundernswert genannt werden darf und das bisher vielleicht nur im Vorgehen von gewissen Einzelpersonen seltene geschichtliche Vorbilder findet. Die erhebende Tat geschah mit bemerkenswerter Selbstverständlichkeit und Einhelligkeit aller Stämme und Stände. Es wurden über sie auch weder vorher noch nachher viel Worte gemacht, obwohl sie dies eigentlich verdient hätte und zwar nicht allein vom rein menschlichen, sondern vielleicht auch von manchem anderen, beispielsweise vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus. In letzterer Hinsicht könnte man unter anderem die Frage aufwerfen, ob Beziehungen zu der Tatsache bestehen, daß in der ganzen Tierreihe höchste individuelle Todesnot starke Arterhaltungsinstinkte zur Äußerung bringt.

Technisch ging die Sache sehr einfach zu. Man hat allenthalben durch entsprechende Rationierung der Lebensmittel den Bedarf der Kinder nicht allein gedeckt, sondern vielfach überschritten — auf Kosten der Erwachsenen. Jedermann weiß, daß infolge der Verwahrlosung unseres Ernährungswesens der wahre Konsum nicht nach der Ration bemessen werden darf, sondern diese meist mehr weniger überstieg; aber von einzelnen Ausnahmen abgesehen stellte die Ration doch das Mindestmaß des Konsums dar und so konnte den Kindern ein

Auskommen gesichert werden. Im einzelnen boten ja die Verhältnisse nach Ort und Altersstufe starke Abweichung. Daß beispielsweise am bayerischen Lande die Selbstversorger und die ihnen nahestehenden Kreise, groß und klein, stets ungefähr so gegessen haben wie im Frieden, nicht allein quantitativ, sondern auch qualitativ, dürfte kein Geheimnis sein. Aber auch in der Stadt war ausreichende Säuglingskost bei uns zulande während des ganzen Krieges im allgemeinen garantiert; die Pauschalration für Kinder des zweiten Lebensjahres jedoch übertraf nicht allein das Doppelte des Bedarfes in diesem Alter, sondern sogar absolut bei weitem den Bedarf des Erwachsenen (!), wobei freilich die Qualität des Gebotenen den Altersverhältnissen zum Teil wenig angepaßt (und auch sonst zu beanstanden) schien. Nicht minder unphysiologisch gestaltete sich der weitere Verlauf der Rationskurve, die in einer Zeit des rasch wachsenden Bedarfes stufenweise bis zum Einschulungsalter herunterging auf die für die ganze spätere Lebenszeit geltende Höhe. So kam denn die kritische Kreuzung der Rations- und der Bedarfslinie zustande und zwar etwa zwischen dem achten und zwölften Lebensjahre; die Kinder jenseits dieser Stufe waren in gleicher Weise wie Erwachsene auf illegitime Zubußen angewiesen. Wenn diese auch im allgemeinen und zwar in allen Kreisen der Bevölkerung recht ausgiebig nachhalfen, so konnte und mußte naturgemäß bei Schulkindern da und dort erhebliche Unterernährung Platz greifen. Freilich, was dem Arzte von besorgten Eltern aller Stände unter dieser Devise zugeführt wurde (und noch wird), das hatte mit quantitativ unzureichendem Nahrungsangebot in schätzungsweise $^3/_4$ der Fälle nichts zu tun. Diese Kinder waren vielfach überhaupt nur in der Einbildung der Eltern „mager" oder sie waren bloß muskelarm infolge vernachlässigter Körperübung oder sie waren abnorm aufgeschossen oder es bestanden auf abwegiger Anlage oder auf Entartung beruhende Formen von Magerkeit (konstitutionelle und degenerative Macies) oder Fettschwund infolge von Nahrungsverweigerung bei Erziehungsfehlern, unzweckmäßiger Lebensweise, Gewöhnung an würzige Kost, seelischer Verstimmung usw., schließlich infolge chronischer Krankheit — alles Dinge, die dem Kinderarzte aus paradisischen Friedenszeiten sehr geläufig sind. Unzählige Male konnte ich die Meinung der Eltern widerlegen durch das einfache Experiment eines Nahrungsangebotes an das angeblich hungernde Kind, das sich dabei nichts weniger als hungrig benahm, sondern recht wählerisch oder gar völlig appetitlos. Deswegen wird einem das letzte, das wirklich unterernährte Viertel nicht weniger leid tun; aber dem wiederholten Ansuchen von Filmgesellschaften ihnen sensationell wirksame Gruppen von hungernden Kindertypen zusammenzustellen, hätte ich doch in meinem Wirkungskreise beim besten Willen ohne groben Schwindel nicht zu entsprechen vermocht, auch wenn meine Geschmacksrichtung jener der Auftraggeber anzupassen gewesen wäre.

Es liegt nahe, die Verhältnisse durch vergleichende Körpermaßbestimmungen zu beleuchten. Geeignete Vergleichsdaten aus Friedenszeit standen uns namentlich über Schulrekruten zur Verfügung; an dieser Altersklasse wurden daher unter den veränderten Verhältnissen des vierten Kriegsjahres erneute Erhebungen angestellt; es handelte sich um insgesamt etwas über 7000 Kinder beider Geschlechter im Alter von 6 und 7 Jahren. Das durchschnittliche Körpergewicht dieser Altersklasse war im Jahre 1918 um etwa $^3/_4$ kg oder rund 4 % geringer als im Jahre 1914. Zur gleichen Zeit hatten die erwachsenen Städter hier durchschnittlich 6 bis 9 kg oder 10 bis 15 % ihres Körpergewichtes eingebüßt, also absolut etwa das Zehnfache, relativ das Dreifache. Bei diesem Vergleich ist noch folgendes zu berücksichtigen: im Gegensatz zu den Erwachsenen sind die Kinder nicht leichter geworden, als sie waren, sondern nur nicht

so schwer, als sie unter anderen Verhältnissen hätten werden können. Rechnen wir von den 4 % der Differenz auf jedes der vier Kriegsjahre je 1 % und berücksichtigen wir, daß die Massenzunahme in dieser Altersperiode pro Jahr etwa 10 % des Anfangsgewichtes ausmacht, so ergibt sich für die Kinder keine Abnahme des Körpergewichtes, sondern eine Verminderung des mittleren Jahreszuwachses um etwa $^1/_{10}$ seines Friedenswertes.

Aus dem Umstande, daß die Schulrekruten des Jahres 1918 um $^3/_4$ kg leichter befunden wurden als jene des letzten Friedensjahres, darf noch nicht ohne weiters auf eine verbreitete, geschweige denn auf eine gerade durch Unterernährung bedingte Schädigung geschlossen werden — wozu manche Beurteiler angesichts solcher Daten neigen. Es könnte sich erstens um eine Reduktion von Übermaß auf normales Maß, zweitens um eine nur einzelne Individuen (und diese in höherem Maße) treffende Minderung des Gewichtes und drittens um andere Ursachen als Unterernährung handeln, was alles, besonders durch den oben erwähnten Vergleich zwischen Bedarf und Ration an Nährstoffen im Kleinkindesalter nahegelegt wird. Um hierüber ein Urteil zu gewinnen, mußten auch andere Körpermaße mitberücksichtigt werden und es mußte eine Ausscheidung des gesamten Kindermateriales nach Alters- und Standesklassen erfolgen. Nur die Ergebnisse dieser Prüfung können hier kurze Erwähnung finden. Von ihnen interessiert beispielsweise, daß die Hemmung des Gewichts- und insbesonders die des Längenwachstums mehr die Kinder aus den (vormals) bessersituierten Kreisen als die der sogenannten Armenbevölkerung betrifft und daß angesichts der vormals recht erheblichen und gesetzmäßigen Unterschiede zwischen den Körpermaßen beider Gruppen der Krieg eine gewisse Nivellierung der Stände auf diesem körperlichen Gebiete herbeigeführt hat. Weiter konnte recht wahrscheinlich gemacht werden, daß in der Tat nicht das Gros der Kinder gegen den Körperbestand der Altersgenossen aus Friedenszeit zurückgeblieben ist, sondern nur die eine oder andere Gruppe, so jene der anlagemäßigen Schwächlinge und jene der von aktiver Tuberkulose bedrohten. Da die beiden Gruppen der Hauptmasse gegenüber einen erhöhten und auch qualitativ abweichenden Nahrungsbedarf haben, konnten sie bei einer gemeinhin als ausreichend erachteten Ernährung Schaden leiden (relative Unterernährung). Endlich kann kein Zweifel obwalten, daß die Friedens- und die Kriegszahlen auch deshalb voneinander abweichen, weil vormals mehr als neuerdings in allen Ständen gelegentlich richtige Mästung der Kinder und — noch weit häufiger als diese — in der Klasse der wohlhabenden Stadtbevölkerung eine artwidrige Wachstumsbeschleunigung mit vorzeitiger Reifung herbeigeführt wurde — letztere nicht allein durch unzweckmäßige Beschaffenheit der Kost nach Art und Menge, sondern auch durch andere Einflüsse, die mit der Ernährung nichts zu tun haben und die durch die Kriegsverhältnisse erfreulicherweise Einschränkung erfuhren. Unsere bezüglichen Münchner Feststellungen fanden mehrfach Bestätigung oder wurden unabhängig und gleichzeitig auch von anderer Seite gemacht. Die absoluten Werte des Gewichtsrückganges stiegen freilich in den Kreisen anderer Beobachter auf das Doppelte (Straßburg) oder Dreifache (Berlin) an. Eine Prüfung der Verhältnisse an älteren Schulkindern würde ohne Zweifel auch bei uns höhere Durchschnittsdifferenzen ergeben.

In zwei Entwicklungsperioden scheint die Ernährung des Kindes von jener des Erwachsenen direkt abhängig, nämlich vor und in der ersten Zeit nach der Geburt (bei natürlicher Ernährung). Es konnte daher die Befürchtung entstehen, daß Früchte und daß Brustkinder von dem ungünstigen Ernährungszustand der Mütter Schaden haben. Ersteres müßte sich, so dachte man, am

Rückgang des durchschnittlichen Geburtsgewichtes der Kinder bemerkbar machen, letzteres namentlich an vermehrten Stillschwierigkeiten, verminderter Stilleistung und -Dauer. Das Durchschnittsgewicht der Kriegsneugeborenen bis zum Jahre 1918 wurde wie an vielen anderen Orten auch an der Münchner Frauenklinik um etwa 50 g bei den Mädchen, um 70 g bei den Knaben (1,6 bezw. 2,1 %) niederer befunden als in der Friedenszeit. Manche Beurteiler meinen freilich, daß dieser Rückgang nicht so sehr von der mütterlichen Unterernährung abhänge, als von einer Abkürzung der Schwangerschaft um etliche Tage, die aus anderen Gründen neuerdings häufiger vorkomme. Da aber gezeigt werden konnte, daß das Geburtsgewicht der in München von vormals landwohnhaften Müttern geborenen Kinder im Durchschnitt völlig friedensgemäß ist, möchte ich mich dem nicht anschließen, wohl aber der übereinstimmenden Ansicht fast aller Sachverständigen, daß die besagten rein quantitativen Ausschläge an sich hinsichtlich der Kinder noch keine allzuschweren Bedenken erwecken. Ob etwa ein auf mütterliche Unterernährung zu beziehender Rückgang in der Qualität der Neugeborenen zu späteren Krankheitsschäden veranlagt, ist heute weder zu beweisen noch abzulehnen.

Dem Laien scheint es befremdlich, daß Frauen, die durch Unterernährung während der Schwangerschaft um mehrere Kilogramm an Körpergewicht eingebüßt haben, vollwertige Kinder zur Welt zu bringen imstande sein sollten. Dabei wird aber übersehen, daß in der Konkurrenz um Nährstoffe von dem System Mutter + Frucht stets die letztere obsiegt dank ihres erhöhten Wachstumstriebes. Die Frucht entwickelt sich im Notfalle gleich einem Parasiten oder einer bösartigen Neubildung auf Kosten der Mutter und ohne Rücksicht auf deren Ernährungszustand. Starke Einbußen des mütterlichen Organismus durch den Zeugungsakt sind bei gewissen freilebenden Tierarten an der Tagesordnung und gewissermaßen im Naturplane gelegen. Dieses Gesetz macht sich selbst in der Zeit der körperlichen Gütergemeinschaft von Mutter und Kind während der Stillperiode noch bemerkbar. Den im mütterlichen Körper zu seinen Gunsten zweckmäßig mobil gemachten Nährstoffstrom lenkt das Kind durch seine Saugarbeit nach der Geburt auf den neuerschlossenen Weg der Milchdrüse über, deren Leistung es wieder ohne Schonung der mütterlichen Bestände anfordert und bestimmt. Solche Diktatur der Frucht und des Neugeborenen läßt verstehen, daß auch von zunehmenden Stillschwierigkeiten, von verminderter Stilleistung nach Dauer, Art und Menge während des Krieges hierzulande nichts Bestimmtes laut wurde — soferne nicht etwa natur- und instinktwidrige Willkür eingriff. Die berechtigte Forderung von Zulagen für die Kost von Wöchnerinnen und Stillenden geschah mehr mit Rücksicht auf die Erzeugerin als unmittelbar mit Rücksicht auf den Nachwuchs.

Zur Frage nach der Morbidität oder Krankheitsverbreitung bei Kindern während des Krieges können hier lediglich einige besonders wichtige Beispiele herangezogen werden

Von der englischen Krankheit hörte man da und dort, sie habe zugenommen; dies scheint auch sehr begreiflich, da man das Übel doch von jeher als Begleiter pauperistischen Elends kannte. So einfach ist die Sache aber nicht; denn jene Angaben beziehen sich auch auf Kreise, die nichts weniger als verelendet, die im Gegenteil durch die Kriegsverhältnisse auf Kosten anderer mächtig emporgekommen sind — wenigstens äußerlich. Weiter würde die Ansicht hinfällig, daß mangelnder Pflegeaufwand, daß die Wohnungs-, Brennstoff-, Milch- und Wäschenot die eigentliche Grundursache der angenommenen Zunahme der Rachitis sei, wenn es stimmt, daß gerade Brustkinder und zwar in einem der Geburt ganz nahegerückten Termin die ersten Erscheinungen darbieten. Freilich: wo man sich in früherer Zeit um die Nachforschungen solcher erster Zeichen

der Rachitis bei Säuglingen bemühte, wurden sie gleichfalls in erstaunlicher Verbreitung angetroffen. So wird denn auf diesem Gebiete eingehende und allen Einwänden begegnende Feststellung abzuwarten sein. Eine andere Frage ist es, ob Zeitschäden an rachitischen Kindern jetzt häufiger als vormals das bestehende Übel seine schweren Formen annehmen lassen, unter denen der Laie die englische Krankheit schlechtweg versteht. Dies möchten wir für die jüngste Zeit nicht in Abrede stellen, doch handelt es sich da vielleicht mehr um die Folgen mangelhafter Pflege (Bad, Wäsche, Luft, Ausfahrt), als um die Folgen fehlerhafter oder unzureichender Ernährung, denn die Kriegskost der Kleinkinder steht hierzulande nach Menge und Beschaffenheit der zumeist empfohlenen Heilkost gegen Rachitis im ganzen näher als die vormals übliche Friedenskost.

Freilich muß man mit der Möglichkeit rechnen, daß Kuhmilch sowie Frauenmilch durch Einflüsse der Kriegsernährung auf den milchausscheidenden Organismus in ihrer Zusammensetzung eine Veränderung erfahren haben — selbst dann, wenn die grobchemische Analyse solche nicht aufweist. In der Tat wurde erwogen, daß der Mangel gewisser, noch nicht näher definierter „Ergänzungsnährstoffe" in der Kriegsmilch das Auftreten der Rachitis begünstige. Ähnliche Vermutungen über die Ursachen der Rachitis sind schon früher aufgetaucht, fanden aber bei den deutschen Kinderärzten wenig Anhänger, da sie mit anerkannten Tatsachen nicht recht in Einklang gebracht werden konnten.

Von den akuten Infektionskrankheiten hat besonders im Jahre 1918 die Influenza auch unter den Kindern viele Opfer gefordert. Als richtiger Kriegsschaden kann dies nach den Erfahrungen früherer Pandemien nicht gelten. Die übrigen akuten Infekte, besonders die sogenannten ansteckenden Kinderkrankheiten, traten im ganzen nicht vermehrt auf; auch die auf 1000 Einwohner berechnete Sterbeziffer ist hier für 1919 jener der letzten Friedensjahre höchstens gleich.

Hinsichtlich der chronischen Infektionskrankheiten wird Gegenteiliges vertreten. Bei der Tuberkulose hat man nicht immer die Häufigkeit der Ansteckung und die Häufigkeit der Erkrankung klar geschieden, die bei keinem anderen Übel eben so weit voneinander abweichen. Über erstere ergeben dem Kinderarzt wertvolle Aufschlüsse die Tuberkulinproben. Nach Feststellungen an den in der Münchner Klinik aufgenommenen Kindern hat die Ansteckung mit Tuberkulose im Durchschnitt der Jahre 1915—1919 in der Tat gegen früher zugenommen, was nicht zu verwundern ist, da die Quelle solcher Ansteckung fast stets lungenschwindsüchtige erwachsene Wohnungsgenossen sind und sich deren Zahl vermehrt hat. Der Unterschied ist für das Spielalter deutlich, weniger für das Schulalter oder mit anderen Worten: der Ansteckungstermin ist im Durchschnitt zurückverlegt, was nach den Erfahrungen der Kinderärzte an sich schon eine erhöhte Bedrohung der Angesteckten bedeutet. Bemerkenswerterweise kommt diese aber bisher nicht zum Ausdruck, wenigstens nicht in der amtlichen Sterbestatistik Münchens, derzufolge sowohl von Säuglingen als von Kleinkindern und Schulkindern seit 1915 im Jahresdurchschnitt an Tuberkulose (aller Art) weniger gestorben wären als im Durchschnitt der drei vorangegangenen Jahre. Die Tuberkulose-Sterbefälle im ganzen Kindesalter erreichen für die Vorperiode im Mittel 218, für die Kriegsperiode 176[1]) (während sich die entsprechenden Zahlen für Erwachsene belaufen auf 1127 bezw. 1331).

Ungünstige Ausschläge der Kriegszeit hinsichtlich Häufigkeit und Schwere der Kindertuberkulose sind an anderen Orten ausgesprochen, ja zum Teil wirklich erschreckend, worüber beispielsweise eine Erhebung an Berliner Waisenkindern Auskunft gibt.

[1]) Ein Absinken der Gesamtkinderzahl dürfte kaum in gleichem Maße eingetreten sein.

Die Häufigkeit der Lues unter den Krankenzugängen an der Kinderklinik fanden wir entgegen den Erwartungen während des Krieges nicht gesteigert. Die Kindersterblichkeit sollen einige Daten erläutern: In München starben während keines der Kriegsjahre (trotz der großen Sommerhitze von 1917 und der Influenza-Epidemien von 1918) so viele Säuglinge wie in den günstigsten der vorangegangenen Friedensjahre. Auch die mittleren Verluste an Kleinkindern blieben hier hinter jenen der Vorkriegsjahre etwas zurück; nur bei den Schulkindern ist das Verhältnis ein umgekehrtes pro 1918 und 1919. Leider fehlen amtliche Grundlagen für die ziffernmäßige Ermittlung der relativen, d. h. auf tausend Einwohner der betreffenden Altersstufe entfallenden Sterblichkeit; hingegen kann angegeben werden, wieviel Todesfälle im ersten Lebensjahr auf hundert Lebendgeborene entfallen. Diese als Maß der Säuglingssterblichkeit angesprochene Ziffer stieg nur im Grippejahr auf 16,9, bewegte sich im übrigen von 1914 bis einschließlich 1919 um ein Mittel von 14, fast genau entsprechend der Ziffer des letzten Friedensjahres 1913. Noch um die Wende des Jahrhunderts hatte München in völlig normalen Jahren eine doppelt so hohe Säuglingssterblichkeit. Daß sich während des Krieges die Säuglingssterblichkeit trotz mancher Ungunst verhältnismäßig nieder hielt, hat unter anderen einen recht traurigen Hauptgrund, nämlich das Absinken der Geburtenzahl. Mit dieser steigt und fällt bekanntlich ceteris paribus die Säuglingssterblichkeit gesetzmäßig. Das Absinken der Geburtenzahl ließ im Jahre 1916[1]) in München wie auch andernortes den traurigen Zustand eintreten, daß der „Geburtenüberschuß" eine (erhebliche) negative Größe erreichte, daß man mehr Särge als Wiegen brauchte. Es wurde also von dem Menschenbestande gezehrt, den uns die Nationalökonomie als das wertvollste Kapital des Staates anzusehen gelehrt hat. Sie lehrte dies freilich zu einer Zeit, da der Einzelne im Durchschnitt mehr produzierte als konsumierte. Sollten wir auch in diesem Punkte heute umzulernen und daraus üblen Trost zu gewinnen gezwungen sein?

München. Meinhard Pfaundler.

Blockadewirkungen bei Kindern in Industriegegenden.

In dem Beitrag „Kriegsschäden an Kindern" weist unser verehrter Mitarbeiter darauf hin, daß seine Ausführungen sich hauptsächlich auf seinen eigenen Wirkungskreis mit vorwiegend landwirtschaftlichem Hinterland beziehen. Wir stellen daher hier Mitteilungen anderer erster Autoritäten über die Verhältnisse in Industriegegenden zusammen.

Geheimrat M. Rubner, Direktor des Hygienischen Instituts an der Universität Berlin, sagt in seinem 1917 für das Reichsgesundheitsamt erstatteten Gutachten (abgedruckt in der Beilage zur Münchener medizinischen Wochenschrift vom 20. Februar 1920, Seite 229 ff.):

„In Stuttgart war 1917 ein Rückgang in der Entwicklung besonders bei den Mittelschulen vorhanden, und die Kinder der sog. höheren Schulen waren am meisten davon betroffen. Es soll auch eine Zunahme der Brechungsfehler des Auges sich entwickeln. Auch in Straßburg, wo sonst ähnlich wie in Stuttgart die allgemeinen Ernährungsverhältnisse noch günstig sind, bahnt sich allmählich eine weniger gute Entwicklung der Schulkinder an. In Hessen macht sich seit 1917 ein Rückgang der Leistungen an höheren Schulen bemerkbar. An einem Mädchenlyzeum in Mecklenburg-Schwerin war das Längenwachstum 1916 nur bei einem Drittel, 1917 nur bei einem Fünftel normal. In Braunschweig fehlt es an

[1]) Bei Einrechnung der Todesfälle aus der zuständigen Militärbevölkerung geschah dies sicher schon 1915.

der richtigen Gewichtszunahme der Kinder, auch in Wolfenbüttel, ähnlich in Oldenburg. Hamburg bemerkt, daß die Leistungen beim Turnen geringer werden. Gotha berichtet vom Zurückbleiben der Kinder in Gewicht und Brustumfang und für die kleinen Kinder über verspätetes Zahnen. Aus dem Königreich Sachsen wird in Riesa bei den Schulkindern eine Abnahme des Gewichts bemerkt, in Radebeul sollen auch die Kinder der ersten Schuljahre sehr leiden. In Löbau sind die Kinder häufig blutarm. In Chemnitz hat die Untersuchung der Schulen seit Sommer 1917 ein Zurückbleiben des Wachstums, Verdoppelung der Zahl der körperlich minderwertigen Schüler, zunehmende Zahnkaries und häufiges Bettnässen festgestellt. Wie der lange Ferienaufenthalt auf dem Lande bei den Kindern Berlins und anderer Städte gewirkt hat, findet sich nicht angegeben. Nach dem allgemeinen Eindruck dürfte er wenigstens einem Teil der minderbemittelten Kinder wesentlich geholfen haben; ob der Mittelstand und das Beamtentum für ihre Kinder sich ähnliches haben leisten können, darf man bezweifeln.

Man kann bisher von einer Gefährdung der Kinder bis zum Schulbeginn und vielleicht für das erste Schuljahr noch nicht sprechen, aber die oben gegebenen Hinweise sind doch Symptome, welche auf eine allmähliche Wandlung hinweisen, die für Sachsen vielleicht schon bald ernstere Aufmerksamkeit verdient."

Über die Verbreitung der durch die Hungerblockade hervorgerufenen Knochenerkrankungen unter der Jugend Preußens berichtet Geheimrat Beninde, Vortragender Rat im Ministerium für Volkswohlfahrt in Berlin (Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung, X. Band, 3. Heft, Berlin, Verlag Schoetz 1920, S. 123 ff.):

„Altersklasse bis einschließlich des 5. Lebensjahres.

Ein großer Teil der Berichte stellt ausdrücklich fest, daß die Rachitis der Säuglinge und Kleinkinder in den ländlichen Gegenden des Verwaltungsbezirks weder häufiger geworden ist noch schwerer auftritt. Andere wieder heben die Steigerung der Krankheit nach Schwere und Häufigkeit in den Städten und namentlich Industriegegenden hervor, woraus wohl der Schluß berechtigt ist, daß in den ländlichen Bezirken keine Veränderung gegenüber der Friedenszeit gemerkt worden ist. Manche Berichterstatter wieder betonen, daß vereinzelt auch eine Verschlimmerung auf dem Lande nicht unbemerkt geblieben ist. Jedenfalls geht aus den Berichten unzweifelhaft hervor, daß das Krankheitsbild der Rachitis in den größeren Städten und namentlich in den industriereichen Gegenden zum Teil sehr viel häufiger, vor allen Dingen aber auch sehr viel schwerer geworden ist. Besonders ist das auch den Ärzten an Säuglings- und Kleinkinderfürsorgestellen aufgefallen.

Was den Verlauf der Krankheit betrifft, so ist zunächst festzustellen, daß zwar die Flaschenkinder in der Hauptsache von der Krankheit befallen werden, daß doch auch die Brustkinder mehr als man das in normalen Zeiten zu sehen gewohnt war, an Rachitis leiden. Besonders ist das in der Stadt Barmen aufgefallen. Auch findet sich mehrmals die bemerkenswerte Feststellung, daß Kinder sehr kurze Zeit nach dem Absetzen von der Mutterbrust erkrankten. Im Regierungsbezirk Oppeln ist es aufgefallen, daß die Zunahme der leichteren und schweren Rachitisfälle nicht etwa lediglich auf die ärmsten Volksschichten sich beschränkt, sondern, daß auch in besser situierten Kreisen, wo die Ernährungsverhältnisse und die Pflege der Kinder gute sind, mehr Fälle von Rachitis wie früher — und namentlich mehr schwere Fälle — vorkommen. Dasselbe gilt für den Bezirk Köln und namentlich für die Stadt Köln. Die Schwere der Krankheit macht sich oft dadurch bemerkbar, daß die Kinder Schmerzen beim Bewegen oder Anfassen ihrer Gliedmaßen oder des Rumpfes zu erkennen geben, die manchmal so stark sind, daß die Kinder beim bloßen Berühren des Körpers mit der Hand laut schreien.

Kinder, die im 3., 4. oder sogar 5. Lebensjahr noch nicht laufen können, kommen öfters zur Beobachtung. Häufig verlernen die 2 bis 6jährigen das Laufen, das sie zur rechten Zeit erlernt hatten, wieder. Manchmal vermögen solche Kinder sogar nicht mehr zu stehen. Es werden Knochenerweichungen der langen Röhrenknochen beschrieben, der Art, daß diese mit der Hand gebogen werden können. Solche Fälle sind keine Seltenheit. Es ist selbstverständlich, daß die Knochenverbildungen, die man schon in normalen Zeiten bei den rachitischen Kindern zu beobachten gewohnt war, bei derartig schweren organischen Veränderungen der Knochensubstanz ganz ungeheuerliche Formen annehmen. Eine weitere Folge dieser Knochenerkrankungen ist schließlich eine starke Neigung zu Brüchen. Die Ärzte beobachten häufig frische oder schlechtverheilte Knochenbrüche, von denen die Eltern gar nichts wissen, oder die ohne jede erkennbare Ursache, oder beim bloßen Hinfallen oder Anfassen mit der Hand entstanden sind. Besonders schwer sind die Verbildungen an der Wirbelsäule. Aus der Mutterberatungsstelle für Kleinkinder an der Provinzial-Hebammen-Lehranstalt zu Paderborn wird besonders noch über die Weichheit der Kopfknochen (Craniotabes) und über ausgedehnte frühzeitige Karies der Zähne bei Kleinkindern berichtet. Ein Kinderarzt aus Graudenz meldet Häufung von Stimmritzenkrampf bei rachitischen Kindern.

Die Altersklasse jenseits der 5 bis einschließlich des 19. Lebensjahres.

Die Erkrankungen, die unter diese Gruppe fallen, werden als sogenannte Spät-Rachitis bezeichnet. Damit soll gesagt sein, daß es sich um eine Krankheit handelt, die etwa unter dem Bilde der Rachitis verläuft und die Lebensjahre jenseits des Alters, innerhalb dessen im allgemeinen die Rachitis sich abspielt, befällt. In Betracht kommen dabei etwa die Altersklassen vom 6.—19. Lebensjahre. Bei dieser Krankheitsgruppe gilt das, was hinsichtlich der Beteiligung von Stadt und Land bei der Rachitis gesagt ist, in erhöhtem Maße. Das heißt Erkrankungen dieser Art sind auf dem Lande oder in den kleinen Städten geradezu eine Seltenheit. Sie finden sich vereinzelt dort nur, wo Jugendliche in fabrikmäßigen Betrieben arbeiten und unter denselben Ernährungsverhältnissen leben, wie gleichaltrige und gleichbeschäftigte in den großen Wohnbezirken und Industriegegenden. Hier dagegen ist die Krankheit, wie unzweideutig hervorgeht, in erheblichem Grade verbreitet, sie scheint allerdings seit etwa Mitte des Sommers etwas zurückgegangen zu sein, nachdem nach Aufhebung der Hungerblockade eine etwas reichlichere und qualitativ bessere Ernährung einsetzte. Von dem Umfang der Verbreitung der Krankheit kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man hört, daß z. B. ein Arzt in Dortmund etwa 50 und ein anderer dort etwa 80 Fälle in Behandlung gehabt hat, oder daß im Krankenhaus Siloah zu Linden, Regierungsbezirk Hannover, 18 Fälle behandelt wurden. Berlin scheint nicht besonders stark heimgesucht zu sein."

Derselben Veröffentlichung (Seite 227) entnehmen wir folgende Zahlen für

die Kindersterblichkeit in Köln.

Im Stadtkreis Köln starben 1 bis 5jährig:

1914	. . . . .	749 Kinder
1918	. . . . .	1332 Kinder.

Im Landkreis Köln starben 2 bis 5jährig:

1914	. . . . .	62 Kinder
1917	. . . . .	140 Kinder.

Skrofulose in Kiel:

Unter 36000 Volksschülern

1914	. . . . .	800 Kinder
1918	. . . . .	1500 Kinder.

Über Knochenerkrankungen infolge Unterernährung.

Wien hat trotz seiner weiten Entfernung vom Kriegsschauplatz reichlich seinen Teil bekommen von den zahlreichen Krankheiten des Krieges. Im ersten Kriegsjahre strömten nicht nur die Verwundeten, sondern auch die Infektionskranken von allen Fronten, als in eine große Sammelstelle nach Wien zusammen. Typhus und Ruhr, Erkrankungen der Atmungsorgane und des Herzens, schließlich auch so gefährliche Seuchen wie Cholera, Fleckfieber und Blattern waren in unseren Spitälern und Kliniken in nicht unbeträchtlicher Zahl zu sehen. Es ist ein bleibendes Verdienst der österreichischen Militärsanitätsverwaltung, daß namentlich diese Trias von für die Volksgesundheit so bedenklichen Krankheiten sich nicht über ganz Europa ausgedehnt hat. Die großen Epidemien, welche man im Sommer 1915 für Cholera, im nachfolgenden Winter für das Fleckfieber in Wien erwartete, sind ausgeblieben; Schutzimpfung und strenge Isolierung jedes Krankheitsherdes und die im größten Stile durchgeführte Entlausung der Truppen führten zu diesem, für ganz Westeuropa so bedeutenden Erfolg.

Von anderen inneren Krankheiten zog in den Jahren 1915—16 die sehr häufig auftretende Kriegsnephritis die Aufmerksamkeit auf sich; sie wurde allgemein den ungünstigen hygienischen Verhältnissen am Kriegsschauplatze und im Schützengraben zugeschrieben. Auch die Folgen der schon in diesem Jahre so schwer lastenden Unterernährung machten sich bemerkbar: Abgesehen von der ungeheuren Gewichtsabnahme der Wiener Bevölkerung zeigte sich eine höhere Empfindlichkeit gegen die einheimischen Infektionskrankheiten. Besonders die Tuberkulose nahm in beunruhigender Weise zu. Nicht nur die Zahl der Krankheitsfälle und die Sterblichkeit, sondern auch der ungünstigere Verlauf der Krankheit im Einzelfalle zeugten von einem durch die ungenügende Ernährung hervorgerufenen Verlust an Widerstandsfähigkeit, vielleicht auch an Immunität. Als erste echte Hungerkrankheit machte sich das sogenannte Hungerödem bemerkbar. Es mag sich wohl mancher ältere Arzt an vereinzelt vorkommende merkwürdige Ödemkranke erinnern, die mit ihrem langsamen Pulse und starker Hinfälligkeit den Eindruck schwerster Herzinsuffizienz machten, und dann bei guter Pflege sich in kürzester Zeit besserten und die ernste Diagnose zuschanden machten. Dieses Krankheitsbild wurde uns erst richtig bewußt durch die ungeheure Häufung solcher Fälle.

Schon bei dieser ersten eigentlichen Hungerkrankheit tauchte die Frage auf, ob es sich hier vielleicht nicht so sehr um allgemeine Unterernährung handelte als vielmehr um das Fehlen von bestimmten unentbehrlichen Bestandteilen der spärlich vorhandenen Nahrung. Man wurde um so mehr veranlaßt, diese Frage zu stellen, als sich bald, sowohl in der Etappe als besonders im Hinterland der *Skorbut* bemerkbar machte; seit Jahrhunderten schon weiß man, daß diese Krankheit infolge *qualitativer* Unterernährung entsteht, das heißt, wenn in einer eventuell in genügenden Mengen vorhandenen Nahrung bestimmte Stoffe fehlen, welche für die Gesundheit unbedingt notwendig sind. Schon ganz alte Reiseberichte erzählen von dem Auftreten dieser gefürchteten Krankheit unter der lange isolierten Mannschaft überseeischer Expeditionen, welche gezwungen war, geraume Zeit ausschließlich von konservierter, von einseitiger Nahrung zu leben. Der Skorbut machte sich im Kriege zwar auch bei Erwachsenen bemerkbar, jedoch war die Zahl der erkrankten Wiener Säuglinge eine geradezu entsetzlich hohe. Dieser infantile Skorbut ist allbekannt als *Barlowsche Krankheit*; seine Geschichte beginnt mit seiner Entdeckung durch *Sir Thomas Barlow* und mit einem sehr gehäuften Auftreten bei solchen Kindern, welche mit Hilfe des

sogenannten Soxleth lange sterilisierte Milch zu trinken bekamen. Die schnelle Heilung infolge Darreichung von frischer Milch und frischen Fruchtsäften und Gemüsen zeigte, daß durch die lange Sterilisierung der Milch „lebende" Stoffe, die sogenannten „Vitaminen", vernichtet, sozusagen getötet wurden, unbekannte Stoffe, welche offenbar für die Gesundheit der Säuglinge unentbehrlich sind.

Zu allen diesen Krankheiten gesellten sich nun im Jahre 1918 und besonders in dem Winter nach dem sogenannten Kriegsende noch zwei andere Erkrankungen, die Rhachitis und die Osteomalacie, deren Hauptsymptome das Knochengerüst des menschlichen Körpers betreffen. Beide altbekannte Krankheiten bilden hochinteressante Kapitel der inneren Medizin und bieten, was ihre Ursachen und ihre „Zuständigkeit" betrifft noch immer ein ganzes Bündel ungelöster Probleme. Es erscheint daher berechtigt, diese Knochenerkrankungen, welche diesen Winter wieder gehäuft in Wien zur Beobachtung kamen, zu besprechen.

Die Rhachitis (Englische Krankheit) ist eine ausgesprochene Kinderkrankheit und kann, wie aus ihrem Wesen hervorgeht, auch nur im Kindesalter und bei noch nicht ausgewachsenen Menschen vorkommen. Ihre Hauptsymptome sind eine mit Schwellung und Schmerzen einhergehende Störung derjenigen Stellen, wo die Neubildung von Knochensubstanz vor sich geht, eine durch diese Störung hervorgerufene Hemmung des Wachstums, und eine allgemeine Weichheit sämtlicher Knochen des Körpers. Die Krankheit entwickelt sich meistens in den ersten zwei Lebensjahren und ist durch ihre auffallenden Erscheinungen auch beim nichtärztlichen Publikum allgemein bekannt. Das Kind erkrankt meistens mit Magen-Darmbeschwerden, und zeigt sein gestörtes Wohlbefinden durch heftiges Schreien bei jeder Berührung, besonders bei dem Versuch, es aus dem Bettchen zu heben. Bei der Untersuchung fallen die stark geschwollenen Gelenksenden der langen Knochen auf; über dem Handgelenk sind die beiden Vorderarmknochenenden geschwollen und bei Druck ungemein empfindlich; die nämlichen Erscheinungen zeigen sich an allen anderen Gelenken, besonders an Knie und Knöcheln und überall, wo Knochen sich aus Knorpel entwickeln. Die Schwellung bildet sich auch an der Stelle aus, wo der Rippenknochen in den Rippenknorpel übergeht, wodurch sich vorne auf der Brust eine Reihe von solchen Anschwellungen bildet, welche bekannt ist als der sogenannte rhachitische „Rosenkranz".

Dadurch, daß an allen diesen Übergangsstellen das normale Längenwachstum stattfindet, bleiben die Kinder in dieser Hinsicht hinter normalen Kindern bedeutend zurück. Nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ ist das Wachstum gestört, was sich unter anderem an den Zähnen sehr stark bemerkbar macht. Außerdem aber erscheinen besonders die älteren Kinder auch deshalb so viel kleiner, weil die Knochen durch ihre krankhafte Weichheit gebogen werden und dadurch scheinbar an Länge verlieren. Die Mißbildungen der Knochen nehmen immer gewisse gesetzmäßige Formen an und zwar wird der in normalem Zustande widerstandsfähige Knochen durch den Druck des Körpergewichtes und durch den Zug der an den Knochen angreifenden Muskeln in bestimmter Weise gebogen. So wird der Schädel groß und viereckig, weil der zu weiche Knochen dem inneren Drucke des wachsenden Gehirnes nachgibt und nach auswärts verdrängt wird: es entsteht das Caput quadratum des Rhachitikers mit den stark vorspringenden Stirnhöckern, welches sich von der hohen Denkerstirn unterscheidet durch die auffallende Entwicklung in der Breite und nach vorne. Die Weichheit der Wirbelsäule läßt sie durch ihr eigenes Gewicht und durch den Muskelzug im Bogen oder in S-Form verkrümmen; die schon hierdurch entstehende Mißbildung des Brustkorbes wird noch dadurch verstärkt, daß die für

die Atmung notwendige Muskelbewegung auch die Rippen selbst einzieht und krümmt. Da diese respiratorischen Kräfte bei allen Individuen an den nämlichen Stellen angreifen, entsteht eine typische rhachitische Thoraxform, aus der sich auch in späterem Alter die überstandene Rhachitis erkennen läßt. Das Becken und die Beine, welche das Gewicht des Rumpfes zu tragen haben, sinken unter diesem Drucke zusammen, das rhachitische „platte" Becken bildet dann im späteren Alter ein bekanntes und schweres Geburtshindernis, während die Beine die bekannte Form der nach außen gekrümmten O-Beine annehmen und die Unterschenkel mehr nach vorne gekrümmt werden und durch ihre Krümmung an den türkischen Säbel erinnern. Kleine Kinder, welche lange von der Mutter auf dem Arm, und immer auf dem nämlichen Arm getragen werden, bekommen durch den Druck gegen den Leib der Mutter in der Weise gekrümmte Beine, daß das eine nach außen, das andere nach innen gebogen wird und beide Beine genau ineinander passen. Da das Kind sich beim Getragenwerden an die Schulter der Mutter anschmiegt, bekommt die Wirbelsäule ebenfalls eine bogenförmige Verkrümmung, wodurch das ganze Kind die Form eines großen „S" annimmt. Beim Betrachten dieser Patienten bekommt man stark den Eindruck, als ob das Skelett in eine knetbare Masse wie das Plastizin umgewandelt wäre und nun der Körper in die abenteuerlichsten Formen gedrückt und geknetet worden wäre. Selbstverständlich aber kommen diese Verkrümmungen erst langsam zustande. So weich jedoch ist der Knochen, daß unter dem Einfluß von Druck und Zug häufig Spontanbrüche entstehen, welche zwar ausheilen können, jedoch nicht selten in späterem Alter an Knochendefekten an der Außenseite des Knochenbogens erkannt werden können.

Der Prozeß, welcher im Knochen vor sich geht und das harte Knochengewebe so aufweicht, ist ein Schwund des Kalkes; die äußere Kalkschichte der langen Knochen bleibt dabei am längsten erhalten und die weiche, faserige Grundsubstanz des Knochens leistet infolge dieses Kalkschwundes keinen genügenden Widerstand mehr und gibt nach.

Die Rhachitis beschränkt sich nicht auf das ganz frühe Kindesalter, sondern kommt als Rhachitis tarda (Spätrhachitis) und zwar in normalen Zeiten als recht seltene Erkrankung bis in das dritte Dezennium des Lebens vor. Meistens sind bei diesen Adoleszenten die Zeichen einer in frühester Jugend vorangegangenen Rhachitis vorhanden; man bekommt dabei den Eindruck, daß die Rhachitis nie gänzlich ausgeheilt war und nun im 12. bis 14. Lebensjahr infolge irgend eines unbekannten, ungünstigen Umstandes wieder aufgeflackert ist. Es ist aber ebenso sicher, daß die Rhachitis auch bei bis jetzt vollständig gesunden Kindern in diesen Jahren auftreten kann. Da gerade die mangelhafte Verknöcherung des Knorpels an den Enden der langen Knochen und die Verdickung und Schmerzhaftigkeit dieses Knorpels das Hauptsymptom dieses Krankheitsbildes ausmachen, kann natürlich die mit diesen Symptomen auftretende Rhachitis in höherem Alter nicht mehr vorkommen, weil beim Aufhören des Längenwachstums die Knorpelscheiben, das Substrat der Erkrankung, nicht mehr vorhanden sind. Es taucht dann dabei die Frage auf, ob nicht in späteren Jahren das Krankheitsbild der Rhachitis *ohne die Knorpelerkrankungen* vorkommt? Diese Frage wird von manchen bejaht: die Osteomalacie (Knochenerweichung) zeigt tatsächlich in der durch Kalkschwund hervorgerufenen Verkrümmung und Druckempfindlichkeit der Knochen das andere Hauptsymptom der Rhachitis. Bevor wir aber auf die Frage, ob beide Krankheiten identisch sind, eingehen, soll nun erst dieses zweite Krankheitsbild besprochen werden.

In der Literatur werden zwei Formen von Osteomalacie beschrieben und zwar die schwere Form, welche bei schwangeren Frauen vorkommt und die senile Osteomalacie der alten Leute. Wie bei der Rhachitis führt die Erweichung der Knochen zu einer typischen Mißbildung des Skelettes; Druck und Zug beherrschen auch hier die Form, welche das Skelett annimmt; die Wirbelsäule wird gekrümmt, das Becken wird, besonders bei der schweren Graviditäts-Osteomalacie hochgradig zusammengedrückt und verengt. Auch hier wird der Brustkorb in sehr eigentümlicher Form geändert: der Patient drückt mit den Oberarmen die sehr empfindlichen Rippen, welche er zu fixieren versucht, zusammen, die Rippen geben nach und die obere Hälfte des Brustkorbes wird dadurch seitlich abgeflacht. Dafür ist meistens die untere Hälfte genau so wie bei den rhachitischen Kindern trichterartig erweitert. Auffallend ist auch hier die sehr starke Druckempfindlichkeit und Schmerzhaftigkeit aller Knochen, welche sich als Frühsymptom schon in den Anfangsstadien der Krankheit bemerkbar macht. Ein leichter, seitlicher Druck auf die Rippen läßt die Patienten zusammenzucken; ängstlich vermeiden sie jede stärkere Bewegung, weil dieselbe mit Muskelwirkung einhergeht, welche als Schmerz empfunden wird. Reflektorisch entwickelt sich dadurch eine sehr starke Muskelsteifheit, welche sich besonders an den Oberschenkeln bemerkbar macht. Diese Muskelsteifheit und das Bedürfnis, jede ausgiebige Bewegung zu vermeiden, verleiht diesen Kranken ein ganz eigentümliches Gepräge. In voll entwickelten Fällen, wie wir sie auch in diesem Winter wieder dutzendweise zu sehen bekamen, erkennt man die Krankheit auf den ersten Blick an der kleinen, armseligen, gebeugten Gestalt mit dem etwas ängstlichen Gesichtsausdruck, den an den Körper gepreßten Oberarmen, an der Unbeweglichkeit, mit welcher sie im Bett liegen oder auf der Bettkante sitzen und, wenn sie schon wieder herumgehen können, an den durch Muskelspannung gehemmten kurzen Schritten und dem durch die Schmerzhaftigkeit der Knochen gehemmten Gang, welcher an das Watscheln der Enten erinnert: Jammergestalten sind es, welche jetzt unsere Krankensäle, und bei ihren Gehübungen die Gänge des Hauses füllen.

Auch hier sind Spontanbrüche der Knochen etwas sehr Häufiges. Diese Brüche, welche sich durch Röntgenuntersuchung klar erkennen lassen, gestalten sich ganz anders als die Brüche des normalen, widerstandsfähigen, kalkhaltigen Knochens; häufig werden sie vom Patienten kaum bemerkt und sie geben auch nur selten die Veranlassung zu einer wirklichen Kontinuitätstrennung. Offenbar ist die faserige Grundsubstanz der Knochen zähe genug, um den entkalkten Knochen noch zusammenzuhalten. Merkwürdig ist, daß bestimmte Stellen des Skelettes von diesen Brüchen ganz besonders heimgesucht werden. So sah ich sie sehr häufig am unteren Drittel des Vorderarmes und vor nicht langer Zeit wurde das auffallend häufige Vorkommen solcher Brüche im Schienbein, knapp unterhalb des Kniegelenkes von Haß in Wien beschrieben. Das Zustandekommen dieser linearen Spontanbrüche ohne Kontinuitätstrennung ist noch nicht ganz geklärt und bedarf der histologischen Bearbeitung. In den schweren Formen der Schwangerschaftsmalazie kann es zu einer vollständigen Entkalkung der Knochen kommen, wodurch es möglich wird, die Extremitäten mit geringer Kraft in die abenteuerlichsten Formen zu krümmen. Diese extremsten Formen kommen bei der jetzigen Epidemie eigentlich nicht zur Beobachtung. Wie tief einschneidend aber die Erkrankung des Knochengewebes ist, geht daraus hervor, daß auch bei Erwachsenen die Schmerzhaftigkeit und sogar die Weichheit der Schädelknochen, welche bei der Rhachitis der Kinder als Craniotabes bekannt ist, beobachtet wurde; auch der Kiefer wird empfindlich und die Zähne können sich lockern.

Aus dieſer kurzen Beſchreibung der Hauptſymptome der Oſteomalacie geht ſchon hervor, wie ſehr dieſe Krankheit an die Rhachitis erinnert oder vielmehr mit der Rhachitis identiſch zu ſein ſcheint, mit dem Unterſchied, daß die Knorpelveränderungen aus dem einfachen Grunde fehlen, weil der Knorpel beim erwachſenen Menſchen nicht mehr vorhanden iſt. Auch die Berückſichtigung anderer Symptome beider Krankheiten führt zu dem nämlichen Reſultat: Bei beiden Krankheiten vollzieht ſich der Kalkſchwund in der nämlichen Form. Auch ſpielen bei beiden Krankheiten Ernährungs- und Verdauungsſtörungen eine bedeutende Rolle. Die nämlichen Zeichen einer Störung der normalen Stoffwechſelprozeſſe laſſen ſich nachweiſen, Störungen, welche zum Teil auf mangelhafte Funktion der Drüſen mit innerer Sekretion in Verbindung gebracht werden können. Der kindliche Organismus mit ſeiner unvollendeten Entwicklung und ſeinen vielen Wachstumstendenzen wird natürlich auf die nämliche Krankheitsurſache anders reagieren, als der erwachſene Menſch. Infantilismus oder auch vorzeitige ſexuelle Entwicklung, Wachstumsſtörungen, können beim Erwachſenen nicht mehr auftreten, jedoch finden wir unter anderm einen krampfartigen Zuſtand, die Tetanie, ungemein häufig ſowohl bei der Rhachitis als bei der Oſteomalacie. Während die Wachstumsſtörungen beim Kinde den Gedanken nahelegen, daß etwas mit der Funktion der Schilddrüſe nicht ganz in Ordnung ſei, macht uns das Auftreten der Oſteomalacie bei Schwangerſchaft und Puerperium an eine Störung der Funktion der Eierſtöcke denken. Dabei fällt mir ein Fall ein von ſtärkſter Spätrhachitis bei einem zwanzigjährigen Burſchen, der das ſchönſte Chloasma uterinum (Schwangerſchaftspigmentierung) zeigte, das Vorkommen im hohen Alter ſpricht nicht undeutlich für einen Zuſammenhang mit einer mangelhaften Funktion der Geſchlechtsdrüſen. Und die zuweilen vorhandenen Trommelſchlägerfinger ſprechen beredt von einer Autointoxikation. So ſehen wir, daß auch beide Krankheiten nicht nur im Skelette ſich abſpielen, ſondern die Merkmale einer tiefgehenden Allgemeinerkrankung an ſich tragen. — Auch chemiſch äußert ſich dies inſoweit bei beiden Krankheiten. Der Kalk verſchwindet, es beſtehen die Zeichen einer Acidoſis und die Kohlenſäureſpannung in der Lungenluft iſt herabgeſetzt.

Beide Krankheiten ſind heilbar, nur in ſchweren Fällen läßt ſich der Knochenſchwund nicht zurückdrängen. Selbſtverſtändlich kann man dabei nicht erwarten, daß einmal aufgetretene Mißbildungen bei der neuerlichen Konſolidierung der Knochen vollſtändig verſchwinden. Wir haben ſchon wiederholt bemerkt, wie ſehr ſich rhachitiſche Veränderungen bis in das höchſte Alter am Skelette nachweiſen laſſen; dabei aber iſt der eigentliche rhachitiſche Prozeß dann doch vollſtändig ausgeheilt und man ſtaunt darüber, wie bei kleinen Kindern während und nach der Heilung die gekrümmten Knochen wieder geſtreckt werden, die Wirbelſäule ſich wieder aufrichtet, die Verkrümmungen der Rippen ſich ausgleichen und ein ſehr großer Teil der Knochenveränderungen bis auf Spuren verſchwindet. Auch die Mittel, welche die Krankheit günſtig beeinfluſſen und die Wiederherſtellung normaler Verhältniſſe in die Wege leiten können, ſind bei beiden Krankheiten die nämlichen. Allgemein bekannt iſt, wie ſehr bei Rhachitis, weniger vielleicht bei der Oſteomalacie eine Neuregelung der Ernährung die allererſte Aufgabe iſt. Als Heilmittel feiert der jetzt ſo ſchmerzlich entbehrte Lebertran geradezu Triumphe und ebenfalls bei beiden Krankheiten ſcheint der Phosphor in kleinſten Doſen ausgezeichnet zu wirken.

Wenn nun auch die Oſteomalacie in ihren verſchiedenen Formen wohl Unterſchiede aufweiſt und auch in mehreren Details von der Rhachitis verſchieden

sein kann, so steht doch, wie ich meine, nichts Wesentliches der Auffassung entgegen, daß beide Krankheiten identisch sind und nur in verschiedenen Formen sich äußern, weil erstens das Krankheitsbild ein anderes sein muß, je nachdem sie in früher Jugend oder in höherem Alter auftritt und zweitens je nach den verschiedenen ursächlichen Faktoren, welche bei der Entstehung der Krankheit im Spiele waren. So kommen wir dann auf die wichtige Frage der Ursache dieser merkwürdigen Erkrankung zu sprechen. Auch hier stoßen wir nun sofort auf die beiden Krankheiten gemeinsame Tatsache, daß wir zwar etwas wissen über die Bedingungen, unter welchen die Krankheit auftritt, jedoch ihre eigentliche Ursache nicht kennen. Für die Osteomalacie kennen wir als solche Bedingungen das hohe Alter, die Schwangerschaft und das Wochenbett. Über die Ursachen und die Entstehungsbedingungen der Rhachitis besteht eine umfangreiche Literatur und eine große Verschiedenheit von Anschauungen. Allgemein verbreitet ist die Überzeugung, daß bei der Rhachitis die fast stets vorhandenen Störungen der Magendarmfunktion einer der Hauptfaktoren für die Entstehung der Krankheit sind; schon allein die Heilung dieser Störungen ist häufig imstande, die Heilung der Krankheit einzuleiten.

Auch in Bezug auf eine zweite Tatsache sind die Ansichten wohl überall die gleichen: Die so auf der Hand liegende Erklärung der Krankheit aus Kalkmangel der Nahrung, des Wassers oder gar des Bodens läßt sich nicht aufrecht erhalten, und allgemein gesteht man ein, daß Zufuhr von Kalkpräparaten weder auf die Rhachitis noch auf die Osteomalacie einen irgendwie bedeutenden Einfluß hat. Selbst habe ich wohl in einer ausgedehnten Landpraxis den Eindruck bekommen, daß die Umgebung einen Einfluß ausübt. Während in dieser Gegend auf dem Gebiete der Kleinkinderernährung geradezu unglaublich gesündigt wurde und Darmstörungen fast bei allen Säuglingen vorkamen, war Rhachitis dort eine sehr seltene Erkrankung; die wenigen Fälle, welche ich zu sehen bekam, stammten aus Wohnungen, welche an den in dieser Gegend sehr seltenen feuchten Stellen sich befanden. Es läßt sich auch kaum leugnen, daß ein erblicher Faktor hier mitspielen kann. In meiner Heimat (Holland) gibt es Familien, welche wegen ihrer unverkennbar rhachitischen O-Beine ein gewisses Renommee besitzen. Das wie und wodurch aber, darüber bestanden bis jetzt allerlei unbewiesene Mutmaßungen.

Das gehäufte Vorkommen und das beinahe exklusive Auftreten beider Krankheiten im vorigen und in diesem Winter in Perioden der schwersten Hungersnot in Wien, zwingen geradezu zu der Annahme, daß die Unterernährung wenigstens eine der Hauptursachen für ihre Entstehung sein muß. Hierbei wollen wir dann sofort in Betracht ziehen, daß bedeutende Magen-Darmstörungen, wie sie bei Rhachitis die Regel bilden eo ipso zur Unterernährung führen können. Es bleibt also die Frage, haben wir es mit einer einfachen allgemeinen Herabsetzung der Nahrungszufuhr zu tun oder handelt es sich vielleicht, wie beim Skorbut, bei der Beriberi, wahrscheinlich auch beim Hungerödem, um eine qualitativ unzureichende Ernährung, ist es das Fehlen bestimmter Bestandteile der Ernährung und sind Rhachitis und Osteomalacie ebenfalls „Avitaminosen"?

Im Sommer 1919 wurden wir durch die Monographie des Accessory Food Factors Committee aufmerksam gemacht, auf wichtige Untersuchungen, welche während der Kriegszeit im „Lister-Institute for preventive Medicine" in London, in Cambridge und in Amerika durchgeführt wurden. Besonders aus diesen systematisch durchgeführten Versuchen von Mellanby (Cambridge) geht mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß Rhachitis entsteht, wenn in der Nahrung ein

„accessory-food-factor“ fehlt, welcher vorkommt in fast allen tierischen Fetten. Durch eine Nahrung, welche kein tierisches Fett enthält, läßt sich bei Versuchstieren unfehlbar Rhachitis hervorrufen. Die Tiere gehen zugrunde, wenn sie auf die Dauer nur diese qualitativ unzureichende Nahrung bekommen; unfehlbar läßt sich die Krankheit beseitigen durch die Zufuhr von den supponierten akzessorischen Nahrungsbestandteil enthaltenden Fetten. Die Untersuchungen zeigten, daß von den tierischen Fetten die Fischfette mehr von diesem Stoffe enthalten, als viele Sorten von Fleisch- und Milchfett, und von Fischfetten ist der Lebertran weitaus das wirksamste.

Die durch die Hungersnot geschaffenen Verhältnisse in Wien schenken uns die denkbar günstigsten, wenn auch unwillkommenen Versuchsbedingungen zur Klärung der wichtigen Frage der Genese von Rhachitis und Osteomalacie. Das Accessory Food Factors Committee hat durch die Entsendung der auf diesem Gebiete rühmlichst bekannten Dr. Harriet Chick vom Lister-Institut und ihrer Mitarbeiterinnen nach Wien uns die wertvollste Unterstützung für die Lösung der Frage geboten. Die vorläufigen Resultate der seit Monaten angestellten Behandlungsversuche sprechen gänzlich zugunsten der hier vorgebrachten Erklärungen. Viele Details unserer Beobachtungen lassen sich jetzt ungezwungen aufklären. Nicht die allgemeine Unterernährung, sondern das Fehlen dieser fettlöslichen Substanz kann die Ursache dieser Knochenerkrankungen sein. Man ist der Meinung, daß nur auf frischem Grünfutter stehende Kühe eine Milch geben, welche diese unentbehrliche Substanz enthält. Bei den jämmerlichen Futterverhältnissen bekam das Milchvieh gerade in den Wintermonaten häufig nur minderwertiges und lange konserviertes Futter und ebenfalls in den Wintermonaten trat die Rhachitis auf, auch bei solchen Kindern, welche doch nicht ganz ohne frische Milch blieben. Was für die Kuh gilt wird auch für die stillende Mutter Geltung haben und so erklärt sich die auffallende Tatsache, daß auch Brustkinder Rhachitis bekommen. Und wie wertvoll auch die von ausländischen Wohltätigkeitsaktionen reichlich gespendete Kondensmilch ist, das Auftreten der Rhachitis wird sie nicht verhüten können. Die Versuche, auch die Osteomalacie durch Ernährung mit reichlicher Zufuhr von tierischem Fette, besonders von Lebertran wirksam zu bekämpfen, sind noch nicht abgeschlossen. Die endgültigen Resultate dieser Behandlung werden uns zeigen können, ob die durch so viele Tatsachen fast zur Sicherheit gewordene Identität von Rhachitis und Osteomalacie auch in einer einheitlichen Behandlung ihre Bestätigung finden wird.

So wird es vielleicht möglich sein, auf diesem Gebiete wenigstens einigermaßen aus der Not eine Tugend zu machen und bleibenden Gewinn zu ernten aus den fürchterlichen Zuständen, welche wir jetzt erleben. Hoffen wir, daß in künftigen Wintern, zum Wohle der jetzigen Kindergeneration, uns die Gelegenheit zu weiteren Versuchen erspart bleibt. Karel Frederik Wenckebach.

England und das Seebeuterecht.

Entgegen dem internationalen Gebrauch im Landkrieg, das private Eigentum zu schonen, besteht noch immer der Grundsatz des Seebeuterechts, das nichts anderes ist als ein Überbleibsel des Seeraubs, der durch die Kaperei der Freibeuter in der Periode der großen Seekriege vor hundert Jahren so lebhaft betrieben wurde. Die Beseitigung des Seebeuterechts ist bisher noch immer an dem Widerstand Englands gescheitert, obgleich es selbst die ausgebreitetste Handelsschiffahrt besitzt. Denn es erwartet die Hauptwirkung seiner Seemacht von der Schädigung des feindlichen Seehandels. Im Laufe der Zeit hat England, dem Drängen der Mehrheit anderer Seestaaten scheinbar nachgebend, Einschränkungen des Blockade- und Seebeuterechts zugestanden, die dem vorwiegend kontinentalen Interesse jener Staaten entsprachen, mit dem Gedankenvorbehalt, sich darüber nach Gefallen hinwegzusetzen. Es verdient ganz besondere Beachtung, daß England an diesem Recht zur Schädigung des feindlichen (und auch des neutralen) Handels eisern festgehalten hat, weil es von seiner Überlegenheit zur See überzeugt war.

(Aus dem eben erschienenen Werk Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg von Admiral Scheer, Berlin, Scherl.)

Tuberkuloseverbreitung und Hungerblockade.

Das sinnfälligste, auch dem Laien ohne weiteres verständliche und vielleicht auch feinste Reagenz auf dauernde Unterernährung und auf fehlerhafte Zusammensetzung der Nahrungszufuhr ist die Tuberkuloseverbreitung in einem Volke, die Tuberkulosesterblichkeit. Es ist über dieses Thema eine umfangreiche Literatur entstanden, die eine erschreckende Sprache spricht. Ich verweise auf die Darlegungen, die Rubner und Friedrich Müller[1]) vom physiologischen wie vom klinischen Standpunkte aus gaben, dann auf die bedeutungsvollen Vorträge von Hamel und His[2]), sowie die sich anschließende Diskussion gelegentlich der 23. Generalversammlung des deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose.

Weitere gewichtige wissenschaftliche Darstellungen über die Tuberkuloseausbreitung unter dem Einflusse der Hungerblockade finden sich in zahlreichen Arbeiten, die in den von mir herausgegebenen „Beiträgen zur Klinik der Tuberkulose" erschienen sind oder demnächst erscheinen werden. Auch in andern Zeitschriften wird der Fachmann viel Lesenswertes finden. Der Laie weiß, selbst wenn er noch so unerfahren den Fragen der Tuberkulose gegenübersteht, daß bei weitem das beste und ausschlaggebendste Mittel zur Bekämpfung dieser verheerenden und gefürchteten Volksseuche eine gute und kräftige Ernährung ist. Er weiß auch, daß dauernde Unterernährung häufig die Erkrankung auslöst.

Im höchsten Grade dankenswert war es, daß die scheinbar so selbstverständlichen konstitutionellen Folgen einer länger dauernden Unterernährung, die Wirkungen auf das Gesamtverhalten des Menschen und sein Befinden in streng wissenschaftlichen Untersuchungsreihen nicht nur von neutralen Gelehrten, sondern auch von solchen aus dem Kreise unseres Feindbundes geprüft wurden. Besonders breit geschah dieses in einer großen Publikation aus der „Carnegie Institution of Washington" aus dem Jahre 1919. Prof. Francis G. Benedict[3]), der Leiter des Nutrition Laboratory der Carnegie Institution in Boston hat in dem unten zitierten Werke die Folgen längerer Unterernährung dargelegt. Ein eingehendes Studium dieser Veröffentlichung ist für einen jeden wichtig, der sich über die Schädigung der allgemeinen Konstitution des Menschen durch chronische Unterernährung informieren will und der danach trachtet, ein Verständnis dafür zu gewinnen, warum Krankheiten aller Art sich bei Unterernährten besonders leicht ausbreiten. So sei denn auf die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeit etwas näher eingegangen. Veranlaßt durch die Mitteilungen über die deutsche Unterernährung führte Benedict im Winter 1917/18 seine Untersuchungen an 12 Studenten eines christlichen Kollegs in Springfield aus. Die gesunden jungen Leute, die während der Untersuchung ihr Studium fortzusetzen hatten, und in der üblichen Weise sportlich tätig waren, aßen in vier Monaten erheblich weniger, als sie gewohnt waren und wurden dabei nach allen Richtungen hin genau beobachtet. Sie kamen auf eine Verpflegung, die etwa dem-

[1]) Prof. Dr. Rubner, Berlin, und Prof. Dr. Friedrich von Müller, München: Zwei Gutachten über den Einfluß der Kriegsverhältnisse auf den Gesundheitszustand im Deutschen Reiche (Beitrag zur Wirkung der Hungerblockade). Münchener medizinische Wochenschrift, 20. Februar 1920. — [2]) Hamel: „Der Anstieg der Tuberkulose während des Krieges"; und His: „Ausbau der Tuberkulosebekämpfung". In: Verhandlungen des deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose. 23. Generalversammlung am 12. Juni 1919. — [3]) Human Vitality and Efficiency under prolonged restricted diet by Francis G. Benedict, Walter R. Miles, Paul Roth, and H. Monmouth Smith. Washington 1919.

jenigen entspricht, was breite deutsche Volksmassen nicht nur durch 4 Monate, sondern durch die vielen Kriegsjahre und auch jetzt noch nach dem Kriege erhalten. Die jungen Leute blieben zudem an den Sonntagen unkontrolliert und ebenso während der Weihnachtsferien, ein Vorteil, der dem deutschen Volke leider nicht zugänglich war und ist. Benedicts Versuchspersonen verloren dauernd an Körpergewicht, erheblich an Körperstickstoff und bekamen einen geringeren Gaswechsel. Sie entsprachen damit jener Reihe von Stoffwechselbeobachtungen, die man auch in Deutschland zunächst ausführte, die gewissermaßen einer Vorperiode der Unterernährung zuzurechnen ist. Sie kamen aber nicht den Verhältnissen gleich, die in Deutschland in den Jahren 1918 und 1919 sich fanden, um welche Zeit die abnormen Stoffwechselzustände in Deutschland bereits in eine zweite Periode eingetreten waren.

In diese zweite, wesentlich ernstere Periode fallen Untersuchungen von v. Hößlin und Kestner, aus denen hervorging, daß die Stickstoffverluste des Körpers bereits so groß geworden waren, „daß dieser sich nunmehr so verhielt, wie bei Rekonvaleszenten nach fieberhaften Erkrankungen oder bei Hungerkünstlern nach Beendigung des Hungerns". Obwohl es also zu einer so schweren körperlichen Schädigung bei den Benedictschen Studenten nicht getrieben wurde, so zeigten dieselben doch bei klinischen Untersuchungen durch Goodall außer der einfachen Abmagerung eine deutliche Herabsetzung der gesamten Leistungsfähigkeit des Körpers. Bereits nach zweimonatlicher Dauer erklärte Goodall, er glaube nicht, daß diese Männer geeignet seien für die Arbeit in den Schützengräben (fit to do works in the trenches). Besonders lehrreich ist auch das psychische Verhalten der Versuchspersonen Benedicts gewesen, wie es aus verschiedenen Untersuchungsmethoden objektiv zu erschließen war. Man fand eine deutliche geistige Minderwertigkeit. Wir haben hier einen unparteiischen und zahlenmäßigen Beweis dafür, daß eine Unterernährung von nur 4 Monaten, die nicht einmal so hochgradig war, wie bei der deutschen städtischen Bevölkerung und die auch noch von Pausen unterbrochen war, die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit gesunder kräftiger Männer merklich herabsetzt. Wir sehen, wie berechtigt die so oft aufgestellte Behauptung ist, daß die Arbeitsunlust und vieles andere, was wir heute beklagen, eine Folge jener Hungerblockade und der Unterernährung ist. Es ist daher auch ohne weiteres begreiflich, daß der schon zu den üblichen körperlichen und geistigen Leistungen weniger befähigte Körper nun auch weniger befähigt ist, andringende krankmachende Schädlichkeiten abzuwehren.

Suchen wir nun das Material, das zu der Frage Unterernährung und Tuberkuloseverbreitung seit Jahren in der Literatur, in der Erfahrung der Ärzte und des Publikums angehäuft ist, unter dem Gesichtswinkel der nachlassenden Widerstandsfähigkeit des Körpers, damit der Hinfälligkeit desselben andringenden Infektionen gegenüber, zu sichten. Am besten wird dieses dadurch geschehen, daß man die Verhältnisse, hinsichtlich der Tuberkuloseverbreitung, in Deutschland betrachtet nach gewissen Zeitperioden resp. nach Bevölkerungsschichten. Es ergibt sich als natürlichste Einteilung die Periode vor dem Kriege, dann jene während des Krieges und endlich jene jetzt nach dem Kriege. Dabei wird die zweite Periode ein anderes Bild bieten, je nachdem man das Zahlenmaterial oder seine Eindrücke dem Feldheere, dem Besatzungsheere resp. der Zivilbevölkerung und ihren einzelnen Schichten entnimmt.

Eine Ergänzung werden diese Beobachtungen finden müssen in der kritischen Betrachtung der Krankheitsbilder, der klinischen Formen, die in den Einzel-

perioden besonders hervortraten. Anschaulich werden dieselben aber erst, wenn man an die Beobachtung der einzelnen Individuen und ihres Schicksales unter der Wirkung der Hungerblockade herantritt, Verhältnisse, die kaum noch statistisch zu fassen sind, und die doch dem auf dem Gebiete der Tuberkulose erfahrenen Arzte erst das richtige Verständnis dafür geben, wie die Dinge liegen.

Die Zeit vor dem Kriege, charakterisiert durch das rasche Aufblühen und die lebhafte geistige Entwicklung unseres Kaiserreiches, brachte uns und durch uns der Welt die planmäßige, weitumfassende soziale Fürsorge, die Volksversicherung und damit in den letzten drei Jahrzehnten eine Abnahme der Tuberkulosesterblichkeit, wie sie selbst Optimisten wohl kaum erwartet haben mochten und wie sie auch keineswegs in allen Kulturstaaten in gleichem Maße erzielt wurde.

Während in den Jahren 1876 bis 1886 sich die segensreichen Wirkungen nur sehr zögernd bemerkbar machten, so daß 1886 auf 10000 Lebende noch 30 Tuberkulosetodesfälle entfielen, sank diese Zahl von Jahr zu Jahr rapide herab, und hat im Jahre 1913 auf die gleiche Anzahl Lebender nur noch 14 Tuberkulosetodesfälle betragen. Von der Bedeutung dieser Zahlen gewinnt man dann erst das richtige Verständnis, wenn man sich vergegenwärtigt, daß damit zuletzt alljährlich etwa 100000 Menschen weniger der verheerenden Seuche zum Opfer fielen, als noch 30 Jahre zuvor. An dieser verbleibenden Tuberkulosesterblichkeit nahm in den Städten das weibliche Geschlecht in geringerem Maße teil als das männliche, während auf dem Lande die Sterblichkeit beider Geschlechter im wesentlichen die gleiche war. Bei dieser sozialen Arbeit zeigte sich, wie durch Vervollkommnung der sozialen Fürsorge und der ärztlichen Maßnahmen dieses an sich schon überraschend günstige Ergebnis noch wesentlich weiter zu fördern war.

Während des Krieges traten Verhältnisse zutage, die wie ein gewaltiges Experiment hineinleuchten in das Getriebe der mannigfachen Beziehungen, von denen die Entstehung und die Ausbreitung der Tuberkulose abhängt. Ganz besonders die wissenschaftliche, praktisch so bedeutungsvolle Frage, ob bei der Bekämpfung der Tuberkulose als Volksseuche in erster Linie den Infektionsmomenten oder den disponierenden, den Körper schwächenden Momenten entgegenzutreten sei, hat eine Klärung erfahren, aus der hervorgeht, wie ausschlaggebend für die Zunahme der Schwindsucht als Volksseuche ungünstige Ernährungsverhältnisse sind.

Zu dieser Erkenntnis wird man besonders dann geführt, wenn man die Verhältnisse bei den kämpfenden, vielfältigen Strapazen und Infektionen ausgesetzten Heeren vergleicht mit jenen der wirtschaftlich notleidenden, durch Jahre und Monate hungernden Zivilbevölkerung. In zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen der letzten Monate ist dieses Thema erörtert worden.

Im deutschen Feldheere hat die Tuberkulose, obwohl in sehr großer Zahl schwächliche oder früher kranke Männer miteingereiht werden mußten, dem Friedensstande gegenüber erstaunlich wenig zugenommen. Dabei war das Feldheer den schwersten körperlichen Überanstrengungen, vielfältigen Erkältungsschädlichkeiten, oft schlechter Körperpflege und vielen anderen Schädlichkeiten, vor allem oft auch einer ganz beträchtlichen Ansteckungsmöglichkeit infolge des dichten Zusammenlebens in den engen, nicht sauber zu haltenden Unterständen und den schlechten Quartieren Belgiens, Nordfrankreichs und Rußlands ausgesetzt. Von der Intensität dieser Einwirkungen macht sich doch nur derjenige ein richtiges Bild, der durch die Jahre mit der Truppe zusammen war und ihre Lasten zu teilen hatte. Man hatte von all diesen Einwirkungen genau den gegenteiligen Erfolg erwartet. Aber das Feldheer mußte reichlicher ernährt

werden als die Heimat; es hatte in den besetzten Distrikten auch die Möglichkeit, sich besser zu helfen. Dabei blieben die unserm Feldheere zugeführten Nährwerte noch wesentlich, besonders in den letzten Jahren, hinter dem zurück, was z. B. von der Konferenz der Interalliierten wissenschaftlichen Verpflegungskommission in Paris im März 1918 als Mindestmaß für den Soldaten gefordert wurde. Selbst in den vordersten Kampflinien kam man bei uns nur auf etwa 2500 Kalorien gegen die von gegnerischer Seite geforderten 3300 Kalorien (Wärmeeinheiten der Nahrung). Was die Tuberkulose im Feldheere besonders charakterisierte, war nicht ihre Zahl, sondern die Verlaufsart, insofern akut verlaufende, rasch sich ausbreitende Erkrankungen dort relativ häufig vorkamen. Auch im Besatzungsheere, dessen Lebensweise in Vorteil und Nachteil zwischen Feldheer und Zivilbevölkerung stand, stieg die Tuberkuloseziffer nur in relativ geringem Maße an.

Erst die Zivilbevölkerung, bei der die Ansteckungsgelegenheiten im allgemeinen unverändert blieben, bei der die erschöpfenden Strapazen und alle die vielen Schädlichkeiten der Front fehlten, zeigt die erschreckende Zahl und, was für die Beurteilung der jetzt nach dem Kriege bestehenden Verhältnisse besonders wichtig ist, die stetig zunehmende Vermehrung der Tuberkulosefälle. Zunächst hierzu einige Zahlen:

In Preußen starben an Tuberkulose:
1913: **56861** | 1914: **58577** | 1915: **61006** | 1916: **66544** | 1917: **86217**
Also im ganzen etwa eine Zunahme von 50 Prozent.

Im Reichsgebiete starben in Orten über 15000 Einwohnern:
1913: **40374** | 1914: **41730** | 1915: **45000** | 1916: **49000** | 1917: **68000** | 1918: **74000**
Im ganzen also eine Zunahme von etwa 83 Prozent.

In Hamburg starben:
1914: **1160** | 1915: **1219** | 1916: **1243** | 1917: **1729** | 1918: **1834**
Im ganzen also eine Zunahme von etwa 58 Prozent.

Bemerkenswert ist, und dieses wiederholt sich bei zahlreichen ähnlichen Statistiken, daß bei allen diesen Aufstellungen die Sterblichkeit in jedem Jahre gegen das Vorjahr in der absoluten Zahl wuchs, und zwar zwischen 2 und 9 Prozent; daß dann im Jahre 1917, das dem sogenannten Rübenwinter folgte, diese Zunahme überall ca. 30 Prozent betrug, und daß auch diese letztere Zunahme in dem nächsten Jahre nicht nur beibehalten, sondern auch noch überholt wurde. Das Rübenjahr hat mit seiner Fülle an Entbehrungen und Hunger nicht nur direkt die Tuberkulosesterblichkeit ansteigen lassen, sondern auch das Volk so weitgehend geschwächt, daß trotz einer nun einsetzenden, wenn auch geringfügigen Besserung der Ernährungsverhältnisse doch die Seuche ihren Siegeszug im Volke noch weiter fortsetzen konnte. Es ist dieses ein strikter Beweis dafür, in wie weitem Umfange die Tuberkulosesterblichkeit von Hungerszeiten unmittelbar abhängt.

Noch erdrückender zeigt sich die Einwirkung der planmäßigen Aushungerung auf die Tuberkuloseverbreitung, wenn man nicht nur die Gesamtzahlen der Sterblichkeitsfälle betrachtet, sondern wenn man das statistische Material nach Geschlechtern und nach Altersklassen geordnet vor sich sieht. Da trit dann zutage, daß die Hungerblockade ganz besonders schwer das weibliche Geschlecht betraf und daneben die Kinder. Während die Tuberkuloseziffer des weiblichen Geschlechtes in Friedenszeiten nicht unwesentlich hinter jener der Männer zurückstand, wurde sie in rascherem Anstiege dieser nicht nur allmählich gleich, sondern überstieg dieselbe zum Schlusse z. B. in Berlin

nicht unbeträchtlich. Auch die Kindersterblichkeit an Tuberkulose ist nach vorliegenden Ermittlungen während der Hungerblockade systematisch, im ganzen auf etwa das Doppelte und noch mehr gegen früher gestiegen.

Auch jetzt nach dem Kriege findet man in Deutschland nicht nur die gleichen erschreckend hohen Tuberkulosezahlen, sondern ein deutliches Ansteigen derselben. Die Krankenversorgung der großen Städte kann die Zahl der wegen tuberkulöser Erkrankungen Zulagebedürftigen nicht mehr bewältigen.

Einen Anhalt für die Höhe der Tuberkuloseerkrankungsziffern geben die Zahlen der Krankenkost-Abteilung, die die Kranken Hamburgs mit „Extrabeköstigung" versorgt. Dort stiegen und steigen die Zahlen der Kranken, die auf Grund eines ärztlichen Attestes über bestehende Tuberkulose besonders unterstützungsbedürftig sind, von Woche zu Woche. So stieg die Zahl dieser, einer Extranahrung bedürftigen Tuberkulösen vom November 1917 bis zum August 1919 um 46%. Bei gelegentlicher Extraverteilung von Fleisch und Fett, die ausnahmsweise hier und da möglich war, ergab es sich, daß

Juni 1919 ungefähr 21000 | Nov. 1919 reichlich 29000 | Febr. 1920 nahezu 33000

als Tuberkulöse Extrakost erhalten mußten.

Diese Zahlen zeigen, wie hoch die Erkrankungsziffer an der Tuberkulose an und für sich ist und wie sehr die Bevölkerung noch immer in täglich steigendem Maße dadurch von Schwindsucht bedroht ist.

Ähnliche Anhaltspunkte liefern der andauernd sich vermehrende Zustrom von Tuberkulösen zu den großen Krankenhäusern und zu den Heilstätten. Dabei sind nicht nur die Volksheilstätten, sondern ganz besonders auch die Heilstätten für die besser gestellten Kranken dauernd überfüllt, so daß man als Arzt die größte Mühe hat, seine Kranken, selbst wenn sie zu großen wirtschaftlichen Opfern fähig sind, in entsprechender Weise unterzubringen. Die Zahl der skrofulösen Kinder, die den Krankenhäusern zuströmen, ist nach Geh.-Rat Bielefeldt (Hanseatische Landes-Versicherungsanstalt) ganz gewaltig emporgeschnellt. Sie ist so gestiegen, daß die Versicherungsanstalt die Zahl der Plätze für diese bedauernswerten Pfleglinge um das Vier- bis Fünffache erhöhen mußte und trotzdem nicht annähernd den Anforderungen genügen kann. Das gleiche gilt für die sog. chirurgische Tuberkulose.

Die Forschung hat die Erkenntnis gebracht, daß die eigentliche Ansteckung an Tuberkulose in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle in der Kindheit stattfindet, daß aber dieser primären Ansteckung, die vielfach als eine Art „Schutzimpfungskrankheit" bezeichnet wird, die eigentliche wirkliche Erkrankung erst später folgt und zwar auf Grund auslösender, den Körper schwächender Ursachen oder auf Grund einer gehäuften oder massigen Neuinfektion. Man rechnet im allgemeinen damit, daß 80 bis 90% aller Menschen unter normalen Verhältnissen in jüngeren Jahren eine leichte, zunächst noch überwindbare Tuberkuloseansteckung erfahren; für die Mehrzahl ist es damit für alle Zeiten abgetan. Erst später hinzutretende Momente lassen aus dieser zunächst überwundenen Ansteckung die tuberkulöse Erkrankung sich entwickeln. „Die menschliche Schwindsucht ist", um mit v. Behring zu sprechen, „das Ende von dem Liede, das dem Schwindsuchtskandidaten schon an der Wiege gesungen wurde."

Die Kriegserfahrungen haben nun gelehrt, daß nicht die gehäuften Ansteckungsmöglichkeiten, sondern in erster Linie die Schädigung der körperlichen Widerstandsfähigkeit durch anhaltende Unterernährung das hauptauslösende Moment darstellt für die Ausbreitung der tuberkulösen Erkrankungen. Dieser Schädigung gegenüber treten alle sonstigen Überanstrengungen, jegliche Art Erkrankungen, u. a. m. hinsichtlich der Wirkung auf die Massen des Volkes ganz wesentlich

zurück. So kommt es, daß das Feldheer durch vermehrte Ansteckungsmöglichkeit und sonstige Schädigungen zwar einen gewissen Anwachs an Tuberkuloseerkrankung aufwies und auch in größerer Reichlichkeit schwerverlaufende Erkrankungsformen zeigte, daß aber doch diese Zahlen gar nicht in Vergleich zu setzen sind zu jenen, die bei der heimischen Bevölkerung, ganz besonders auch bei den Frauen und Kindern und jenen Altersklassen zutage traten, die gewöhnlich nicht mehr durch die Tuberkulose dezimiert werden.

Der systematische Anstieg der Tuberkuloseziffer im Heimatgebiete während der Hungerblockade bestätigte auch die alten Erfahrungen — und dieses muß zum Verständnis der heute herrschenden Verhältnisse besonders hervorgehoben werden — daß ganz besonders die langandauernden Schädigungen den Boden für die Entwicklung der Schwindsucht vorbereiten: hierüber sind sich die Autoren aller Länder wohl einig. Ebenso kann nicht daran gezweifelt werden, daß ein durch Unterernährung bereits geschwächter Körper unter Fortführung dieser Unterernährung in rasch zunehmender Weise weiter geschädigt wird, sodaß derselbe damit zunehmend der Tuberkulosegefahr verfällt. Es ist daher begreiflich, daß die jetzt fortdauernde Einwirkung der Unterernährung in steigender Progression ihre zerstörenden Folgen am Volkskörper bemerkbar macht. Dort, wo eine einsetzende normale Ernährung manches Unheil noch hätte verhüten können, wo eine wenigstens zeitweise reichliche Ernährung zur Wiederherstellung der normalen Widerstandsfähigkeit notwendig gewesen wäre, eben dort wirkt jetzt, dank den Maßnahmen des Feindbundes, der alte Schaden weiter, und die erschreckenden Folgen zeigen sich in dem anhaltenden Ansteigen der Tuberkuloseziffern.

Über die Folgen all dieser Waffenstillstands- und „Friedens"maßnahmen (Wegnahme von Milchkühen usw.) darf sich niemand dadurch hinwegtäuschen lassen, daß man in wenigen großen Hotels, Pensionen und Sanatorien, in denen die durch den Krieg Reichgewordenen oder die valutastarken Ausländer verkehren, auch heute noch fast friedensmäßig leben kann. Diese wenigen Ausnahmen, die den von auswärts Zureisenden besonders in den Großstädten ein völlig falsches Bild von der wahren Lage geben, können denjenigen, der in und mit dem Volke lebt, nicht darüber hinwegtäuschen, daß die überwiegende Mehrzahl der Einwohner Deutschlands unter dem Hungerkriege nicht nur in schwerster Weise gelitten hat, sondern auch heute noch leidet. Wir Ärzte, die wir täglich diese furchtbaren und schweren Folgen des feindlichen Tuns sehen, müssen alles daransetzen, um dem Gewissen aller Rechtlichdenkenden, ganz besonders auch den von Chauvinismus nicht verblendeten Ärzten anderer Länder, Aufklärung zu schaffen. Wohl ist der Nahrungsmangel zeitweilig durch einige Zufuhr gemildert, aber dieses ist ein Tropfen auf einen heißen Stein. Tatsächlich bestehen die Nahrungsmittelschwierigkeiten noch. Die Notlage des eigentlichen breiten Bürgertums ist mindestens ebenso groß, wenn nicht wesentlich größer, als die Notlage der sogenannten unteren Bevölkerungsschichten, der Handarbeiter aller Kategorien und des sogenannten Proletariats. Friedrich Müller konnte dieses z. B. an der entschieden geringeren Gewichtsabnahme dieser sogenannten unteren Bevölkerungsschichten nachweisen. Wie sehr die einzelnen unter der vollen Erkenntnis des ihnen drohenden Schicksales leiden, das läßt sich nicht in statistischen Zahlen zum Ausdrucke bringen; das verrät sich aber dem behandelndem Arzte, der seinen Patienten ein Freund geworden ist, dem sie sich zuwenden als dem Berater auch in ihrer äußeren Not. Nur ein Vertrautsein mit dem Leben der Familien und jener

breiten Schichten des Volkes, deren Lebensgewohnheiten sich nicht in der Öffentlichkeit bemerkbar machen, zeigt die Leiden und die Not der Unterernährten und der auf dieser Basis der Tuberkulose Verfallenden.

Besonders eindrucksvoll war für mich, der ich während des Feldzuges zumeist im Frontgebiet draußen stand, die Tatsache, daß ich, heimkommend, unter der Zivilbevölkerung, ganz besonders unter den Frauen mittleren Lebensalters so zahlreiche Fälle rapid verlaufender Lungentuberkulose fand. Vordem kräftige Menschen kamen ohne die übliche Vorgeschichte einer sich langsam vorbereitenden Phthise mit rasch fortschreitenden schweren Tuberkulosen in einer Häufigkeit mir zur Beobachtung, wie ich es früher nicht annähernd so sah und kannte. Durch die Vorgeschichte klingt das Leidenslied der jahrelangen und noch jetzt anhaltenden Unterernährung, der Sorge um die Verpflegung der heranwachsenden Kinder, die nicht zu sättigen sind, das Gefühl der abnehmenden eigenen Widerstandskraft. Ohne die im Verlauf der Lungentuberkulose zumeist zu beobachtenden Zeiten scheinbaren Stillstandes gehen diese Patienten in auffälliger Häufigkeit, so wie sonst in Jahren, so jetzt in Monaten zugrunde. Die Patienten erliegen unter Krankheitsformen, die sonst zumeist nur im Kindesalter beobachtet wurden.

Andere Eindrücke entstammten jener großen Gruppe von Patienten, die ein schweres Lungenleiden überwunden hatten, und nun nach langjährigem Wohlbefinden und völliger Leistungsfähigkeit mit Recht glaubten, sich zu den endgültig Geheilten rechnen zu dürfen. Unter vielen derartigen Eindrücken sei hier nur ein Bild herausgehoben, die Leidensgeschichte einer Lehrerin. Man hatte im Jahre 1909 ihr tuberkulöses Leiden entdeckt. Die üblichen Kuren waren ergebnislos; ein schwerer fortschreitender einseitiger Prozeß zwang 1911 zu einer ausgedehnten Rippenresektion, einer sogenannten Thorakoplastik. Mit rührender Geduld und mit persönlichem Mute hatte das Mädchen bei uns auf der Klinik die notwendigen schweren operativen Eingriffe überstanden und die unvermeidlichen Schmerzen tapfer ausgehalten. Der Lohn war nicht ausgeblieben; sie erholte sich, wurde kräftig und konnte wie eine Gesunde ihren Beruf ausfüllen. Mit Recht galt sie als eine Geheilte; und sie blieb es selbst während der ersten zwei Kriegsjahre. Dann kamen, zunächst noch halb scherzend die ersten Mitteilungen, daß sie unter der Nahrungsmittelknappheit wieder magerer geworden sei; sie sei aber noch gesund, könne ihrem Berufe nachgehen, der Arzt fände keine neuen Lungenstörungen und gerne, so heißt es in einem dieser Briefe, wollte sie mit dem tapferen Volke auch tapfer die Schwierigkeiten ertragen. Dann kamen aber 1917 und im Frühjahr 1918 schon ernstere Zeilen: „Der Rübenwinter habe sie sehr geschwächt." Auf der vordem gesunden Seite hätten sich hier und da Schmerzen eingestellt und auch der behandelnde Arzt habe die Furcht durchblicken lassen, es möge sich auch dort jetzt ein frischer Prozeß entwickeln. So lautete noch ein Brief, den ich im August 1918 in Palästina erhielt. Im Dezember des gleichen Jahres erreichte mich dann, fern von der Heimat, die Nachricht, daß die katarrhalischen Erscheinungen sich gesteigert hätten, daß wieder Fieber aufgetreten wäre. Mit der Trauer über das Unglück, das unser Volk betroffen hatte, mischte sich die Hoffnung, es mögen sich nun wenigstens die Verpflegungsverhältnisse bessern; die Kranke hätte noch Kraft genug, um wieder hochzukommen, nur sei ja die Nahrung so inhaltslos. Die nächsten Monate erfüllten diese Hoffnung nicht. „Wie kann ich wieder hochkommen, wenn es mir am Besten, was ich dazu benötige, fehlt", so hieß es im Sommer 1919. Im Frühjahr 1920 hat dann eine rasche Ausdehnung des tuberkulösen Prozesses auf der bisher gesunden Lunge dem Leben dieses

tapferen Menschenkindes ein Ende gesetzt. „Die Friedensblockade", schrieb mir ihre Schwester, „hat unserer braven Schwester das Leben gekostet".

Auch der Behandlung der breiten Schichten der Tuberkulösen stellen sich die größten Schwierigkeiten entgegen. Weiß doch ein jeder Laie, daß das wichtigste Hilfsmittel für die Gesundung des Tuberkulösen in der zeitweisen Übernährung gegeben ist. Wie aber soll diese durchgeführt werden, wenn es infolge der fortgesetzten Bedrückung des Volkes, ganz besonders auch der Abgabe des Milchviehs, an Milch und Fetten gebricht? Selbst auf den Tuberkulosestationen großer Krankenhäuser kann die Nahrungszufuhr nicht auf die Höhe gehoben werden, die dringend erforderlich ist. Selbst in den Heilstätten gebricht es oft an den Nahrungsmitteln, die zur Durchführung der Heilstättenkuren unerläßliche Voraussetzung sind. Erst recht trifft dieses für diejenigen Kranken zu, die in ambulanter Behandlung stehen: die an die Versorgungsämter sich in häufender Zahl gerichteten ärztlichen Gesuche, den Tuberkulösen die zur Heilung notwendigen reichlicheren Nahrungsmittel zuzugestehen, legen ein beredtes Zeugnis ab für die noch immer herrschende Not.

Die anhaltende Unterernährung zermürbt wie ein steinhöhlender Tropfen die Widerstandskraft der Gesunden gegen die Tuberkulose und sie raubt dem Erkrankten die Möglichkeit der Genesung. Nach so langen Jahren der Entbehrung muß jede weitere Verzögerung einer endlichen Wiederherstellung einer normalen Volksernährung ganz besonders vernichtend wirken.

Hamburg. Ludwig Brauer.

Die Sterblichkeit in Bayern während des Kriegs.

Geheimrat Friedrich von Müller, Direktor der II. Mediz. Klinik der Universität München, in seinem 1917 für das Reichsgesundheitsamt erstatteten Gutachten (abgedruckt in der Beilage zur M. m. W. vom 20. Februar 1920, Seite 242 ff.):

„Zwischen dem 15. und 50. Lebensjahr hat die Sterblichkeit in Bayern beim weiblichen Geschlecht um ungefähr 15 v. H. zugenommen, und zwar fällt diese Zunahme in erster Linie der Tuberkulose zur Last, welche stellenweise bis zu 50 v. H. aller Todesfälle ausmacht.

Am schlimmsten steht es mit der Sterblichkeit der alten Leute. In den ersten acht Monaten des Jahres 1917 sind in Bayern 34 v. H. mehr alte Leute gestorben als im gleichen Zeitraum des letzten Friedensjahres, und zwar ungefähr die Hälfte davon an Altersschwäche. In Augsburg war die Sterblichkeit der alten Leute um 41 v. H., in Nürnberg um 70 v. H. erhöht, in Leipzig starben ihrer 400 im Gegensatz zu 200 im Frieden. Die Erhöhung der Sterblichkeitszahlen macht sich durchweg in den Städten, und besonders in den Großstädten in ungleich viel höherem Maße geltend als auf dem Lande. Auch in den vom Gesundheitsamt berechneten Zahlen machte sich die Zunahme der Sterblichkeit in Berlin und anderen Großstädten mit 27 bis 12 v. H. geltend. Im Großherzogtum Hessen beträgt sie 21 v. H.

Bei weitem am schlimmsten ist die Sterblichkeit in den geschlossenen Anstalten, in den Versorgungs- und Irrenhäusern sowie in den Gefängnissen. Aus solchen öffentlichen Anstalten liegen von allen Bundesstaaten mit Ausnahme von Preußen eine große Zahl eingehender Berichte vor, aus denen hervorgeht, daß die Sterblichkeit im ersten Halbjahr 1917 um mindestens das Doppelte, meist aber um das Dreifache und oft um das Vierfache gegenüber den Friedensjahren gestiegen ist. In einer großen Irrenanstalt stieg sie von 29 Todesfällen im Jahre 1913 auf 136 im Jahre 1917. Und zwar hat sich diese Zunahme der Sterblichkeit erst im Jahre 1916 deutlich gezeigt und ist dann in den Wintermonaten 1916 auf 1917 und im Frühjahr rasch zu der größten Höhe angestiegen."

Engliſche Urteile über geſundheitliche Wirkungen der Hungerſperre.

Die in den vorhergehenden Abhandlungen enthaltenen Berichte über die mörderiſchen Wirkungen der Hungerblockade enthüllen ein Bild dieſer Kriegsmaßnahme, die eine angeblich nur für „Menſchlichkeit und Völkerrecht“ kämpfende Nation gegen ein nach Raſſe und Kultur eng verwandtes Volk während $4^1/_2$ Jahre unerbittlich angewandt hat. Vermutlich ſchon eine Schädigung der Kinder im Mutterleibe infolge der Unterernährung der Schwangeren, enorme Erhöhung der Säuglingsſterblichkeit; Unterernährung der Kleinkinder mit den Folgezuſtänden von engliſcher Krankheit, Skrofuloſe, Blutarmut, Hautausſchlägen, Magendarmſtörungen, Tuberkuloſe und demgemäß Steigerung der Sterblichkeit; dieſelben Erſcheinungen bei den Schulkindern; bedeutende Erhöhung der Sterblichkeit der Perſonen über 50 Jahre; ganz ungeheure Sterblichkeit der in geſchloſſenen Anſtalten lebenden Patienten; außerordentliche Vermehrung der Tuberkuloſe-Erkrankungen und -Todesfälle in allen Lebensaltern, das ſind nur die weſentlichſten Ergebniſſe der engliſchen Hungerſperre, die auf Grund amtlicher Erhebungen bereits im Jahre 1918 ſicher feſtgeſtellt worden ſind.

Daß dieſe Wirkungen nicht mit der Aufhebung der Blockade — die nicht etwa mit dem Waffenſtillſtand beſeitigt, ſondern ſogar über die Friedensratifikation hinaus fortgeſetzt worden iſt — aufhören würden, das war als ſelbſtverſtändlich vorauszuſehen. Die Störungen der Lebensfunktionen, die durch die Unterernährung bedingt waren, mußten bei vielen Perſonen fortdauern und ſich in mehr oder minder bedrohlichen Krankheitserſcheinungen kundgeben. Als eine dieſer Folgen ſind erſt im Laufe des Jahres 1919 die von Geheimrat Wenckebach in ſeinem Aufſatz geſchilderten Knochenerkrankungen bekannt geworden. Ob noch andere Spätwirkungen der Hungerblockade hervortreten werden, bleibt abzuwarten.

Es bedarf wohl keines Beweiſes, daß alle dieſe Schädigungen der „Blockade“ den Engländern ſchon während des Krieges zur Kenntnis gelangt ſind. Die „Blockade“ ſollte ja ein Mittel bilden, durch Beſchränkung der Ernährung das deutſche Heer unmittelbar in ſeiner Kampfkraft zu lähmen, weiterhin aber den Widerſtand der Heimatsbevölkerung durch Hunger herabzuſetzen und dadurch auch mittelbar das deutſche Volksheer zu ſchwächen. Welchen Umfang dieſe Effekte der Hungerblockade allmählich annahmen, iſt den Engländern ſelbſt in größerem Maße bekannt geworden als uns Deutſchen. Denn unſere kurzſichtige Regierung verbot ja den deutſchen Ärzten, ihre traurigen Erfahrungen ſelbſt in ihren wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften zu veröffentlichen — in der Abſicht, alles zu unterdrücken, was die Hoffnung des Volkes auf einen glücklichen Ausgang des Krieges vermindern könnte. Aber den Feinden gaben Spionage, Mitteilungen der Neutralen, die aus verſchiedenen Gründen in Deutſchland weilten, und endlich die Ausſagen und körperlichen Verhältniſſe der in ihre Heimat zurückkehrenden feindlichen Austauſchgefangenen ein klares Bild von den ſchweren geſundheitlichen Einbußen, die ſich mehr und mehr auf der Grundlage der Unterernährung entwickelten.

Für die Schlüſſe, die unſere Feinde aus dieſen Kenntniſſen zogen, in hohem Grade kennzeichnend waren die Vorwürfe, die ſelbſt Ärzte in den feindlichen Fachblättern (ich verweiſe hier z. B. auf das British medical Journal) gegen die „Hunnen“ wegen der ſchlechten Ernährung, die ſie ihren Gefangenen zuteil werden ließen, erhoben haben. Engländer machten die Deutſchen verantwortlich für die Folgen der grauſamen „Blockade“, die von den Engländern über ſie verhängt wurde!

„Zu Hauſe“ aber wurde von den Engländern mit großer Genugtuung feſtgeſtellt, daß die Sperre die wohlgeplanten Kriegsreſultate entfaltete. Die „Daily

News" schrieben am 22. November 1918 unter der Überschrift „Blockade und Hungersnot": „Die furchtbare Wirksamkeit der Blockade durch die Alliierten wird überzeugend in einem Berichte dargetan, der von dem wohlinformierten Korrespondenten herrührt, welcher die „Daily News" von Zeit zu Zeit mit Nachrichten über die innere Lage der Mittelmächte versieht, Berichten, deren Zuverlässigkeit durch die Ereignisse völlig bestätigt wurde. Es ist wahrscheinlich nicht zuviel gesagt, schrieb dieser Berichterstatter, daß — ganz abgesehen von der Frage der Niederlage im Felde — Deutschland genötigt sein würde, sich infolge unserer wirtschaftlichen Kriegsführung zu ergeben. Von der großen Masse der Bevölkerung in den Großstädten und in den Industriebezirken (die ein schwedischer Journalist, welcher lange in Deutschland gelebt hat, auf 95% veranschlagt) wird jetzt gesagt, daß sie sich seit mindestens 2 Jahren in einem Zustande des ungefähren Verhungerns befinde."

Aber nicht nur die augenblicklichen Einflüsse der Sperre auf den Gesundheitszustand des deutschen Volkes, sondern auch ihre zukünftigen haben die Engländer nach ihren eigenen Veröffentlichungen mit kühler Berechnung vorausgesehen und gewertet. Im „Weekly Dispatch" vom 8. September 1918 äußert sich (nach einer Denkschrift des deutschen Reichsgesundheitsamts vom Dezember 1918) F. W. Wile über die Wirkungen der Hungerblockade auf deutsche Kinder unter dem Titel „Die Hunnen von 1940" wie folgt:

„Wenn die Deutschen auch schreiben, daß kein Geburtenrückgang zu verzeichnen wäre, so kommt es doch nicht darauf an, wieviel Kinder geboren werden, sondern ob diese auch gesund sind."

Er frohlockt darüber, daß es der britischen Blockade gelingt, die Unterernährung der Kinder bereits im Mutterleibe zu erzwingen. Er sagt weiter:

„Ich weiß, daß nicht nur Zehntausende von Deutschen, die bis jetzt ungeboren sind, für ein Leben physischer Minderwertigkeit prädestiniert sind, sondern daß auch Tausende von Deutschen, die sogar bis jetzt noch nicht empfangen sind, demselben Schicksale werden gegenüberstehen müssen. Englische Krankheit wird wohl die Krankheit sein, der man in der Zeit nach dem Kriege am öftesten an unfähigen Deutschen begegnen wird."

Im gleichen Artikel wird die englische Hoffnung auf den Niedergang der deutschen Rasse unverhüllt ausgesprochen.

„Baden-Powell sagte: ‚Wir werden bis 1940 warten müssen, um zu sehen, wer wirklich den Krieg gewonnen hat.' . . . . Die tatsächlichen Folgen der Blockade Deutschlands wird diese verbrecherische Nation erst in Zukunft erfahren. . . . . Welches ist die Wirkung auf die deutsche Zivilbevölkerung, ausgeübt durch die tatsächliche völlige Unterbindung der Einfuhr von Nahrungsmitteln und durch die Einschränkung von inländischen Erzeugnissen (besonders Fleisch und Fett), durch den Mangel von ausländischen Futtermitteln? Der Erfolg ist, daß Krankheiten mit höchst ansteckendem und verheerendem Charakter sich über das ganze Land ausbreiten. Deutschland ist heute ein verpestetes Land. Die weiße Geißel, Tuberkulose, ist epidemisch. Hungertyphus wütet in zahlreichen Gegenden. Die Ruhr fordert Hunderte von Opfern. Die Fälle von Hautkrankheiten (hervorgerufen durch Mangel an Seife) steigen rapide. Ansteckende Krankheiten, wie Diphtherie, Scharlach und verschiedene Arten von Typhus, wirken verheerend auf das Leben der Kinder. Mangel an Milch hat furchtbare Zustände an jungen Müttern, Kindern und Kranken geschaffen.

Dr. Saleeby sagte: Die deutsche Rasse wird vernichtet, darüber besteht nicht der geringste Zweifel. Sogar der berühmte Mediziner Prof. Weismann, der während des Krieges gestorben ist, ... konnte es nicht ableugnen, daß

die Menſchheit auf ihre Nachkommen die zerſetzenden Folgen der Unterernährung oder der Nahrungsmittelknappheit vererbt, mit anderen Worten, wenn auch die Geburtenziffer in Deutſchland befriedigend iſt, ſo iſt das Maß des Schadens — des unüberſehbaren Schadens — doch ganz anders und bedeutend ernſter..... Das heißt, daß es im Jahre 1940 wahrſcheinlich eine deutſche Raſſe geben wird, die an körperlicher Degeneration leidet..... Das iſt die engliſche Blockade, die in erſter Linie für Deutſchlands furchtbaren Ernährungszuſtand verantwortlich iſt, mithin auch für die ſtändigen Folgen, die andauern werden. Einen furchtbaren Preis wird Deutſchland zu zahlen haben dafür, daß es beabſichtigte, Weltmacht zu werden."

Wer ſich über die unerhört grauſame und inhumane Geſinnung, die in dieſen und vielen anderen engliſchen Ausſprüchen ſich kundgibt, verwundern ſollte, der ſei auf die vielfachen Vernichtungskämpfe Englands im Laufe der Jahrhunderte hingewieſen, in welchen es ſich zur Weltmacht entwickelt hat, insbeſondere auf die Niederwerfung und Aushungerung Irlands. Einen unmittelbaren Vorgänger der Hungerblockade Deutſchlands bildet aber, im kleineren Maßſtabe, die Vernichtung von 26379 Frauen und Kindern in den berüchtigten „Konzentrationslagern", die der aus den Irengreueln neuerdings wieder bekannt gewordene General Maxwell in dem engliſchen Feldzug gegen die Buren i. J. 1900 anrichtete. Die furchtbaren Zuſtände, die unter den in dieſen Lagern internierten 105000 Frauen und Kindern im Auguſt 1901 herrſchten, hat die Engländerin E. Hobhouſe, die von einem engliſchen Wohltätigkeitskomitee zum Beſuch der Lager nach Südafrika entſandt war, geſchildert. Die Abbildungen, die ſie in ihrem Bericht „The brunt of the war" von den halbverhungerten Frauen und Kindern gibt, erinnern vollkommen an die Bilder, die die ſchwediſchen Ärzte bei ihren Beſuchen in den deutſchen Kinderhoſpitälern aufgenommen haben. Wie ein deutſcher Ohrenzeuge — Konſul Reimer — berichtete, hat der ärztliche Leiter der Konzentrationslager, Sir K. Franks, ein engliſcher Arzt in Johannesburg, als er auf die in den Lagern herrſchende furchtbare Sterblichkeit aufmerkſam gemacht wurde, geantwortet: „Je mehr von ihnen ſterben, deſto beſſer für uns" [1]).

Dieſer Grundſatz war auch unzweifelhaft die Triebfeder der Hungerblockade.

Berlin. Julius Schwalbe.

Der Operationsplan der deutſchen Flotte und die „Blockade".

In ſeinem eben erſchienenen Werk „Deutſchlands Hochſeeflotte im Weltkrieg" teilt Admiral Scheer den Operationsplan der deutſchen Flotte mit, ſo wie er bei Kriegsbeginn ausgegeben wurde. „Er ging von der Annahme aus, daß ſich Gelegenheit finden würde, dem Feind Abbruch zu tun, wenn dieſer, wie zu erwarten war, eine Blockade der deutſchen Bucht einleiten würde, die ſich an die Beſtimmungen des internationalen Seerechts hielt." Man ſieht hieraus, daß die deutſche Seekriegsleitung das, was von England gemacht und von den Neutralen hingenommen wurde, nicht in den Bereich ihrer Berechnung gezogen hatte: die allem bisherigen Seerecht zuwiderlaufende Wegelagerung auf den Hochſtraßen des Seeverkehrs und damit auch die Aufhebung des freien Verkehrs zwiſchen den Neutralen, der bisher ein Ziel aller völkerrechtlichen Beſtrebungen auf dieſem Gebiete geweſen war. Auch einem großen Teil des deutſchen Volkes iſt heute noch nicht klar, daß das, was wir Hungerblockade nennen, nicht das mindeſte zu tun hat mit dem ſeerechtlichen Begriff der Blockade. Sie iſt ein Krieg gegen Frauen und Kinder, gegen Greiſe und Kranke — was allein die Abſperrung z. B. von Gummi, der Mangel an Salbengrundlagen (Vaſeline uſw.) für die Krankenpflege ausmachen, bedarf für den, der ſich um ſeine leidenden Mitmenſchen kümmert, keiner Ausführung. Und zwar ſind es natürlich vor allem die Armen, die ſich in ihren Leiden keine Erleichterung mehr ſchaffen können. Für ernährungsgeſtörte Kinder fehlen vollſtändig Nährzucker, Kindermehl und Larofan, 100 g Lebertran aber koſten M. 6.90; 10 g Senega koſten M. 8.45, früher 80 Pf., 1/10 g Kodein koſtet M. 3.75, früher 20 Pf., 10 g Watte M. 1.20, früher 10 Pfg.

[1]) Siehe die Denkſchrift des deutſchen Reichskolonialamts 1919.

Rundschau.

Mitteilungen für Bücherfreunde.

In meinem Bücherbrief über Faust riet ich den Lesern, die in Goethes Lebensdichtung hineinkommen wollen, sie sollten sich ihren Kommentar selber machen. Damals war nämlich die Fausterklärung gerade vergriffen, die wohl von allen die bildendste, die künstlerischeste und das Verständnis am meisten fördernde ist: Ernst Traumanns beide Bände über „Goethes Faust". Sie sind inzwischen bei O. Beck in München neu herausgekommen und kosten, noch unzeitgemäß solid ausgestattet, Band I 16, Band II, 17.50 Mark. Die Erklärung folgt dem Werk Akt für Akt und Szene für Szene, bleibt aber dabei nie im einzelnen stecken und verliert niemals die großen menschlichen und künstlerischen Zusammenhänge. Ich kenne keinen besseren Führer zum Faust, keinen, der wissenschaftlich so solid und zugleich so im besten Sinne gemeinverständlich wäre.

Die Leser der Süddeutschen Monatshefte erinnern sich vielleicht noch, wie hoch ich die Dichtungen von Paul Heyse stelle. Was schon längst nötig war, sie zu verbreiten, ist endlich gemacht worden: eine gute, nicht zu knappe Auswahl. Erich Petzet hat sie besorgt, Cotta schön und billig (3 Mark) gedruckt. Sie wiegt alles auf, was gegenwärtig an Poesie produziert wird.

Als vor Jahresfrist Friedrich Vischers Werke für den Nachdruck frei wurden, stürzten sich die Verleger, die von ihm etwas brachten, zuerst auf seinen Roman „Auch Einer", von dem inzwischen eine Reihe von Ausgaben herauskommen. Eine treffliche Auswahl, auch aus den Gedichten und Aufsätzen, brachten die drei Bände der Deutschen Verlagsanstalt, die besonders für Vischers schwäbische Landsleute ungemein geschickt und preiswert zusammengestellt sind. In der „Deutschen Bücherei", deren Bände fast alle ohne Einschränkung empfohlen werden können, erschien der Band „Das Schöne in Natur und Geschichte", eine von Artur Buchenau mit Liebe und Umsicht besorgte Auslese aus Vischers „Ästhetik", die auch antiquarisch nicht mehr aufzutreiben ist und schon wegen ihres Umfangs nur für die wenigsten Leser in Betracht kommt. Der Verlag Hesse & Becker legt nun eine neue Auswahl in drei Bänden vor (gebunden 27 Mark); der erste enthält außer der Einleitung des Herausgebers Theodor Kappstein Vischers „Lebensgang", Lyrische Gänge, Allotria, die Epigramme aus Baden-Baden, Schartenmayers Siebziger Kriege, und Faust dritter Teil; Band zwei den „Auch Einer"; Band drei die großen Aufsätze über Schiller, Goethe, Jean Paul, Uhland, Mörike, Auerbach, D. Fr. Strauß, Voltaire, Keller, über Hamlet und die Griechischen Reisebilder. Damit empfiehlt sich diese Ausgabe vor allem auch für die Bibliotheken aller höheren Schulen, da gerade der Essayist Vischer für sie von besonderer Bedeutung werden kann.

Von Nietzsches Werken erschien bei Alfred Kröner, Leizig, eine sogenannte Klassikerausgabe, 9 Bände, die die Hauptschriften vollständig bringen, was fehlt, sind nur die Vorarbeiten, Entwürfe, Bruchstücke des Nachlasses. Hingegen sind z. B. enthalten Schriften wie Homer und die klassische Philologie, Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten, Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, die Dichtungen, Antichrist, Ecce Homo und der Wille zur Macht. Preis in Halbleinen 72 Mark. Die Ausgabe empfiehlt sich durch ihre handliche Größe.

Seit die Werke Theodor Storms für den Nachdruck frei geworden sind, sind eine Menge Ausgaben davon erschienen. Eine möchte ich hervorheben, da sie aus

der Erkenntnis hervorgegangen ist, daß durchaus nicht alles von Storm der heranwachsenden Jugend in die Hand gegeben werden kann, zum Teil wegen der erotischen Fabel, zum Teil wegen der grüblerisch trüben Grundstimmung, zum Teil aus anderen Gründen. Von diesem Standpunkt aus, den ich erzieherisch unbedingt für richtig halte, ist die Auswahl erfolgt, die Studienrat Hellinghaus für Herder, Freiburg i. B., veranstaltet hat. Sie enthält 15 Novellen, u. a. Immensee, Pole Poppenspäler, Die Söhne des Senators, Chronik von Grieshuus, Schimmelreiter, und kostet gebunden in 2 Bände 16 Mark. Der Jugend ausgesprochene Erwachsenenlektüre, reine Liebes- oder Problemnovellistik zu bieten, wäre ein törichter Unfug; viele Eltern werden deshalb froh sein, daß es wenigstens eine Stormausgabe gibt, die unbedenklich in jede Hand gelegt werden kann.

Endlich eine billige Anzengruber-Ausgabe. Der Urverleger Cotta, dessen Veröffentlichungen auch jetzt noch sich durch anständige Ausstattung und verhältnismäßig niedrigen Preis auszeichnen, hat in 5 Bänden das Bleibende von Anzengruber zusammengestellt. I. die klassische Dorfgeschichte „Der Sternsteinhof"; II. der fast ebenbürtige „Schandfleck"; III. die „Dorfgänge", darunter die Prachtstücke der Gottüberlegene Jakob, Das Sündkind, Der Einsam', und das Märchen des Steinklopferhans; IV. und V. die Theaterstücke: Pfarrer von Kirchfeld, Meineidbauer, Kreuzelschreiber, G'wissenswurm, Doppelselbstmord, Ledige Hof, Viertes Gebot, Fleck auf der Ehr. Der Preis (33 Mark) muß unter den gegenwärtigen Verhältnissen geradezu als niedrig bezeichnet werden. Hoffentlich findet die schöne Ausgabe den Weg ins Volk, dem Anzengruber jetzt womöglich noch mehr zu sagen hat als vor dem Kriege.

Josef Kohlers längst klassisch gewordenes Werk Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz ist im Verlage Walther Rothschild, Berlin-Wilmersdorf, in zweiter Auflage erschienen (geh. 18 Mark). Das für Rechtsgeschichte, Rechtsphilosophie, Rechtsvergleichung und Shakespearestudium gleich bedeutende Buch war längere Zeit vergriffen und wird es vermutlich bald wieder sein.

Ein neues Werk über Shakespeare, das der Verfasser, Professor Levin Schücking, als „Einführung in das Verständnis des Dramatikers" bezeichnet, führt den Titel: Die Charakterprobleme bei Shakespeare (Leipzig, Tauchnitz, brosch. M. 5.50 + 30% Teuerungszuschlag) und versucht, Shakespeare einmal nicht mit den Augen unserer Zeit zu lesen, sondern möglichst aus seiner eigenen Zeit, aus den Voraussetzungen seiner Bühne, vor allem seiner Zuschauer heraus, zu erklären. Dabei erscheint vieles in neuer Beleuchtung, manche Schwierigkeiten von Aus- und Unterlegern lösen sich von selbst.

Josef Ponten: Der Meister. Eine moderne Erzählung aus dem Geiste der Gotik, von ungewöhnlicher Kraft, Knappheit, Strenge. An Ibsens Baumeister Solneß stofflich erinnernd, aber größer und wuchtiger. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, Mark 5.50.

Es wird die Leser, die die Süddeutschen Monatshefte von länger her kennen, freuen, wenn sie hören, daß Anna Hilaria von Eckhel, die Dichterin des Tagebuchs „Im Karst", von der auch feine Erzählungen in diesen Blättern erschienen sind, einen Roman aus dem alten Wien geschrieben hat: Nanni Gschaftlhuber, die Geschichte eines fröhlichen und tapferen Mädchens von der Wiege bis zum Grabe, Breslau, Bergstadtverlag Korn, gebunden M. 8.50.

Im Münchener Musarionverlage ist ein höchst merkwürdiges Buch herausgekommen: Der Kaplan von Josef Bernhart. Es gewährt einen Einblick in eine für gewöhnlich unzugängliche Welt, die des katholischen Geistlichen, und ist das anziehendste und künstlerisch reifste Werk der autobiographischen Erzählungsliteratur seit langem. Preis gebunden 6 Mark.

Bei Eugen Salzer, Heilbronn, drei neue Bändchen seiner kleinen Taschenbücher (je M. 2.25): Gottfried Keller, Kalendergeschichten (Verschiedene Freiheitskämpfer, Der Wahltag). M. Matthey, Im Atem der Sonne, 4 Tessiner Novellen. Hermann Oser, Wem Zeit wie Ewigkeit. Erzählungen und Skizzen, ein für religiös Ringende besonders wertvolles Bändchen.

Als neuester der Langenschen Auswahlbände (Lagerlöf, Thoma, Hamsun, Sealsfield, Gogol, Strindberg, Storm, Dauthendey, Preis geb. je 5 M.) erschien: Die besten Erzählungen von Tolstoi. Inhalt: Sewastopol im Mai, Eheglück, Herr und Knecht, Wo Liebe ist, da ist auch Gott.

Wenn die Lebensbeschreibung eines längstverstorbenen Politikers, trotzdem sie umfangreich und nicht billig ist, im unpolitischesten Lande Europas eine dritte Auflage erreicht, so muß nicht nur an dem Beschriebenen, sondern auch an dem Beschreibendem etwas mehr sein, als am Durchschnitt unserer politischen Literatur. In der Tat ist der Lassalle von Hermann Oncken (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geheftet 20, gebunden 24 Mark) eine politische Biographie, wie wir Deutsche nur ganz wenige haben. Das Leben Lassalles, die abenteuerliche Verschmelzung von politischer Energie, maßloser Eitelkeit und Kolportageroman, ist hier von Meisterhand gestaltet. Die zurzeit rudernde Schieberokratie aller Parteien hat ihre Lassalles, so schäbig und erbärmlich, daß der geschichtliche Lassalle trotz aller mangelnden Zimmerreinheit ordentlich groß daneben herauskommt. Kurt Eisner verhielt sich zu Lassalle etwa wie der dumme Aujust zum Direktor, der die hohe Schule reitet. Auch der deutsche Arbeiter ist, wie seine Führer, nicht klüger geworden seit den Tagen, „da uns geführt Lassalle".

Es ist nicht unsere Gepflogenheit, politische Broschüren zu empfehlen. Aber die zwei Vorträge von Georg Heydner: Der politische Charakter der Deutschen, Die Wahrheit über Tirpitz und die deutsche Kriegspolitik, beide im Hammer-Verlag, Leipzig, sind so hervorragend lesenswürdig, daß jeder Deutsche sie kennen sollte.

Für Bayern und München sind drei andere Broschüren so wichtig, daß sie wirklich in jedem Hause aufbewahrt werden sollten, zur Erinnerung an eine Zeit, die nie mehr wiederkehren darf: Die Neue Zeit in Bayern, Die Zeit der zweiten Revolution in Bayern, Die Münchener Räterepublik (München, Verlag der Politischen Zeitfragen). Man findet darin alle öffentlichen Dokumente seit Revolutionsausbruch, Bekanntmachungen, Verordnungen, Landauers Trauerrede auf Eisner, Fliegertelegramme, Aufrufe, Flugblätter, Zeitungsartikel. In diesen Zusammenhang gehört die Schrift: Erich Mühsam, Ein Edelanarchist. Berlin, Kulturliga. Und vor allem der Prozeß gegen Graf Arco-Valley, herausgegeben von Hans von Prandh (enthaltend einen eingehenden Prozeßbericht, München, Verlag J. F. Lehmann).

Neue Tauchnitzbände: A. Bennett, The City of Pleasure (spielt im Vergnügungspark der Londoner Weltausstellung); Marriott Watson, The Excelsior (Detektivroman); Bernard Shaw, Three Plays for Puritans (enthält die berühmte Vorrede, in der sich Shaw u. a. mit Shakespeare auseinandersetzt, und die Stücke: The Devils Disciple; Caesar and Cleopatra; Captain Brassbounds Conversion. Preis geheftet je M. 4.—.

R. H. Francés „Wanderungen in der Umgegend Münchens" haben, als sie z. T. im „Sammler" erschienen, ein Aufsehen erregt, das dem bei Hugo Bruckmann erschienenen Buche noch mehr zuteil werden wird. Sie behandeln das Würmtal, den Englischen Garten, das Isartal, das unterirdische München, das Alpenvorland, den Ebersberger Forst, das Dachauer Moos, den Starnberger See, die Schwabinger Flur. Preis M. 3.—.

Die reizenden Bände „Die Mode", deren Bilder und Kupfer Max von Boehn mit fesselnden kulturgeschichtlichen Plaudereien begleitet, sind durch den letzten Band des 19. Jahrhunderts abgeschlossen worden (F. Bruckmann, gebunden M. 18.—). Er behandelt die Jahre 1878—1914, und bringt neben Modekupfern Illustrationen von Kaulbach, Makart, Herkomer, A. v. Keller, Lenbach, Menzel, Trübner, Liebermann, Manet, Besnard, Bonnat, Klimt, Habermann, Gandara, Lavery, Slevogt, Corinth, Sargent, Zuloaga, Laszlo, aber auch von den elegantesten Zeichnern unserer Witzblätter, wie Reznicek, Marold, Heilemann. Das Unternehmen umfaßt jetzt 17. und 18. Jahrhundert (je 1 Band), 19. Jahrhundert (4 Bände) und ist ein Schatzkästchen zeitgenössischer Illustrationen, dem kein zweites zur Seite steht.

Von demselben Max von Boehn erschien im Verlage Westermann ein Modespiegel, der von der Entstehung der Weltmode, vom Brautkleide, von Kinderkleid und Kindermode, vom 19. Jahrhundert, von der Mode der Freiheitskriege erzählt und hübsch illustriert ist (M. 14.— gebunden), und im Delphinverlag ein Band Bekleidungskunst und Mode, der vom prähistorischen Menschen über Naturvölker, Griechen, Römer, Mittelalter, Renaissance usw. bis in unsere Zeit führt (M. 12.— gebunden). Beide Bände sind nicht nur als Bilderbücher für jeden kulturhistorisch Interessierten von Reiz, sie sind auch vergnüglich zu lesen, wie alles, was Boehn aus seiner umfassenden Kenntnis des großen Gebiets mitteilt. In diesem Zusammenhang muß die Kostümkunde für Sammler genannt werden, die Hans Mützel als Band 15 der trefflichen „Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler" des Verlages Rich. Carl Schmidt & Co., Berlin, herausgab (M. 9.—), ein hervorragender, illustrierter Führer durch die praktische Kostümkunde, besonders vom 17. Jahrhundert an, und durch die exotischen Volkstrachten der neueren Zeit.

„Das Tagebuch des Herrn von Chantelou über die Reise des Cavaliere Bernini nach Frankreich" war bisher nur in den Jahrgängen 1877—1885 der Gazette des Beaux Arts veröffentlicht, einem weiteren Leserkreise mithin unzugänglich. Der Verlag F. Bruckmann hat es, durch den Kunsthistoriker H. Rose übertragen, herausgegeben (M. 18.— gebunden) und sorgfältig ausgestattet. Es ist nicht nur fesselnd für Architekten und Kunstforscher, sondern ein wertvolles Dokument für jeden, der sich aus irgendeinem Grunde mit dem Frankreich des 17. Jahrhunderts beschäftigt, mit dem Siege des französischen klassischen Geistes über Renaissance und Barock, mit der kleinen Chronik des Grand Siècle. Es hat nicht die kaleidoskopische Buntheit der Sévigné oder Saint-Simons, und doch kann man es in seiner Bibliothek nur neben die Sévigné und Saint-Simon stellen, denn innerhalb seines Horizontes ist es eine zeitgenössische Quelle ersten Ranges.

Von Valerian Tornius erschienen zuerst die Salons (2 Bd.), Bilder gesellschaftlicher Kultur aus 5 Jahrhunderten, und die klassischen Kavaliere, deren Reihe, von der Renaissance bis ins 19. Jahrhundert reicht. Sein neuester Band heißt Abenteurer, ist wie die vorhergehenden bei Klinckhardt & Biermann, Leipzig, erschienen (M. 15.— gebunden) und behandelt u. a. die Päpstin Johanna, Don Quixote und Simplizissimus, den falschen Demetrius, den Grafen von Saint-Germain, den sächsischen Gastwirt Schoepfer, Cagliostro, Baron Trenck und den Wundermönch Rasputin. Der Band liest sich, wie alles von Tornius, wie der spannendste Roman.

Der verstorbene Felix Poppenberg gehörte zu den nicht allzu zahlreichen Schriftstellern, welche schreiben können. Sein Nachlaßbuch „Menschlichkeiten" (Berlin, Fritz Gurlitt) verrät es auf jeder Seite. Es enthält Briefe aus Ägypten, Aufsätze über Casanova, Piero di Cosimo, Van Gogh, Heinse, Hölderlin,

Hoffmann, Fontane, Hofmannsthal und Bismarck als Briefschreiber an Frauen. Das zugleich schwermütige und heitere Vermächtnis eines feinen Menschen.

Musikfreunde, die von ihrer Jugend her die landläufigen Opern- und Konzertführer in fataler Erinnerung haben, werden nicht ungern vernehmen, daß Hermann von Waltershausen sein Wissen, seinen Geschmack und seine Lehrgabe in den Dienst eines eigenartigen Unternehmens stellt, das er „Musikalische Stillehre in Einzeldarstellungen" nennt. Bis jetzt liegen 3 Bände vor: Die Zauberflöte, eine operndramaturgische Studie; das Siegfried-Idyll, oder die Rückkehr zur Natur; Der Freischütz, ein Versuch über musikalische Romantik. München, Hugo Bruckmann, je M. 5.—. Es ist nicht nur die liebevolle Erklärung des einzelnen Werkes, die das Lesen dieser Führer ebenso genuß- wie lehrreich macht, sondern die Menge richtiger und kluger grundsätzlicher Bemerkungen über klassische, romantische und moderne Musik. Waltershausen kennt das Gebiet, wie es der Kritiker kennen sollte, zugleich aber gewährt er Einblicke in das Wesen des Musikalischen, wie sie nur der Schaffende vermitteln kann. Josef Hofmiller.

Goethe in der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe.

Wie bei manchen andern schönen Publikationen, so hat der Krieg auch bei der Fortführung und Vollendung der vor fast zwanzig Jahren von A. W. v. Heymel begonnenen Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe des Insel-Verlags in Leipzig störend eingegriffen. Es war ein idealer Lieblingsgedanke Heymels, die Werke der vier größten Genien der Deutschen: Schiller, Goethe, Kant und Schopenhauer in diesen köstlichen, biegsamen, roten Lederbändchen auf handlichem, dünnem Papier in Antiqua gedruckt herauszubringen. Den Abschluß des sechsbändigen Schiller und des fünfbändigen Schopenhauer hat er noch erlebt. Dann fiel er, der sich nie und nirgends genug tun konnte, selbst dem Kriege zum Opfer, und seine Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe kam ins Stocken. Von Kant sind noch zwei Bände ausständig, von Goethe war es nur einer: der 16. und letzte. Nun hat ihn der Insel-Verlag unlängst doch noch herausgebracht, freilich vorläufig nicht in derselben Ausstattung. Statt des roten Lederbandes mit Goldschnitt, für den das Material völlig fehlt, liegt ein dunkelblaues Leinenbändchen in gelbem Schnitt, aber in demselben schmalen Oktavformat, im selben Druck und Papier vor uns, der die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes enthält; im Gegensatz zu den übrigen Werken Goethes diese nur in einer Auswahl, in der wir nur sein herrliches Fragment „Die Natur" aus dem Jahre 1781, das nicht hätte fehlen dürfen, schmerzlich vermissen. Im übrigen ist die Auswahl von 690 Seiten gut und bringt das Wichtigste. Durch die spätere Ausgabe eines Doppelbandes (wie bei Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung) ließe sich vielleicht die Vollständigkeit erreichen, die für die früheren Bände maßgebend war. Sehr dankenswert sind die doppelten Inhaltsverzeichnisse; dagegen wäre man den Herausgebern (der dieses Bandes ist Max Hecker) für ein Wort ihres jeweiligen programmatischen Standpunktes zum Goetheschen Text dankbar gewesen: sie treten allzu bescheiden und unpersönlich zurück. Der erste Goethe-Band ist 1904 erschienen. Nun fehlen nur mehr die beiden letzten (der 5. und 6.) Bände der Kant-Ausgabe. Dann darf die Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe des Insel-Verlags, der nichts Ähnliches an Klassiker-Ausgaben zur Seite steht, als abgeschlossen gelten. Hoffentlich ist uns in nicht zu ferner Zeit ein freundlicherer Rückblick auf das schöne Unternehmen vergönnt. A. M.-K.

Der kürzlich aus französischer Gefangenschaft zurückgekehrte Professor an der Münchner Universität, Dr. August Gallinger, zuletzt Regimentsarzt beim R.-J.-R. 18, sendet uns folgenden

Aufruf.

Eine Flut von Schriften aus den Ententeländern überschüttet die Welt mit Schilderungen über die Behandlung der Kriegsgefangenen in Deutschland. So bewußt verlogen und verleumderisch, wie wir es seit über fünf Jahren gewöhnt sind. Oder, wie der französische General de Tournade in seinem Buche „Au pays des fourbes" („Im Lande der Schurken"), mit gutgespielter Entrüstung über vermeintliche Härten der Behandlung. Der ehemalige deutsche Kriegsgefangene hat beim Lesen dieser Schrift den Wunsch, im „Lande der Ritterlichkeit" ebenso behandelt worden zu sein, wie die französischen Gefangenen im „Lande der Schurken".

Von deutscher Seite ist bisher zur Aufklärung über die Behandlung der Gefangenen im feindlichen Ausland fast nichts geschehen. Die wenigen dürftigen Ansätze sind fast unbeachtet geblieben. So ist im Ausland und leider auch vielfach in Deutschland selbst der Eindruck entstanden, als ob die Gefangenen bei uns mit größter Härte, in den feindlichen Ländern dagegen mit ebensolcher Milde behandelt worden seien.

Nur wenige wissen von der schamlosen Ausplünderung, der viehischen Mißhandlung, der teuflischen Grausamkeit, der systematischen Gewalttätigkeit, den körperlichen und seelischen Qualen, den entwürdigenden Kränkungen, denen unsere gefangenen Brüder ausgesetzt waren, wehrlos den sadistischen Instinkten entmenschter Halunken preisgegeben.

Eine umfassende, beweiskräftige Darstellung der Erlebnisse unserer Gefangenen in den Ententeländern soll Gelegenheit geben, zu entscheiden, wo die Menschlichkeit zu finden war und wo sie vergebens gesucht wurde.

Der Unterzeichnete wendet sich daher an alle Kriegsgefangenen: Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, Militär- und Zivilgefangene, mit der Bitte, ihre Erlebnisse an ihn einzusenden. Er verspricht, bei der Sichtung des Materials ganz unparteiisch zu verfahren und günstigen Berichten denselben Raum zu gewähren, wie ungünstigen, da nur so ein unbefangenes Urteil möglich ist. Er weiß sich frei von parteipolitischen Erwägungen und lediglich von dem Bestreben beseelt, der Ermittelung der Wahrheit und damit seinem Vaterlande zu dienen.

Niemand darf glauben, infolge mangelhafter Beherrschung der Sprache sich ausschließen zu dürfen. Gerade das in schlichter Sprache Vorgebrachte ist der eindringlichen Wirkung sicher.

Mit Rücksicht auf die Einwohner der besetzten Gebiete sei ausdrücklich hervorgehoben, daß Namensnennungen auf Wunsch unterbleiben.

Auf der Grundlage der eingehenden Berichte ist eine umfangreiche und lückenlose Schilderung der Erlebnisse unserer gefangenen Landsleute geplant. Nur bei umfassender Beteiligung kann der Plan verwirklicht werden.

München, Franz-Josef-Straße 16/0 r.

Universitätsprofessor Dr. phil. et. med. August Gallinger.

Wir unterstützen diesen Aufruf aufs wärmste, bitten die Tageszeitungen ihn abzudrucken und werden unsern Lesern die Ergebnisse mitteilen.

Das Buch von Theodor Duret „Die Impressionisten" erschien vor kurzem in 3. Auflage. Es behandelt Pissarro, Monet, Sisley, Renoir, Berthe Morisot, Cézanne und Guillaumin und enthält 65 Abbildungen. Angenehm nüchtern, klar und maßvoll geschrieben und vor allem ums Lebensgeschichtliche bemüht, ist es als Einführung in die umstrittenen Kapitel neuester Kunstgeschichte recht zweckmäßig auch für solche Leser, die in den behandelten Malern nicht so fast den Gipfel einer alleinseligmachenden Kunstströmung, als menschlich und entwicklungsgeschichtlich fesselnde Vorläufer und Anreger erblicken. (Verlag Bruno Cassirer, Berlin.)

Das undisziplinierte Denken in der Medizin[1]).

Schon der alte Celsus nannte die Medizin eine Ars conjecturalis und das ist sie auch noch heute. Sie ist ja besonders in den letzten hundert Jahren zum guten Teil eine Ars rationalis geworden, aber ein großer unauflöslicher Rest wird immer bleiben. Dem Arzt wird das wissenschaftlich disziplinierte Denken erschwert, dadurch, daß er die definitive Lösung eines Problems nicht abwarten kann, wie etwa der Mathematiker die Lösung des Fermatschen Satzes, sondern daß eine provisorische Lösung gefunden werden muß. Wo es sich um Leben und Tod handelt, wird eine vielleicht sehr wacklige Hypothese genügen müssen, wenn sie nur einen Schimmer von Wahrheit in sich zu bergen scheint. Diese Zwangslage, freilich manchmal auch nur menschliche Schwäche, führt, wie bekannt, zu einer oft erheblichen Kritiklosigkeit im ärztlichen Denken und Handeln. Bleuler macht den Versuch, das ärztliche Denken einer Untersuchung vom wissenschaftstheoretischen, und psychologischen Standpunkt aus zu unterziehen. Als bedeutender Psychiater. und Psychologe, wie als gewandter Schriftsteller ist er dazu besonders befähigt. Den Ausdruck autistisches Denken entnimmt er der Psychiatersprache. Diese Denkform findet sich bei gewissen Geistesstörungen besonders charakteristisch, auch im Traume und im Alltagsleben. Sie sucht nicht die Wahrheit, sondern Wunscherfüllung und ignoriert bei affektbetonten, mit Logik und Erfahrung nicht zu bewältigenden Problemen die Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit. Die Scheinlogik dieses Denkens, die in der Medizin eine große Rolle spielt, kann und soll ausgemerzt werden, und Bleuler bemüht sich, die Wege dazu zu zeigen.

Hermann Kerschensteiner.

De Brosses' Briefe aus Italien.

Der Verlag Georg Müller legt den ersten Band der Vertraulichen Briefe aus Italien des Präsidenten De Brosses vor, an deren Empfehlung sich zahlreiche Benützer der Italienführer von Baedeker erinnern werden (geheftet 20 M., gebunden 40 M.). Wer nur einigermaßen die Literatur über Italienreisen kennt, weiß, wie groß die Bedeutung dieses witzigen, klaren Schriftstellers und glänzenden Beobachters für die Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung des Italiengenusses ist. Jules Bertaut nennt sie in seiner Untersuchung „L'Italie vue par les Français" schlechthin „das Köstlichste aller französischen Italienbücher". Dies ist so wenig übertrieben, daß selbst Stendhal, von Taine nicht zu reden, neben dem Präsidenten nicht mehr ganz unbefangen erscheint. Für uns Deutsche hat De Brosses besonderen Reiz, weil er ein noch etwas älteres Italien schildert als Goethe (er reiste 1739 und 40) und weil sich von der geistvollen und anmutigen Subjektivität dieses Franzosen des 18. Jahrhunderts die rein auf Erkenntnis gestellte, zeitenlose Sachlichkeit von Goethes Italienischer Reise wundervoll abhebt. Die Übersetzung wird auch den Besitzern des französischen Textes willkommen sein, da der Band mit einem halben Hundert gleichzeitiger Stiche geschmückt, gut erläutert und mit einem Register versehen ist; außerdem enthält er Briefe, die sogar in der neuesten französischen Ausgabe fehlen. Sobald der zweite Band vorliegt, soll das Werk hier ausführlich gewürdigt werden; aber jetzt schon scheint es angezeigt, Liebhaber und Kenner auf das Erscheinen des ersten aufmerksam zu machen. J. H.

[1]) E. Bleuler. Das autistisch-undisziplinierte Denken in der Medizin und seine Überwindung. Berlin 1919 bei J. Springer. 207 Seiten, 8°.

Von Descartes bis Schopenhauer.

Geheimrat Paul Deussen hat nicht sehr lange nach der Feier seines 70. Geburtstages die Befriedigung erlebt, seine großangelegte „Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religionen" durch Ausgabe des letzten, sechsten Bandes vollendet zu sehen. Vor mehr als 25 Jahren hatte er sie begonnen. Wenn man bedenkt, daß Deussen neben und zwischen diesem seinem Hauptwerke als Sanskritist die Haupturkunden der vedantistischen Zeit: die Sutras des Vedanta mit dem Kommentar des Cankara, 60 Upanishads, die philosophischen Texte des Mahabharatam — lauter höchst umfangreiche Arbeiten — in ein musterhaftes Deutsch übertragen hat, von kleineren Publikationen abgesehen, so muß man über ein so reiches Lebenswerk staunen. An Geschichten der Philosophie ist nun kein Mangel; aber die Deussen'sche hebt sich doch durch zwei Eigenschaften von allen andern sehr deutlich ab. Sie ist erstens einmal die erste einzige, welche die Religionen mit in den Kreis ihrer Untersuchungen zieht, und zweitens ist sie vielleicht die subjektivste, die bis jetzt geschrieben worden. Wer eine trocken-sachliche, möglichst objektive Darstellung der gesamten Philosophie und vor allem eine Übersicht über die philosophische Literatur sucht, wird noch immer zu dem alten, in neuen Auflagen immer wieder ergänzten „Überweg" greifen; wer aber mit Deussen der Ansicht ist, daß die Wahrheit auf dem Wege vom Vedanta und den Upanishads über Plato, Plotin zu Kant und Schopenhauer liegt und in diesen ihre Krönung gefunden habe, wird sich keinen besseren Führer wünschen können als Deussen, den gegenwärtig einzigen Vertreter der Schopenhauerschen Philosophie auf einer deutschen Lehrkanzel. Es ist deshalb kein Zufall, daß die ersten beiden, den Vedanta umfassenden Bände und der nun vorliegende letzte: „Die neuere Philosophie von Descartes bis Schopenhauer" (Leipzig, F. A. Brockhaus 1917) wohl die bestgelungenen sind: in ihnen pulst fühlbar das Herzblut des Verfassers; sie sind mit hinreißender Überzeugungskraft und mit jener klaren Verständlichkeit geschrieben, die Prof. Deussen von seinem Meister Schopenhauer überkommen hat. Auf Schopenhauer ist der ganze Band, ja ich möchte sagen, sind alle sechs Bände zugeschnitten, auf ihn zielen sie ab. Mit ihm schließt für Deussen die Geschichte der Philosophie, denn er gibt nicht einmal einen Ausblick auf die Hauptvertreter und Nachfolger aus dessen Schule, Hartmann und Mainländer. Ziemlich genau die Hälfte des 600 Seiten starken Bandes nimmt die Darstellung Kants und Schopenhauers ein. Die Vorkantianer werden kursorisch, aber in ihren Hauptvertretern doch recht übersichtlich durchgenommen. Bei Kant hat Deussen Leben und Werke an der Hand einer übersichtlichen Chronologie der letzteren natürlich weit eingehender und sehr glücklich behandelt, auch schon die Kritik Kants durch Schopenhauer vorweggenommen. Bei den Nachfolgern Kants fällt uns die für einen Schopenhauer-Anhänger merkwürdig „gute Behandlung" Hegels und das im Gegensatz dazu stehende abfällige Urteil Deussens über Charakter und Philosophie Fichtes auf. In der Darstellung Schopenhauers erhalten wir gewissermaßen zu den vielen andern eine neue konzise Biographie und Kritik seiner Philosophie. Wie bei Kant Deussens Festrede über den kategorischen Imperativ, so ist hier sein prächtiges warmblütiges Jugendwerk, die „Elemente der Metaphysik", neben seinen späteren Vorlesungen mitbenützt. Auch hier, wie schon früher, nimmt der Verfasser für Schopenhauer das Prädikat eines philosophus christianissimus in Anspruch und verteidigt ihn gegen den Vorwurf des Atheismus, was nach seiner „Philosophie der Bibel" weiter nicht überrascht. Ein Hinausgehen über Schopenhauer hält Deussen in der Hauptsache nicht für möglich, ohne den

Boden der Wahrheit zu verlieren; er läßt also kommenden Generationen nicht mehr viel übrig. Daß Schopenhauers Pessimismus in der Darstellung Deussens mit den Jahren eine immer stärker werdende optimistische Färbung angenommen hat — dessen ist der vorliegende Band, wie schon einige seiner Aufsätze in den Schopenhauer-Jahrbüchern, ein redender Zeuge. Man wird sich damit abfinden müssen. Zum Teil mag dies auf ein Mißverständnis des Schopenhauerischen Pessimismus und auf seine Verwechslung mit dem sprachgebräuchlichen materiellen Pessimismus zurückzuführen sein. Wir möchten den verehrten Verfasser auf die ebenso kurze wie geniale Darstellung dieser Unterschiede hinweisen, die Gust. Friedr. Wagner, der Herausgeber und Verfasser der großen Schopenhauer-Encyklopädie, in seiner älteren Schrift: „Hamlet und seine Gemütskrankheit" (1899) S. 88 u. 203 gegeben hat. Wenn Deussen ferner die im Oktober 1913 in der Frankfurter Zeitung bedauerlicherweise aufgenommenen Kindheitserinnerungen einer alten Frau: Schopenhauer in seinen vier Wänden, von Lucia Franz Schneider, die den Stempel der Unglaubwürdigkeit — vermutlich, liegt eine gutgemeinte Verwechslung mit einem andern Mieter vor — an der Stirne tragen, in seinem Schopenhauer-Jahrbuch wiedergegeben hat, ist ja schon fatal; in diese Geschichte der Philosophie und Biographie des Philosophen hätten sie aber schon gar nicht übergehen dürfen. Die ziemlich zahlreichen Druckfehler (u. a. steht mit zwei Ausnahmen durch das ganze Buch Grieshbach statt Grisebach zu lesen) sind wohl auf den bedauerlichen Umstand zurückzuführen, daß der Verfasser Korrekturen nicht selbst lesen kann.

Den Verlag wird man beglückwünschen können, daß er auch diesen Band trotz dem Krieg, mit Ausnahme etlicher „Spieße", konform den früheren Bänden herausgebracht hat. Das Zitat Seite 163: „Lessings Briefe, die deutsche (statt „neueste") Literatur betreffend", ist wohl nur auf einen lapsus memoriae des Verfassers zurückzuführen. Diesem, und uns, wünschen wir aber, er möge auch den Abschluß seiner großen, so ganz ins Stocken geratenen Schopenhauer-Ausgabe noch erleben.

Nachschrift. Er kann ihn nicht mehr erleben: Paul Deussen ist am 6. Juli nach kurzer Krankheit im 75. Lebensjahre in Kiel, dessen Universität er drei Jahrzehnte lang als Ordinarius der Philosophie angehört hat, gestorben. Seine große Schopenhauer-Ausgabe werden also jüngere Kräfte zu Ende führen müssen, und die schon in den letzten Jahren leider arg zerklüftete Schopenhauer-Gesellschaft wird sich voraussichtlich um einen anderen Führer zu sammeln suchen. Mit doppelter Befriedigung kann es uns darum erfüllen, daß es Deussen vergönnt gewesen, den Abschluß seines eigentlichen Lebenswerkes, der Geschichte der Philosophie und der meisterhaften Übertragungen der Haupttexte der Sanskrit- und insbesondere der vedantistischen Literatur, zu erleben. Dies sichert ihm allein schon einen immerwährenden Namen in der Geschichte der Philosophie und der Religionen.

Alfred Mensi-Klarbach.

Vom Sekretariat des Erzbischofs von München erhalten wir die folgende Aufklärung: „Das Januarheft 1920 enthält die Auslassung, der jetzige Erzbischof von München habe sich seinerzeit, als die Oper ‚Mona Lisa' am Münchener Hoftheater aufgeführt wurde, zum König begeben und eine Bewegung veranlaßt.....

Demgegenüber muß festgestellt werden: Der jetzige Erzbischof ist wohl gegen andere, das Volk verseuchende Theaterstücke, aber niemals gegen die Oper Mona Lisa aufgetreten und hat sich niemals in dieser Sache zum König begeben. Die übrigen Behauptungen, die an diese unrichtigen Angaben geknüpft werden, berichtigen sich von selbst."

Es ist uns allerdings ein Versehen unterlaufen: Die Aufführungen der Oper Mona Lisa, die durch Eingreifen des Erzbischofs unterbrochen wurden, fanden im Januar 1917 statt, während der gegenwärtige Erzbischof, von dem auf Seite 315 des Heftes 4 die Rede war, erst September 1917 eingeführt wurde.

Redaktionell abgeschlossen am 22. April 1920.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Revolutionskunde.

Der Urſprung von Revolutionen wird meiſt folgendermaßen erklärt: es haben ſich Schäden im Staatsweſen eingeſtellt; die Regierung oder bevorrechtete Stände haben ſich geſträubt, die notwendigen Reformen einzuführen, und nun bricht das Unheil über ſie herein, wie der Dampfkeſſel, den man überhitzt hat, ſchließlich platzt; auf dieſe Weiſe ſollen alle Revolutionen als gerechte Strafgerichte über die Staaten gekommen ſein. In Wirklichkeit hält dieſe flach moraliſierende Erklärung der Revolution der unbefangenen Betrachtung nicht ſtand. Wir haben für ihre Unzulänglichkeit ein wertvolles Zeugnis Treitſchkes, der meint[1]), nach allem, was man an Urſachen der deutſchen Revolution von 1848 vorbringen möge, könne man ſie ſchließlich doch nicht erklären, ſondern müſſe ſich beſcheiden, feſtzuſtellen, daß die Stimmung der Zeit reif wurde für eine Revolution; d. h. alſo: auch nach der Anſicht Treitſchkes reicht die hergebrachte Erklärungsweiſe für die Revolution von 1848 nicht aus. Dasſelbe gilt aber in noch weit höherem Grade von der großen franzöſiſchen Revolution. Wenn je eine Revolution nach jener alten Methode unerklärlich iſt, ſo iſt ſie es; wenn je eine Regierung gewaltige zukunftreiche Reformen eingeführt hat, ſo war es die Ludwigs XVI.; wenn je herrſchende Stände mit vollen Händen von dem ihrigen weggegeben haben, ſo waren es die zwei erſten Stände des alten Frankreich. Ganz kläglich muten die Verſuche an, unſere Revolution von 1918 nach dem alten Schema zu erklären, z. B. mit dem berechtigten Verlangen nach der Einführung des allgemeinen Wahlrechtes in Preußen.

Der Urſprung der Revolutionen liegt in Wirklichkeit in den Köpfen der Menſchen, in Ideen, die mit den ſogen. Zuſtänden gar keinen oder nur einen überaus loſen Zuſammenhang zu haben brauchen. Dieſe Ideen können natürlich unendlich mannigfaltig ſein, aber wenn man näher zuſieht, iſt ihnen immer eines gemeinſam: das chiliaſtiſche Element, die Überzeugung, daß durch die geplante oder erhoffte Revolution das goldene Zeitalter mit einem Schlage heraufgeführt werden könne. Daher die extatiſche Art der Revolutionsmänner; ſie ſind entſetzlich erregt; nach ihren erſten Erfolgen fallen ſie ſich weinend in die Arme, als ob ſie erlöſt ſeien von allem Leid. Daraus erklärt ſich auch viel von dem weiteren Verlauf der Revolutionen: die Enttäuſchung kann da nicht ausbleiben (vgl. unten). Daraus auch vielleicht z. T. der ſtarke Anteil des Judentums an vielen Revolutionen — das Judentum denkt ſeinem Weſen nach chiliaſtiſch. Eine weitere Vorbedingung der Revolution iſt die Aufregung der Maſſen. Wenn man näher zuſieht gibt es im Völkerleben Zeiten der Ruhe und ſolche der Erregung. Die erſteren bringen keine Revolutionen hervor — mögen die Zuſtände ausſehen, wie ſie wollen. Näher ſind dieſe Erſcheinungen noch nicht unterſucht. Soviel aber kann man ſagen: die Zeiten der Erregung haben gewiſſe charakteriſtiſche, immer wiederkehrende Eigenſchaften. Dazu gehört z. B. eine außerordentliche Leichtgläubigkeit. Die tollſten Gerüchte werden geglaubt, wie das, daß Marie Antoinette das Geld des franzöſiſchen Volkes nach Öſterreich ſchicke. Schon deswegen ſind die Maſſen viel leichter zur Tat hinzureißen als ſonſt. Wie aber werden ſie hingeriſſen? Nach der alten Auffaſſung alſo erhebt ſich das Volk, weil es keine Reformen erhält. In Wirklichkeit wird bei dieſer Auffaſſung wieder das Weſentliche vergeſſen: das Volk erhebt ſich nie ohne Führer, ſo oft man, wie z. B. Aulard, von „mouvements spontanés“ oder ähnlichem gefabelt hat. Auch hierbei iſt, wie ja mit Händen zu greifen iſt, der Führer die entſcheidende Inſtanz. (Hier liegt auch die Antwort auf die Frage nach der entſchei-

[1]) Im Vorwort zum 5. Bande ſeiner Deutſchen Geſchichte.

denden Bedeutung der Persönlichkeit oder der Massen in der Weltgeschichte.) Das führt aber weiter in das Wesen der Revolution hinein: wer wird im Ernst, so sehr auch viele Historiker dergleichen tun, annehmen, daß diese Führer immer nur sachliche Ziele verfolgen, ja auch nur in der Hauptsache sachliche Ziele? In Wirklichkeit ist klar, daß bei allen oder fast allen revolutionären Führern die persönlichen Ziele überwiegen — gleichgültig, ob sie sich dessen bewußt sind oder nicht; sie wollen emporkommen und oben bleiben. Es erübrigt sich, dafür Beispiele zu geben Von den Tagen Mirabeaus und Robespierres bis zur heutigen Stunde könnten hunderte mühelos gesammelt werden. Diese einfache Tatsache erklärt nun wieder viele Erscheinungen, z. B. warum man, mindestens in Zeiten der Erregung, mit Zugeständnissen gar nichts erreicht. Es ist zwar ein populäres Vorurteil, daß Zugeständnisse geeignet sind, Revolutionen zu verhindern oder ihnen ein Ziel zu setzen. Davon aber kann in Wirklichkeit gar keine Rede sein. Und neben dem Chiliasmus trägt die Schuld daran eben die Politik der Führer. Was gestern als Heilmittel für alle Leiden verlangt wurde, wird heute, nachdem es bewilligt ist, als Lappalie verlacht: die Führer wollen eben nicht, daß das erregte Volk zur Ruhe komme. Es liegt in jeder Revolution in erster Linie ein Kampf um die Macht vor. Die Führer wollen Macht erringen. Dabei ist freilich nicht zu verkennen, daß auch in den Massen selbst ein Machttrieb und ein Machtinstinkt steckt.

Sobald man, frei von den Einflüssen einer weltfremden Doktrin, die beginnende Revolution betrachtet, als was sie ist, als einen Kampf um die Macht, wird man, um zum Verständnis zu gelangen, in erster Linie nach der Gegenwehr der Regierung fragen. Zwar pflegt bei dem Studium des Gegenstandes, der uns hier beschäftigt, diese entscheidende Frage ganz ausgeschaltet zu werden. Es hängt das wieder mit jener Doktrin zusammen, die in so hohem Maße an dem Untergang des deutschen Volkes mitschuldig ist. Der typische Liberale vor 1866 pflegte zu sagen: anhaltende Volksbewegungen, oder die öffentliche Meinung sind letzten Endes immer unwiderstehlich — so Rotteck, so Mathy, so noch Lasker. Bismarck belehrte die Welt eines andern. Aber noch in einem Aufsatz von Max Lenz von 1890 „Wie entstehen Revolutionen?“ ist von der Gegenwehr gegen die Revolution nicht die Rede. Sie ist aber in Wirklichkeit entscheidend. Ich glaube nachgewiesen zu haben, daß 1863 alles bereit und vorbereitet war für die Revolution gegen Bismarcks Regiment; sie scheiterte aber an der Person des Königs und Bismarcks. Da gewinnen wir denn, von dieser Seite aus gesehen, den Satz: je stärker die Persönlichkeit, die herrscht, desto geringer die Aussicht der Revolution. Nicht aber etwa: je reformfroher. Beinahe möchte man sagen: im Gegenteil. Reformen werden von den Revolutionären in der Regel als Zeichen der Schwäche ausgelegt. Ein Fürst, der reformiert, ist in der Regel mehr gefährdet, als einer der alles gehen läßt. Ludwig XVI. ist nicht gestürzt worden, trotzdem er ein Reformkönig war, sondern weil er einer war, da die Führer der Revolution (und vielleicht auch die Massen) die feine Witterung hatten, daß hier ein schwacher Gegner ihnen gegenüberstehe; so deuteten sie seine Reformen, und in diesem Fall mit Recht. Wenn gegen den Reformzaren Alexander II. die Attentate sich häuften, so war es nicht trotzdem, sondern weil er reformierte. Wenn sofort nach der Inaugurierung der neuen Ära durch Wilhelm I. sich in dem unter der Reaktion vollkommen ruhigen preußischen Volk Aufregung erhebt, wenn die Fortschrittspartei entsteht, wenn allmählich die Stimmung wirklich revolutionär wird, so geschah das nicht trotzdem, sondern weil er liberal regierte: der Instinkt des Feindes deutete das, in diesem Fall mit Unrecht, als Schwäche. Und schließlich, wenn wir 1918 der Revolution und damit dem Untergang zum Opfer gefallen sind, so geschah das nicht trotzdem,

ſondern mit deswegen[1]), weil unſere Regierung ſeit dem Kriegsbeginn die Zügel völlig ſchleifen ließ, gar nicht mehr auf Zucht hielt und fortwährend von dem einen Gedanken beſeſſen war, das Volk durch Nachſicht, Nachgeben, Konzeſſionen, hohe Löhne und Verſprechungen aller Art „in guter Laune zu erhalten" — als ob das überhaupt erreichbar wäre und als ob ſolch ein Verhalten nicht ſelbſtverſtändlich die Begehrlichkeit der Maſſen nur noch weiter reizte und den Führern der Maſſen den ſicheren Beweis lieferte, daß man oben Angſt habe, alſo ſich ſchlecht verteidigen werde.

Und wenn wir nun weiter die Entſtehung von Revolutionen vergleichend betrachten, ſo werden wir noch ein Moment in den Vordergrund ſtellen: die Anſteckung. Kein Fleckfieber iſt ſo anſteckend wie Revolutionen. Natürlich haben die nach dem alten Schema gedankenlos arbeitenden Hiſtoriker dieſes Moment immer völlig in den Hintergrund gedrängt; ganz überſehen konnten ſie es nicht. Der unbefangene Beobachter muß aber vollſtändig davon durchdrungen ſein, daß z. B. keine einzige deutſche Revolution — weder 1830, noch 1848, noch 1918 — ausgebrochen wäre, ohne ausländiſches Vorbild. Die Anſteckung wirkt in verſchiedenem Tempo, meiſt erſtaunlich ſchnell, oft in wenigen Tagen. Wie aber wirkt ſie? Nun denn, einerſeits weckt jede Revolution den Nachahmungstrieb, jenen ataviſtiſchen Trieb, den wir bei jedem Kinde beobachten und der ja überhaupt in Leben und Geſchichte eine ſo ungeheure, aber ach, ſo wenig beachtete Rolle ſpielt. Aber es kommt meiſt noch anderes hinzu: der liſtige Plan. Die Hiſtoriker tun zwar in der Regel ſo, als ob die Anſtiftung von Revolutionen gar keine Rolle zu ſpielen pflege — dabei leſen ſie doch ſelbſt immer wieder in den Beratungen von revolutionären Organiſationen, aber auch von Kabinetten, Erwägungen wie die: ſollen wir da und dort eine Revolution machen oder nicht, ſollen wir ſie heute machen oder morgen? Daß 1818 allenthalben franzöſiſche und polniſche Agenten in Deutſchland mitwirkten, iſt für jeden ſicher, der ſich nicht ſelbſt verblendet. Und die Rolle der feindlichen Propaganda und der bolſchewiſtiſchen Agenten im Jahre 1918 iſt ja bekannt. So große Bedeutung haben dieſe Urſachen — Nachahmung und abſichtliche Übertragung unter Hinweis auf den Sieg der Revolution in einem anderen Lande — daß neben der Betrachtung dieſer Erſcheinungen oft alle andere Urſachenforſchung zurücktreten kann.

Blicken wir dann von dem Entſtehen der Revolution auf ihren weiteren Verlauf, ſo finden wir bei vergleichender Betrachtung eine Fülle von Ähnlichkeiten! Zunächſt eine ungeheuer ſchnelle Entwicklung — die man als raſend raſch bezeichnen muß, auch wo es ſich nicht um Tage, ſondern um wenige Jahre handelt. Bei dieſer raſend raſchen Entwicklung werden die erſten Ziele der Revolution meiſt unglaublich ſchnell überholt. In der franzöſiſchen Julirevolution hieß es 1—2 Tage lang: vive le roi, à bas les ministres; nach wenigen Tagen war die legitime Monarchie weggefegt. — Ganz ähnlich, reißend ſchnell und unberechenbar verlief die franzöſiſche Februarrevolution. Weniger ſchnell, aber für das was geſchah, immer noch in ungeheuerlichem Tempo, vollzog ſich die Entwicklung der großen franzöſiſchen Revolution. 1788 geriet ganz Frankreich in Ekſtaſe, um die alten hiſtoriſchen Gewalten — Provinzialſtände, Parlamente uſw. — zu erhalten und zu ſtärken; 1789 um ſie zu zerſtören; 1790 war alles noch durchaus monarchiſch; 1791 wird der König vielfach beſchimpft; 1792 abgeſetzt; 1793 geköpft, unter dem Beifall großer Teile des Landes. Ähnlich ging es in der ruſſiſchen Revolution von 1917. Ähnlich in der deutſchen von 1918: im September drängt die bei uns ja ſchon lange eigentlich regierende Demokratie dem Kaiſer die parlamentariſche Regierungsweiſe in aller Form

[1]) Um Mißverſtändniſſe zu vermeiden ſei bemerkt, daß die vollzählige Aufzählung ſämtlicher Urſachen der im obigen behandelten Revolutionen ſelbſtverſtändlich nicht beabſichtigt iſt.

auf, die übrigens vorher schon zum guten Teil bestand. „Männer, getragen vom Vertrauen des Volkes" sollen die Regierung führen. Es folgen tönende Erklärungen; „neue Ära der preußisch-deutschen Monarchie — die parlamentarische Ära". Die „Ära" dauert sechs Wochen, dann ist die Monarchie weggefegt.

Ganz allgemein ist, was hiermit zusammenhängt, eine schon erwähnte Erscheinung: daß nämlich meist das, wofür die ersten Revolutionäre kämpften oder zu kämpfen vorgaben, sobald es erreicht ist, als ein nichts bezeichnet wird. Es hängt das mit verschiedenen Ursachen zusammen. Den Menschen erscheint das Erreichte in der Regel geringer als das Ersehnte — auch sonst. Die Freude über den endlichen Erfolg der deutschen Einheitsbestrebungen war nach 1870 ganz gewiß nicht so groß und so dauernd, wie man hätte annehmen können. Bei Revolutionen kommt nun noch ein weiteres besonderes Moment hinzu, um dieses Ergebnis — die meist völlige Unzufriedenheit, nach wenigen Tagen des Taumels und der Freudentränen — herbeizuführen: vergessen wir nicht jenes utopistische, chiliastische Element! Die Revolution sollte ja das goldene Zeitalter herbeiführen; das war, ausgesprochen oder unausgesprochen, ihr Zweck. Da kann denn die bitterste Enttäuschung nicht ausbleiben, wenn auch nach der Revolution der Alltag Alltag blieb und das Leid der Kreatur nicht verschwunden war. Da aber die prinzipielle Einsicht nicht da ist, daß die Tränen der Menschheit nie durch neue staatliche Einrichtungen oder Reformen gestillt werden können, versucht man es eben mit einem extremeren Schritt. Und schließlich drittens: die siegreichen Führer richten ihre Herrschaft oder maßgebende Mitregierung ein. Das alles reizt den Neid anderer. Die haben gesehen, wie leicht es auf dem Weg der Revolution geht, Herrschaft und Genuß zu erringen: nun denn, so wollen sie es eben auch tun. — Daher also die Erscheinung: so radikal die ersten „Errungenschaften" einer Revolution auch sein mögen, niemals beruhigen sich alle dabei. Immer finden sich Führer und Geführte, meist in ungeheurer Zahl, welche sofort weiter wollen — der bekannte Ruck nach links. Hier möchte man beinahe von einem historischen Gesetz reden. Es wäre freilich falsch, zu behaupten, dieser Versuch, weiter nach links zu gehen, müsse immer Erfolg haben. Er hat Erfolg gehabt z. B. in der großen französischen Revolution und in der russischen Revolution von 1917; der Erfolg ist ihm völlig versagt geblieben, nach blutigen Versuchen, in der französischen und deutschen Revolution von 1848. Es ist interessant einen Augenblick die große französische Revolution auf diesen Gesichtspunkt hin anzusehen. Hier gelingt — bei der Weichheit der Charaktere, der Gutmütigkeit und Schwäche des damaligen Staates und des damaligen Menschen — ein Ruck nach links nach dem anderen. In der Konstituante siegen schließlich die Feuillants, Vertreter einer pseudomonarchischen Verfassung radikalen Typs; es folgt als Sieger die Gironde, radikale Demokraten und Republikaner, dann die Bergpartei, dann eine einzelne Gruppe aus ihr, die Robespierres, nachdem Danton, der „gemäßigte" Mörder geköpft worden ist. Dann aber wird Robespierre von links weiter bedroht — von Hébert, dem Gottesleugner: da geht es zum erstenmal zurück. Dann weiter zurück durch den Sturz Robespierres. Es hat sich inzwischen die rechte Tatkraft in der Abwehr entwickelt.

Und noch von einem andern Ruck nach links sei hier die Rede. Es läßt sich an zahllosen Beispielen aus jeder Revolution nachweisen, daß schon ihr erstes Gelingen eine Fülle von Männern veranlaßt, ihre bisher in einem oft langen Leben vertretenen Ansichten zugunsten von weit radikaleren, vielfach jenen völlig widersprechenden preiszugeben. Um von 1789 und 1830 zu schweigen — im Jahre 1848 bietet neben Hunderten von anderen selbst ein Dahlmann ein Beispiel für diese Entwicklung. 1918 zeigt uns ungezählte Tausende von solchen Fällen. Es wäre falsch, sie alle gleichmäßig erklären zu wollen. Vielmehr können die Ursachen der Erscheinung sehr verschieden sein: der eine hatte vielleicht bisher

ſein Leben lang nicht gewagt, ſeine wahren Anſichten auszuſprechen, der andere will taktiſch klug handeln, ein Dritter möchte, vom revolutionären Ehrgeiz angeſteckt, Karriere machen, ein Vierter, der Vertreter wohl der ſtärkſten Gruppe, gibt einfach der Schwäche nach und läßt ſich durch den — meiſt ſo vorübergehenden! — Erfolg hinreißen. Ein großer Teil dieſer nach links abmarſchierten Elemente rückt nach einiger Zeit wieder in die alten Stellungen ein.

Weiterhin ſind bei vergleichender Betrachtung eine Fülle von Beobachtungen zu machen über die Art der Menſchen, die in Revolutionen emporkommen. Ein bedeutender engliſcher Hiſtoriker hat einmal geſagt, wie eigentümlich es doch ſei, daß in Revolutionen gewöhnliche ruhige Bürger, wie wir ſagen würden, „Spießbürger", ſich zu wilden Schreckensmännern entwickeln und ſo ihre Art völlig verändern. Daran iſt etwas Richtiges; aber die eigentlich intereſſante Beobachtung iſt doch die, daß in Wirklichkeit in der Regel in Revolutionen nicht ſolche normale Bürger emporkommen, ſondern meiſt ſolche Elemente, mit denen ſchon vor der Revolution ſittlich oder geiſtig nicht alles in Ordnung iſt. Da ſind wieder, gerade in der großen Revolution herrliche Beiſpiele zu ſammeln. Mirabeau, der entgleiſte vollkommen ehrloſe Edelmann, Marat, der Narr, Danton, ein brutaler Wüſtling, ebenſo wie zahlreiche andere (z. B. Barras), Robespierre, ein hypochondriſcher Ehrgeiziger, ſchon vor der Revolution immer darauf bedacht, Aufſehen zu erregen und von ſich reden zu machen, Billaud-Varennes und Hébert wegen Betrugs oder Unterſchlagung vorbeſtraft, St. Juſt, auch er ein entgleiſter junger Edelmann, der gemeine Verbrechen begangen hatte. Die deutſche Revolution von 1848 ſteht darin anders da; vor allem, wenn man die Paulskirche betrachtet; anders in den Revolutionen der Einzelſtaaten, wo ſich in der Tat vielfach moraliſch und geiſtig zweifelhafte Elemente breit machten. Sehr ſtark iſt dann wieder der Einfluß ſolcher Elemente in unſerer heutigen Revolution.

Auch auf dem Gebiet der Volkswirtſchaft iſt eine Fülle von Beobachtungen zu machen. Eine, faſt möchte man ſagen geſetzmäßig eintretende Folge der Revolution iſt eine weitgehende Zerrüttung der Volkswirtſchaft, deren letzte Urſache wohl immer die erſchütterte Moral iſt. Es wird nicht mehr redlich gearbeitet. Erſt warten die Menſchen auf das goldene Zeitalter, auf die berühmten gebratenen Tauben. Dann entdecken die Klügeren, daß ſich in der Revolution durch die Politik, durch Spekulation mit dem entwerteten Geld ohne viel Mühe Reichtümer ſammeln laſſen. Der Typus des „Revolutionsgewinnlers" iſt nicht erſt 1918 entſtanden. Die heute Frankreich beherrſchenden Männer ſind zum Teil Erben von ſolchen Revolutionsgewinnlern von 1789; die Cambon, die Barère u. a. So hört die Arbeit auf und damit beginnen ungeheure wirtſchaftliche Leiden; das iſt dann für die Aufrechterhaltung der Revolution von größter Bedeutung.

Schließlich bietet die vergleichende Betrachtung des Endes der Revolutionen höchſtes Intereſſe. Weitaus die meiſten haben zur Folge das Gegenteil von dem, was erſtrebt worden iſt, oder wenigſtens als Ziel angegeben war. Die Regel iſt, daß früher oder ſpäter, nach einem Jahr oder einem Jahrzehnt, auf die Revolution der Deſpotismus folgt. Das bekannteſte, weithin leuchtende Beiſpiel iſt wieder die große franzöſiſche Revolution, an deren Ende, nach zehn Jahren, der harte Deſpotismus Napoleons ſteht, gegen den der ſogenannte Abſolutismus der letzten Ludwige ein Kinderſpiel war. Genau ſo ging es ſchon nach weniger als vier Jahren in der franzöſiſchen Revolution von 1848. Ebenſo in Öſterreich 1848, wo ja nach Aufhebung der Verfaſſung im Jahre 1851 eine wirklich ſcharfe Reaktion eintrat, gegen die die Zeit vor 1848 wiederum als eine Zeit ganz milder Regierung erſcheint. Ebenſo wird in vielen deutſchen Einzelſtaaten nach 48 ſehr viel ſchärfer regiert als vorher. Nicht ſo einfach liegen die Verhältniſſe in Preußen. Hier bleibt bekanntlich die Verfaſſung, die große Errungenſchaft der Revolution, beſtehen; in der Verwaltung aber wird weit

reaktionärer regiert, als vorher, wenn auch die „Reaktion“ vielfach übertrieben worden ist. Anders liegen die Dinge allerdings bei der Julirevolution und zwar ebenso in Frankreich selbst, wie bei ihren deutschen Ablegern. Da haben die Revolutionäre oder wenigstens ein Teil von ihnen erreicht, was sie wollten, und da steht kein Despotismus am Ende. In Frankreich wird, außer dem Dynastiewechsel, eine allerdings bescheidene Änderung der Verfassung erreicht, eine sehr vorsichtige Ausdehnung des Wahlrechts und eine Umwälzung der Pairskammer. Man hat oft gesagt, daß diese bescheidenen Änderungen eine Revolution mit ihren immer verheerenden Folgen nicht wert gewesen seien und gewiß mit Recht; aber es ist keine Frage, daß damit erreicht war, was ein erheblicher Teil der Revolutionäre erstrebte. Die Regierungsweise überdies, bis dahin konstitutionell, wird jetzt allmählich parlamentarisch. In deutschen Staaten wie Hannover, Sachsen, Kur-Hessen werden jetzt Verfassungen eingeführt; auch hier hat die Revolution erreicht, was sie wollte; freilich in Hessen und Hannover doch nur vorübergehend. Im ganzen handelt es sich aber in den Revolutionen von 1830 um Ausnahmen. Wir müssen nun weiter fragen: wo werden wir vornehmlich den Rückschlag in den Despotismus finden und wo nicht? Da liegt die Antwort sehr nahe: der Rückschlag in den Despotismus wird da am häufigsten einsetzen, wo die Revolution am weitesten gegangen ist und am wildesten getobt hat, oder wo der Weiterruck nach links geglückt ist, oder gar mehrere solcher Rucks, wie z. B. in der großen französischen Revolution. So ging es in der französischen Revolution von 1848 mit ihren sozialistischen Experimenten und ihrer sozialistischen Bedrohung der Grundlagen der Gesittung. So in der österreichischen Revolution mit ihren entsetzlichen Erscheinungen in Italien, Ungarn, vor allem auch in Wien. Auch die Dauer der Revolution spielt hierbei ihre Rolle. Je länger die Revolution dauert, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Despotismus siegt. Mit deswegen trat er 1830 nicht in die Erscheinung, wo überall eine sehr rasche Beendigung der Revolution stattfand und kein Ruck nach links gelang. Eine lange Dauer der Revolution begünstigt also den Despotismus. Dafür sind wieder mehrere Gründe vorhanden. Dauert die Revolution lange, wie etwa in Frankreich 1789, dann gerät auf vielen Gebieten alles derartig durcheinander, vor allem wird die öffentliche Moral derartig untergraben, daß nur ein eiserner Besen ausfegen kann; ja viele bisherige Stützen der Revolution rufen bald nach ihm. Auf der andern Seite hat er kaum Gegner mehr. Es bemächtigt sich der Menschen ein letztes leidenschaftliches Sehnen: „Alles, nur keine Revolution mehr.“

Im ganzen kann man sagen, daß die Revolutionen vielfach die hervorstechendsten Eigenschaften der Völker in seltener Reinheit ans Tageslicht bringen: bei den Franzosen die kriegerischen Neigungen, die 1792 zum vollen Siege vordrangen und 1830 und vor allem 1848 mächtig aufwallten; bei den Deutschen die Tendenz, sich durch Unterwürfigkeit den fremden Völkern angenehm zu machen. Die Erscheinung ist natürlich nicht allgemein, aber sie zeigt sich doch in ungeheurer Verbreitung gerade bei den durch die Revolution emporgetragenen Elementen. Sie ist nicht auf 1918 beschränkt, findet sich vielmehr in hohem Maße auch 1848, z. B. in der preußischen auswärtigen Politik in den ersten Monaten nach dem Zusammenbruch; so vor allem in der Form eines kaum glaublichen Servilismus Frankreich gegenüber.

Schließlich noch eines: neben Ähnlichkeiten, die auf der Tatsache beruhen, daß ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen zu haben pflegen, finden sich in Revolutionen auch solche, die einfache, bewußte Nachahmung zum Grunde haben. Hierher gehören gewisse Rezepte der Revolutionäre, die sie immer wieder anwenden. Wenn z. B. ein weiterer Ruck nach links vorbereitet wird, pflegt verbreitet zu werden, daß Gefahr von rechts drohe, und was ähnlicher Mittelchen mehr sind.

Adalbert Wahl.

England nach dem Weltkrieg.

„Der hervorstechendste Zug des Friedensvertrages ist, daß er das britische Weltreich auf den höchsten Punkt hebt, den es bisher, an Landbesitz wie an Welteinfluß, jemals erreicht hat." (Abg. Hilder im Unterhaus.)

Amerikanischen Quellen entnehmen wir die folgenden Zusammenstellungen:

Landbesitz.

Das englische Weltreich umfaßte bei Kriegsbeginn eine Landfläche von 13 153 712 □Meilen (das russische: 8 647 657; das französische Kolonialreich: 4 983 086; die Vereinigten Staaten: 3 743 602; Brasilien: 2 292 000; das deutsche Kolonialreich: 1 236 600 □Meilen). Während des Krieges hat England noch dazu gewonnen:

	Fläche □M.	Bevölkerung	Regierungsform
Mesopotamien	143 000	2 000 000	Brit. Verwaltung
Palästina	16 000	500 000	Brit. Verwaltung
Oman	82 000	500 000	England u. Frankreich
Ägypten	350 000	12 000 000	Großbritannien
Deutsch-Ostafrika . . .	384 000	8 000 000	Großbritannien
Deutsch-Südwestafrika .	322 000	200 000	Südafrika
Kamerun	191 000	2 500 000	England u. Frankreich
Togo	33 000	1 000 000	England u. Frankreich
Kaiser Wilhelmland . .	70 000	250 000	Australien
Deutsch-Samoa	1 200	40 000	Australien
Nauru Islands (in d. Marschallinseln, drahtlose Station)			Brit. Mandat
Deutsche Südseeinseln .	15 000	350 000	Australien
	1 607 200 □M.	27 340 000 Einwohner.	

Das britische Weltreich umfaßt also jetzt über ¼ der gesamten Landfläche der Erde und erheblich mehr als ¼ all ihrer Bewohner.

Schiffahrt.

Nach den Angaben des Schiffahrtsministeriums im Unterhaus betrugen die Verluste der britischen Handelsmarine im Krieg vom 4. 8. 1914 bis 11. 11. 1918: 2479 Schiffe mit 7 759 090 Bruttotonnen. Nach britischen Kabelberichten übertrifft die gegenwärtige englische Gesamttonnage trotzdem die vor dem Krieg um 5 %.

Von der deutschen Kriegsflotte erhält England nach den Beschlüssen des Obersten Rates 70 %, Frankreich und Italien je 10 %, Japan 8 %, die Vereinigten Staaten 2 %; jedoch haben die Vereinigten Staaten, auf besondere Weisung Wilsons, ihren Anteil (7 Schiffe der Imperatorklasse mit einer Gesamttonnage von 165 635 t) an England abgetreten.

Die britische Admiralität hat Maßnahmen getroffen, 1000 torpedierte Schiffe (zw. 200 und 10 000 t), die nicht tiefer als 120 Fuß rund um die britischen Inseln unter Wasser liegen, zu heben.

Die englische Schiffahrtsindustrie hat ihre durch den Krieg unterbrochene Tätigkeit bereits im größten Stil wieder aufgenommen. In den letzten 9 Monaten von 1919 sind (nach Lloyds Register) im Vereinigten Königreich bereits wieder 757 Handelsschiffe mit 2 994 000 t in Bau gewesen — dazu noch 113 Schiffe mit 251 000 t in den Kolonien, insgesamt 870 Schiffe mit 3 245 000 t. Der Rekord der Vereinigten Staaten in der gleichen Zeit betrug 647 Schiffe mit 2 966 000 t. Auf allen übrigen Werften der Erde zusammen waren gleichzeitig 1 649 000 t Handelsschiffe im Bau (davon an erster Stelle auf den holländischen 328 000 t). Die erst während des Kriegs emporgeschossene, fast ganz in Regierungshänden befindliche amerikanische Schiffahrtsindustrie arbeitet im Durchschnitt um das 2½—3½fache teurer als die englische, die Löhne für Deck- und Maschinenoffiziere sind in Amerika 2—2½mal höher als in England. Der amerikanischen Schiffahrt fehlen Transportagenturen in den Haupthäfen der Erde.

Bankwesen. London hat seine Stellung als finanzieller Mittelpunkt des Welthandels über den Weltkrieg hinweg aufrecht erhalten; lediglich als Markt für die Darlehen der Vereinigten Staaten an die Verbündeten ist Neuyork bis jetzt an seine Stelle getreten.

Während des Krieges, von 1914—1918, war der höchste Zinsfuß für Geld in London $5^3/_4$ %, in Neuyork 7 %, der niederste in London $1^{13}/_{16}$ %, in Neuyork $2^3/_4$ % — d. h. fremde Kaufleute konnten auch während des Krieges in London Geld noch billiger bekommen als amerikanische Kaufleute in Neuyork, obwohl die Vereinigten Staaten ein darlehengebender, England wie die meisten fremden Staaten darlehennehmende Staaten waren. In der zweiten Hälfte 1919 erhielten die englischen Banken den Diskont auf $3^1/_2$ %, während sie selbst für fremde Wechsel $4^1/_4$ % Zinsen zahlten.

Leopold Fredrick, Direktor der American Smelting Refining Co., Schatzmeister der Braden Copper Co. und der Chile Copper Co. schätzt die Gesamtsumme der Wechsel aus dem internationalen Geschäft in London auf 500 000 000 $, in Neuyork auf 210 000 000 $. Neuyork würde nach seiner Meinung zufrieden sein, wenn es das mittel- und südamerikanische und das ostasiatische Geschäft halten könnte. Es fehlt ihm die große Zahl von alten Bankinstituten mit Geschäftsverbindungen über die ganze Erde; der Neuyorker Diskontomarkt ist noch ganz unentwickelt.

Die Jahre 1917—1919 sind im englischen Bankwesen gekennzeichnet durch zahlreiche große Bankverschmelzungen, die London seine beherrschende Stellung auf dem Geldmarkt auch nach dem Krieg sichern sollen, durch Bildung großer Konzerne zur Förderung des britischen Handels in den Ländern seiner Verbündeten, durch Gründung von britischen Filialbanken in fremden Geschäftszentren (Paris, Havre, Bordeaux, Lyon, Marseille, Barcelona, Madrid), durch Verbindung mit auswärtigen Banken in Ländern, mit denen England bereits große wirtschaftliche Interessen verbinden, deren Ausdehnung im größten Stil nach dem Krieg erstrebt wird.

Sir George Paish, der frühere Herausgeber des „London Statist", einer der führenden Finanzmänner Englands: „Die Vereinigten Staaten müssen England Geld leihen, weil England in Amerika in großem Stil einkauft und dann wieder an ganz Europa verkauft. Warum kann Amerika nicht selber seine Waren verkaufen, anstatt daß es sein Geld für niedrige Zinsen an England leiht, das damit Gewinn aus den amerikanischen Waren zieht?" Weil „England das finanzielle Clearinghouse für das gesamte Europa ist".

Handel. 1918. Einfuhr: 6580 000 000 $; Ausfuhr: 2662 000 000 $; scheinbare passive Handelsbilanz: 3918 000 000 $, davon abzuziehen die sog. unsichtbaren Einnahmen (Zinsen aus auswärtigen Anlagen, Schiffsfrachten usw.) im Betrag von etwa 1 000 000 000 $, bleibt wirkliche Passivbilanz von beinahe 3 000 000 000 $.

1919. Einfuhr: 8159 000 000 $; Ausfuhr: 4813 000 000 $; scheinbare passive Handelsbilanz: 3346 000 000 $; davon ab die unsichtbaren Einnahmen: 2850 000 000 $, bleibt wirkliche Passivbilanz von nur mehr 496 000 000 $. (Die Zahlen für Dezember 1919: Einfuhr: 848 000 000 [1918: 580 000 000]; Ausfuhr: 585 000 000 [1918: 205 000 000].)

Seit dem Waffenstillstand hat sich die britische Ausfuhr in verarbeiteten Waren verdoppelt, in Nahrungsmitteln, Getränken, Tabak und Rohstoffen vervierfacht, die Wiederausfuhr eingeführter Güter verzehnfacht. Das Jahr 1919 ist auch auf dem Gebiet des Handels beherrscht durch gewaltige Zusammenschlüsse: 29 Sprengstoffgesellschaften haben sich vereinigt zur Explosives, Limited mit einem Nominalkapital von 18000000 £; 5 große Eisen- und Stahlkonzerne haben sich vereinigt; Vickers, Limited und Metropolitan Wagon haben Westinghouse Company in die Hand genommen; die englische elektrische Industrie

ſoll an die erſte Stelle der Welt gebracht werden; Cunard Company hat ihr Kapital während des Krieges von 1800000 £ auf 3800000 £ erhöht.

Ein engliſcher Bankmann in Amerika ſagt um die Wende 1919/20: „Vor ſechs Monaten hatte Amerika die ganze Welt zu ſeinen Füßen; England war noch an Händen und Füßen gebunden. Aber Amerika ſchläft, England gewinnt wieder ſeine Stärke und benützt die Gelegenheiten, die Amerika wegwirft. Die Amerikaner vertrauen darauf, daß ihre innere Entwicklung ihnen Gedeihen bringt, aber ich glaube, dieſe Sorte von Gedeihen wird nur ein kurzes Leben haben."

England hat ſeine Aufmerkſamkeit zunächſt auf die befreundeten Nationen, wie Frankreich und Italien, ſowie auf die Neutralen und insbeſondere den ſüdamerikaniſchen Kontinent gewandt.

In Köln iſt ſeit Monaten eine britiſche Handelskammer errichtet worden, um das Geſchäft mit Deutſchland zu fördern. Ihre Mitglieder repräſentieren (um die Wende 1919/20) ein Kapital von über 1500000000 $ und Induſtrien im Vereinigten Königreich mit 3000000 Arbeitern. Amerikaniſche Geſchäftsreiſende, die von Paris nach Berlin gehen, müſſen über Köln reiſen, wo ſtrenge Paßvorſchriften ſie zwingen, alle ihre Pläne aufzudecken.

Britiſche Geſchäftsreiſende und andere Vertreter britiſcher Handelshäuſer haben die Erlaubnis, jedes britiſche Kriegsſchiff zu benützen, das England verläßt.

Sir Hamar Greenwood, der Leiter des Departement of Overseas Trade: Die britiſche Regierung plant eine große Handelsoffenſive überſee. Sie hat große wandernde Handelsausſtellungen für Südafrika, Auſtralien, Neuſeeland und Kanada, dann auch für Südamerika und die Vereinigten Staaten ins Auge gefaßt. 1920 verſpreche das größte Jahr in der Geſchichte des britiſchen Handels zu werden.

England rechnet damit, daß die großen amerikaniſchen Ölfelder, die zurzeit 66% des geſamten Petroleums liefern, ſich in weniger als einem Menſchenalter erſchöpfen werden. Es hat ſich bereits in den Beſitz der wichtigſten Ölfelder der Welt geſetzt. Außer in Mexiko ſind die Amerikaner bereits überall durch England abgeſchnitten. Die wertvollſten Konzeſſionen in Venezuela und Ecuador gehören der ganz britiſchen Alves-Gruppe. Die Shell-Gruppe, deren vollſtändig eingezahltes Kapital auf 100000000 £ geſchätzt wird, hat ausſchließlichen oder beherrſchenden Anteil an allen bedeutenden Ölfeldern der Welt — in Mexiko, Rußland, Niederländiſch-Oſtindien, Rumänien, Ägypten, Venezuela, Trinidad, Indien, Ceylon, den Malayenſtaaten, Nord- und Südchina, Siam, den Straits Settlements und den Philippinen. In wenigen Jahren, rechnet man, wird ſie allein nicht viel weniger als 1/4 des Weltangebots beherrſchen.

In den erſten 11 Monaten 1919 ſind in England für induſtrielle Zwecke rund 180000000 £ gezeichnet worden (im ganzen Jahr 1913: 240000000 £), über 4/5 davon für Verwendung im Vereinigten Königreich, 1/10 für die Kolonien und 1/10 für fremde Rechnung. Der Wert der Wiederausfuhr ſtieg von 31000 £ im Jahr 1918 auf 141000000 £ im Jahr 1919.

Generalkonſul Hollis in London berichtet, daß zwei große Exportverſicherungspläne im Werk ſind, mit der Abſicht, die neuen Nationen Europas bei der Organiſation ihres Außenhandels zu unterſtützen und dieſen damit in britiſche Kanäle zu leiten; einer davon iſt ein privates Unternehmen, der andere wird von der Regierung betrieben durch den British Board of Trade.

Die Unterſuchung des Unterausſchuſſes für Handelsmarine und Fiſcherei im amerikaniſchen Repräſentantenhaus hat feſtgeſtellt, daß von ſämtlichen Seeverſicherungen in den Vereinigten Staaten noch heute nur 1/3 auf amerikaniſche Geſellſchaften entfällt, 2/3 auf fremde — d. h. im weſentlichen britiſche.

Lord Curzon bei der Vorlage des Friedensvertrages im Oberhaus: „England hat in dieſem Krieg alles und in der Tat noch viel mehr als alles gewonnen, was es ſich vorgenommen hatte zu gewinnen." K. A. v. Müller.

Engländer über England und Deutſchland.

Nach Vernehmungen engliſcher Kriegsgefangener im Felde.

Morgens um 5½ Uhr Anruf des Nachrichtenoffiziers des Armeekorps beim Vernehmungsoffizier: „Sie müſſen ſofort zum Stabsquartier des Regiments X. zur Vernehmung von ſechs Engländern — wahrſcheinlich von der 190. Brigade — die heute Morgen von einer Patrouille als Gefangene eingebracht worden ſind. Um 6 Uhr ſteht ein Kraftwagen vor Ihrer Wohnung.“ Die im Koffer verſchloſſen gehaltene, ſtreng geheime mutmaßliche Kriegsgliederung des feindlichen Heeres und andere Papiere, in denen die neueſten Ergebniſſe des Nachrichtendienſtes niedergelegt ſind, werden eingepackt. Dazu das Verzeichnis der militäriſchen Fachausdrücke; man könnte vergeſſen, daß „jam“ nicht nur „Marmelade“, ſondern auch „Ladehemmung“ bedeutet, daß ſich die Leute des East Kent Regiment nach den büffelfarbigen Aufſchlägen ihrer Friedensuniform die „Buffs“ nennen, und daß „Koyles“ die Angehörigen von King's Own York Light Infantry ſind. Und dann geht's hinaus in den Morgennebel; es iſt noch ſehr früh, eigentlich erſt 4 Uhr, denn wir behielten auf franzöſiſchem Boden unſere mitteleuropäiſche Zeit, und dann wurde auch außerdem die Sommerzeit eingeführt. Durch den Nebel geſchützt, kann der Wagen bis zum Ziel gelangen, ohne durch feindliche Artillerie gefährdet zu ſein. Unſere kakifarbenen Tommys lagern, von einem Poſten bewacht, in einer Strohſcheuer und ſcheinen, nach ihren Mienen und ihrer Unterhaltung zu urteilen, ſchon jetzt, nach ſo kurzer Zeit, ihre Furcht vor dem „vertierten Hunnen“, den man ihnen da drüben täglich an die Wand malte, verloren zu haben. Oder haben ſie im Ernſt nie an dies Geſpenſt geglaubt?

Der militäriſche Wert ſolcher Vernehmungen iſt verſchieden. Nützlich ſind ſchon die einfachſten Feſtſtellungen über die Zuſammenſetzung der Brigade, über die Verluſte, die in letzter Zeit bei der Truppe eintraten, über die Stimmung, die auf der Gegenſeite herrſcht. Dergleichen einfache Fragen, in kameradſchaftlicher Form geſtellt, bleiben meiſtens nicht unbeantwortet. Einige Engländer allerdings, vornehmlich Offiziere, verweigern die Antwort. Zu einer Äußerung aber über ſein Land und die Politik, über ſeine Landsleute und Englands Verhältnis zu Deutſchland iſt durchweg jeder Engländer, ob Offizier, Unteroffizier oder Mann, bereit. Nun, zu einer ſolchen Unterhaltung iſt jetzt, beim Regimentsſtab, keine Zeit. Die Diviſion und das Korps werden ſchon ungeduldig am Fernſprecher und verlangen dringend das Ergebnis der Vernehmungen. Und dann ein neuer Befehl vom Nachrichtenoffizier: „Fahren Sie, ſobald Sie dort fertig ſind, zur x-ten Diviſion; dort warten ſchon drei Engländer ſehnſüchtig auf Sie. Die ſollen ſoeben von der Flandernfront gekommen und erſt heute nacht eingeſetzt worden ſein. Mit ihnen ſoll auch eine amerikaniſche Diviſion hierhergekommen ſein. Sehen Sie zu, was Sie herauskriegen können. Späteſtens 12 Uhr mittags muß eine ausführliche Meldung hier ſein; über das Wichtigſte bitte ſogleich Fernſpruch.“

Später findet ſich dann in dem weiter rückwärts gelegenen Gefangenenlager oder bei den Arbeitsbataillonen Gelegenheit, mit den Gefangenen über Nichtmilitäriſches zu plaudern. Man lieſt in ihren Zügen eine gewiſſe Freude, denjenigen wiederzuſehen, der ihnen nach ihrer Gefangennahme als erſter von den Feinden perſönlich näher getreten iſt. Ein fließendes Engliſch läßt Tommy — beſonders natürlich den einfachen Mann — für Augenblicke vergeſſen, daß ihm

ein Feind, ein „mere foreigner“, gegenübersteht. Und dann braucht nur noch die lokalpatriotische Note angeschlagen zu werden. „So, Sie sind aus Birmingham? Das neue Universitätsgebäude draußen vor der Stadt ist nun wohl ganz fertiggestellt?“ — „Sie waren in Galway in Stellung? Ist denn in den letzten Jahren auch bei Ihnen einmal wieder Dr. Hyde aus Dublin gewesen und hat Ihnen irische Lieder vorgetragen?“ Und bald ist man mit Tommy in angeregtester Unterhaltung.

Die Ansichten der vielen Hunderte von Gefangenen, denen wir näher traten, sind sehr verschiedenartig. Das ist kein Wunder. Denn da sind Leute der verschiedensten Berufe und aus allen Teilen des Reiches. Der Angestellte aus dem Kontor in der City von London, der Student aus Edinburgh, der Bergmann aus Süd-Wales, der irische Bauer aus Connaught, Leute aus Kanada, Australien und aus anderen Teilen der Welt.

In einer Reihe von Fragen findet sich ein übereinstimmendes Urteil bei fast allen Engländern. Im Grunde ihrer Seele sind die Engländer sämtlich allen Ernstes davon durchdrungen, daß sie die Vormacht der Kultur auf der Erde, das auserwählte Volk Gottes, das Werkzeug der Vorsehung sind, — wie das schon von Milton und von Oliver Cromwell zum Ausdruck gebracht wurde. Sie glauben tatsächlich, die Welt zu beglücken, dadurch, daß sie sie zum Engländertum bekehren. Wollte der Deutsche etwa auf diesem Gebiete mit ihnen wetteifern, so würde ihnen das erscheinen, als verlange ein Missionär des Islam Gleichberechtigung mit einem christlichen Missionär. Die Vorbedingung für diese Stellung, die England in der Welt einnehmen muß, ist die englische Vorherrschaft zur See und die Erhaltung des „europäischen Gleichgewichts“. Zur Durchführung seiner „Sendung“ ist dem Lande jedes Mittel recht. Daß es in der langen Regierungszeit der Königin Viktoria nicht ein einziges Jahr gab, in dem England keinen Krieg führte, ist eben auch eine gottgewollte Notwendigkeit. Ein Völkerrechtsbruch ist kein Völkerrechtsbruch, wenn er dem britischen Zwecke dient. „Right or wrong, my country.“ So gelten Lord Clive und Warren Hastings als die großen Wohltäter des Landes; die furchtbaren Grausamkeiten, die sie begingen, wurden vergessen. Und das ist heute noch so wie zur Zeit der Königin Elisabeth oder der Eroberung Indiens. Diese Anschauung ist in mehr oder minder ausgeprägter, in schroffer oder gemilderter Form Gemeingut aller Engländer. Sie hat ihren Ursprung in dem geringen Verständnis für die Eigenart anderer Völker. Das Wort „foreigner“ schließt für die Engländer etwas Geringschätzendes in sich; für den einen mehr, für den anderen weniger. Aber kaum einer ist ganz frei von diesem Selbstgefühl, das, von gewaltigen Erfolgen in der äußeren Politik gestärkt, zur Selbstüberhebung, zum Nationaldünkel, zu einer Art Größenwahn wurde. „Wir werden den Krieg doch schließlich gewinnen“, so äußerte sich durchweg jeder englische Gefangene, nachdem er soeben eingebracht worden war, und zwar auch in den für England kritischen Zeiten des Krieges. Das angeborene Selbstgefühl des Engländers ermöglichte es der Regierung, die Siegeszuversicht in der Truppe immer wach zu halten. Bei den Franzosen war das ganz anders; da zeigten die Gefangenen oft Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit.

Jeder Engländer hält sein Volk für die befähigtste Nation von Kolonisatoren. Das wollen wir gerne anerkennen, zumal auch bei den Engländern von Kennern die kolonisatorische Tüchtigkeit Deutschlands gewürdigt wird. So war ein ehemaliger Angestellter einer Faktorei in Sansibar voll des Lobes für die Küstenplätze von Deutsch-Ostafrika, die ihm aus eigener Anschauung bekannt waren.

Die Heldentaten v. Müllers mit ſeiner „Emden", und v. Mückes, Weddigens und Lettow-Vorbecks werden durchweg bewundert. Da zeigt ſich der Sportgeiſt des Engländers. — Daß U 29, das Boot Weddigens, in hinterliſtiger Weiſe von einem engliſchen Tankdampfer unter ſchwediſcher Flagge gerammt wurde, iſt im allgemeinen bei den Engländern nicht bekannt. Und wenn man ihnen davon ſpricht, ſo wird die Gemeinheit der Handlungsweiſe nicht erkannt; ſo etwas gilt eben als berechtigte Kriegsliſt. — Die Frage „Hätte England die Neutralität Belgiens auch gegen Frankreich verteidigt?" wurde faſt ohne Ausnahme verneint. — Die Verſenkung der „Luſitania" gilt eigentlich allen Engländern als eine grauſame Kriegshandlung der Deutſchen. Daß das Schiff mit Geſchützen bewaffnet war und Kriegsbedarf für den Feind geladen hatte, alſo zur engliſchen Kriegsflotte zu rechnen war, iſt mit Erfolg verheimlicht worden und wurde, auch wenn man davon ſprach, bezweifelt.

Von dieſen Übereinſtimmungen abgeſehen, laſſen ſich die Anſichten der Gefangenen bei all ihrer Verſchiedenheit in drei Klaſſen einteilen. Ein kleiner Teil iſt befangen in der Angſt vor dem Feinde, dem Wunſch, dieſem Willkommenes zu berichten, und in der Hoffnung, ſich damit eine beſſere Behandlung zu erwirken. Dieſe Leute jedoch ſind bald durchſchaut; man ertappt ſie auf Widerſprüchen und erkennt die Wertloſigkeit ihrer Ausſagen. Es war nur ein recht kleiner Teil der engliſchen Kriegsgefangenen, der ſo handelte (unter den franzöſiſchen Gefangenen jedoch gab es ſehr viele Leute dieſer Art).

Der größte Teil der Gefangenen — über ſiebzig vom Hundert — ſteht durchaus auf ſeiten der Regierung, und ihre Anſichten decken ſich mit den Äußerungen der Jingopreſſe des Lord Northcliffe, mit dem, was uns in den amtlichen Auslaſſungen, den Miniſter- und Thronreden entgegentritt. Was die der Regierung ſo willfährige Hetzpreſſe vorgebetet hat — vor dem Kriege und während des Krieges — wird kritiklos nachgeſchwatzt. Dem feindlichen Offizier gegenüber mäßigt ſich der engliſche Gefangene in ſeinen Ausdrücken und äußert manches nur in verſchleierter Form; die gröbſten Übertreibungen kommen in Wegfall; die Darſtellungen erſcheinen in äußerlich anſtändiger Form. Im übrigen aber iſt es, als leſe man die „Times", die „Daily Mail", die „Evening News" oder das „London Magazine". Was Reuters Bureau meldet und über die ganze Welt verbreitet, gilt dieſen Leuten als ein Evangelium. Der Lügenfeldzug, der von der engliſchen Preſſe im Vertrauen auf die geringe Allgemeinbildung des Durchſchnittengländers und auf das kurze Gedächtnis der Menge unternommen wurde, hat einen ungeheuren Erfolg gehabt. Beſonders vergiftend auf die öffentliche Meinung über Deutſchland — und zwar hauptſächlich in Arbeiterkreiſen — haben die 1910 erſchienenen Aufſätze des Sozialiſten Robert Blatchford gewirkt. Wie oft iſt uns Blatchford von Engländern im Tone größter Hochachtung als Gewährsmann genannt worden! Dieſer Mann wurde von Northcliffe veranlaßt, nach einem ſechswöchigen Aufenthalt in Deutſchland unter dem Titel „Deutſchland und England" in der „Daily Mail" eine Reihe von Artikeln zu veröffentlichen, die dann ſpäter in Buchform in Hunderttauſenden von Exemplaren über England verbreitet wurden. Einer der Gefangenen, ein Omnibuskutſcher aus Mancheſter, führte das Büchlein, das bald nach Kriegsausbruch als Werbe- und Hetzmittel neu herausgegeben war, bei ſich. Darin iſt von Völkerverſöhnung nicht die Rede, ſondern nur vom Gegenteil, im beſonderen Deutſchland gegenüber. „Es lebe die Internationale und der Weltfriede", das iſt ein auch von den Engländern — ſo vor dem Kriege von Lloyd George — gern gebrauchtes Schlagwort. Innerlich aber gilt es ihnen nichts. Ein ernſtes

Wollen steht nur dahinter, selbst jetzt, nachdem man uns den Schmachfrieden auferlegt hat, bei den deutschen Sozialdemokraten. (Wann werden sich diese von diesem Hauptirrtum ihrer Lehre überzeugen?)

In einigen Sätzen lassen sich die Ansichten dieser größten Klasse der Engländer zusammenfassen. Schlagwörter spielen hier eine große Rolle. — Deutschland hat während der letzten fünfzig Jahre nur an gewaltsame Ausdehnung gedacht. Nietzsche, Treitschke und Bernhardi sind die Rufer und Führer in dieser Bewegung; und nur durch das Übergewicht Englands ist es bisher an der Ausführung seiner Absicht verhindert worden. Deutschland hat seine Stellung in der Welt durch häßliche Mittel errungen gegenüber dem „fair play" des Engländers. „Made in Germany" ist gleichbedeutend mit „cheap and nasty". Dadurch ist der Engländer in das Hintertreffen gekommen. Irgend eine Anekdote, die nicht unwahr zu sein braucht, wird herangezogen, und durch ihre Verallgemeinerung kommt man zu diesem Trugschluß. Wie im Frieden, so scheut auch im Kriege Deutschland vor keiner Rücksichtslosigkeit zurück, um sich durchzusetzen. Die U-Boote greifen unbewaffnete Handelsschiffe an, die Zeppeline bombardieren offene Städte. — Deutschland hat Belgien — „poor little Belgium" — in treuloser Weise unter Verletzung des Vertrages von 1839 überfallen. Von den Absichten Österreichs auf Serbien wird viel seltener gesprochen, wohl um nicht damit den Mord von Serajewo in unliebsame Erinnerung zu bringen. — Deutschland hat Belgien allzu hart behandelt. England ist von jeher für das Recht und die Freiheit der kleinen Staaten eingetreten und hat daher auch in diesen Krieg eingegriffen. Es handelte allerdings auch in eigener Notwehr, als die Gefahr drohte, daß Deutschland Belgien überrannte, Frankreich niederwarf und sich am Kanal festsetzte. Deutschland, von der Junkerkaste und dem Kaiser geführt und verführt, verfolgte in diesem Kriege das Ziel, sich Holland, Belgien und die Normandie einzuverleiben, das britische Reich zu zerstören und auf seinen Trümmern ein deutsches Weltreich des Militarismus und der Bürokratie zu errichten. Das deutsche Volk selbst wird sich glücklich schätzen, wenn einmal die Macht des Militarismus gebrochen ist. Daß die Entente in diesem Kriege auch ihre Kolonialvölker heranführt, ist verständlich, da es auf Tod und Leben geht. Deutschland würde genau so gehandelt haben, wenn es dazu in der Lage wäre. Echte Moralität und wahre Religion sind nur bei den Engländern zu Hause. — Die Kenntnisse über die Staatseinrichtungen Deutschlands und den Charakter der Deutschen hat man aus der Hetzpresse oder „aus eigener Anschauung", das bedeutet im allgemeinen: von einer Dampferfahrt auf dem Rhein, einem flüchtigen Besuch in München oder Dresden oder gar in Bayreuth. — Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß wir nach besten Kräften — und häufig mit Erfolg — bemüht waren, solche Anschauungen durch eingehende Aufklärung zu widerlegen.

Ein wesentlich kleiner Teil der Gefangenen — es mögen aber doch wohl zwanzig vom Hundert sein — vertritt einen andern Standpunkt; ihre Aussagen haben für uns eine größere Anziehungskraft als die soeben vernommenen. Nicht, weil wir in ihnen vieles wiederfinden, was unserm eigenen Fühlen entspricht oder gar unserm Nationalbewußtsein schmeichelt, sondern weil wir in den vergangenen Kriegsjahren überhaupt nicht oder nur selten solche Ansichten aus dem Munde von Engländern vernahmen. Die feindliche Zensur über Presse und Post trug Sorge, daß uns eine Einheitsmeinung beim englischen Volke vorgespiegelt wurde, und das war die der Regierung. Dieser kleinere Teil der Gefangenen zeigte im allgemeinen eine höhere Intelligenz, ein selbständiges Den-

ken, zum Teil auch eine tiefere Bildung als jene Engländer, deren Anſchauungen ſoeben dargeſtellt wurden. Was hier aus den Geſprächen mit Engländern zuſammengetragen wurde, darf nun nicht als eine Anſicht betrachtet werden, die von allen Angehörigen dieſer Klaſſe unterſchrieben wird. Eine ganz ſcharfe Scheidung der Geiſter beſteht ſelbſtverſtändlich nicht. Mancher ſteht mit einem Teil ſeiner Anſichten auf dem Boden der Chauviniſten; mancher hat nur einen ganz kleinen Beitrag zu der folgenden Zuſammenſtellung liefern können oder wollen. Alle Anſichten aber ſind dem Inhalte nach ſo wiedergegeben, wie ſie von den Engländern geäußert wurden. Dabei wurde Sorge getragen, daß Vertreter der „Unaufrichtigen", der „Augendiener" nicht zu Worte kamen.

Manche Engländer verdanken ihre Aufklärung dem Führer der engliſchen Arbeiterpartei Ramſay Macdonald und dem Sozialiſten Keir Hardie, deren Namen oft genannt werden. Viele andere aber dieſer Klaſſe haben mit der Sozialdemokratie nichts zu tun. — Häufig wird die Anſicht vertreten, daß England auch ohne den Einfall der Deutſchen in Belgien an dem Kriege gegen uns teilgenommen hätte und zwar ganz allein im eigenen Intereſſe. Der Neutralitätsbruch Deutſchlands gegenüber Belgien wäre den Engländern ein willkommener Vorwand zum Kriege geweſen, ein Schlagwort für die Regierung, um die Maſſe der denkträgen Engländer zu übertölpeln, um dem Kriege in den Augen der Engländer und denen der ganzen Welt eine ideale Baſis zu verſchaffen. Genau ſo hätte ſeinerzeit die „Daily Mail" den Idealismus für den ſüdafrikaniſchen Krieg geliefert, indem ſie berichtete, daß die Buren engliſche Frauen und Kinder mit der Nilpferdpeitſche mißhandelt hätten. Man wüßte ja, daß gewiſſe Zeitungen, deren Zahl ſich in dieſem Kriege ſehr geſteigert hätte, lögen, zum mindeſten aber ſchwere Übertreibungen veröffentlichten. Die Vorbedingungen zu dieſem Kriege wären dieſelben wie zu den Kriegen, die England nacheinander gegen Spanien, Holland und Frankreich geführt habe. Viele Engländer hätten dieſen Krieg ſeit Beginn dieſes Jahrhunderts herbeigewünſcht. Anſtatt es in ehrlichem Wettkampfe mit Deutſchland aufzunehmen, hätten dieſe Leute die Gelegenheit erſehnt, um an die Stelle des mit Gewalt vom Außenhandel abgeſchnittenen Deutſchlands zu treten. Dieſer Krieg ſei ein Wirtſchaftskrieg, ein kapitaliſtiſches Unternehmen. Man höre vielfach von maßgeblichen Kreiſen in England, dieſer Krieg müſſe möglichſt verlängert werden, er müſſe das größte Geſchäft werden, das je dageweſen ſei. — Vieles ſei rückſtändig in England. Die alte Arbeitsfreudigkeit und die alte Energie, die dem Engländer ſeine freie, führende Stellung in der Welt geſchaffen habe, ſei im Verfall. (Daß die Engländer, ſobald es ſich um das Staatswohl handelt, ungeheuer energievoll ſind, wurde in dieſem Kriege bewieſen durch die Art, in welcher dieſes Land mitten in dem gewaltigen Ringen die Grundlagen ſeines ſtaatlichen und politiſchen Lebens umgeſtellt hat.) Aber es fehle dem Engländer an dem Unternehmungsſinn des Deutſchen; das Kapital zeige keinen Wagemut; Neuerungen würden argwöhniſch aufgenommen und nur zögernd durchgeführt, ſo daß die dem Volke eigentümliche Zähigkeit und Ausdauer ſich nicht gehörig auswirken könne.

Eine beträchtliche Zahl von Kaufleuten erkannte an, daß Deutſchland ſich ſeinen Handel ehrlich durch die Kenntniſſe, den Fleiß und die Anpaſſungsfähigkeit ſeiner Kaufleute und Ingenieure erworben habe. — Wenn die geographiſche Lage Englands und Deutſchlands vertauſcht wäre, ſo würden die Engländer die deutſchen Handelsſchiffe verſenken, anſtatt ſie, wie jetzt, zu beſchlagnahmen. Die U-Boote ſind die Antwort Deutſchlands auf die engliſche Hun-

gerblockade; der Unterseekrieg ist nicht völkerrechtswidriger als diese Blockade. „Wenn der Engländer die deutschen Unterseе- und Zeppelinangriffe unmoralisch nennt", so sagte ein feingebildeter Kaufmann aus Cardiff, der Deutschland gut kannte, „so ist das ein Beispiel für den englischen ‚cant', jene bewußte Heuchelei, die gleichzeitig eine Selbsttäuschung ist oder allmählich dazu wird, und die dem im Grunde ehrlichen und wahrheitsliebenden Engländer, zumal Fremden gegenüber, so gern zur Seite tritt." (Leider hat unsere Diplomatie den „cant", diesen häßlichsten Auswuchs des Puritanismus, nicht genügend durchschaut. Der Literaturkenner wußte, daß der „cant" dem großen Byron sein Land zum Ekel gemacht und einem Shelley und einem Rosetti das Herz gebrochen hatte.)

Gerade Männer der gelehrten Berufe bedauern den Krieg zwischen den beiden großen Ländern, die in vielen Dingen, so besonders in der Literatur, ebenbürtig sind. Sie erkennen an, daß Deutschland zuerst die Anwendung der Wissenschaft auf die Industrie, den Handel, die Gesundheitspflege, die Erziehung und auf soziale Einrichtungen lehrte. Sie brauchen nicht unbedingte Anhänger von Burke, Carlyle, Kingsley und Ruskin zu sein — deren gibt es wenige — und hätten doch bei aller Ablehnung eines verschwommenen Internationalismus ein Zusammengehen Englands mit Deutschland, ein gegenseitiges Sich-Ergänzen der beiden Völker gewünscht. In ihren Augen sind manche Handlungen Englands in der Vergangenheit — der Überfall auf Kopenhagen im Jahre 1807, der 1600 Einwohnern dieser Stadt das Leben kostete, der Opiumkrieg gegen China, das Vorgehen gegen die burischen Frauen und Kinder — Schandtaten, die auch durch die großen englischen Verdienste um die Zivilisation nicht wettgemacht werden. Sie verdammen es, daß die Entente diesen Krieg auch in den Kolonien führt und unzivilisierte Völkerschaften zum Kampfe auf europäischem Boden herangeführt hat. Sie verurteilen diesen Krieg mit Lord Haldane — d. h. mit dem Lord Haldane aus der Zeit vor dem Kriege — als ein Verbrechen am Europäertum, an der weißen Rasse, an der Kultur. In den gebildeten Kreisen sei von einem Haß der Engländer gegen die Deutschen vor dem Kriege keine Rede gewesen — trotz des deutschen Flottengesetzes von 1900. Beim einfachen Volke allerdings habe die Saat der „Daily Mail" schon in Friedenszeiten reiche Frucht getragen. Die Geheimdiplomatie des allmächtigen, vom Parlament ganz unabhängigen Kabinetts wird von vielen verworfen; sie sei eines demokratischen Staates nicht würdig. „Aber", erklärte uns dazu ein Offizier der „Hants", eines Hampshire-Regiments, „es gilt in England gewissermaßen als Grundsatz, daß die Regierung in der äußeren Politik unfehlbar ist. Die überwiegende Mehrheit der Engländer hält es für eine Ehrenpflicht, die auswärtige Politik der Regierung zu unterstützen, so groß die Gegensätze im Innern auch sein mögen." (Die diktatorische Gewalt, die man Lloyd George einräumte, wurde allgemein als notwendig angesehen, nachdem England nun einmal durch den Krieg in eine kritische Lage gekommen war.) Der grenzenlose Imperialismus wird von vielen abgelehnt — wohlverstanden, nur der „grenzenlose". Einsichtsvolle Männer halten ihn für eine Parallelerscheinung zu der das private Leben in immer größerem Maße beherrschenden Oberflächlichkeit des modernen Engländers, dem allein das Wort gilt: „Nothing succeeds like success." —

Die Abneigung gegen Rußland ist groß; vor dem Kriege bei fast allen Engländern, jetzt auch noch bei den ruhig und selbständig denkenden. — Fast alle Engländer ohne Ausnahme waren auch nach vielmonatiger Gefangenschaft mit der Behandlung seitens der Deutschen durchaus zufrieden. Wenige nur hatten

Klagen vorzubringen. Das waren, wie wir einwandfrei feststellen konnten, hauptsächlich Arbeitsscheue und einige Schwächliche. Über rohes Verhalten der Bewachungsleute hat sich kaum je einer beschwert. Manche Engländer waren bei ihrer Gefangennahme verwundet worden und hatten das Leben in den deutschen Lazaretten an der Front und in der Etappe kennen gelernt. Sie erklärten sämtlich, ihnen wäre dieselbe Behandlung und Verpflegung zuteil geworden wie den verwundeten Deutschen. — Dann und wann fanden sich bei den Gefangenen kleine Bändchen, in denen die furchtbarsten Schauermären von den Deutschen berichtet wurden. Der Deutsche spießt kleine Kinder auf das Bajonett, vergewaltigt Frauen. Aber diesen Sensationsschriften schenkte der englische Soldat wenig Glauben, auf jeden Fall derjenige, welcher eine gewisse Zeit im Felde gestanden hatte. Nur manchmal hieß es, mit einer gewissen Neigung zum Glauben: „Aber in dem ‚Daily Sketch' oder in den ‚London Illustrated News' waren auch Abbildungen davon." Von der vielfach viehischen Behandlung der deutschen Gefangenen in England, wie sie uns in so vielen Nachrichten unserer Landsleute bezeugt wird, wußten die englischen Kriegsgefangenen nichts zu berichten, vermutlich da die Öffentlichkeit davon keine oder nur geringe Kenntnis erhält. Dieser und jener wollte in den ersten Monaten des Krieges in einigen gemäßigten Zeitungen, wie z. B. den „Daily News", abfällige Äußerungen über englische Gefangenenbehandlung gelesen haben.

Die Iren — prächtige Gestalten gibt's unter ihnen — halten diesen Krieg für einen Ausweg, den England wählte, um dem in Irland bevorstehenden Bürgerkriege zu entgehen. Zwar finden sich im stehenden Heere Englands viele Irländer, aber nur, weil sie ihre Armut, die sie den Engländern verdanken, dazu zwingt. Die Werbung während des Krieges hat in den echt irischen Landesteilen einen ganz geringen Erfolg gehabt. Man spreche diesen Leuten nur von England als dem „Schützer und Befreier der kleinen Nationen"! Dann wird einem auch der einfache Mann — die irische Propaganda hat dafür gesorgt — ungezählte Beispiele von der jahrhundertelangen Unterdrückungspolitik der Engländer gegenüber Irland geben. In früheren Jahrhunderten wurde mit Gewalt an Irland gesündigt, jetzt geschieht das auf weniger sichtbare Weise, indem man z. B. die Entwicklung der vortrefflichen Häfen an der Westküste der Insel verhindert. Die Iren erklären sämtlich, daß sich das „Land des grünen Klees" zu Deutschland hingezogen fühlt. Redmond wird von vielen als ein Verräter an der irischen Sache bezeichnet, weil er 1914 für die Regierung und für den Krieg eintrat. Die Anhänger der radikalen Nationalpartei der Sinn Fein mehren sich dauernd. Mit dem Home-Rule-Gesetz, das im Kriege von Asquith durchgebracht wurde, sind fast alle Iren unzufrieden, im besonderen, da die Zollpolitik dem Einfluß der Iren entzogen sein soll. Wie auch der Weltkrieg für England auslaufen würde, so meinen die meisten, der Bürgerkrieg zwischen den Iren und Engländern ist unvermeidlich.

Im Feldlazarett bei St. Quentin lag ein schwerverwundeter englischer Soldat burischer Abstammung von der 28. südafrikanischen Brigade. Er hatte auf Seiten der Buren im letzten Kriege gegen die Engländer gefochten und berichtete voll innerer Erregung von den englischen Konzentrationslagern, in welchen während der zwei Kriegsjahre über 26000 Frauen und Kinder starben. Kitchener, den Anstifter dieses Unglücks, der durch die Maßnahme einen Druck auf die kämpfenden Buren ausüben wollte, hätte die Strafe Gottes getroffen. Dieser Bur wußte auch von den furchtbaren Wunden zu erzählen, die englische Dum-Dum-Geschosse den Buren verursachten.

Australier und Kanadier klagten häufig, daß sie stets dort eingesetzt gewesen seien, wo schon im Voraus die größten Verluste zu erwarten gewesen seien, an den Dardanellen, an der Somme. Im übrigen sind die Kanadier im allgemeinen begeisterte englische Imperialisten, ohne Neigung zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Unter den Australiern und Neuseeländern dagegen herrscht ein starkes Streben zu völliger Unabhängigkeit; der Sozialismus dieser Länder steht in ausgesprochenem Gegensatz zur britischen Auffassung.

Hamburg. Fritz Dusenschön.

Ein französischer Arzt.

Im Herbst des Jahres 1918, als das deutsche Heer schon seinen Rückzug begonnen hatte, hatten wir im Lager Miramas (15. Region) einen Lagerarzt namens Blanchon, im Range eines médecin-chef. Als fanatischer Franzose unterließ er es keinen Morgen, den Gefangenen triumphierend die neuesten Siegesmeldungen der Entente-Heere mitzuteilen und daran die größten Eroberungspläne zu knüpfen und allerhand fantastische Prophezeiungen zu erdenken. Es war jene Herbstzeit aber auch die Zeit der verheerenden Grippe. Kein Tag verging, ohne neue Kranke aus allen umliegenden Arbeitskommandos auf unser Lager zu führen, zu all' den Kranken hin, die schon am Platz selbst waren. Und sie kamen in schlimmen Zuständen an! Denn nach der französischen Methode, Kranke erst im letzten Augenblick zum Arzt zu bringen (als krank galt man ja nur mit 40° Fieber), war es nicht anders zu erwarten, als daß Sterbende ankamen, ja mitunter starben sie schon auf dem Transport.

Es war eine harte Zeit für uns alle, als wir täglich einen, oft mehrere unserer Kameraden in kleinem, stillem Zug zur letzten Stätte in fremder Erde begleiten mußten. Und es war ein erschütterndes Bild, das die Krankenstube wochenlang darbot. Fiebernde, die im Wahn schrien, Sterbende, die mit dem Leben einen zähen Kampf ausfochten, um nicht so weit von der Heimat, so armselig verlassen sterben zu müssen; die dann doch in diesem Ringen unterlagen und mit wehem Herzen in letzten Zügen nach Post aus der Heimat frugen —, und dann, einen Brief der Mutter in der Hand haltend, die Augen für immer schließen mußten... In solchem Zustand waren die armen Kranken, als eines Morgens Herr Blanchon in die Stube trat und als ersten Gruß den Sterbenden zurief: „Boches kapout!“ ... Gibt es Worte für eine solche Roheit eines Arztes?

Und es war — ach leider — kein leeres Geschwätz des médecin-chef! Boches kapout — das war auch die Richtschnur seines Handelns in seinem Amte, dessen Heiligkeit er abscheulich beschmutzte. Er führte den Krieg nach seiner Weise ... Ich will nicht sprechen von der oberflächlichen Behandlung der Kranken, nicht davon, daß er unzählige zur Arbeit schickte, die noch hohes Fieber hatten. Manche schwere Krankheit und vielleicht auch manchen Tod hat er indirekt dadurch herbeigeführt. Aber ein Fall sei der Öffentlichkeit übergeben, in dem Herr Blanchon ganz unmittelbar den Tod eines deutschen Kriegsgefangenen verschuldete. Ein Kamerad (soviel mir in Erinnerung steht, hieß er Meyer) war am Bahnhof verunglückt. Ein Arm war ihm zwischen den Puffern zweier Wagen zerquetscht worden. Mit dieser schweren Verletzung wurde er zum Oberarzt in die Infirmerie gebracht. Der aber jagte die Träger des Verletzten fort mit der Begründung, er habe kein Verbandszeug! Auch nicht den geringsten Notverband legte Herr médecin-chef Blanchon dem Unglücklichen an! So mußte dieser in die Stadt Miramas zu einem Zivilarzt gebracht werden. Der Weg dahin war etwa 40 Minuten. Ehe das Ziel erreicht war, war der Ärmste verblutet ... Wir konnten ihn nur noch beerdigen ... Herr Blanchon aber hatte es erreicht: „Boche kapout! ...“ R. Gießler.

Weitere Aufklärung über Wilson.

Konsul Heinrich Cordes, bis zu seiner Verschleppung durch die Engländer im Mai v. Js. Direktor der Deutsch-Asiatischen Bank in Peking, schreibt uns:

Die Erkenntnis, daß die Unsicherheit über die Haltung Englands, die Geheimdiplomatie Sir Edward Greys und seiner Partner für den Ausbruch des Krieges verantwortlich zu machen ist, daß eine klare Stellungnahme der britischen Regierung nach der einen oder anderen Seite hin im kritischen Momente entweder die Kriegshitze der Russen abgekühlt oder die Deutschen vom Kriege abgeschreckt hätte, — diese Erkenntnis hat bekanntlich in England zu einer Bewegung geführt, welche den Kampf gegen die Geheimdiplomatie auf ihre Fahnen geschrieben und in der Union für demokratische Kontrolle (Union of Democratie Control oder kurz U. D. C.) eine Organisation geschaffen hat, die dahin zielt, die für die Wahrung des Friedens notwendige Kontrolle des Volkes über die Auswärtigen Angelegenheiten in der Gesetzgebung zur Geltung zu bringen.

Seit dem Sommer v. J. gibt die U. D. C. eine eigene Monatsschrift heraus, welche das Publikum für die Idee der Volkskontrolle über die Auswärtigen Angelegenheiten gewinnen und es zur Ausübung der Kontrolle erziehen soll. Die Zeitschrift nennt sich „Foreign Affairs" (Fremde Angelegenheiten). „Eine Zeitschrift für internationale Verständigung. Offizielles Organ der U. D. C."

Die Oktobernummer der „Foreign Affairs" enthält den in Übersetzung folgenden Artikel über Amerika und die Geheimverträge, der in Deutschland mit dem größten Interesse gelesen werden wird.

„Amerika und die Geheimverträge.

Von Amos Pinchot.

Präsident Wilsons Geständnis, daß Amerika in den Krieg eintrat in Unkenntnis der Geheimverträge zwischen den Ententemächten, hat in den Vereinigten Staaten eine tiefgehende Sensation hervorgerufen. Der wohlbekannte amerikanische Publizist Mr. Amos Pinchot schickt uns zur Veröffentlichung eine Kopie des nachfolgenden Briefes, den er an den Senator Borah, Mitglied der Senatskommission für Auswärtige Beziehungen, gerichtet hat. — Der Redakteur der ‚Foreign Affairs'.

Ich bin entsetzt darüber, daß Präsident Wilson gestern, in Beantwortung der Fragen, die Sie und der Senator Johnson stellten, es hat in Abrede stellen können, daß er die Geheimverträge vor seiner Ankunft auf der Friedenskonferenz in Paris gekannt hat.

Diese Geheimverträge wurden teilweise nicht lange nach unserem (dem amerikanischen) Eintritt in den Krieg in England veröffentlicht. Der Londoner Pakt wurde in der ‚New York Sun' vom 2. Dezember 1917 beschrieben. Der volle Text der Geheimverträge wurde in der ‚New York Evening Post' vom 25. Januar 1918 ab in Serien veröffentlicht und später in Pamphletform weit verbreitet. Die Lesung des Paktes von London in der italienischen Deputiertenkammer im Februar 1918 wurde im ‚New York Globe' vom 18. Februar 1918 beschrieben. Während dieser Zeit wurden auch in den Vereinigten Staaten Telegramme der Associierten Presse über die Verträge veröffentlicht. Der Gegenstand der Geheimverträge wurde mit Oberst House verhandelt von Mr. Lincoln Colcord vom ‚Philadelphia Ledger' im September 1917 und von mir mit Oberst House am 24. Januar 1918. Mr. Balfour wurde im Juli 1917 von Oberst House gebeten, dem Präsidenten die Geheimverträge zuzustellen.

Es scheint deshalb erstaunlich, daß Mr. Wilson im dunkeln geblieben ist.

Wenn der Präsident der Vereinigten Staaten tatsächlich von den Verträgen nichts gehört hat, bis er in Paris ankam, so liegt darin ein Mangel von Informiertheit und eine Vernachlässigung amerikanischer Interessen, die einer weiteren Erklärung bedürfen.

Die Fragen und Antworten, auf die ich mich beziehe, sind folgende:

Senator Borah: Wann kam der Geheimvertrag zwischen Großbritannien, Frankreich und den anderen europäischen Nationen betreffend gewisse Adjustierungen in Europa zuerst zu Ihrer Kenntnis? War das auch erst, nachdem Sie in Paris angekommen waren?

Der Präsident: Ja. Die ganze Serie der Abmachungen wurde mir damals zum ersten Male eröffnet.

Senator Borah: Wir hatten also, soweit unsere Regierung betroffen ist, keine Kenntnis von diesen Geheimverträgen, bis Sie in Paris ankamen?

Der Präsident: Nein, sofern nicht etwa im Staatsdepartement Information vorhanden war, wovon ich nichts wußte.

Senator Johnson: Ich glaube, die Frage, die ich stellen werde, haben Sie an Senator Borah schon beantwortet. Ich bitte deshalb um Entschuldigung, wenn es eine Wiederholung ist. Ist die Regierung der Vereinigten Staaten zu irgendeiner Zeit zwischen dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland und der Unterzeichnung des Waffenstillstands offiziell über Verträge informiert worden, welche von den alliierten Regierungen mit Beziehung auf die Schlußabrechnung des Krieges abgeschlossen waren?

Der Präsident: Nein, nicht, soviel ich weiß.

Senator Johnson: Ist die Regierung, soweit Sie wissen, in der Zeit inoffiziell darüber informiert worden?

Der Präsident: Ich würde klarer antworten können, Herr Senator, wenn ich wüßte, worauf Sie sich beziehen.

Senator Johnson: Ich beziehe mich auf die sogenannten Geheimverträge, welche unter den Kriegführenden über Territorien verfügten.

Der Präsident: Sie meinen, so wie der Vertrag von London.

Senator Johnson: Ja, wie der Londoner Pakt.

Der Präsident: Nein, nein.

Senator Johnson: Könnten Sie angeben, ob etwa irgend welche Nachforschungen von unserer Regierung angestellt sind, um festzustellen, ob derartige Verträge über territoriale Verfügungen etwa vorhanden waren?

Der Präsident: Solche Nachforschungen sind nicht angestellt.

Senator Johnson: Diese besonderen Verträge also, der Vertrag von London, auf dessen Basis Italien in den Krieg eintrat, das Abkommen mit Rumänien im August 1916, die verschiedenen Abkommen bezüglich Kleinasiens, und die Abkommen, die im Winter 1917 zwischen Frankreich und Rußland zustande kamen bezüglich der deutschen Grenzen und besonders in Beziehung auf das Saartal uud das linke Rheinufer — von keinem von diesen hatten wir (und wenn ich sage ‚wir', so meine ich Sie, Herr Präsident) irgendwelche Kenntnis vor der Pariser Konferenz?

Der Präsident: Nein. Ich kann die Frage hinsichtlich meiner selbst zuversichtlich mit Nein beantworten.

Wenn der Präsident vor der Konferenz in Paris keine Kenntnis von diesen Geheimverträgen hatte, so muß er der einzige politische Führer in Europa und in seinem eigenen Vaterlande gewesen sein, der in dieser unglücklichen Lage

war. Der übrigen Welt waren die Geheimverträge ganz vertraut geworden, wie die folgenden Notizen beweisen werden:

1. Mr. Lincoln Colcord schreibt in der ‚New York Nation' vom 17. Mai ds. J., daß Oberst House ihm im September 1917 gesagt habe, er (Oberst House) habe Mr. Balfour, der im Frühsommer desselben Jahres an der Spitze der britischen Mission nach Amerika stand, gebeten, Abschriften der Geheimverträge nach Washington zu schicken, damit Präsident Wilson die Möglichkeit habe zu ‚sehen, wofür wir kämpften', und daß Mr. Balfour zu der Zeit, als Mr. Colcords Gespräch mit Oberst House stattfand, noch keine Verträge vorgelegt habe.

a) War die Bitte des Oberst House an Mr. Balfour Herrn Wilson unbekannt?

b) Warum wurde dieser Bitte niemals entsprochen?

2. Am 2. Dezember 1917 veröffentlichte die ‚New-York Sun' an leitender Stelle eine Erzählung unter den Überschriften ‚Geheimes Angebot an Italien wird enthüllt' und darunter ‚Landgebiet und große Anleihe soll von Alliierten zugesichert worden sein' und analysierte den Londoner Pakt im einzelnen.

3. Inzwischen waren die Geheimverträge im Laufe von 1917 in Rußland im vollen Text veröffentlicht worden und schließlich auch — freilich nicht im vollen Text — in England in ‚The New Europe'. Auch andere britische Zeitungen leitartikelten darüber. In der Zeit von da ab bis zum Waffenstillstande besprachen die englischen liberalen Zeitungen und Zeitschriften (insbesondere die Londoner ‚Nation' und der ‚Manchester Guardian') die Geheimverträge beständig in leitenden Artikeln. So brachte z. B. der ‚Manchester Guardian', vielleicht die größte liberale Zeitung in Europa, deren Schriftleiter, Mr. C. P. Scott, der einzige Zeitungsmann war, den der Präsident auf seiner Auslandsreise der Ehre eines persönlichen Besuchs würdigte, weniger als zwei Wochen, bevor der Waffenstillstand geschlossen wurde, als Leitartikel eine Forderung, daß Präsident Wilson die Bahn zum Frieden dadurch klären sollte, daß er die Geheimverträge von der Straße fegte. ‚Die beste Gewähr, die er uns geben kann, für einen Sieg in diesem Kampfe (gegen Geheimdiplomatie) wird die Versicherung sein, daß die Geheimverträge aus der Welt geschafft sind . . . und daß sie nicht zu Fallstricken werden für die Füße der Delegierten zur Friedenskonferenz.' Sicherlich würde Mr. Scott oder wer auch immer diesen Leitartikel geschrieben hat, erstaunt gewesen sein, wenn er gehört hätte, daß zu der Zeit Herrn Wilson die Existenz der Geheimverträge unbekannt gewesen wäre.

4. In der ersten Woche des Januar 1918 brachten mir russische Bewohner von Newyork ein Exemplar der Geheimverträge, das die von dem Senator Johnson im letzten Absatz seiner eben zitierten Fragen an den Präsidenten erwähnten Dokumente umfaßte. Diese Verträge wurden der ‚New York Evening Post' übergeben und im vollen Text veröffentlicht in Serien, die, glaube ich, am 25. Januar 1918 anfingen. Am 24. Januar 1918 sprach ich mit Oberst House und teilte ihm mit, daß die Geheimverträge vom nächsten Tage ab in Serien veröffentlicht werden würden. Ich war entsetzt hören zu müssen, daß Oberst House die Geheimverträge weder erhalten noch gelesen hatte, noch ihren Inhalt kannte — trotz der Tatsache, daß sie allgemeiner Gesprächsstoff in England waren und daß der Londoner Pakt in großen Zügen in der ‚New York Sun' besprochen war. Oberst House drückte seine Überraschung aus, als ich ihm sagte, daß es einen vierseitigen Vertrag (den Londoner Pakt) vom 26. April 1915 gäbe, der kein formloses Memorandum, sondern ein Dokument in Vertragsform sei, nach dem Mitteleuropa und der nahe Osten unter den Alliierten aufgeteilt

werde — ein Dokument, das von Grey für Großbritannien, Cambon für Frankreich, Imperiali für Italien und Benckendorff für Rußland in aller Form vollzogen sei. Oberst House brachte seine volle Zuversicht zum Ausdruck, daß Mr. Wilson die Situation auf der Friedenskonferenz beherrschen und alle unerwünschten interalliierten geheimen Abkommen beiseite fegen werde.

5. Druckbögen der Geheimverträge wurden von der ‚New York Evening Post' ausgegeben und an führende Zeitungen verschickt. Die Geheimverträge wurden dann in Pamphletform von der ‚Evening Post' wieder gedruckt und für 10 Cents das Stück verkauft. Später schickte ich eine Anzahl dieser Pamphlete an Senatoren und Mitglieder des Repräsentantenhauses.

6. Am 18. Februar 1918 veröffentlichte der ‚New York Globe' unter den Überschriften ‚Der italienische Geheimvertrag wird gelesen' und darunter ‚Auslegung des Dokuments, welches Italiens Eintritt in den Krieg herbeiführte, durch Abgeordneten Bevione' ein Telegramm aus Rom vom 16. Februar. Dies Telegramm beschrieb die Szene in der italienischen Deputiertenkammer nach dem Lesen des Londoner Paktes und besonders der Liste von Annexionen zugunsten der vier Signatarmächte. Dies allein schon hätte genügen können, Mr. Wilson und das Staatsdepartement anzuspornen zur Nachforschung nach weiteren Informationen.

7. Selbst wenn die Geheimverträge in England, Italien, Rußland und den Vereinigten Staaten nicht veröffentlicht wären, hätte Mr. Wilson als ein Mann, von dem man annehmen konnte, daß er mit europäischer Geschichte vertraut war, wissen müssen, daß der Krieg eine Garbe internationaler Abmachungen zeitigen würde, die sofern sie nicht vor dem Ende des Krieges abgeändert wurden, die Natur des schließlichen Friedens definitiv festlegen mußten. Diese Erwägung war besonders zutreffend angesichts der Tatsache, daß Nationen wie England, Italien, Japan und Rumänien nicht in erster Linie angegriffen wurden und deshalb sicherlich ausgedehnte territoriale und Handelsvorteile als Bezahlung für ihre Teilnahme verlangen mußten.

Wenn die Presse und das Publikum in England, die italienische Deputiertenkammer, die Russen, die ‚Evening Post', die ‚Sun', der ‚Globe' und Tausende ihrer Leser um die Geheimverträge wußten und vor allem, wenn der ehrenwerte Arthur J. Balfour, der im Juli 1918 hierherkam, um unbegrenzte Opfer vom amerikanischen Volke zu verlangen, sie kannte und nicht mitteilen wollte, wie erstaunlich ist es da, daß Mr. Wilson sich gar nicht bemühte, die Geheimverträge zu bekommen, sondern in Unkenntnis blieb, bis sie ihm an der Friedenstafel ‚eröffnet' wurden, und so, als Sie und der Senator Johnson ihn fragten, ob er irgendwelche Kenntnisse davon gehabt hätte, bevor er nach Paris ging, imstande war zu antworten:

‚Nein. Ich kann die Frage hinsichtlich meiner selbst zuversichtlich mit Nein beantworten.'

Als Amerika in den Krieg eintrat, würde ein wohlinformierter Mr. Wilson alle Trumpfkarten in der Hand gehabt haben. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, die alliierten Regierungen zu zwingen, die schon geschlossenen Geheimverträge aufzugeben und sich zu verpflichten, ohne Einwilligung unserer Regierung keine neuen zu schließen. Dies würde am Ende des Krieges eine wirkliche Friedenskonferenz verbürgt haben, die ein ehrliches Interesse daran genommen hätte, einen aufgeklärten und dauernden Frieden zu machen. In dem Falle würde uns das Schauspiel der fingierten Friedenskonferenz erspart geblieben sein, auf der die alliierten Vertreter sich einstellten, nicht um Frieden zu schließen,

sondern um die geheimen Kontrakte einzukassieren, die sie schon in der Tasche hatten.

Ein wohlinformierter Mr. Wilson, der wachsam auf amerikanische Interessen bedacht gewesen wäre, hätte fast in jedem Zeitpunkte, bevor Deutschland anfing zu zerfallen, den europäischen sowohl wie den asiatischen Imperialismus in der Hand haben können. Damals brauchten die Alliierten unsere Hilfe — an Nahrung, Geld, Waffen und Mannschaften. Aber auf der Friedenskonferenz, als Mr. Wilson den Kampf aufnahm und fast sofort auch die Waffen streckte, — da waren sie allerdings nicht mehr abhängig von Amerika. Und das sagten sie Herrn Wilson in Taten, die beredter waren als Mr. Wilsons Worte.

Gesetzt den Fall, Mr. Wilson hätte zur Zeit unseres Eintritts in den Krieg oder im Jahre 1918, als die Geheimverträge fast jedermann außer dem Präsidenten bekannt wurden, die alliierten Staatsmänner also angesprochen: ‚Meine Herren, Amerika ist bereit, ungeheuere Opfer zu bringen, um Ihnen zu helfen, aber wir nehmen in erster Linie Interesse an einem Kriege für die Demokratie, der der Welt den Frieden bringen soll. Die Geheimverträge, die Sie der amerikanischen Regierung bis jetzt verheimlicht haben, sind undemokratisch und stiften neue Kriege; sie scheinen auf eine Erneuerung der europäischen Konflikte bedacht zu sein, in die die Vereinigten Staaten wiederum hineingezogen werden können. Wir wollen, wie ich in meiner Rede vom 2. April 1917 versprach, ‚unser Leben und unser Vermögen, alles was wir sind und alles was wir haben, dem Zwecke widmen', Ihnen zu helfen. Aber dafür müssen Sie einander freigeben von den geheimen Versprechungen, die Sie gemacht haben, so daß wir uns alle an den Friedenstisch setzen können ungebunden und als freie Männer mit dem einzigen Gedanken in unserem Herzen — über einen Frieden zu verhandeln, wie er den Bedürfnissen der Welt angemessen ist. Amerikas Teil am Kriege hängt ab von Ihrer sofortigen Antwort.'

Die Ergebnisse der anfänglichen Unkenntnis des Herrn Wilson und seines nachträglichen Mangels an Aktion, als er die Fallgrube erkannte, in die seine Unkenntnis unser Vaterland gebracht hatte, sind buchstäblich entsetzlich. Auf diese Unkenntnis und diesen Mangel sind drei Hauptergebnisse direkt zurückzuführen.

Erstens: Da die Alliierten ihre Kriegsziele nicht umstutzten, so wurde Rußland aus dem Kriege hinausgedrängt — Rußland, welches im Kriege gegen Deutschland mehr Menschen verloren hatte als irgend zwei andere Kriegführende. Es war Bonar Laws endgültige Weigerung auf Kerenskys wiederholte Bitte, auf Revision der Kriegsziele einzugehen, die Rußlands Vertrauen zerstörte. Die Russen hatten kein Interesse an einem Kampfe zwischen Gruppen, die alle gleichmäßig auf Imperialismus ausgingen.

Zweitens: Da der Friedensvertrag genau den Linien der Geheimverträge folgt, so ist es ein durchaus destruktives Dokument. Es enthält keinerlei heilende Bestimmungen. Und es hat die internationale Zwietracht selbst unter den alliierten Nationen mächtig geschürt. Nebenbei hat es den Völkern Europas, die wir von ihren Regierungen unterscheiden müssen, im wachsenden Maße den Glauben an die gegenwärtige Ordnung der Dinge geraubt und große Massen davon überzeugt, daß nichts als revolutionäre Mittel Erlösung bringen können.

Drittens: Der Friedensvertrag hat wegen seiner Ungerechtigkeiten und der unverhüllt hervortretenden Habgier einen umfassenden Völkerbund unmöglich gemacht — und das war nach Mr. Wilsons Erklärung in Manchester die einzige Art eines Bundes, an dem Amerika ein Interesse nahm."

Der Japaner.

Einige Beobachtungen und Eindrücke aus fünfjähriger Kriegsgefangenschaft.

Mehr noch als über unsere übrigen Feinde sind über Japan viele falsche Vorstellungen in Deutschland verbreitet. Schuld daran trägt nicht so sehr die räumliche Entfernung als vielmehr der Umstand, daß die Seele eines Volkes um so schwieriger zu erkennen ist, je rasse- und wesensfremder es uns gegenübersteht. Bei Japan tritt als besondere Erschwerung noch hinzu, daß es für seine Schriftsprache an den umständlichen chinesischen Charakteren festhält und wohl auch aus sprachlichen Gründen festhalten muß. Die Bestrebungen der Romaji-Gesellschaft, die diese Schriftzeichen durch das lateinische Alphabet ersetzen will und die zur Förderung ihres Gedankens auch eine eigene Zeitschrift herausgibt, haben deshalb kaum Aussicht auf großen Erfolg. So ist der Ausländer, der sich nicht der unverhältnismäßig viel Zeit und Kraft erfordernden Mühe unterziehen will, die chinesischen Schriftzeichen zu erlernen, nur unvollkommen in der Lage, in Presse und Literatur tiefer einzudringen. Für die nachfolgenden Ausführungen, die nur Unvollkommenes bieten können, sei schließlich noch darauf hingewiesen, daß dem Kriegsgefangenen die Einseitigkeit seiner Perspektive wie auch die Beschränkungen, denen sein Leben unterworfen ist, oft ein freies und klares Urteil verwehren.

Die letzten Eindrücke, die wir von Japan gewannen, waren in vieler Beziehung bezeichnend. Während wir mit unserem von der Kawasaki-Gesellschaft gecharterten Frachtdampfer vier Tage auf der Reede von Kobe lagen, konnten wir den lebhaften Verkehr in dem modern ausgebauten Hafen beobachten. Wer noch nicht wußte, welchen Umfang Japans Handel in den Kriegsjahren angenommen hat, konnte angesichts des Kommens und Gehens der zahlreichen Dampfer praktischen Anschauungsunterricht treiben. Gegenüber von uns wurde in den gewaltigen Werftanlagen der Kawasaki Dockyard Co. mit ihrem filigranartigen Gewirr von hoch in die Lüfte strebenden Eisengerüsten fieberhaft gearbeitet. Jeden Monat werden zwei der rund 6000 Bruttotonnen großen Typen-Frachtdampfer nach einer durchschnittlichen Bauzeit von etwa 40—50 Tagen fertig. Auch unser Transporter war eines dieser seetüchtigen und allen modernen Anforderungen entsprechenden Schiffe und voll Stolz erzählte mir der Kapitän, daß seine Gesellschaft bei einem dieser Dampfer mit einer Bauzeit von 32 Tagen den Rekord Amerikas und damit der Welt geschlagen hätte. Dieser Eindruck verstärkte sich noch auf der Heimreise: denn nächst dem Union Jack, der sowohl auf britischen wie auch auf ehemaligen deutschen Dampfern wehte, begegneten wir immer wieder dem roten Sonnenball im weißen Feld.

Diese Flagge weht heute außerhalb des eigentlichen Inselreichs über Korea und Tsingtau, in der Mandschurei, in Schantung und in der Südsee, über Sachalin und Formosa. Mächtiger als je zuvor steht das Reich des Mikado heute da, das als einziges der kriegführenden Großmächte vom Kriege nur Gewinn, aber keinerlei Leiden gehabt hat. Es verdankt diesen sprunghaften Aufschwung vor allem seiner Politik, die mit der Wirklichkeit zu rechnen weiß.

Die Beispiele dafür sind zahlreich, das letzte, vielleicht am wenigsten bekannte und gewürdigte, war die Tatsache, daß die japanische Expeditionsarmee dem Einrücken der Bolschewisten in Wladiwostock mit Gewehr bei Fuß zugesehen hat. Daß bei uns in Deutschland auch heute noch vielerorts kein Verständnis für Realpolitik aufgedämmert ist, konnte ich in den wenigen Tagen seit meiner Rückkehr schon mehrfach feststellen, wenn von den Japanern, „die uns hinterrücks Tsingtau geraubt hatten“ gesprochen wurde. Ich kann durchaus nichts Heimtückisches darin erblicken, wenn ein Land, dem unter tätiger Mitwirkung der deutschen Politik im Frieden von Shimonoseki ein sicherer Gewinn genommen

wurde, das überdies mit England verbündet ist, die günstige Gelegenheit wahrnimmt, den damals erlittenen Verlust wieder gutzumachen und das aufblühende Tsingtau, das ihm als Eingangspforte zu dem kohlen- und eisenreichen Schantung von größter Bedeutung sein muß, an sich zu reißen. Viele haben geglaubt, die Japaner würden sich vielleicht dafür, daß wir ihnen unsere Universitäten und unsere Armee so bereitwillig geöffnet haben, dankbar erweisen und uns unbehelligt lassen. Mancher in der deutschen Armee erzogene Offizier mochte bedauern, daß er gegen seine Lehrmeister zu Felde ziehen mußte, einige haben dies uns gegenüber geäußert; aber in der Politik gibt es keine Dankbarkeit. Nach dem Gesagten versteht es sich fast von selbst, daß in diesem imperialistischen und militaristischen Lande von Völkerbund, Selbstbestimmungsrecht der kleinen Völker und Abrüstung noch wenig genug zu merken ist. Aufstände in Korea, die gerade in letzter Zeit immer wieder aufflackerten, werden mit rücksichtsloser Härte unterdrückt.

Indes, dieses große Kolonialreich ist bei den Japanern in schlechten Händen. Sie entsenden zwar überallhin ein Heer von Beamten, deren Regierungssystem jedoch das unsere an Bureaukratismus noch um ein vielfaches übertrifft. Unendlich viel Befehle, Gesetze und Verordnungen werden erlassen, aber nur ein geringer Bruchteil hiervon wird ausgeführt. Überdies ist der Japaner engherzig, kleinlich und durchaus nicht unempfänglich gegen Bestechung oder, wie man in Ostasien sagt, „squeeze“. Zu unserem Erstaunen konnten wir z. B. fast bei allen der zu den Kr.-Gef.-Lagern kommandierten Offiziere gerade die letzte Beobachtung machen. Die Hauptursache aber, warum m. E. die japanischen Besitzungen nur geringe Entwicklungsmöglichkeiten unter dieser Herrschaft haben, liegt in einer altvererbten Eigenschaft des Volkes: Dem Japaner fehlt die Gestaltungs- und Schöpferkraft des Europäers in hohem Maße. So gewandt er fremde Einrichtungen mechanisch nachzuahmen versteht, so wenig vermag er das Übernommene mit eigenem Geiste zu durchdringen oder gar durch eigene Denkarbeit weiter zu entwickeln. Bekanntlich hat die japanische Kultur überhaupt kaum etwas Eigenes aufzuweisen; Schrift und klassische Literatur stammen aus China, Religion (Buddhismus) aus Indien (der in Japan selbst entstandene Schintoismus ist ein ziemlich roher, pantheistischer Götzendienst) und wieviel das moderne Japan von westlichen Einrichtungen übernommen hat, bedarf keiner Erwähnung. Das Nachgeahmte bleibt zumeist auf der Stufe, in der es richtig abgesehen wurde, stehen bezw. verkommt bald unter nachlässiger Verwaltung.

In der Armee, die allenthalben ungefähr dasselbe Ansehen genießt wie die deutsche vor der Revolution, mag es noch am besten stehen. Trotzdem halte ich das japanische Heer jedem europäischen, auch ohne deren Kriegserfahrung, für unterlegen. Dieses Urteil gründet sich auf verschiedene Beobachtungen. Vor allem, der Japaner denkt und handelt im allgemeinen langsam wie jeder Orientale. Rasch wechselnden, Entschlüsse fordernden Lagen ist er zumeist nicht gewachsen. (Im Russisch-Japanischen Krieg konnte sich die japanische Armee stets mit aller Bedächtigkeit an eine der russischen Stellungen nach der anderen heranarbeiten.) Der Japaner ist überdies nicht nur an Wuchs und Körperkräften dem Europäer unterlegen, sondern auch in der Fähigkeit, klimatischen Strapazen Widerstand zu leisten. Gewöhnt an das gemäßigte Klima seines Inselreichs verträgt er zu große Hitze oder Kälte schlecht, weshalb auch im Hokkaido, der nördlichsten Insel, noch weite Flächen der landwirtschaftlichen Erschließung harren.

Den Nachahmungstrieb der Japaner und ihr oft lächerliches Bestreben uns Deutschen etwas abzusehen, konnten wir oft beobachten. Sie zeigten sich z. B. bei dem ungeheuren Besuch, den die von einzelnen Lagern veranstalteten Kunst- und Handfertigkeitsausstellungen oder auch Konzerte und Theateraufführungen von Kriegsgefangenen zu verzeichnen hatten. Bei unserem Lager betrug die

Zahl der japaniſchen Beſucher 50 000. Sämtliche Schulen der näheren und weiteren Umgebung wurden herangeſchleppt, um die deutſchen Erzeugniſſe zu bewundern. Das größte Staunen nötigte ihnen die Tatſache ab, daß einige Kameraden es verſtanden hatten, wertloſes Material, mit dem ein Japaner nichts mehr anzufangen gewußt hätte, zu neuen Gebrauchsartikeln zu verarbeiten. Die ausgeſtellten Handfertigkeiten waren ſehr raſch ausverkauft. Trotzdem der Japaner auf die Macht und Kulturhöhe ſeines Vaterlandes ungeheuer ſtolz iſt und nichts übler nimmt, als wenn er als untergeordnete Raſſe behandelt wird, ſo lebt doch in ihm, auch in den gebildeten Schichten, unwillkürlich das Gefühl der Überlegenheit des Europäers in vieler Beziehung. Sittliche und religiöſe Werte dürfen hierbei freilich nicht in Betracht gezogen werden, denn in dieſer Hinſicht gibt dem Japaner ſeine eigene Kultur alles, was ein Menſch bedarf. Deſſen iſt man ſich völlig bewußt, und dies iſt auch mit ein Grund, warum die chriſtliche Miſſion auch weiterhin ihre bisherige klägliche Rolle ſpielen wird.

Von den perſönlichen Eigenſchaften des Japaners iſt die ſympathiſchſte ſeine glühende Vaterlandsliebe. Bei dem alle Volksklaſſen gleichmäßig durchdringenden Ehrgefühl wäre ein Auslieferungsproblem in Japan ganz undenkbar. „Dai Nihon“ (Großjapan), wie er ſein Vaterland zu nennen pflegt, geht ihm über alles. Von früheſter Kindheit an wird die Jugend in ſcharf nationaler Richtung erzogen. Die erſten Fibeln ſchon bringen, nicht wie bei uns farb- und inhaltsloſe Tierfabeln und Geſchichten, ſondern ſie erzählen dem aufnahmefähigen Kindergemüt aus den alten Heldenſagen oder von dem mächtigen Aufſchwung ſeines Vaterlandes auf allen Gebieten. Als einmal ein Kriegsſchiff in einem in der Nähe unſeres Lagers gelegenen Hafen ankerte, wurden alle Schulkinder auf das Schiff geführt und ihnen die Machtmittel des Mikados praktiſch vor Augen geführt. Zu welchen, manchen vielleicht lächerlich erſcheinenden Auswüchſen, dieſe Art des Unterrichts beim einfachen Volke oft führt, das konnten wir an der Naivität der uns begleitenden Poſten feſtſtellen, die uns z. B. beim Paſſieren der Eiſenbahn oder elektriſchen Straßenbahn fragten: ob es ſo etwas in Deutſchland auch gebe?

Das ſtaatliche Leben des in vieler Beziehung noch harmlos natürlichen, weil zu ſeinem weit überwiegenden Teile bäuerlichen Volkes, ruht überdies auch auf anderen geſunden Grundlagen, um die wir die Japaner nur beneiden können. Beſonders hervorzuheben iſt hier ihr ausgeprägter Familienſinn, der eine natürliche Folge der herrſchenden Ahnenverehrung iſt. Da dieſe die ununterbrochene Fortſetzung der Familientraditionen fordert, wird im Falle der Kinderloſigkeit bezw. des Fehlens eines Sohnes von der Adoption weiteſtgehender Gebrauch gemacht. Der Japaner iſt überdies außerordentlich kinderlieb, das ganze Land, deſſen Bevölkerung in ſtetiger Zunahme begriffen iſt, wimmelt von Kindern, die von jedermann freundlich behandelt werden. Der Schulunterricht ſcheint durchaus auf der Höhe zu ſein und oft habe ich die japaniſchen Abcſchützen um ihre lichten und luftigen Schulhäuſer, ſelbſt in den entlegenſten Dörfchen, beneidet, wenn ich an unſere Landſchulhäuſer dachte.

Der Sinn für Unterordnung und Diſziplin iſt ſtark verbreitet. Heute freilich trifft das nicht mehr völlig zu. Denn auch Japan hat die durch die ganze Welt gehende Welle der ſozialen Bewegung und des Bolſchewismus nicht ganz unberührt gelaſſen. In den großen Induſtrieſtädten mehren ſich, in Verbindung mit den ſehr teuren Lebensmittelpreiſen, die Streiks und Lohnbewegungen und ſelbſt im Heere ſind, allerdings vereinzelt, ſchon bedenkliche Erſcheinungen, verurſacht wohl durch die aus Sibirien zurückgekehrten Truppen, zutage getreten.

Wo Licht iſt, fehlt der Schatten natürlich nicht. Hierzu gehört die Unehrlichkeit des Kaufmanns und Fabrikanten, der grundſätzlich für möglichſt teures Geld möglichſt ſchlechte Waren zu verkaufen und herzuſtellen ſucht. Die meiſten

japaniſchen Erzeugniſſe ſind minderwertig und halten dem Vergleich mit europäiſchen in keiner Weiſe ſtand, ſo ſehr ſich auch die Regierung um eine Beſſerung der Verhältniſſe bemüht. Der gewaltige Aufſchwung des japaniſchen Handels, insbeſondere in Indien, Oſtaſien und Südamerika, erklärt ſich lediglich daraus, daß dieſe Märkte Japan konkurrenzlos während des Krieges zur Verfügung ſtanden. Sobald die europäiſche Warenzufuhr wieder einſetzt, wird ein großer Teil der gegenwärtigen Abſatzgebiete wieder verloren gehen.

Uns Deutſchen liegt natürlich am meiſten die Frage des gegenſeitigen Verhältniſſes der beiden Völker am Herzen. Von irgendwelchem Deutſchenhaß kann in Japan gar keine Rede ſein. Den Kriegsgefangenen gegenüber hat ſich die Bevölkerung faſt ſtets freundlich und entgegenkommend gezeigt — eine Ausnahme bildete nur Kurume, wo die Bevölkerung aufgehetzt und zudem durch die Verluſte der dort garniſonierenden und rekrutierten 18. Diviſion, die den Hauptbeſtandteil der Tſingtau angreifenden Truppen gebildet hatte, verbittert war —, viel freundlicher als die Regierung und die Lagerbehörden. Nebenbei bemerkt war die Behandlung der Kriegsgefangenen keineswegs ſo gut wie in Deutſchland allgemein angenommen wird, wenn auch ſolche Brutalitäten, wie ſie Frankreich und Rumänien ſich geleiſtet haben, niemals vorgekommen ſind. Wie oft haben Angehörige der Zivilbevölkerung uns dazu verholfen, die Beſtimmungen der Lagerbehörden zu umgehen. Die gebildeten Schichten verfolgten den Heldenkampf unſeres Volkes mit aufrichtiger Bewunderung. Die im allgemeinen nach der engliſchen Pfeife tanzende Tagespreſſe brachte, ſolange unſere Sache gut ſtand, häufig amtliche deutſche Meldungen, während in den periodiſch erſcheinenden Zeitſchriften oft Aufſätze höherer Offiziere erſchienen, die alles andere als alliiertenfreundlich waren und in der japaniſch-engliſchen Preſſe natürlich entſprechende Gegenwirkung auslöſten. Für Flottenmeuterei, Revolution und Abſetzung des Kaiſers können wir von einem Lande, deſſen Kaiſer heute noch religiöſe Verehrung genießt und das dem ſo verſchrieenen preußiſchen Militarismus trotz allem und ſicherlich nicht zu ſeinem Nachteil treu geblieben iſt, kein Verſtändnis erwarten. Immerhin hat man auch jetzt noch nicht den Glauben an Deutſchlands Lebenskraft verloren und iſt überzeugt, daß es Deutſchland bei gutem Willen gelingen wird, ſich wieder in die Höhe zu arbeiten. Eine kleine Beleuchtung für dieſen Glauben mögen die Worte unſeres Kapitäns von der „Hoſuku-Maru“ ſein, die er dem Transporte zum Abſchied widmete und die mir nicht nur als ein Ausdruck orientaliſcher Höflichkeit, ſondern vielmehr als typiſch für die Auffaſſung der gebildeten Kreiſe Japans erſcheinen.

„Sie haben,“ ſagte er u. a., „gegenüber einer gewaltigen Übermacht bis zum letzten Schuß mit aller Kraft tapfer kämpfend Ihre Soldatenpflicht erfüllt. Darauf können Sie vor aller Welt ſtolz ſein. Ich bedaure mit Ihnen, daß Sie jetzt am Ende des großen Krieges unter dieſen Umſtänden in die Heimat zurückkehren müſſen. Doch bin ich feſt überzeugt, daß für Ihr Volk, welches die ſchweren Leiden des Dreißigjährigen Krieges überſtanden hat, eine Zeit kommen wird, wo es die Niederlage zum Siege wandelt.“

Der Name „Deutſchland“ hat auch heute noch einen guten Klang in Japan, Handel und Induſtrie ſind gleich bereit zur Wiederaufnahme der alten Beziehungen, die um ſo eher wieder anzuknüpfen ſind, als Japan wie ſo oft während des Krieges, ſo auch bezüglich der Ausweiſung der Deutſchen, ſeine eigenen Wege ging und dieſe, wenn auch unter läſtiger Überwachung und Handelsverbot, ſo doch im Lande wohnen ließ. Für deutſche Maſchinen würde man, wie ein japaniſcher Ingenieur aus Tokio ſagte, jeden Preis bezahlen, wenn man ſie nur bekommen könnte. Und im Herbſt vorigen Jahres ſchrieb eine führende Tageszeitung, Japan möge ſich mit einer Anleihe in Deutſchland beeilen, damit Amerika ihm nicht zuvorkomme. Robert Martin.

Wie China in den Krieg gezogen wurde.

Ein Beitrag zur Kenntnis der demokratiſchen Diplomatie des Völkerbundes.

Die Londoner liberale Wochenſchrift „Common Senſe", die vom langjährigen Herausgeber des Londoner „Economiſt", F. W. Hirſt, redigiert wird, brachte am 7. Februar 1920 folgenden Bericht eines Korreſpondenten aus dem fernen Oſten:

Solange ganz Europa von Unruhen brodelt und die Regierungen und Völker damit beſchäftigt ſind, die verzwickten Probleme zu löſen, welche die Folgeerſcheinungen des größten Krieges der Weltgeſchichte bilden, iſt es nicht verwunderlich, daß die Beziehungen zwiſchen Japan und China im Hintergrunde ſtehen und auf Beachtung warten müſſen, bis die dringlicheren europäiſchen Verwicklungen erledigt ſind. Und doch iſt dies ein ſehr kritiſcher Moment in dieſen Beziehungen und die Löſung der Schantung-Frage iſt, wie ſie auch immer ausfallen möge, nicht nur von ernſter Bedeutung für die beiden Länder, ſondern muß große Wirkungen auch auf Europa ausüben.

China betrachtet ſich als von Japan hineingelegt und von den Mächten hintergangen. Eine kurze Skizze der Ereigniſſe, die zu der jetzigen Lage geführt haben, wird Intereſſe finden — wenn es auch nur wegen des Lichtes iſt, den ſie auf die Geheimdiplomatie wirft. Chinas erſter Präſident, Yüan Shih-kai, hatte die Abſicht, ſich in den erſten Monaten des Kampfes dem Kriege gegen Deutſchland anzuſchließen, wurde aber durch den britiſchen Vertreter in Peking davon abgebracht, da es bekannt war, daß Japan einer Beteiligung Chinas an der Eroberung Tſingtaus ſowohl wie an den größeren Aufgaben des Krieges abgeneigt war. Faſt unmittelbar nachdem China dieſes Angebot gemacht hatte, ſtellte Japan — am 18. Januar 1915 — eine Reihe von Forderungen an China, die, wenn ſie in der urſprünglichen Faſſung zugeſtanden wären, China zu der Stellung eines Vaſallenſtaates herabgedrückt haben würden. Nach vielem Verhandeln und mannigfachen Proteſten ſeitens der Chineſen erlangte Japan die Annahme ſeiner Forderungen in einer abgeſchwächten Form, indem diejenigen Artikel, welche die chineſiſche Souveränität gar zu offenſichtlich verletzten, ausgemerzt wurden; aber auch ſo wurde die Unterzeichnung des eine drückende Laſt bildenden Vertrages nur erlangt durch ein Ultimatum.

Von Zeit zu Zeit wurde die Frage der Beteiligung Chinas am Kriege beſonders von Frankreich und Rußland wieder angeregt, aber Japan blieb abgeneigt. Japans Gründe wurden bei einer Beſprechung zwiſchen dem ruſſiſchen Botſchafter Herrn Krupenſky und dem japaniſchen Miniſter des Äußeren, Vicomte Motono, am 8. Februar 1917 offenherzig angegeben. Nach den amtlichen Schriftſtücken, die veröffentlicht wurden, als die Bolſchewiſten Petersburg in die Hand bekamen, berichtete Herr Krupenſky an ſeine Regierung, daß er in einer Unterhaltung mit Vicomte Motono darauf gedrängt habe, Japan ſolle mit den anderen alliierten Mächten dahin zuſammenwirken, daß China dazu gebracht würde, ſich der Entente anzuſchließen und Deutſchland den Krieg zu erklären. Vicomte Motono zeigte ſich nicht ſehr begeiſtert, verſprach aber Peking in der Sache zu ſondieren. „Der Miniſter", ſagt Herr Krupenſky, „wies darauf hin, daß dies für ihn nötig ſei in Anbetracht der Haltung der japaniſchen öffentlichen Meinung in der Angelegenheit, und auch um, falls China zugelaſſen würde, Japans Poſition auf der Friedenskonferenz dahin klarzuſtellen, daß den Wünſchen Japans bezüglich Schantungs und der Inſeln im Stillen Ozean die Unterſtützung der Alliierten Mächte ſicher ſei. Dieſe Wünſche zielen auf das Eintreten in alle Rechte und Privilegien hin, die Deutſchland bisher in der Provinz Schantung beſeſſen hat, und auf den

Erwerb der Inseln nördlich des Aquators, die Japan jetzt besetzt hält." Mit anderen Worten, Japan würde seinen Widerstand gegen eine Beteiligung Chinas am Kriege als einer der Alliierten mit einem Sitze am Konferenztische zurückziehen, wenn die alliierten Mächte sich zunächst dahin erklären wollten, daß Chinas Auftreten an dem Tische keinen Einfluß auf die Verhandlungen haben würde, sofern japanische Interessen in Frage kämen.

Die Kiautschou-Frage.

Es ist zu beachten, daß in diesen Pourparlers, soweit sie von dem russischen Botschafter berichtet werden, kein Wort gesagt wurde über die Rückgabe Kiautschous an China. Ähnliche Verhandlungen mit England und Frankreich waren schon ziemlich weit vorgeschritten. Die Besprechung des Herrn Krupensky mit Vicomte Motono fand am 8. Februar 1917 statt. Am 16. Februar schrieb der britische Botschafter, Sir Connyngham Greene, an „Meine liebe Exzellenz", den japanischen Minister des Äußeren, und gestand alles zu, was Japan verlangte. „Die Regierung Seiner Britannischen Majestät", erklärte er, „fügt sich mit Vergnügen dem Wunsche der japanischen Regierung nach einer Versicherung, daß sie Japans Forderung bezüglich der Verfügung über deutsche Rechte in Schantung und Besitzungen auf den Inseln nördlich des Aquators gelegentlich der Friedenskonferenz unterstützen wird. Es ist jedoch wohl verstanden, daß die japanische Regierung in der künftigen Friedensabmachung die Ansprüche Groß-Britanniens auf die deutsche Inseln südlich des Aquators in demselben Geiste behandeln wird." Nicht ein Wort steht in dieser Mitteilung, daß die Rückgabe Kiautschous an China verlangt wird oder Japans Versprechungen in dieser Beziehung festgestellt werden, obwohl die Agitation gegen die Rückgabe in Japan und die sehr unbestimmte Haltung der japanischen Regierung in der Angelegenheit dem britischen Botschafter nicht unbekannt gewesen sein kann.

Der französische Botschafter war deutlicher bezüglich der Gegenstände des Paktes. Am 3. März 1917 schrieb er in einer offiziellen Note an den japanischen Minister des Äußeren, daß „die Regierung der französischen Republik geneigt sei, der japanischen Regierung bei den Friedensverhandlungen ihre Einwilligung zu der Regulierung von Fragen zu geben, die für Japan bezüglich Schantungs und der deutschen Inseln im Stillen Ozean nördlich des Aquators von vitalem Interesse seien. Sie willigt auch darin ein, die Forderung der Kaiserlich Japanischen Regierung auf Übergabe der Rechte, die Deutschland vor dem Kriege in dieser chinesischen Provinz besaß, und auf Übergabe dieser Inseln zu unterstützen." Dafür verlangt Herr Briand . . . „daß Japan seine Unterstützung dazu leiht, von China den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Deutschland zu erlangen". Indem er das Resultat dieser Aktion zusammenfaßt, schloß der französische Botschafter unter die Folgen dieses Schrittes die Vertreibung aller Deutschen aus China ein und die Requirierung der in dem Lande etablierten deutschen Handelshäuser — was der Konfiskation des Privateigentums gleichkommt. Alle diese Folgen wurden vorausgesehen und ausbedungen, aber es wurde kein Wort gesagt, um China sicherzustellen, oder die Rückgabe des Gebietes zu stipulieren, das es unter Zwang an Deutschland verpachtet hatte. Angesichts dieser Noten von den diplomatischen Vertretern der beiden hervorragendsten Mächte im Kreuzzuge für die Aufrichtung des öffentlichen Rechts in Europa und der Selbstbestimmung der Völker — ist es da überraschend, daß Japan sich einigermaßen gerechtfertigt fühlt in der Rolle als Deutschlands Nachfolger in Kiautschou — mehr als in der Rolle eines Treuhänders für China oder die Entente?

Geheime Verhandlungen.

Man darf nicht vergeſſen, daß dieſe Ententeverhandlungen in Tokio, in denen Chinas Intereſſen verſchachert wurden, in ſtrengſter Heimlichkeit geführt wurden. Peking hatte keine Ahnung. Sobald die Mächte eine geeinte Front darſtellen konnten — dies fiel zuſammen mit dem Zeitpunkt, wo Japan von England, Frankreich und Italien die Unterſtützung ſeiner Anſprüche erlangt hatte —, wurde China dahingebracht, daß es die diplomatiſchen Beziehungen mit Deutſchland abbrach, ein Ereignis, das am 14. März 1917 eintrat, vier Wochen, nachdem die britiſche Regierung Japans Bedingungen zugeſtimmt hatte, und 11 Tage nach der franzöſiſchen Note. Im weiteren Verlauf folgte dem Abbruch der Beziehungen eine Kriegserklärung. Als China dieſe Erklärung abgab, glaubte es zweifellos, daß es einen Sitz am Konferenztiſche erhalten würde, wo die Frage der Zukunft Schantungs und die Verfügung über das deutſche Pachtgebiet frei und offenherzig erörtert werden könnte. Es kam ſeiner Regierung nie in den Sinn, daß ſie hineingelegt war — daß die Verfügung über Kiautſchou und die deutſchen Rechte in Schantung gänzlich in die Hand Japans gelegt war, das im geheimen ſich der Unterſtützung der drei führenden Ententemächte verſichert hatte — oder daß ſein Erſcheinen am Konferenztiſche bloß eine leere Formalität ſei, ohne Gewicht und Einfluß. Erſt als die böſen Bolſchewiſten den geheimen Bericht Herrn Krupenſkys an ſeine Regierung veröffentlicht hatten, fingen die Chineſen an, Verdacht zu ſchöpfen; aber auch da noch glaubte man trotz der Gerüchte, wonach England und Frankreich Japan freies Verfügungsrecht gegeben hatten, daß Amerikas Eintritt in den Krieg Chinas Poſition ſichergeſtellt habe. Dies Vertrauen auf Amerika erwies ſich als illuſoriſch. Präſident Wilſon, der ſich gegen die Übergabe von Fiume an Italien, die nicht im Vertrage ſtand, eingeſetzt hatte, ſah ſich nicht in der Lage, eine ähnliche Haltung einzunehmen im Falle der Verfügung über Schantung, das einen Teil der geheimen Verpflichtungen bildete, an die die Alliierten ſich gebunden hatten. Infolgedeſſen beſtimmt der Friedensvertrag den Verzicht Deutſchlands „zugunſten Japans auf alle Rechte, Titel und Privilegien — beſonders bezüglich des Kiautſchougebiets, der Eiſenbahnen, Bergwerke und Unterſee-Kabel —, die es durch den Vertrag mit China vom 6. März 1898 erworben hat, und auf alle anderen Vereinbarungen bezüglich der Provinz Schantung". Als ob dies noch nicht umfaſſend genug ſei, wird noch ſpeziell hinzugeſetzt, daß alle deutſchen Rechte an der Tſingtau- und Tſinanfu-Eiſenbahn mit allem, was an Eigentum aller Art dazu gehört, „von Japan erworben werden und bleiben". Hinzugenommen wird noch alles bewegliche und unbewegliche Eigentum in Schantung, das dem deutſchen Staate gehört.

Chineſiſche Entrüſtung.

Im Vertrage ſteht nicht ein Wort über irgendwelche Verpflichtung Japans zur Rückgabe Kiautſchous an China. Und tatſächlich ſind in den fünf Jahren, während deren Japan das Gebiet als Treuhänder beſeſſen hat, ſeine Poſition und ſeine Intereſſen ſo ſtark verſchanzt worden, daß eine Rückübertragung mehr nominell als wirklich ſein würde. Aber das rechtfertigt die Mächte nicht, welche Chinas Beſitzungen verſchacherten, um ihre eigenen Intereſſen zu fördern. Die Lektion in internationaler Ethik, die China erhalten hat, trägt nicht dazu bei, ſeine Bewunderung vor der „weſtlichen Bildung" zu vergrößern. Die chineſiſche Entrüſtung über Japan iſt tief und dauernd. Darin ſind ſich Nord und Süd einig. Aber abgeſehen davon hat der Glaube der jungen Republik an die Integrität und Ehre der weſtlichen Mächte eine ſtarke Erſchütterung erfahren, die bedeutſame Reaktionen auf die Weltpolitik ausüben muß.

Die chineſiſche Staatsidee[1]).

„Die letzten, unſerer menſchlichen Erkenntnis zugänglichen Quellen des Weltlaufes ſind wohl die vis ac potestas ordinandi [die Gewalt und das Vermögen des Ordnens] und die vis ac potestas movendi [die Gewalt und das Vermögen des Bewegens]."
Immanuel Bekker, Grundbegriffe des Rechtes und Mißgriffe der Geſetzgebung. Seite 13.

Für uns Deutſche iſt es ſchon deshalb von beſonderem Intereſſe, ſich mit der chineſiſchen Staatsidee zu beſchäftigen, weil ſie im denkbar größten Gegenſatz zur urſprünglich germaniſchen ſteht.

Iſt der Germane von einem ſtarken und reichen Eigenweſen, zeichnet er ſich durch Liebe zur perſönlichen Freiheit, durch Mut und Tapferkeit, durch das aktive Durchſetzen ſeines Willens aus, kurz kommt in ihm die vis ac potestas movendi, wenn auch unter der ordnenden Beſchränkung der Treue zum Durchbruch, ſo iſt der Chineſe viel weniger individualiſtiſch veranlagt, iſt mehr Glied des Verbandes als Eigenweſen, ſchätzt das Kriegshandwerk nicht, iſt mehr paſſiver, mehr lenk- und leitſamer; aber auch mehr lenk- und leitbedürftiger Natur; er ſteht und fällt mit dem Verband. Die vis ac potestas ordinandi iſt im chineſiſchen Oſten von vorneherein mächtiger als im germaniſchen Weſten.

Klemm, der leider viel zu wenig bekannt gewordene Raſſenpſychologe vor Gobineau, hat ſolche grundlegende Unterſchiede in der Veranlagung einzelner Völker mit einer bewunderungswürdigen Gabe der Intuition richtig erſchaut.

Durch die behaupteten Charaktereigenſchaften des Chineſen iſt aber auch ſelbſtverſtändlich die Entwicklung der chineſiſchen Staatsidee ganz weſentlich beſtimmt. Es war der chineſiſchen Staatsidee vergönnt, ſich in faſt ungehemmter Folgerichtigkeit ausbilden zu können.

Der chineſiſche Staatsverband iſt in dem Partikularverband der Familie verankert. Die ſo ſtark und kräftig ausgebildeten Rechte des Familienverbandes wurden, ſtatt — hier ſei auf die gegenſätzliche Entwicklung im alten Rom hingewieſen! — auf den Einzelnen überzugreifen und von dieſem für ſich in Anſpruch genommen zu werden, vom Staate zur Steigerung ſeiner ſittlichen und rechtlichen Machtſtellung aufgeſogen, und zwar ſo, daß der Staat als erweiterte Familie überhaupt erſcheint. Nicht als ob dadurch aber die hervorragende Stellung des Familienverbandes an ſich erſchüttert worden wäre, er iſt nur nicht mehr eigenen Rechtes, ſondern wird durch den Staat gehalten und getragen, gefaßt als unerſchöpfliche Quelle ſeiner Autorität.

Die ſittliche und rechtliche Gebundenheit des Einzelnen an die Familie wird und ſoll werden auch zur ſittlichen und rechtlichen Gebundenheit des Einzelnen an den Staat: pietätvolle Unterordnung. Das Aufgeben der Geltendmachung der eigenen Perſönlichkeit der Familie und dem Staate gegenüber ſchließt von Anbeginn mehr oder weniger jede Entwicklung ſubjektiver öffentlicher Rechte des Einzelnen in China aus. Dem Einzelnen ſoll hingegen alles, deſſen er rechtlich bedarf, in väterlicher Fürſorge — wie von der Familie — vom Staate gegeben und gewährt werden: der Wohlfahrt des Staates wegen, nicht eines individuellen Anſpruchs wegen, den er darauf hätte.

Hat ſich der chineſiſche Staat aus mehreren Familienverbänden eines zur Ruhe gekommenen friedlichen Ackerbau treibenden Volkes unter Ausgeſtaltung der Familiengewalt zur Staatsgewalt zuſammengeſchloſſen, ſo iſt auch die Stel-

[1]) Der Verfaſſer war von 1903 bis 1917 Bezirksamtmann in Kiautſchou.

lung des an der Spitze dieſes Staates ſtehenden Kaiſers rein von der ſeßhaften Familie aus geſehen und feſtgelegt. Der unvergeßliche Münchner Sinologe Plath betont mit Recht, daß „das ganze Land als ein großes Landgut betrachtet werden könnte, welches der Fürſt als Hausvater zur Bearbeitung zum allgemeinen Nutzen aller verteilte; denn das alte China war kein erobernder Staat, der den beſiegten Völkern ihr Eigentum nahm“. Der Kaiſer ſteht über allen Familien und iſt ſelbſt wieder der Sohn des Himmels. Der Himmel aber wird als männliches Prinzip — die vis ac potestas movendi in der chineſiſchen Philoſophie — im Verband mit der Erde als weiblichem Prinzip — die vis ac potestas ordinandi — als letzter denkbarer Träger der göttlichen Familiengewalt gedacht.

Wichtig jedoch iſt, daß der Chineſe nur ein für ihn definitiv gegebenes Verhältnis der vis ac potestas movendi und der vis ac potestas ordinandi in dieſem Zuſammenhange ſieht. Er will den Kampf der beiden Kräfte nicht, er wünſcht ihn nicht, er glaubt an einen harmoniſchen dauernd ſich gleichbleibenden Ausgleich beider. Er kann deshalb auch das Individuum nur als vom Verband bereits erfaßt und überwunden, das Individuum lediglich als Verbandsmitglied erkennen. Selbſt ſein individueller Leib, ſein Körper iſt nicht ſein Leib, ſein Körper, ſondern nur ein Glied in der Kette der Ahnen.

Seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts v. Chr. bis zu den Umwälzungen der jüngſten Zeit beſtand in China der abſolute, alle öffentliche Gewalt in ſich vereinigende theo-patriarchaliſche-monarchiſche Einheitsſtaat.

Die chineſiſche Staatsform als Cäſaropapie zu bezeichnen, iſt nicht ganz richtig. Dieſe Bezeichnung trifft für ſolche orientaliſche Staaten zu, in denen der Herrſcher Innehaber einer unmittelbar gottgewollten Macht, und ſein Wille deshalb unbeſchränkt und unbeſchränkbar iſt. Eine Verantwortung irgendwelcher Art ihren Untertanen gegenüber weiſen Herrſcher dieſer Art weit von ſich ab. In China dagegen iſt der Kaiſer in eine pietätvolle Unterordnung zu einer vergöttlichten Familienidee geſetzt, die ihn wie das Volk in gleicher Weiſe umſpannt. Er iſt für den ungeſtörten und glücklichen Beſtand dieſer Familienidee verantwortlich. Brechen elementare Kataſtrophen oder bricht Kriegsunglück über das Land herein, ſo muß es an Fehlern des Kaiſers gelegen haben. Und die Geſamtfamilie, das Volk, wird dann im Aufſtand zum Richter des Trägers der Staatsgewalt: Des Volkes Stimme iſt des Himmels Stimme. Aber wohlgemerkt, es liegt hier eine ganz andere Pſychologie vor als etwa bei Revolutionen des modernen Europas. Nicht iſt es das Volk, als Summe der einzelnen Staatsangehörigen, das ihm zuſtehende Rechtsanſprüche gegen den Herrſcher geltend macht, das eine Umwälzung, eine andere beſſere Rechtsverteilung will, ſondern es werden nur eingetretene Störungen beſeitigt, es bleibt alsdann beim alten.

Es iſt darum auch falſch, wenn beſonders von engliſcher und amerikaniſcher Seite der Verſuch gemacht worden iſt, die chineſiſche Staatsform als eine abſolute Monarchie auf demokratiſcher Grundlage hinzuſtellen. Von dem Willen des Volkes leitet der Kaiſer ſeine Stellung ebenſowenig ab wie der Vater die ſeine vom Willen der Kinder. Beide, Kaiſer und Volk, leiten vielmehr ihre Stellung eben von dem Willen einer vergöttlichten Familienidee ab, die ſie in ein gottgewolltes Verhältnis zueinander geſetzt hat. Wo immer von einem demokratiſchen Charakter der chineſiſchen Staatsidee geſprochen wird, holt man mit Vorliebe die Stelle aus Mengtſe hervor, wo von Fürſtenmord die Rede iſt. Mengtſe meint aber: Muß ein ſchlechter Fürſt beſeitigt werden, weil er nichts taugt, ſo wird er als ſchlechter Menſch beſeitigt, nicht als Fürſt. Das

kann nur heißen: Die Idee des Staates, des Verhältniſſes von Fürſt und Volk wird an ſich in keiner Weiſe dadurch berührt, daß in einem Einzelfall ein ſchlechter Fürſt entſetzt oder gar getötet wird, ebenſowenig wie die Idee der Familie, des Verhältniſſes von Eltern und Kindern an ſich dadurch berührt wird, daß in einem Einzelfall ein ſchlechter Vater beſeitigt wird. Mit anderen Worten: Für den Chineſen alter Schule war die Abſetzung oder Beſeitigung eines ſchlechten Kaiſers oder einer erſchöpften Dynaſtie recht gut zuläſſig und ſogar durch üble Ereigniſſe geboten, während die Abſchaffung des Kaiſertums an ſich, die Gründung einer Republik, die ihr Daſein lediglich vom Willen der einzelnen ſubjektiv berechtigten Staatsangehörigen ableitet, für ihn die Umſtürzung des Weltgrundverhältniſſes bedeuten muß, das Aufhören der ſittlichen Weltordnung überhaupt. Es iſt aber auch ſonſt für eine demokratiſche Auffaſſung der chineſiſchen Staatsordnung kein Raum gegeben. Die Staatsgewalt iſt eine allumfaſſende; ſubjektive öffentliche Rechte der Staatsangehörigen ſind überhaupt nicht vorhanden. Es kann darum auch in China von einer Teilung der Gewalten im Staate nicht die Rede ſein.

Die Geſetzgebung iſt weiter nichts als das Setzen von Rechtsnormen durch die Staatsgewalt im Geſamtintereſſe. Es gibt keine Beteiligung an der Geſetzgebung durch Volksvertreter. Die Juſtiz iſt weiter nichts als die Anwendung der einſeitig vom Staat geſetzten Rechtsnormen auf den Einzelfall ausſchließlich durch beamtete Vertreter der Staatsgewalt im Geſamtintereſſe. Es gibt keine unabhängigen, rechtlich beſonders geſchützten Richter, es gibt keine Beteiligung der Staatsangehörigen an der Rechtſprechung. Die Verwaltung iſt weiter nichts als das tätige Durchſetzen des Geſamtintereſſes, wobei ſich die Regierung ſogar über einſeitig von ihr geſetzte Rechtsnormen, wenn die Umſtände es erfordern, unbedenklich hinwegſetzen kann. Es iſt daher gleichgültig, ob ſich beſondere Behörden bilden, um Geſetzgebung, Juſtiz und Verwaltung auszuüben. Ihre Bildung geſchieht lediglich vom Geſichtspunkte zweckmäßiger Arbeitsteilung aus. Eine ſelbſtändige Stellung kommt ihnen nicht zu. Sie ſind nicht Organe, die der Geltendmachung anerkannter ſubjektiver öffentlicher Rechte der Staatsangehörigen zu dienen hätten. Die drei Grundgewalten ſind in der Hand des Trägers der Staatsgewalt, des Kaiſers, vereinigt.

Nichtsdeſtoweniger wird unter Hinweis auf die vollſtändige Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, auf die an ſich leichte Zugänglichkeit zu den Staatsprüfungen und damit auf den angeblich freien Aufſtieg der Tüchtigen an dem Vorhandenſein demokratiſcher Freiheiten im alten China feſtgehalten. Dabei wird vergeſſen, daß dieſe Freiheiten der logiſchen Vorausſetzung zu dieſem Begriffe ermangeln, es iſt kein geſetzlicher Anſpruch auf ſie gegeben. Sie ſind entweder durch das Wohlwollen des Staates gewährt, wobei ſie jederzeit durch einſeitige Staatsverfügung aufgehoben oder beſchränkt werden können, oder ſie ergeben ſich aus den tatſächlichen Zuſtänden, die dadurch bedingt ſind, daß die öffentliche Staatsgewalt im alten China zwar allumfaſſend, aber deshalb lange nicht in der Weiſe allregelnd iſt, wie ſie es bei dem ſtarken Widerſtreit individualiſtiſcher Rechtsanſprüche bei uns ſein muß.

Hätte die rechtliche chineſiſche Staatsidee auch tatſächlich auf die Beziehungen des bäuerlichen und bürgerlichen Lebens reſtlos regelnd eingewirkt, ſo hätte es zu einer auch in China unerträglichen Beengung der Lebensbetätigung überhaupt kommen müſſen. Es ergibt ſich alſo der Ausgleich: Das Gebiet der tatſächlichen, von der Staatsgewalt nicht beachteten, nicht mit Eingriffen bedachten Freiheiten muß um ſo größer ſein, je weniger ein rechtlicher Freiheitsanſpruch

der Staatsangehörigen vom Staate anerkannt ist. Sonst setzt durch das völlige Ausschalten der vis ac potestas movendi eine allgemeine verhängnisvolle Stagnation ein. Und umgekehrt: Je größer das Gebiet der anerkannten, vom Staate zu gewährleistenden rechtlichen Freiheiten der Staatsangehörigen ist, um so intensiver muß auf der anderen Seite die Staatsgewalt in alle Verhältnisse des Lebens regelnd eingreifen, da sonst eine allgemeine Auflösung und Zersetzung des Staatsverbandes unvermeidbar wäre.

Es bleibt der Veranlagung und der Neigung der Völker überlassen, welchen Weg sie beschreiten wollen. Die richtige Mitte zu halten, ist auch hier wie überall der Weisheit oberstes Gebot. Wer die absolute Staatsgewalt mit ihren immerhin großen tatsächlichen Freiheitsgebieten verwirft, soll andererseits nicht den Illusionen größtmöglicher Rechtsfreiheiten nachjagen, die ein rastloses und auf die Dauer erst recht nicht erträgliches Arbeiten der Gesetzgebungsmaschine notwendigerweise zur Folge haben. Und der als der freieste gerühmte sogenannte sozialistische Staat wäre weiter nichts als der unbarmherzigste Verbandsstaat. Die politischen Freiheiten würden von wirtschaftlichen Zwangsvorschriften mehr als aufgezehrt werden. Die vis ac potestas movendi, die individualistische Kraft würde sich, wenn es nicht anders ginge, auf dem Weg einer grenzenlosen Korruption Luft schaffen.

Ein Chinese äußerte sich vor wenigen Jahren über die beste Staatsform ungefähr wie folgt: „Auf die Staatsform selbst kommt es nicht an, sondern auf die Menschen im Staat. Ist deren Rechts- und Weltauffassung eine wahrhaft sittliche, so können sie jede beliebige Staatsform wählen, und ihr Staat wird blühen und gedeihen. Wo aber Unsittlichkeit und Gemeinheit herrscht, da müht man sich vergeblich um die beste Staatsform. China ist unter dem Einfluß des barbarischen westländischen Materialismus zugrunde gegangen. Soll ich glauben, daß dieser Materialismus im Westen etwas anderes als Zerstörung schaffen könnte?“

Ernst Grosse.

Bolschewismus in Mexiko.

Aus Briefen und gedruckten Schriften von drüben habe ich ersehen, daß man unsere mexikanische Revolution dort kaum beachtet hat, obgleich wir hier eine zehnjährige Erfahrung hinter uns haben, die dort sich offenbar wiederholt.

Ich gebe einige Tatsachen aus meiner persönlichen Erfahrung:

Mexiko hatte im Jahre 1910 eine ökonomische Glanzperiode von 30 Jahren durchlaufen die in seiner Geschichte einzig dasteht. Man könnte sie die porfirianische nennen, wie man in Deutschland von einer wilhelminischen spricht.

Auch hier streitet man sich noch darüber, welcher Anteil daran Don Porfirio und seinem System zuzuschreiben sei und welcher dem Zeitlauf. Sicher ist, daß der große Wohlstand das Volk übermütig gemacht hatte und die stramme Ordnung vielen auf die Nerven gefallen war. Zu diesen gehörten besonders die Gewerkschaftler, d. h. unsere bestbezahlten Arbeiter.

Man schalt die ruhigen Jahre einen Frieden des Gottesackers und machte Revolution und zwar mit ganz deutlich bolschewistischem Einschlag.

Zuchthäuser wurden geöffnet. Kirchen geplündert und dann geschlossen. Alles war Gemeingut: Banken, Großgrundbesitz, Eisenbahnen, Straßenbahnen, Bergwerke, selbst Häuser in den Städten, so weit sie den Reichen gehörten oder solchen die der alten Regierung treu gedient hatten.

Man kann daher ohne Übertreibung sagen, daß der Bolschewismus in Mexiko das Licht erblickte und zwar sechs Jahre bevor er in Rußland getauft wurde. Und gerade weil er hier seine Entwicklung fast unbeeinflußt durch den Weltkrieg nahm, können seine Manifestationen als typisch angenommen werden.

Nachdem also der Staat so vieles übernommen und dabei dem Volk große Versprechungen gemacht hatte, stellte es sich heraus, daß zu deren Verwirklichung nicht der gute Wille genügte, sondern daß sie bedeutende Summen erforderte.

Die Druckerpresse arbeitete also auch hier Tag und Nacht, machte Papiergeld in allen Farben, denn jeder Divisionsgeneral druckte seine eigene Sorte.

Die Löhne gingen in die Höhe. Hielten aber mit den Lebensmittelpreisen nicht Schritt. Noch war das Volk glücklich, hatte doch der Ärmste Stöße von Papiergeld.

Da fingen die Kaufleute an, dem Glück zu mißtrauen und wollten ihre Waren nicht mehr um ein Papier vertauschen, das jeden Tag im Preise fiel. Nun setzte man Todesstrafe an für den, der das sogenannte Geld nicht annehmen wollte. Das ging für eine kurze Zeit, etwa bis die Waren versteckt werden konnten. Dann fiel das Papiergeld bis unter die Druckkosten und starb eines plötzlichen Todes.

Hunger und Seuchen hatten während dieser Finanzkrankheit das Volk dezimiert. Die Armen balgten sich mit den Hunden auf den Müllhaufen. Kinder aßen, was sie in den Abfällen vor den Häusern finden konnten. Nackte und halbnackte Leichen wurden von den städtischen Müllkutschern nachmittags karrenweise in seichte Gruben geworfen. Wie ein roter Streifen zeigt die Syphilis heute noch die Marschroute der Revolution. Die großen Güter wurden zwar vom Staat verwaltet, brachten aber nicht einmal die Betriebskosten ein, denn auch zum Landwirt gehört Talent und Neigung.

Viel Land wurde aufgeteilt und auf langjährige Frist den kleinen Leuten verkauft. Aber diese bezahlten weder die jährliche Quote des Kaufpreises, noch die Steuern, so daß sich der Staat gezwungen sah, sie den früheren Eigentümern zurückzugeben.

Ähnlich ging's mit den Eisenbahnen. Bloß weigern sich die Besitzer der Aktien die Bahnen, ruiniert wie sie heute sind, wieder zurückzunehmen.

Die Beichtstühle der Kirchen waren zwar öffentlich verbrannt worden, aber heute sind alle wieder ersetzt und in vollem Gebrauch.

Die unzufriedenen Gewerkschaftler wären heute froh unter den alten Bedingungen wieder arbeiten zu können, aber es gibt wenig Arbeit.

Der kleine Bauer hat die Lust verloren zum Säen, denn seine Ernte war ihm zu oft von einer Partei oder der andern weggenommen worden. Vieh wurde von den Soldaten für die Haut abgeschossen, den Kadaver bekamen die Hunde und die Armen oder auch die Wölfe und Aasgeier. Auf manchen Gütern arbeiten heute noch die Leute ums tägliche Brot ohne Bezahlung oder für 10—20 Centavos. Denn die Revolutionäre verbrannten das Korn in den ersten Jahren entweder aus Haß gegen die Reichen oder die Regierung.

Kein Wunder, daß seit Jahren ein nie endenwollender Zug von Arbeitern aller Klassen, aber besonders Landleuten, die Heimat verläßt, um in den Vereinigten Staaten die grobe Arbeit zu tun, die früher der verachtete europäische Einwanderer besorgte.

Wenn man diese Scharen von kräftigen gesunden Leuten täglich nach Norden wandern sieht, tut einem das Herz weh für Mexiko, dies schöne Land mit seinem blauen Himmel, das ein Paradies sein könnte auf Erden.

Der tüchtige und unternehmende Mann wandert aus, der unfähige und laſterhafte bleibt. Beſonders die Trunkenbolde getrauen ſich's heute nicht die Schnapsflaſche ſo weit hinter ſich zu laſſen.

Güter werden deshalb oft gar nicht oder bloß zum kleinen Teil bebaut. Mancher Beſitzer hat ſein Land in Jahren nicht geſehen und keinen Ertrag gehabt und bezahlt mit Müh und Not ſeine Steuern.

Häuſer gibt's überall die einfallen.

Viele Bergwerke ſind erſäuft, weil keine Entwäſſerung in Jahren ſtattfand.

Trotz allem ernährt das weite Land, wenn auch mühſam, ſeine dünngeſäte Bevölkerung — es kommen ſechs Einwohner auf den Quadratkilometer. Dank dem milden Klima braucht der Menſch hier keine Feuerung, außer zum Kochen. Bloß deshalb konnten wir die letzten zehn Jahre verhältnismäßig gut überſtehen.

Hier hört aber jede Parallele mit Deutſchland auf. Denn dort ſind's ungefähr zwanzigmal ſo viele Menſchen auf den Quadratkilometer, die wegen des rauhen Klimas nicht nur gut ernährt und bekleidet, ſondern auch erwärmt werden müſſen und das angeſichts eines Schwarmes von blutſaugenden Feinden.

Möchten doch die deutſchen Volksbeglücker die Geſchichte der mexikaniſchen Revolution kennen lernen, es würden ihnen die Schuppen von den Augen fallen.

Unſer Drama iſt aus.

Sein poſitives Ergebnis iſt der Achtſtundentag.

Aguascalientes (Mexiko). Reinhold Findeiſen.

Die Berufszugehörigkeit der amerikaniſchen Abgeordneten.

In der kürzlich in Newyork (Littlebooks Library) erſchienenen Schrift von Philip Francis „The Poison in America's cup“ (die inzwiſchen auch in deutſcher Überſetzung des Grafen Reventlow unter dem Titel „Das Gift in Amerikas Becher“ bei Mittler in Berlin erſchienen iſt) findet ſich folgende Zuſammenſtellung über die Berufszugehörigkeit der Kongreßmitglieder:

Senat:		Repräſentantenhaus:	
Rechtsanwälte	60	Rechtsanwälte	263
Ärzte	2	Ärzte	3
Geſchäftsleute	5	Geſchäftsleute	39
Journaliſten	8	Journaliſten	20
Farmer	7	Farmer	11
Bankleute	3	Bankleute	12
Fabrikanten	2	Handwerker	15
Lehrer	2	Lehrer	15
Ohne Berufsangabe	7	Ohne Berufsangabe	47
		Verkehr	2
		Eiſengießer	1
		Hutmacher	2
		Arbeiterorganiſatoren	2
		Lokomotiv-Ingenieure	3

Der Zahl der Berufsangehörigen nach müßten, wenn der Kongreß aus 500 Mitgliedern (ſtatt 531) beſtünde und ſo zuſammengeſetzt wäre, daß die Zahl der Vertreter der Zahl der Berufsangehörigen entſpräche, der Kongreß etwa folgendermaßen zuſammengeſetzt ſein:

Landwirtſchaft	165
Bergwerke und Grubenweſen	15
Fabrikarbeiter	140
Verkehr	35
Handel	50
Fachberufe (Rechtsanwälte, Journaliſten uſw.)	20
Heimarbeiter	50
Geiſtliche	25

Deutschland und das neue Rußland.

Es mag befremden, daß hier bereits von einem neuen Rußland die Rede ist, aber da die Revolutionen nicht ewig währen und sich die Wirtschaft auf die Dauer stärker erweist als die Politik, so müssen auch in Rußland über kurz oder lang wieder einmal leidlich geordnete Verhältnisse eintreten.

Die Politik darf nicht bloß von heute auf morgen disponieren; deshalb fordert die Klugheit, sich schon heute auf dieses zukünftige Rußland einzustellen.

Schon die allernächsten Monate werden uns zu einer klaren Stellung zwingen, ob wir uns nach Westen oder nach Osten orientieren wollen.

Ich bin nun der Ansicht, daß eine weiterblickende Politik unbedingt den Anschluß nach Osten suchen und pflegen muß und zwar aus folgenden Gründen:

1. Der Osten ist biologisch weitaus stärker als der verbrauchte Westen.

2. Der Osten bietet auf Grund seiner ungeheuren Bodenschätze ganz andere Entwicklungsmöglichkeiten in wirtschaftlicher Beziehung als der bankrotte Westen.

3. Die weltgeschichtliche Entwicklungstendenz geht infolge der im Osten vorhandenen Reserven an unverbrauchten Urkräften nach Westen. Es wäre verkehrt, gegen den Strom der Geschichte schwimmen zu wollen.

4. Im Anschluß an den Osten kommen wir in Landverbindung mit den dortigen Rohstoffquellen, was um so wichtiger ist, als uns mangels jeglicher Flotte die übrigen Rohstofflager der Erde unzugänglich sind oder durch die Entente leicht verriegelt werden können.

5. Für den Anschluß an den Osten ist leichter eine dauernde Majorität zu finden als für eine Westorientierung. Er öffnet ein Ventil für unsere innerpolitischen Gegensätze, die sich bei einer antirussischen Politik sicherlich in Form des Bürgerkrieges nach innen entladen müßten.

6. Rußland ist zukünftig eine Potenz ersten Ranges als die einzige Macht, die dem englischen Weltmachtshunger (in Indien) eine beachtliche Schranke bieten kann.

Es fragt sich nun, welche praktischen Möglichkeiten bereits heute für eine solche Ostpolitik vorliegen. Wegen der ungenügenden Information über die tatsächlichen Verhältnisse und über die wirklichen Ziele des gegenwärtigen Rußlands ist es natürlich unmöglich, detaillierte Vorschläge zu machen.

Aber folgendes steht trotzdem fest:

Wir sind trotz unserer Schwäche imstande, durch „Unterlassungen" zu wirken. Wir dürfen uns z. B. auf keinen Fall durch wirtschaftliche Trinkgelder der Entente breitschlagen lassen zu einem Bündnis mit Polen oder gar zu einer Agressivpolitik gegen Rußland.

Wir dürfen uns ferner nicht dazu hergeben, für England das russische Geschäft durch Stellung einer antibolschewistischen Armee vorzubereiten. Wir würden dadurch nur zum Weißbluten erschöpft und dann würde sich schon der Engländer nach Osten orientieren.

Wir dürfen uns weiterhin durch keine Drohungen Englands und Frankreichs einschüchtern lassen. Wir müssen immer bedenken, daß jedes Entgegenkommen dieser Länder mit Vorsicht zu genießen ist, weil diese Völker zu starke politische Ambitionen nach Deutschland haben, England auf unsere Küste und Frankreich nach dem Rhein.

Um nun auch dahin zu kommen, den Russen später mit positiven Leistungen beim Wiederaufbau dienen zu können, müssen wir uns selber stärken; erst dann nützen wir den Russen und unser Bündnis wird auch für sie wertvoll.

Eine weitere indirekte Möglichkeit liegt im Aufgreifen der Freundschaft der neutralen Staaten und Italiens. Die skandinavischen Völker fühlen sich völlig

eingekreiſt, wenn England in Rußland dominiert; ſie werden alſo unſere Oſtorientierung ſtützen. Holland hat ſich durch ſeine energiſche Haltung in der Kaiſerfrage als ſo mutiger und erfolgreicher Anwalt unparteiiſcher Gerechtigkeit erwieſen, daß wir ihm den Rücken ſtärken können und müſſen. Ferner iſt für uns geradezu hervorragend günſtig, daß Italien in Paris ſo ſchlecht behandelt wurde. Die dadurch geſchaffene und für uns günſtige Stimmung muß ausgenützt werden.

Wenn auch Frankreich dabei ein wenig grollt, das iſt nicht ſo ſchlimm. Es wird nicht mehr allzu lange dauern, bis auch dort die Nüchternheit zur Tagesordnung übergeht. Die franzöſiſche Regierung wird ſich bald ſchwer tun, ihren Untertanen Aufſchluß zu geben, wie es eigentlich kommt, daß ſie trotz des Sieges und der ungezählten Milliarden Entſchädigung arbeiten müſſen wie früher, ja daß der Steuerzettel größer und die Lebenshaltung ſchlechter geworden iſt.

Das Problem des kommenden Tages iſt nicht der Wiederaufbau Nordfrankreichs allein, ſondern ganz Mittel- und Oſteuropas. Die Regierung, die ſich zuerſt darauf einzurichten weiß, hat den Vorteil.

Unſere Regierung darf nicht bloß immer „Eihweih“ ſchreien; ſie muß endlich klipp und klar fragen, was die andern wollen und dann klipp und klar ſagen, was wir können und was wir dazu brauchen. Dann müſſen wir das reine Kompenſationsprinzip durchführen und Zug um Zug veredelte Produkte gegen Rohſtoffe hergeben. Anders kommen wir aus dem Valutaelend nicht heraus.

Die nüchternſte Sprache iſt auf die Dauer die wirkſamſte. Auch die andern werden bald einſehen, daß die ſchlechte deutſche Valuta ihre zwei Seiten hat. Wenn wir an der niedrigen verhungern, ſo erſticken die andern an ihrer hohen Währung, weil ſie ihre Erzeugniſſe nicht loskriegen.

Auch dafür iſt die Entente bald reif genug, um einzuſehen, daß die Unterwühlung des deutſchen Dammes die drohende Flut nur um ſo reißender und ſicherer hereinbrechen läßt.

Wir ſind die größten Schuldner der Entente und haben ſie damit in der Hand, weil mit unſerm Zuſammenbruch auch der Gläubiger zugrunde geht.

Auf dieſen Tatſachen müſſen und können wir fußen. Unſere Ausſichten ſind bei richtiger Politik durchaus nicht hoffnungslos. Wilhelm Wittig.

Der dritte Band von Bismarcks Erinnerungen.

Der Cottaſche Verlag ſchreibt dem „Börſenblatt für den deutſchen Buchhandel“ (29. April 1920):

„Durch die Preſſe läuft die Notiz, daß infolge der Entſcheidung vor dem Oberlandesgericht Stuttgart der dritte Band der ‚Gedanken und Erinnerungen‘ des Fürſten Bismarck ohne die Kaiſerbriefe erſcheinen werde. Dieſe Annahme trifft nicht zu. Der Cottaſche Verlag hält nach wie vor daran feſt, daß das politiſche Teſtament des Reichsgründers dem deutſchen Volke unverkürzt und unverſtümmelt bekanntgegeben werden müſſe. Die Kaiſerbriefe bilden keinen Anhang, ſondern ſind mit dem Text des ganzen Werkes organiſch verwoben. Das Gericht hat, indem es die wenigen Kaiſerbriefe urheberrechtlich ſchützte, Bismarck zum Schweigen verurteilt.“

Dieſe Erklärung fällt ganz aus dem Rahmen der gegenwärtigen Verhältniſſe. Dieſen hätte ein fauler Kompromiß entſprochen. Aber jeder, der von Bismarck eine Ahnung hat, weiß, daß das Verhalten von Cotta Bismarcks Willen entſpricht. Auch wird es dazu dienen in unſeren nationalen Kreiſen, in denen noch während des Krieges eine ſolche Fülle von Begeiſterung, Treue, Schwärmerei an Wilhelm II. verſchwendet wurde, über dieſes Idol aufzuklären. Denn nicht das Gericht, ſondern Wilhelm II. verurteilt Bismarck zum Schweigen. Wir wiederholen den Wunſch, daß das Reich die Veröffentlichung des dritten Bandes als einer der wichtigſten Urkunden zur Vorgeſchichte des Krieges anordnet. Aber ſtilgemäßer iſt es, während Profeſſor Bonn und Abgeordneter Cohn über Hindenburg und Ludendorff zu Gericht ſitzen, Bismarcks Vermächtnis zu unterdrücken.

Nachkriegsschäden an Kindern.

Die Waffen ruhen schon durch viele Monate — wenigstens gegen den äußeren Feind — aber die Ungunst der Verhältnisse hält an. Zum Teil geschieht dies in gleicher Form wie vormals — begreiflicherweise, denn anstelle der englischen Flotte blockiert uns die deutsche Valuta, die den Weltkredit einer streikenden, sabotierenden und revoltierenden Nation zum Ausdruck bringt. Zum Teil zeigen sich aber auch neue grinsende Gesichter.

Mit den Kriegsschäden, über die Verf. jüngst an dieser Stelle kurz berichtete, werden vielfach die Nachkriegsschäden in einen Topf geworfen. Eine Scheidung beider mag ja in manchen Punkten auf Schwierigkeiten stoßen, ist aber gleichwohl anzustreben. Wir beschränken uns auch hier auf die rein physischen Kinderschäden (die ohne Zweifel nur den kleinsten Teil ausmachen) und müssen bekennen, daß ein richtiger Überblick und namentlich eine ziffernmäßige Wertung noch nicht zu gewinnen ist — so wenig wie man im Jahre 1915 über die Kriegsschäden etwas Abschließendes hätte äußern können. Immerhin liegen bereits Tatsachen vor, die ernsteste Beachtung verdienen und von denen wir einzelne herausgreifen.

Die weit überwiegende Zahl von Todesfällen im ersten Lebensjahr geht bekanntlich auf Ernährungsstörungen zurück, deren Behandlung eine vorwiegend diätetische ist. Auf diesem Gebiete hat nun die Säuglingsheilkunde in den letzten Friedensjahren namhafte Fortschritte gemacht; sie lehrt bestimmte Anzeigen für Nahrungszubereitungen besonderer Art kennen, hinsichtlich der man großenteils auf die Mitwirkung der Nährmittelindustrie angewiesen ist. Als in den ersten Kriegsjahren die Belieferung dieser Industrie mit dem erforderlichen Rohmateriale in zunehmendem Maße erschwert wurde, griff eine planmäßige Organisation ein: die auf Grund des Gutachtens Sachverständiger als unentbehrlich bezeichneten Nährpräparate wurden für die Allgemeinheit dadurch sichergestellt, daß die betreffenden Fabrikationsstätten das nötige Material zugewiesen erhielten und ihre Erzeugnisse unter staatlicher Aufsicht an die Verbrauchsstellen oder an die Apotheken lieferten, woselbst sie gegen ärztliche Verschreibung erhältlich waren. Dieser Dienst funktionierte im ganzen recht befriedigend während der ganzen Kriegsjahre. Neuerdings aber konnten die für viele Krankheitsfälle unentbehrlichen Nährpräparate monatelang nicht erhalten werden; manche Mutter lief in ihrer Bedrängnis vergeblich von einer Verkaufsstelle, von einer Amtsstelle zur anderen, während sich daheim an dem Kinde das Schicksal vollzog. Verfasser hat sich wiederholt bemüht, den Ursachen solchen folgenschweren Versagens nachzugehen. Diese Ursachen fanden sich verschiedenen Ortes, teils bei den Verteilungs-, teils bei den Fabrikationsstellen; da und dort sind es letzten Endes aber die veränderten Arbeitsverhältnisse des neuen Staates. Kann man es einem Unternehmer der beteiligten Industrien verübeln, daß er seinen Betrieb stillegt, weil er infolge der Neuorganisation bezw. Desorganisation mit Schaden arbeitet? Kann er anders als mit Schaden arbeiten, wenn unaufhörliche Lohnbewegungen usw. die Gestehungskosten vermehrt haben, ehe ihm auf Grund seiner Vorlagen der Verkaufspreis von der Reichsbehörde zugestanden werden konnte? Es liegt ja nahe zu fordern, daß Betriebe von solcher volkswirtschaftlicher Bedeutung staatlich gesichert werden; aber es gehört ein weitgehender Optimismus dazu, anzunehmen, daß der Staat dieser Aufgabe heute gewachsen wäre. Auch greifen stets viele Betriebe ineinander. Eine Malzextraktfabrik z. B. braucht nebst der Gerste unter anderem Glasgefäße oder Blechbüchsen zum Versandt, die Büchsenfabrik aber braucht Weißblech, das Weißblechwerk braucht Eisen,

das Eisenwerk braucht Hütten, alle brauchen Kohlen und alle brauchen Arbeiter (die arbeiten).

In oft höchst bedenklicher Weise macht sich die Desorganisation auch auf dem Gebiete des Heilmittelwesens dem Kinderarzte bemerkbar. Aber bedeutungsvoller dürfte noch werden, was hinsichtlich der Ernährung neuerdings angekündet wird. Weit davon entfernt alle Unkenrufe über einen „unmittelbar bevorstehenden Zusammenbruch" der Städteversorgung ernst zu nehmen, müssen wir neuerliche Verschlechterung der Lebensmittelzufuhr befürchten. Als Gegenmaßnahme der Behörde wird nach Tageszeitungen die Verkürzung der Rationen in Aussicht gestellt. Das Mittel hätte unzweifelhaft den Vorteil der Bequemlichkeit. Dennoch können wir nach den von autoritativster ärztlicher Seite erhobenen Warnungen nicht annehmen, daß es damit sein Bewenden haben wird. Die heutige Ration des erwachsenen Städters ist nach Friedrich Müller und anderen unzureichend zur Erhaltung von Leistungsfähigkeit und körperlichem Bestand. Wir fügen hinzu, daß für Kinder von einem gewissen Alter ab dasselbe gilt. Die Ration verkürzen hieße unter diesen Umständen nicht anordnen, daß weniger gegessen werde, denn das würde für den Einzelnen einfach den Untergang bedeuten, der sich doch nicht befehlen läßt, sondern es hieße die Städter mit ihren natürlichen Erhaltungsansprüchen direkt auf den verbotenen Weg des Schleichhandels verweisen und dieses mit Fluch und Strafen belegte Gewerbe in Zugeständnis unerfüllter eigener Pflicht plangemäß zur Versorgung der Bevölkerung heranziehen. Welches Echo müßte solche öffentliche Moral im Empfinden des Einzelnen etwa wecken! Die Tatsache bleibt freilich bestehen, daß es zur ordnungsgemäßen Erfassung der Lebensmittel durch Amtsorgane dort, wo sie heute auf die Abholung durch den Schleichhändler warten, entweder entschlossener Kraftentfaltung oder amtlicher Autorität oder aber des Vertrauens von seiten des Nährstandes bedürfte — — —

Mit der Moralfrage sind wir bei dem wichtigsten Punkte der Nachkriegsschäden gelandet.

Fällen von körperlicher Vernachlässigung, von liebloser Behandlung der Kinder mußten wir schon früher dann und wann begegnen. Gelegentlich hat man Derartiges wohl immer und überall erlebt; neuerdings aber treffen wir solches Verhalten von Eltern oder Fürsorgepflichtigen nicht mehr vereinzelt, sondern gehäuft. Wir haben da weniger Fälle im Auge, wo durch Mangel an Material und Betriebsmitteln, also unter dem Drucke materieller Not Schmutz und Ungeziefer die Kinder befallen haben — der Prozentsatz der Verlausung unter den Spitalszugängen ist allmählich auf einige 90 gestiegen —, sondern solche, wo sich allen natürlichen Instinkten zuwider Interesselosigkeit an Wohlfahrt und Erhaltung des Nachwuchses oder gar noch Schlimmeres zeigt. In das Kapitel einschlägig ist der Bericht von Münchner Frauenärzten über das Ansteigen der Häufigkeit von Totgeburten, der zu den ernstesten Befürchtungen Anlaß gebe. Während vormals auf 100 normale Geburten etwa 7 Fälle von Totgeburt entfielen, stieg diese Zahl im gleichen Beobachtungskreise nach dem Kriege auf das Drei- bis Fünffache an! Daß der vermehrte Fruchttod etwa direkt infolge mütterlicher Unterernährung eintrete, ist ausgeschlossen, da es sich im wesentlichen um kriminelle Abtreibungen handelt. Übereinstimmend wird als Ursache hierfür die allgemeine Auflösung jeglicher Ordnung bezeichnet. „Die Leute haben die Furcht vor dem Staatsanwalt verlernt." Aber auch Empfindungen höheren Ranges, möchten wir hinzufügen. Können wir bei solchem Wüten gegen das Ungeborene viel opferwillige Fürsorge für das weit unbequemere und anspruchsvollere Geborene erwarten?

Dem Anstaltsarzte begegnet neuerdings in stereotyper Weise eine höchst bedauerliche Erscheinung: Die Erzeuger halten nicht sich selbst persönlich, sondern die Allgemeinheit, den Staat für verantwortlich und fürsorgepflichtig in bezug auf ihr Kind und zwar auch außerhalb zwingender Notlage, auch dann beispielsweise, wenn ihnen ein auf das Vielfache gestiegener Verdienst legaler oder illegaler Art offenkundig eine heute verhältnismäßig luxuriöse Lebensführung, jedenfalls die Beschaffung von mancherlei entbehrlichem Tand und von Genußmitteln erlaubt. Wir möchten darin ein Mißverstehen gut gemeinter öffentlicher Fürsorgebestrebungen erblicken: Wenn in Wort und Tat kundgetan wird, daß die Allgemeinheit das Interesse an der Aufzucht von Kindern hat, dann folgern daraus manche, es solle dieselbe Allgemeinheit auch die Lasten der Aufzucht übernehmen. Trotz der stark verminderten Kinderzahl und trotz der Rückkehr vieler Frauen in die Hauswirtschaft steigt die Inanspruchnahme der Säuglingsheime und Säuglingsspitäler, weil eine einigermaßen mühevollere Pflege von vorneherein gescheut wird oder weil ihr Versäumnis bereits Schaden gebracht hat. Die Kasernierung und Massenpflege von Säuglingen und Kleinkindern aber birgt ihrerseits manche Gefahren. In diesen Richtungen sehe ich eine Bedrohung des Nachwuchses, gegenüber der die Kriegsschäden im engeren Sinne recht geringfügig erscheinen.

Zusammenfassend möchte ich sagen: Die unter dem Zeichen des Höchstmaßes an Zucht, Hingabe, Arbeit und Leistung stehende lange Kriegszeit hat hierzulande dank dem Opferwillen der Erwachsenen den Kindern verhältnismäßig wenig physischen Schaden gebracht. Was nach dem Kriege kam, bedroht unsere Jugend in jeder Altersstufe und nach vieler Richtung aufs ernsteste.

München. Meinhard Pfaundler.

Deutschland.

Die Lebensversicherung. Das gelebte Leben fühlt sich in jedem Augenblick von Vergänglichkeit angefallen. Seine Verteidigung und zugleich seine äußere Erscheinungsform ist die Arbeit. Arbeit ist stets in irgendeinem Sinn „Urbarmachung", Umbildung der vorgefundenen Natur für die Zwecke des Lebens. Hier läuft eine gerade Linie vom Kieselpanzer der Uralge bis zum Staatsschutz steuerzahlender Bürger. Allzu beschütztes Leben jedoch erstickt im Panzer und läßt das leere Gehäuse zurück, als Unterschlupf für Gesindel und unheimlichen Aufenthaltsort für Gespenster des Abgeschiedenen. (Die Höllenvision eines Bosch oder Brueghel aus der Untergangsstimmung der deutschen Reformation). Daher die Tendenz alles wirklichen Lebens, den Panzer gelegentlich abzustreifen oder sich mindestens in der Nähe von regenerationskräftiger Wildheit und Gefahr anzusiedeln. Die Devise Faustischer Strandkolonisation: „Eröffne ich Räume vielen Millionen — Nicht sicher zwar, doch tätig frei zu wohnen" umschreibt zugleich Sinn und Grenze jeder staatlichen Organisation. Zweck der Urbarmachung ist die zunehmende Sicherheit des innerstaatlichen Lebens; Freiheit und Tätigkeit (im goetheschen Sinne des Wortes) halten ihr im gesunden Staatswesen die Wage. Eigengesetzlicher Weiterverlauf führt jedoch endlich zur Übertreibung der Sekurität, zur Verstaatlichung, die gleichbedeutend ist mit Schematisierung und Mechanisierung des Lebens und die freie Tätigkeit durch staatsbefohlene, beamtenhafte Betriebsamkeit zu ersetzen bestrebt ist. Der Staat verdirbt, sobald das Wilde, nicht Urbargemachte, seine lebendige Regenerationssubstanz, unter ein merkbares Mindestmaß herabgedrückt ist.

Von dieſem Augenblick an (er fällt in den feſtländiſchen Staaten Europas ungefähr mit dem „l'Etat c'est moi" zuſammen) wird die Entwicklung zum Ablauf. Die einheitlich gewollte und allein noch erſtrebte Sekurität führt zur Anſammlung der Schwachen. Schwache zu ſchützen, war eine der vornehmſten Staatsaufgaben der Herrſcherzeit. Nun gewinnen die Schwachen die Mehrheit und, bei dem gleichzeitigen Untergang der Herrſcher, als Maſſe die Macht im Staate. Ihre ſelbſtverſtändliche Forderung nach Beſeitigung der Gewalt (wirklicher und möglicher) führt zu dem lebensfeindlichen Verlangen nach Beſeitigung der Stärke. Da aber der eigentliche Nährboden der Stärke die Freiheit (Selbſtverantwortlichkeit) iſt, wird die Maſſe unter allen Umſtänden freiheitsfeindlich. In jedem Freien erblickt ſie den möglichen Unterdrücker, und ſie fordert infolgedeſſen die gleiche Staatshörigkeit aller unter dem lügneriſchen Vorgeben, dies eben ſei die Freiheit. Es iſt das Endſchickſal des Staates, daß ſeine Millionen verlangen, zwar unfrei und nach Möglichkeit untätig, dafür aber ſicher zu wohnen. Er wird zur Lebensverſicherung derer, die nicht mehr zu leben wagen.

Der Tod durch den Buchſtaben. An dieſem Punkt einer rein mechaniſchen Endigung des früher lebendigen Prozeſſes gewinnt die Maſſentendenz Beifall und Unterſtützung der Geſellſchaftstheoretiker Rouſſeauſcher Provenienz, einer entwurzelten Gruppe von Literaten, die ins Grenzenloſe tendiert, weil ſie ſelbſt keinen Boden mehr unter den Füßen zu ſpüren vermag. Ihr Grundirrtum iſt die Auffaſſung des Staates als Geſellſchaft (Contrat social). Kein Staatsweſen kann von ſeinem Landgebiet getrennt werden. Daß ſein hervorragender Zweck ein ſozial-ethiſcher ſei, iſt eine ſpäte, epigonenhafte Fälſchung des Tatbeſtandes. Die Geſellſchaft füllt die Staatsformen lediglich aus, als Religionsgemeinſchaft oder Arbeitsgemeinſchaft. Eine Geſellſchaft zur Erreichung allgemein ethiſcher Zwecke iſt ein Unding und Literatur. Vollkommen hinfällig iſt der Hinweis darauf, daß die Worte des Evangeliums eine derartige Geſellſchaft verlangten. An der Oberfläche der chriſtlichen Lehre liegt eine Anweiſung des Heilands an ſeine Getreuen, ſich in dem allgemeinen Untergang Unvergängliches zu bewahren. Das römiſche Reich zerfiel augenſcheinlich, und dabei war jedes Kleid, das man trug, jedes Stück Brot und jeder Schritt römiſch. Chriſtus ſah ein, daß in den Trichter dieſer Vernichtung die Seelen mit hineingezogen werden müßten, wenn ſie nicht das Mittel fänden, außerhalb aller irdiſchen Bindung ihrer ſelbſt ſicher zu ſein. Der Buchſtabe des Evangeliums iſt eine Untergangslehre: ſie tötet, wenn man ſie wörtlich anwendet. Der Geiſt jedoch, von dem Chriſtus geſagt hat, daß er lebendig mache, iſt der Geiſt ſeiner eigenen Auferſtehung: Sieg über den Tod und neue Belebung der ins Chaos zurückgeſunkenen Welt. Seine ſichtbare Geſtalt ſind die Kathedralen, ſein Wirkungsgebiet die chriſtlichen Staaten und ſeine Äußerung von jeher die Kreuzzüge. Sicheres Zeichen für die Ermattung der chriſtlichen Welt, Erneuerung der Untergangsſtimmung iſt das Zurückgreifen auf den Buchſtabenſinn des Evangeliums. Alle Reformatoren waren Verzweifelte, denen die Welt wegzuſinken drohte. Der Wert der Reformationen aber liegt darin, daß ihre Erſchütterung jeweils dazu führte, alles zu ſichten und zuſammenzuraffen, was vom lebendigen Erbe des Geiſtes noch übrig war. Luthers geſchichtliche Bedeutung iſt nicht die evangeliſche „Reinigung", ſondern die Erneuerung des metaphyſiſchen Bedürfniſſes. Völlig dekadent jedoch ſind die Verſuche, unter Berufung auf die Urchriſtenheit gerade das metaphyſiſche Bedürfnis vernichten, mit der Ankündigung eines Himmels auf Erden aus ruſſiſcher Literatur einen Religionserſatz ſchaffen zu wollen.

Geſetz und Vorſchrift. a) Geſetz iſt das konſtitutive Prinzip: jede mögliche Figur, deren Winkelſumme zwei Rechte beträgt, iſt ein Dreieck. Die

Gleichung enthält nichts Zeitliches. Jeder Versuch, die unvollkommen erlebte Erscheinungswelt mit wirklichen oder vermeinten Gesetzen in Einklang zu bringen, enthält in der Spannung zwischen Forderung und Erfüllung ein zeitliches Moment, dessen schließliches Übergreifen auf das Gesetz selber den absoluten Charakter des konstitutiven Prinzips aufheben muß. (Auffassung der Idee als Anfang statt als Urform.) Die Winkelsumme im Dreieck beträgt dann zwei Rechte, weil Gott es eines Tages so angeordnet hat. b) Die Deutschen des vergangenen Jahrhunderts verspürten eine besondere Neigung, Gesetze mit Vorschriften gleichzusetzen. Die Weltgeschichte war in jedem Sinne das Weltgericht, ihr notwendiger Verlauf korrigierte die Abweichungen von einer feststehenden sittlichen Norm. Damit gewann die Idealität des Sittengesetzes den Charakter einer staatlichen Prognose, deren restlose Verwirklichung innerhalb zeitlicher Grenzen nicht zuletzt dem Pflichtgefühl guter Bürger anheimgestellt war. Preußens kategorischer Imperativ nahm eine Gestalt an, die mit voller Umkehrung Kants etwa folgendermaßen zu formulieren wäre: „Handle so, daß die Maxime deines Wollens jederzeit von der Grundlage unserer allgemeinen Gesetzgebung bestimmt wird." Das war der Sieg des Buchstabens über den Geist, der Zeit über die Freiheit.

Der Untergang im Staat. Als Ludwig XIV. den Spruch fällte: „Der Staat bin ich", zog er damit das Fazit einer Entwicklung, die mit ihm abschloß. Die Pyramide lebendiger Herren des christlichen Lehensstaates war zur Maschine, die Herren waren zu Beamten geworden. Noch einen Augenblick lang sublimierte sich das Wesen der Herrschaft in dem allerchristlichsten König. Ludwig war der letzte Cäsar. Als Friedrich der Große ihm antwortete: „Ich bin der oberste Diener des Staates", traf er die tiefste Ursache des Verfalls der christlichen Reiche. Ein Abstraktum, ein imaginäres Großgehirn (nicht das Land, nicht das Volk), „der Staat" hatte die Herrschaft an sich genommen. Diener irgendeines Herrn sind einander wesensgleich, sie stehen im Vorgesetztenverhältnis. Eine solche Gleichheit von Königen und Gemeinen kannte man früher nur aus den Weltgerichtsbildern der Kirchenportale: sie galt vor Gott und vor dem Tode. Nun aber wurde der Staat Gott — und der Tod.

Gewalt statt Macht. Es war der verhängnisvollste Fehler des kaiserlichen Deutschland, daß es die bereits bestehende Wesensgleichheit aller, seinen im Grunde sozialistischen Charakter verkannte. Was von Adel und Ständen noch übrig war, mochte seinen Platz in der Gesellschaft behaupten, im Staate und für den Staat gab es nur noch eine Beamtenhierarchie und bürgerliche Berufe. Wir haben uns gewundert, daß uns das Ausland nie kennengelernt hat: da ist der Grund dafür, es gab keinen repräsentativen Deutschen. Niemand lebte für gestern und ehegestern, niemand lebte für morgen und übermorgen, niemand lebte für seinen Stand, für seine Gruppe, jeder lebte nur für sich selbst, bestenfalls für sein Amt oder für den „Staat". Aber dieses Leben aller im kleinsten Ausmaß, diese Vereinzelung in der Masse ist Sozialismus. Wer das nicht wußte, hätte es aus dem Staatsgrundprinzip der allgemeinen Wehrpflicht entnehmen müssen. Denn dieses Prinzip machte das letzte und eigentlichste aller Produktionsmittel, den menschlichen Körper zum Staatseigentum. Die volle Verstaatlichung der Arbeit und des Besitzes mußte automatisch folgen, sobald das Prinzip einmal durchgeführt wurde. Aber Deutschland verkannte den eigenen Charakter, es hielt die Sozialisten, die Staatsmenschen selber für Staatsfeinde, weil ihre konsequente Theorie die nach dem Absterben der Stände und der Bodenständigkeit sinnlos gewordene Nationalität auch noch zu verstaatlichen strebte. Denn die „Vorgesetzten" brauchten die Nationalität und was mit ihr

zuſammenhing, zur Verſüßung ihres Beamtendaſeins. Sie leiſteten ſich (aus weſentlich geſellſchaftlichen Gründen) die romantiſche Lüge eines Ständeſtaates. Daraus erklärt ſich der ſtets beſſer wiſſende Dilettantismus des Kaiſers und ſeiner Nachahmer, denn „von Gottes Gnaden" ſein konnte unter weſensgleichen Staatsdienern nur eine jeweils vermehrte Berufstüchtigkeit bedeuten. Da dieſe mit der bevorzugten Geburt ſich nicht einſtellte, lernte man, ſie nach Möglichkeit vorzutäuſchen. Damit war man der tödlichen Gegnerſchaft all derer gewiß, die die Täuſchung durchſchauten, und ſich durch die Abweſenheit von Glücksgütern außerſtande geſetzt ſahen, ihre Vorteile mitzugenießen. „Gleiches Recht für alle" iſt die natürlichſte Forderung von der Welt, wenn eingeſtandenermaßen alle gleich ſind. Von nun an wurden die Beherrſchten zu Unterdrückten, die Macht verfälſchte ſich zur Gewalt.

Grund der Niederlage. Übervölkerung war von jeher die Urſache der Weltkriege. Man war vielleicht im Zweifel geweſen, ob England, ſpäter ob Rußland dem europäiſchen Platzmangel weichen müſſe. Aber Deutſchland unterließ nichts, um die allgemeine Gegnerſchaft auf ſich zu ziehen. Es bedrohte vor 1914 die Welt gleichzeitig mit Sozialismus und mit Gewaltherrſchaft. Es ſchleuderte gegen England ſozialiſtiſche Schlagworte (Platz an der Sonne!) und ängſtigte franzöſiſche Republikaner mit Waffengeräuſch. Es verfeindete ſich in Rußland, wo die Gegenſätze in zwei Klaſſen getrennt lebten, mit der Regierung ſo gut wie mit den Revolutionären. Aus dem unter ſo verhängnisvollen Umſtänden begonnenen Krieg konnte ſich Deutſchland nur retten, wenn es gelang, den taktiſchen Vorſprung ſeines Staatsſozialismus, die widerſtandsloſe Vollmobiliſierung von Leben und Arbeit, zu einem ſchnellen Friedensſchluß auszunützen, ehe der Gegner es hierin eingeholt hatte. Denn unter Unfreien entſcheidet lediglich Zahl und Bewaffnung. Allein dieſe Aufgabe erforderte zum mindeſten einen repräſentativen Deutſchen, und wir hatten nur noch Reſſortchefs (einwandfreie, ausgezeichnete Reſſortchefs, die ausgezeichnet aneinander vorbeiarbeiteten). Wenn im Kriege der Führer fehlt, übernimmt der Soldat das Kommando: das iſt die kurze Erklärung der deutſchen Generalſtabspolitik, die mit ihrem verhängnisvollen Optimismus nichts anderes bewieſen hat, als daß auch ſie von ihrem Reſſort, dem Kriege, nicht loskam.

Vielleicht kämpfte noch eine genügende Anzahl von Deutſchen für Land und Volk, was aber ihre Kräfte verbinden ſollte, war letzten Endes nicht Land und Volk, ſondern der Staat, eine Rubrik, ein Schema, das man zufällig „Deutſchland" nannte. Bei Weſensreſten und Geſpenſtern iſt es aber gleichgültig, was für Namen ſie führen, darin unterſcheiden ſie ſich von Dämonen.

Die Kehrſeite. Als Deutſchland nach vierjährigem unerhörtem Aufwand jedes einzelnen an Blut, Geiſt, Arbeit oder mindeſtens Leiden zuſammenbrach, nannte man dieſen Zuſammenbruch im innern „Revolution". Man behauptete, daß das Volk auf der ganzen Linie geſiegt habe. Was war das für ein „Volk", das zu ſiegen verſtand, trotzdem Blut, Geiſt, Arbeit und Leiden für ein völlig entgegengeſetztes Ziel ſo unſagbar verbraucht worden waren, das alſo offenbar ohne dieſe Dinge auskommen konnte? Wir können ruhig ſein, es war kein wirkliches Volk, was da geſiegt hatte, es war ein Parteiterminus, dem früheren „Staat" gleichwertig und von jetzt ab mit ihm identiſch. Es triumphierte die Antitheſe: ſtatt Individualismus und Kapitalismus ſtand in Weltanſchauung und Wirtſchaft der Sozialismus, aus Militarismus ward Pazifismus. Als jemand ſagte, dies ſei die Kehrſeite der Medaille, fand er ein überaus treffendes Gleichnis. Es iſt allerdings nichts als die Kehrſeite: die Prägungen

antipodiſch und der Guß jeweils gemeinſam. Vor dem Krieg waren die in Betracht kommenden Iſmen Polaritäten, d. h. ſie hielten den Kosmos der in ihnen ausmündenden Lebenskomplexe in Spannung. Mit dem Eintritt der Kataſtrophe wurden ſie Antitheſen, die ſich ablöſen, womit aber nichts weiter bewieſen wird, als daß der betreffende Komplex tot iſt.

Fortſetzung mit anderen Mitteln." Vielleicht verfällt die „Ökonomie unſerer „geiſtigen Arbeiter" einmal darauf, in beſſeren alldeutſchen Publikationen den Terminus „Deutſchland" durch „Weltrevolution" zu erſetzen. Bei den geringeren müßte außerdem mit den jeweiligen romantiſchen Requiſiten entſprechend verfahren werden. Warum ſoll man ſich den Kopf zerbrechen, eine getane Arbeit nochmals zu leiſten.

Die Revolution hat Deutſchland nicht eine neue Idee gebracht. Sie iſt nur die konſequente Durchführung des Prinzips der Staatshörigkeit, nachdem die Reſte repräſentativen Daſeins mit dem verlorenen Krieg in die gemeinſame Ebene geſtürzt ſind. Man hält die werbende Kraft dieſer endlich erreichten Homogenität für ſo unbezwinglich, daß man mit dem Selbſtmord der ſiegreichen Völker zu ihren Gunſten wie mit einer vollzogenen Tatſache rechnet. „Weltrevolution" nennt ſich heute der Appell an den internationalen Knechtsgeiſt. Das Entſcheidende liegt in der Einſchätzung der Arbeit. Arbeit iſt ein Recht für Freie, eine Pflicht für Knechte. Die Weltrevolution verſpricht eine Menſchheit aus Staatsbeamten mit zugemeſſener, vorſchriftsmäßig zu füllender Arbeitszeit. Ihre Gegenleiſtung ſind Lebensmittel und Freiſtunden: das Bürgerideal. Einen Reſt unkontrollierbarer Freiheit ſchlägt man durch die Entrechtung des Handels. Schleichhändler treten an die Stelle der Kaufleute. Die untere Maſſe ſtürmt die Poſitionen der oberen Maſſe: le bourgeois est mort — vive le bourgeois.

Völkerwanderung. Der Mechanismus des Umſturzes, dem kein Werkwille aufbauend entgegenwirkt, radikaliſiert ſich automatiſch. Die bolſchewiſtiſche Taktik beſteht lediglich darin, dieſen Ablauf in Fluß zu erhalten, den marſchierenden Maſſen an jedem Punkt ihres Weges diejenigen Reizungen mitzuteilen, die ſie im Augenblick weitertreiben. Nie waren für die Leiter einer Bewegung alle Mittel ſo hemmungslos vom Zweck her beſtimmt. Der vorläufig rein negative Charakter dieſes Zweckes, mechaniſcher Umſturz alles greifbar im Wege Befindlichen, erklärt die oft empfundene Gegenſtandsloſigkeit ihrer ethiſchen Imperative. Was ſich vollzieht, iſt Völkerwanderung. Mit welchen Schlagworten man die Barbaren der Nebelzone am leichteſten gegen die Weideplätze der Ziviliſation treibt, entſcheidet die Maſſenpſychologie der Barbarenführer. Vor dem erkannten Charakter der Schiebung erliſcht das Bild des geträumten Chineſenſtaates. Was ſich einzig vollziehen kann, iſt die hemmungsloſe Militärdiktatur temperamentvoller Führer, Krieg bis zum Ausgleich unter Vernichtung des Kulturerbes und vielleicht dann die Neubildung einer Geſellſchaft aus barbariſchen Anfängen, nach Urgeſetzen. Die Völkerwanderung hat zunächſt nur zerſtörende Tendenz, was ſpäter wieder erwächſt, oder an ihren Reibungen ſich entzündet, iſt jedenfalls nicht Sache der Völkerwanderer.

Dilettantismus. Die fanatiſchen Bekämpfer der Bourgeoiſie ahnen ſo wenig, wie ſehr ſie ſelber nur ein Krankheitsſymptom der bürgerlichen Geſellſchaft ſind, losgeriſſene verlegene Antitheſen, denen der Gegenzug fehlt, Beunruhigte mit dem Beamtentraum von Frieden und Ausgleich in der Seele, von einer „beſſeren", kampfloſen Welt, in der jeder ein Bourgeois ſein darf.

Berufsloſe Intellektuelle ſind Luxusgeſchöpfe, ſie werden bei guter oder ſchlechter Ernährung von der Gruppe gehalten, die ſie hervorgebracht hat. Unbeteiligt

an der Struktur der Geſellſchaft unterliegt ihre Tätigkeit nicht der Selbſtkontrolle handwerklicher Produktion. Ihre wachſende Neigung zum Dilettantismus iſt ein Gradmeſſer für die zunehmende Lebensmüdigkeit der ſie tragenden Gruppe. Der literariſche Dilettant iſt der zum Schmarotzer gewordene Geiſtmenſch. Als ſolcher entwickelt er eine gewiſſe Feinnervigkeit, die, ganz auf die eigenen Bedürfniſſe gekehrt, den vorausſichtlichen Untergang des bisherigen Nährbodens frühzeitig zu ahnen beginnt. Der Radikalismus der Dilettanten bedeutet nichts anderes als ein Anbiedern an die Bourgeoſie von morgen, da die ihrer Väter ſie nicht mehr zu nähren vermag. „Revolution der Söhne“: die Ratten verlaſſen das ſinkende Schiff.

Das unendliche Geſchwätz. Faſt jede Geiſtesrichtung hat ihre Lieblingsworte und Superlative. Zu Goethes Zeit galt das Werturteil „harmoniſch“, dagegen liebten ſeine analytiſch gerichteten Nachfahren das Wort „differenziert“. Die Kunſt und Geiſtesarten, die ſich aus Reſſentiment gegen den Impreſſionismus und ſeine Epoche unter dem Schlagwort des Expreſſioniſtiſchen ſammeln, nennen alles, was ihnen lieb iſt, „unendlich“. „Das Geſpräch“, „der Menſch“, ſogar „das Theater“ werden mit dieſem Prädikat bezeichnet, dem man die myſtiſche Kraft der Reinigung von den Ankruſtungen einer Vergangenheit zutraut, gegen die man ſich als Revolutionär fühlt. Zwar könnte ein neues Gefühl für das Typiſche darin liegen, wenn z. B. nicht eine beſtimmte Spezies von Theater, von Menſchen oder Geſprächen betrachtet würden, ſondern jenſeits davon ein allgemeines, das ſich durch alle Veränderungen hindurch gleichbleibt. Gewiß findet ſich auch dieſes Streben bei allen, denen es um eine Leiſtung zu tun iſt, um Worte oder Werke, für die man einſteht, mag auch als Reſultat in den meiſten Fällen nichts als die gewollt naive Darſtellung einer ſehr abgeleiteten und ſehr vergänglichen Spezies der Dinge, ſtatt des unvergänglichen Typus herauskommen. Aber das eigentlich Dilettantiſche, niemals zu Billigende liegt in dem Beiwort „unendlich“, das ſo wie es in dieſem Zuſammenhang gebraucht wird, allemal „grenzenlos“ bedeutet. Dumpfe Anfangsäußerungen des aus endloſer barbariſcher Breite ſich eben erſt ballenden Rußland erfüllen die heimatloſen Intellektuellen mit Ehrfurcht vor unüberſehbaren Flächen. Alles was ſie erheben ſoll, muß über Grenzen ſchwimmen und ſich irgendwo hinten im Trüben verlieren, wie die Bilder in gegenübergeſtellten Spiegeln ihrer Kaffeehäuſer. Nie iſt ſo furchtbar viel und ſo verantwortungslos geſchwätzt worden, wie eben jetzt, wo in der Zeit allgemeiner Erſchütterung die Verantwortung für jedes Wort auf das äußerſte geſtiegen iſt. Aber ſollte nicht das ewige Hinausſpinnen der Dinge ins Unkontrollierbare für dieſe Schwächlinge die inſtinktive Ablehnung ihrer Verantwortlichkeit bedeuten? Ein allerdings unendliches Gefühl der Unkraft liegt in dieſer Luſt am Verſchwommenen, eine ſchmutzige Gier immerfort da zu ſein, ohne deshalb am Harten und Schweren des Daſeins teilnehmen zu müſſen. „Liebe“ bedeutet ein ewiges weiches Aneinanderkleben aller, beileibe nicht Zeugung, die, als feſtſtehende, gültige Mitte zwiſchen Geburt und Tod, viel zu „endlich“ erſcheint. Wie anſtändig waren Geſchlechter, die ſich ins Grab legten und Steine über ſich duldeten, ſobald ſie ſich für das Daſein zu ſchwach fühlten, gegenüber dieſem, das weder zu leben noch zu ſterben wagt, dem das Leichte ein Ziel und das Schwere ein Unerträgliches bedeutet. Es iſt kein Zufall, daß die „Seelenporträts“ dieſer Ausdruckskünſtler von Tag zu Tag mehr an die unſauberen Viſionen der Spiritiſten heranrücken.

Juden als Führer. Die ſtarke Beteiligung jüdiſcher Staatstheoretiker an den politiſchen Verſuchen des Tages hat folgende Urſache: Seit der Zerſtreuung des jüdiſchen Volkes heftete ſich ſeine Nationalität vollſtändig an die

unverſehrte abgeſchloſſen gebliebene Religion, die es bewahrt hatte. Die Nationalität der übrigen Völker haftete ebenſo wie ihre Erſcheinungsformen: Geſtalt, Sprache und Sitten, an der bebauten Scholle des Wohnplatzes. Als bei durchaus ſchwächlicher Religioſität mit der Loslöſung der europäiſchen Völker vom Heimatgrund ihre Entnationaliſierung begann, ſchien die jüdiſche Raſſe zunächſt ſicherer zu ſtehen als alle übrigen, denn ſie verſtand ſeit zweitauſend Jahren ohne die Scholle zu leben und war trotzdem nicht entnationaliſiert worden. Dieſe Volksſicherheit konnte Juden zum Zugreifen ermutigen, als desorientierte Deutſche das Steuer verloren hatten und liegen ließen. Sie ſind die geborenen Leiter des Übergangs. Aber ein Übergang iſt noch keine Wandlung, er iſt, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, dem Untergang näher als irgendeinem Aufbau. Die Zeit einer Wandlung verlangt von dem Staatsleiter das Äußerſte. Wer an der Spitze ſteht, muß den fließenden Dingen die Geſetze des eigenen Leibes aufdrücken, ſein Leben hat den Weg des Lebens einer Maſſe zu weiſen, die nach der Loslöſung ſich ſelbſt überlaſſen, notwendig auf den Weg des Todes getrieben würde. Geiſt allein genügt nicht, der Geiſt kann irren und ſich verſteigen. Wer nur Geiſt zu dem Geſchäfte mitbringt, iſt kein Führer, ſondern ein Volkskommiſſar. Ohne Raſſenhaß und bei unbedingter Achtung vor der Arbeit jüdiſcher Menſchen, vor ihrer geiſtigen Intenſität und Hingabe muß feſtgeſtellt werden: Es verhält ſich mit der Lenkung eines Staates wie mit den Künſten und allen Tätigkeiten, die das Leben aus erſter Hand erfordern, und deshalb nicht ohne Verbindung mit einer heimiſchen Landſchaft zu denken ſind. Das Äußerſte wird überall da nur von einer Hand geleiſtet werden können, die gegebenenfalls auch einen Pflug oder ein Schwert zu regieren verſtünde. In der Diaſpora aber verlieren ſich die Inſtinkte von Pflug und Schwert, die Heimatloſen leben vom Übertragenen. Ihre Beſtimmung und ihre Grenze iſt das Transportgeſchäft.

Der Spezialfall des maſſenhaften Auftretens von Juden unter den Radikalſozialiſten verlangt eine beſondere Erklärung. Offenbar ſind dies ausnahmslos jüdiſche Dekadents, die ihr Volk ſoeben verlaſſen haben, und den Schutz ſeiner gottſicheren Nationalität nicht mehr genießen. Sie ſind Peſſimiſten aus Inſtinkt umd tragen den jüdiſchen Optimismus nur als Jargon auf der Zunge. Der Deutſche wird im Falle der Dekadenz inſtinktlos und innerlich verlogen. Der Jude intellektualiſiert ſeine ſämtlichen Lebenskräfte. Die daraus entſtehende körperliche Schutzloſigkeit erzeugt eine Art phyſiſchen Schwindels, die jüdiſche Lebensangſt. Sie äußert ſich in ruhigen Zeiten in dem Beſtreben, um jeden Preis das Neueſte zu tun, und zu denken, aus Furcht, daß die forteilende Zeit ihn zurücklaſſen möchte. Im beginnenden Umſturz durchläuft ſein analytiſcher Geiſt ſofort alle Phaſen der Kataſtrophe und erſtrebt inſtinktiv die Talſohle, als die Stelle, von der man nicht mehr hinabſtürzen kann.

Daß aber die ſonſt ſo kritiſchen Analytiker mit blindem, kritikloſem Fanatismus auf dieſes Ziel hinſtreben, hat ſeinen Grund in dem elementaren Glaubensbedürfnis gottlos gewordener Juden. Ihr Volk hat ſeit zweitauſend Jahren die Inſtinkte von Heimat, Sprache und Sitte mit dem Religiöſen vereinigt. Seine atheiſtiſchen Dekadents haben ein einſeitig aufgeriſſenes, unerhörtes Verlangen nach dem „Geſetz“ zu erfüllen. Kein Wunder, daß ihr Fanatismus für das ihnen zum Geſetz gewordene Produkt ihrer Lebensangſt gelegentlich Todesmut aufbringt. Man ſoll aber dies Martyrium nicht mit Heldenmut gleichſetzen. Der Held nämlich überwindet im Gegenteil die Todesangſt durch ſeinen Lebensmut.

Befreiung vom Sozialismus. Das Erlebnis des Übergangs vollzieht ſich in Stufen, von dem was Hölderlin „vaterländiſche Umkehr“ genannt

hat bis zur einfachen Paradoxie umſtürzleriſcher Pygmäen. Ohne Zweifel, die Neuordnung der Dinge, die unterwegs iſt, wird nicht weniger einſchneidend ſein als die Neuordnung um das Jahr eins unſerer Zeitrechnung. Nur wird ſie nicht von denen ausgehen, die ſich laut ſchreiend ihre einzigen Träger nennen, weil die hemmungsloſe Konſequenz letzter Abläufe ihnen den Rauſch ſcheinbarer Taten erteilt. Wer die ſozialiſtiſche Bewegung bis zu ihrer trüben Quelle verfolgt, weiß, daß ſie die reaktionärſte der Welt iſt: offenbarer Wille zum Tode der Kulturſatten und im rein mechaniſchen Verlauf die rapide Zurückbildung der von keiner Kultur mehr genährten Bevölkerungsmaſſe. Die alte Geſellſchaft verfolgt den Prozeß mit gebundenen Händen. Der Bourgeois von heute kann den Bougeois von morgen nur haſſen, nicht mehr bekämpfen. Der europäiſche Lebenswille aber liegt in den Händen der Sachlichen. Soldaten und Ingenieure, Kaufleute und Handwerker, die gewohnten Beſieger ſtumpfer Elementarkräfte werden über den Sozialismus und ſeine wilden Schößlinge Herr werden, gleichgültig, wie ſie heute in ihren Freiſtunden über Politik denken. Politiſche Rechte bedeuten ihnen Rechte auf Arbeit, niemals Rechte auf Glück oder Ernte, damit würde ihr Weg ſelbſt bei weſentlich gleichen Maßnahmen dem Sozialiſtiſchen entgegengeſetzt ſein. Sie haben das inſtinktive Mißtrauen gegen die Idealiſten, das Mißtrauen der Freien gegen die narkotiſche Denkweiſe der Knechtsgeiſter. Erfüllt von Verantwortung für die Dinge, die aus ihren Händen hervorgehen, ſtehen ſie einer Lohnerpreſſung, die die Produktion ruiniert, allerdings verſtändnislos gegenüber.

Sie haben wenig Intereſſe daran, mit Schlagworten, beſtenfalls Anweiſungen auf das wirkliche Leben, Parteiſchlachten auszufechten, ſondern verlangen die ſachverſtändige Regierung von Geſchäftsparlamenten. Ihre Kraft iſt die heilige Nüchternheit der wirklichen Dinge, ihre Aufgabe iſt der Bau neuer Häuſer, die feſt und für Generationen bewohnbar, keine Notkonſtruktionen des Augenblicks ſind. Beſitzſtolz und arbeitsfähig werden ſie nicht mehr darüber nachdenken, ob das deutſche Volk das freieſte oder das glücklichſte oder das „ethiſch" wertvollſte ſei, ſondern ob das deutſche Eiſen, die deutſche Leinwand, die deutſche Wiſſenſchaft die beſten ſind, die mit der Aufbietung menſchlicher Kräfte aus aus dem heimiſchen Boden herausgeholt werden können. Sie werden mit all dem allerdings ganz bedeutend „unmenſchlicher" ſein als die dilettantiſchen Weltverbeſſerer, deren Menſchlichkeit von der Angſt Überzähliger trieft, übergangen zu werden. Denn der Menſch iſt nicht da, ſein Daſein zu friſten, ſondern um Dauerndes in dem Fluß der Vergänglichkeit aufzurichten. Gegen die geſchwätzige Menſchlichkeit der Knechte erhebt die Sachlichkeit der Freien von neuem den Hanſeatenſpruch: Navigare necesse est, vivere non necesse.

Die Zeichen des Neuen und die Barbarenſchlacht. Mit der Tatſache, daß Friedrich der Große ein Genie war, endet die Tradition der Adelsherrſchaft. Jedes Genie iſt durch Erkenntniſſe einſam, der Adel dagegen iſt unter allen Umſtänden Träger eines Geſamtkosmos, er lebt in Häuſern und vereinzelt ſich nicht. Genies aus adeligem Stamme pflegen die letzten ihres Geſchlechts zu ſein. Friedrich ſtarb ohne Nachkommen. Als König begriff er die Entwicklung zur Fläche und die Notwendigkeit dieſer Entwicklung. Mit ſeiner Reſignation als Staatsdiener dankt er zugleich für den Adel ſeines Landes ab. Er haßt die Kanaille, aber er arbeitet für ſie. Der damit eingeleitete Ablauf trieb Deutſchland früher ans Ende als die anderen Länder. Der verlorene Krieg führt die konſequente Verſtaatlichung ad absurdum. Aber mitten im Untergang des Staates zeigt ſich auf einmal der deutſche Menſch, eine nüch-

terne Heldengestalt, die unversehrt und voller Zukunft ist. Es sind Fahrten wie die der Emdenmannschaft, tägliche unerhörte Besiegung des stumpfen Prinzips, des Todes, der Ruhe, der Feigheit, mit denen sich eine neue Menschheit dokumentiert. Mit dieser Fähigkeit, das ungeheuer Große und Stumpfe abzuwehren, hat der deutsche Mensch das Überschlagen der russischen Völkerwelle nach Westeuropa abgewehrt. Frieden und Bündnis mit jedem abgeschlossenen russischen Staat mag möglich oder sogar notwendig sein, die Überschwemmung mit losgelösten russischen Volksmassen bedeutet das Ende unseres Stammes und seiner ererbten Kultur. Für jeden, der dies einmal erkannt hat, liegen die Schlachten bei den Masurischen Seen und bei Tannenberg in einer Linie mit allen Barbarenschlachten seit Thermopylae und den Katalaunischen Feldern. Die Barbaren sollen nicht geschmäht werden. Sie sind das große, breit lebendige Feuchte, in dem sich unser schnell brennendes Blut immer wieder erneuern muß. Aber zuweilen tritt diese Flut aus ihren Grenzen und will mit trübem Gemeindrang und niederem Massenbewußtsein die bewohnte Welt überschwemmen. Dann muß von irgendeiner Vorhut die alte Abwehrschlacht wieder geschlagen werden, die unsere Äcker vor den zerstampfenden Füßen und die schmale schneidige Helle unserer Kultur vor dem Untergang in der Nebelwelt zu bewahren hat. Die dreihundert Spartaner in den Thermopylen haben Hellas gerettet. Das ganze Griechenheer trat erst viel später ins Feld, als nichts mehr zu fürchten war, denn das Blut der Dreihundert erwies sich als ein sicherer Wall. Zweifellos gab es auch in Hellas Kulturfatte, die von der Macht des Perserkönigs und von dem verantwortungslosen Glück seiner gleichförmigen Massen entzückt, der griechischen Flamme den Untergang zudachten. Man hat uns den Namen des Ephialtes überliefert, weil seine Verräterei den Dreihundert zum Heldentod half. Ob er Bestechungsgeld nahm oder nicht, ist gleichgültig, er war vom Barbarensieg überzeugt.

Der Zug des Perserkönigs heißt für uns „Bolschewismus". Der barbarische Knechtsgeist, den wir an unseren Grenzen besiegt haben, will unter verändertem Namen ins Land schleichen, und die Ephialtesse zählen nach Tausenden, die ihm die Schleichwege zeigen. Wenn das Blut von Tannenberg dicht hält wie Thermopylae, und später wider alles Erwarten das Blut Heinrichs des Frommen von Liegnitz dicht gehalten hat, wird sich der Verrat machtlos erweisen. Wenn das Blut von Tannenberg dicht hält, dann hat das geschmähte Deutschland für ganz Europa die Flamme von Hellas noch einmal vor dem Verlöschtwerden bewahrt.

Man sagt, daß ein Weltalter im Feuer verbrannt sei, ein anderes soll auf dem Meere verschollen sein, dem jetzigen ist prophezeit worden, es werde beim Krieg aller gegen alle im Schlamm untergehen. Der zähe Blutschlamm, der alles stolz Stehende niederzuziehen strebt, heißt Sozialismus, seine Vernichtungsform ist der kleinliche Kleinkrieg der Auflösung. Er lauert in der Barbarenwelt, in der vielfach gebundenen unendlich sentimentalen Masse, die, geistig und körperlich, das Gebiet der Erkennenden einschließt. Und er wird einmal da sein, wenn kein Volk und kein Stand mehr so in die Freiheit verliebt sind, daß sie aus freien Stücken jenen Kampf aufnehmen, von dem Heraklit wußte, daß er der Vater von allen Dingen sei: den heilig nüchternen Kampf des Hellen und Trockenen gegen das Trübe und Feuchte, des Aufstrebenden gegen das Niederstrebende, der Freiheit gegen das Zeitliche.

Geschrieben im Sommer 1919. Albert Rapp.

Redaktionell abgeschlossen am 10. Mai 1920.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Bemerkungen zur franzöſiſchen Literatur.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen ſtammen aus dem Jahre 1913 und ſollten dazu dienen, bei einer geplanten Beſprechung der franzöſiſchen Literaturgeſchichte von Birch-Hirſchfeld (Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut) eine in mancher Beziehung von der üblichen Betrachtungsweiſe etwas abweichende Stellung zu verdeutlichen und zu begründen. Da mir auf Jahre hinaus zur Ausführung derartiger Pläne Zeit, Luſt und Papier fehlen, laſſe ich die Bemerkungen wenigſtens in ihrem aphoriſtiſchen Urzuſtande folgen. J. H.

Die Frage nach dem Wert einer Literatur iſt nicht zu trennen von der nach den Eigenſchaften der betreffenden Sprache. Welches ſind ihre Ausdrucksmöglichkeiten? Begrenzt oder unbegrenzt? Was kann ſie nicht mehr ausdrücken, was kann ſie am beſten ausdrücken? Iſt ſie mehr analytiſch oder mehr ſynthetiſch? Hat ſie ſyntaktiſche Beweglichkeit? Iſt das Wortmaterial abgegriffene Scheidemünze oder hat jedes Wort ein Geſicht? Empfindet man die Anſchaulichkeit, Sinnlichkeit, Körperhaftigkeit eines Bilds? Iſt die Sprache fähig zu ſchaffen, zu zeugen, ſpringt der lebendige Funke von Pol zu Pol? Sodann die Frage des Klangs: iſt der Vokalismus, der Konſonantismus wohlklingend? Welche Laute herrſchen vor? Sind die Vokale rein oder naſal getrübt? Der Wortakzent organiſch oder mechaniſch? der Satzakzent biegſam oder ſtarr? Die Satzphraſierung muſikaliſch? logiſch? Haben die Wörter ein ihrer Bedeutung entſprechendes Volumen? Sind ſie ſchönformig, oder zu ſcharfkantig, oder zu verſchliffen? Wie iſt das Tempo der Sprache? Iſt ſie agogiſch ſchmiegſam? rhythmiſch modulationsfähig oder monoton? Sind die Wörter zuſammenſetzungsfähig? Kann die Sprache im Notfall lakoniſch ſein? Hat ſie nach Bedarf Fülle, Wucht, Kraft, Anmut, Tiefe? Hat ſie viele Regiſter? Hat ſie auch Bäſſe? Wie alt iſt ſie, das heißt, welches Jahrhundert wird noch als ſprachlich lebendig empfunden vom Volk? vom Gebildeten? Hat ſie Patina? Iſt ſie des Archaiſchen fähig? der Neubildung? Man beantworte ſich jede dieſer Fragen für das Franzöſiſche.

Die Grundtatſache der franzöſiſchen Literatur, durch die ſie ſich von den anderen unterſcheidet, iſt das Abreißen und die radikale Verleugnung der mittelalterlichen Tradition, die auch ſpäter nicht mehr auflebt. Es gibt nicht eine franzöſiſche Literatur, ſondern zwei, und zwar hat die zweite mit der erſten nichts gemeinſam und will nichts von ihr wiſſen. Die erſte iſt ſtark germaniſch gefärbte volkstümliche, ſchöpferiſche Weltliteratur im Sinne des Mittelalters, die zweite eine weſentlich lateiniſche, nachahmende Gelehrtenliteratur. Das Volk wird ausgeſchaltet. Das aus dem Volk hervorgegangene Miſterienſpiel wird verdrängt durch die Regeltragödie; die derbe galliſche Poſſe durch die Regelkomödie (was an Molière derb und galliſch iſt, ſtößt ſeine Zeitgenoſſen ab); die alten lyriſchen Gattungen durch Satire, Epiſtel, Ode, Epigramm nach römiſchem, und Sonett nach italieniſchem Vorbild. Durch die kritiſch kontrollierte Nachahmung wird alle Unſchuld und Freiheit des poetiſchen Schaffens zerſtört. Die Gattungen werden unüberbrückbar abgegrenzt: die Tragödie darf kein komiſches Element enthalten, das Theater kein lyriſches. Andererſeits werden die Gattungen durch den Genius der Sprache, den faſt ausſchließlich verwendeten Alexandriner, durch die gleichmäßige Neigung zu Pointe, Rhetorik und Antitheſe innerlich verwiſcht, ſo daß das Dichteriſche im 18. Jahrhundert völlig ſtirbt. Dieſes ſchreibt nur mehr zweierlei Proſa: eine, die ſich reimt, und eine, die ſich nicht reimt.

Das Französische: römisch, franko-gallisch, franko-lateinisch, anglonormannisch. Es gibt eine angelsächsisch-keltische Literatur in französischer Sprache, wie es auch eine große germanische Literatur in französischer Sprache gibt. Französische Literatur wird vom englischen Hof gepflegt (im Mittelalter), nicht vom französischen. Die südlichen Troubadoure werden durch Chrestien von Troyes rezipiert, die ritterliche Liebe vom französischen Norden übernommen, die Ideale des Frauendienstes aus der provenzalischen Lyrik in die erzählende Dichtung. Man kann französische und englische Prosa des 12. Jahrhunderts nicht trennen; alles gleich anglonormannisch. Im 13. Jahrhundert wird die englische Literatur in Frankreich von einer französischen Literatur in England abgelöst. Im Mittelalter alles peripherisch, von überallher Anregungen aufnehmend und verbreitend. Auf einmal alles zentralistisch, die Provinz verdorrt, die neuere französische Literatur beginnt, das Germanische ist eliminiert, damit aber zugleich die Frische, das Lebenzeugende. Enfin Malherbe vint: damit ist die große Literatur zu Ende!

Fast die einzige syntaktische „Freiheit", die der französischen Poesie vom 16. Jahrhundert her geblieben ist, ist die Möglichkeit, den Genitiv voranzustellen.

Malherbe verstopft bewußt alle Röhren, durch die sich die Sprache erneuert: er erlaubt keine Zusammensetzungen, keine Neubildungen, verpönt das Archaische, die Mundart, die Sprache der Handwerke. Genau das Gegenteil von dem, was Luther tut. In Malherbe ist ein Instinkthaß gegen große Dichtung, und dieser sein Instinkthaß ist für die Entwicklung der französischen poetischen Sprache tonangebend geworden. Il n'estimait point du tout les Grecs, et particulièrement il s'était déclaré ennemi du galimatias de Pindare. Pour les Latins, celui qu'il estimait le plus, était Stace, qui a fait la Thébaïde, et après, Sénèque le Tragique, Horace, Juvénal, Ovide, Martial (also alles, was ohne eigentliche dichterische Potenz ist: es fehlen Catull, Tibull, Properz, sogar Vergil). Il estimait fort peu les Italiens, et disait que tous les Sonnets de Pétrârque étaient à la grecque (d. h. zur großen Lyrik gehören, er erträgt nur die kleine). Die klassische französische Ästhetik ist wie ein Sieb: nur das Kleine kommt durch. Sie ist von Anfang an auf das Künstliche eingestellt, nicht auf das Künstlerische.

Die französische und die römische Kunstdichtung gehören mit fataler Notwendigkeit zusammen. Die klassischen römischen Metren (Hexameter, die lyrischen Versmaße) sind dem Lateinischen mit Gewalt aufgezwungen. Von Natur aus sträubt sich das Latein dagegen. Seine autochthonen Metren sind ganz andere und leben gewissermaßen unterirdisch weiter, treten von Zeit zu Zeit ans Tageslicht (bei Plautus, in der Anthologie, in Inschriften), bis man in der kirchlichen Dichtung längst vor der germanischen Beeinflussung geradezu auf Schritt und Tritt das Umkippen aus dem künstlich aufgezwungenen in den natürlichen Rhythmus spürt (Hymnen Gregors d. Gr. u. a.). Der lateinische Hexameter usw. ist ein Kunst- und Zwangsprodukt, nicht aus dem Geiste der Sprache geboren, sondern gegen ihn in einem über hundertjährigen Ringen mühsam erarbeitet. In solchen äußerlich aufgepfropften Versmaßen kann man nicht natürlich dichten. Lateinische Quantitätsgesetze machen vielfach den Eindruck einer Übereinkunft zwecks eines wissenschaftlichen Schachspiels. Das Französische übernimmt nun vom Römischen zwar nicht die metrische Form, wohl aber die ganze mit auf diese Form zurückgehende Künstlichkeit und Zweiterhandhaftigkeit sit

venia verbo; und zwar in einer Sprache, die ebenfalls nicht gewachsen, sondern als verdorbenes Latein auf einen keltischen Wildling aufgepfropft worden ist, wobei das Pfropfreis den Wildling nicht veredelt, sondern vernichtet hat; der Wildling aber hatte immerhin noch so viel Kraft, seinerseits das Pfropfreis anzufressen, so daß die zerstörende und auflösende Tendenz, die in jeder Sprache als Entwicklungsnotwendigkeit steckt, von Anfang an im Französischen schärfer und rascher wirkt, als im Italienischen, Spanischen, Provenzalischen, selbst im Portugiesischen. Die Sprache ist früh fertig, fertig in jeder Beziehung; es braucht nur noch ein Verhängnis wie Malherbe dazuzukommen, und ihre Arterienverkalkung ist besiegelt.

Äußerst lehrreich wiederum als Gegenbeispiel das Englische: Französisch aufgepfropft auf einen germanischen Wildling von außerordentlicher Stärke. Ergebnis: der Wildling wird veredelt und assimiliert sich das Pfropfreis; der ursprüngliche Baum ist so stark, daß er die zweite, gelehrte Latinisierung im 16. Jahrhundert ebensogut übersteht. Wenn der Engländer ganz dichterisch wird, greift er hinein in die unausschöpfbaren Reserven des Germanischen. Der französische Bestandteil der Sprache ist viel verschliffener als der germanische; daher im großen Stil der Dichtung nur mit Einschränkungen brauchbar. Der lateinische hingegen fast unverändert, und für wissenschaftliche, politische usw. Zwecke ein Instrument ersten Ranges. Das Englische ist eine Orgel mit drei Manualen, zwischen denen die verschiedensten Koppelungen möglich sind und einer fast unbegrenzten Kombinationsmöglichkeit von Registern. Das Französische des 17. Jahrhunderts ist wie ein Spinett dagegen.

Der Unterschied zwischen Genie und Talent trifft nicht nur zu für Individuen, sondern auch für ganze Literaturen. Die griechische Dichtung ist durchweg genial; die römische nirgends: es gibt keine Genialität aus zweiter Hand. Nachahmung ist ein ausgesprochenes Kriterium des Talents. (In 19 Zeilen von Dubellays Défense de la langue françoise steht sechsmal das Wort imiter.) Nicht, daß geniale Werke nicht durch Nachahmung befruchtend wirken könnten, aber nur wieder durch das Genie. Wenn das Talent es versucht, kommen Werke heraus, die man als epigonisch empfindet. (Am faßlichsten zu zeigen in der Musik: Wagnerepigonen, Brucknerepigonen usw.) Das geniale Kunstwerk setzt sogar beim Aufnehmenden eine rezeptive Genialität voraus; sonst bleibt es stumm oder wird zum Vorbild vermittelmäßigt. Der Geschmack des Zeitalters des Augustus war ebenso ungenial, wie der des grand siècle. Es gibt eine höchste erarbeitete Kongruenz von Form und Gehalt, die Genialität vortäuscht; Beispiele Vergil, Racine. Aber beim Genie sind Form und Gehalt nicht kongruent, sondern identisch, und nicht erarbeitet, sondern intuiert. Wie die römische, ist die französische Literatur zwar höchst talentiert, aber typisch ungenial; während es eine typisch geniale Literatur ebensowenig geben kann, wie ein typisch geniales Individuum. Genialität schließt das Typische aus, fällt aus dem Typischen heraus. Man kann die beiden Begriffe nicht streng genug fassen und in ihre Konsequenzen durchdenken. Es gibt hier keine Übergänge, keine Kompromisse.

Das Römertum strebt instinktiv nach dem Barock: Sprache, Dichtung, Baukunst; im Altertum wie in der Renaissance. Das Hellenische schneidet die Sternenbahn der europäischen Kultur zweimal: zur Zeit der Renaissance, wobei der Schnittpunkt durch Florenz geht, nicht durch Rom (wie er auch im Alter-

tum durch Süditalien ging, nicht durch Latium). Die Franzosen des 16. Jahrhunderts haben noch ein Gefühl für das Griechentum. Ein Jahrhundert später ist alles anders; sie sind dem Griechentum völlig entfremdet und streben nur noch nach dem Klassizistischen, dem Römischen, wie sie es auffassen, nach einer Art barocken Empires: Sprache, Dichtung, Baukunst. Dieser Zug ist sogar stärker als der zum Rokoko; das Rokoko nur ein anmutiges Intermezzo. Der ganz große Gegensatz aber ist noch viel tiefer: Die Generation um die Plejade herum ist voll Enthusiasmus, ihre Grundstimmung die des jungen Humanismus: das Huttensche „Es ist eine Freude zu leben"; sie möchten am liebsten alles erneuern, trauen sich alles zu, sind voll jugendlicher Zuversicht. Die Generation um Boileau ist unenthusiastisch, sogar anti-enthusiastisch, pedantisch-fanatisch, voll Kritikerdünkel, innerlich freudlos, fast pessimistisch (auch Molière!), weiß genau, wo ihre Grenzen sind, steckt sich und noch mehr andern diese Grenzen sehr enge, und ist ausgesprochen unduldsam. Zwei antipodische Seelenzustände! (Man müßte überhaupt mehr auf die seelische Gesamtstimmung der jeweiligen neuen Künstlergenerationen achten: sie bestimmt auch das Individuum.) Die Franzosen haben sich mit dem Griechentum auch später nicht auseinandergesetzt, es nicht verarbeitet.

Welche literarische Gattungen haben die Römer über die Griechen hinausentwickelt? Petronius, Gastmahl des Trimalchio (Balzac, Scènes de la Vie parisienne). Apulejus, Metamorphosen (V. Hugo, Notre Dame de Paris). Cicero und Plinius d. J., Briefe (Madame de Sévigné). Die Satire des Horaz (Anatole France). Die Satire des Juvenal (Emile Zola). Das Epigramm des Martial (Poésies fugitives, Maximes, Réflexions). Die chronique scandaleuse des Suetonius (Saint Simon; in gewissem Sinne auch Sainte-Beuve. Die französische Memoirenliteratur gehört größtenteils in diese Rubrik). Was setzen die Römer nicht fort? Die Linien Homer und Hesiod; Pindar; Äschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes; Platon: kein großes Epos, keine hohe Lyrik, kein hohes Drama, keine hohe Philosophie; statt dessen überall geschickte Kleinformen oder Verniedlichungen ins Prosaische oder endlich unoriginale Popularisierungen (Cicero, die Enzyklopädisten). Genau so die Franzosen; die Analogie läßt sich lückenlos durchführen. In der Person Molières wird fortwährend der Kampf zwischen Plautus und Terenz ausgefochten; mit seinem Tode ist der Sieg des Terenz entschieden. Von griechischer Literatur sind gewisse Kleinformen von den Franzosen übernommen und verfeinert worden: die des Lukian (Fontenelle, Hervieu, Lavedan, Gyp); Daphnis und Chloe (von Amyot entzückend übersetzt, von P.-L. Courier noch herausgegeben; wirkt bis auf Pierre Louys herauf, auch manche kleinere Sachen von Anatole France). Die Parallelen durchzudenken bringt Aufschluß um Aufschluß. Flaubert z. B. schlägt vielfach in die Linie Apulejus ein (Tentation de Saint Antoine!) Nur die vergleichende Weltliteratur liefert Erkenntnisse; nicht nur Geschichte der Literatur, sondern auch der übrigen Künste. Nichts ist isoliert. Alles hat Analogien, nur Analogien erklären.

Bemerkenswert ist die Stellung des gleichzeitigen englischen Humanismus zur Antike, etwa Sir Thomas Elyots „Governour" 1531 (die Erziehung zum Gentleman, modern ausgedrückt). Vor allem wird mit Griechisch als dem Schwereren begonnen: mit 7 Jahren geschwind ein paar Grammatikregeln, dann gleich Äsops Fabeln im Original, Dialoge von Lukian, dann aber sofort Homer. Inzwischen ist Latein als reine Umgangssprache gelernt worden (wie Montaigne

es noch lernte), nun Vergil. Aber welcher Unterschied der Auffassung! Durchweg ein rein sachlicher, konkreter Standpunkt: beginnen mit Bucolica, weil das Kinder am meisten freut; dann Georgica, weil von Körnern, Gras, Blumen die Rede ist und von Pferden, von Sternen, Jahreszeiten, Wetter; dann „Aneis" weil da von der Jagd gehandelt wird, vom Ringen, Laufen und Springen, und von märchenhaften Welten. Den Schluß der Erziehung bildet Platon, die Bibel und Erasmus von Rotterdam. Kein Wort von schöngeistiger Nachahmung und einseitig literarischer Kultur; Inhalt, nicht Form; Sachen, nicht Worte. Ein robustes, gesundes, natürliches Verhältnis zur Antike, wie es dem Geiste des Griechentums entspricht, nicht dem römischen, der vor lauter Form das Wesen übersieht; noch weniger dem französischen, der ein lateinischer aus zweiter Hand ist und zuerst einen bestimmten Inhalt sucht für eine bestimmte Form, sodann diese Form zurechtmacht, poliert, aufputzt, von außen her schmückt, bis sie dem Inhalt aufliegt wie angegossen.

Vom grand siècle an schreiben die Dichter nicht für sich selbst, nicht für das Volk, nicht für die Nation, sondern für ein ganz bestimmtes Salonpublikum. Die Poesie, deren Wesen es ist, einsam zu sein (wie Religion, Philosophie, Musik), wird dadurch zum gesellschaftlichen Ereignis; daher das Theater zur Hauptsache. Ein Werk der Kunst, das für ein bestimmtes Publikum gearbeitet ist, wird dadurch allein schon zweiten Ranges; je exklusiver dieser Kreis gesellschaftlich ist, desto weniger gehört das Kunstwerk zur großen Literatur.

Corneille und Racine Vorbilder aus zweiter Hand für ein Europa, das ihre Vorbilder nicht kannte: die Spanier und die Griechen. Dabei haben beide das Gefühl, ihre Vorbilder zu verbessern: «avec la raison de plus» ... würde Sainte-Beuve sagen.

Frankreich hat von je auch seine littérature rosse gehabt. Villon, ein „Apache" seiner Zeit, dichtet im Argot. Le Sages Turcaret ist, längst vor Becque, eine typische comédie rosse.

Flaubert schreibt einmal: „Wird Frankreich jemals erkennen, daß Ronsard Racine aufwiegt?" Dieser Tag wäre das Ende der Legende vom Grand Siècle. Aber er wird nie kommen.

Einer der Gründe für die klassizistische Verkümmerung und Blutverarmung scheint die Erwürgung der französischen Reformationsversuche. Zwischen der Plejade und Corneille liegen zwanzig Jahre Hugenottenkriege und die Bartholomäusnacht. Die Reformation hat der Textkritik halber notwendigerweise ein enges Verhältnis zum Griechischen. Die Gegenreformation ist von Natur aus dem Griechischen nicht grün; sie spricht das selten offen aus, aber sie verdrängt das Griechische stillschweigend und erfolgreich durch desto strammeren Betrieb des Lateins. Die Parole des Humanismus heißt Hellas, die der Gegenreformation Rom. Hellas und Rom aber sind in jeder Beziehung Antipoden. Alle nordischen Humanisten sind begeisterte Gräzisten; die Jesuiten, die die Jugendbildung in Frankreich rasch monopolisieren, glänzende Latinisten. Eine Anstalt steht isoliert in der gegenreformatorischen Flut: Port-Royal; nur da wird noch wirklich Griechisch gelernt. Darum wird Port-Royal zerstört, wirklich und im geistigen. Es folgt der Widerruf des Ediktes von Nantes, das geistliche Duell Fénelon-Bossuet, bei dem der feine Mystiker Fénelon unterliegt. (Celui qui a une opinion est un hérétique heißt es bei Bossuet.) Immer

wieder kehrt in der franzöſiſchen Geſchichte der Augenblick wieder, wo ein Sieger das Cäſarwort ſprechen kann: Gallia pacata; und immer wieder iſt dieſer Sieg erkauft durch die Vergießung oder Verbannung franzöſiſchen Bluts. Sie haben ſich mit dem Chriſtentum nicht auseinandergeſetzt, es nicht verarbeitet. Einer hat es verſucht: Pascal.

Frankreichs Geiſtesleben fehlt unter anderem das evangeliſche Pfarrhaus.

Im Gegenſatz zu Deutſchland und England radikaler Bruch mit dem Mittelalter. „Brich mit der Vergangenheit, o junger Dichter!“ heißt es bei Du Bellay. Wie deutſch im guten und ſchlimmen mutet noch Rabelais an: er hat etwas von Abraham a Sancta Clara und von Demokritos-Weber. Der Bruch mit dem Mittelalter iſt der große Bruch der franzöſiſchen Literatur überhaupt; die Verleugnung des germaniſchen Teils ihrer Vergangenheit ihre tiefe Verlogenheit. Ronſard in ſeiner „Franciade“ macht die Franken zu Trojanern, nur um ſie nicht zu Germanen machen zu müſſen. Wie ganz anders ſteht der Italiener ſeiner älteren Literatur gegenüber! Der Franzoſe hat kein Verhältnis zu ſeiner literariſchen Gotik und Frührenaiſſance. Bezeichnend genug: die hübſcheſte moderne Sammlung von Ronſard und ſeiner Schule in Glasgow gedruckt, von Angelſachſen für Angelſachſen, die beſte Volksliederſammlung in Neuyork. Für den Franzoſen beginnt die Literatur erſt mit Malherbe. Hat der Franzoſe literariſch überhaupt eine Hochrenaiſſance? Oder iſt es gleich ein klaſſiziſtiſches Barock? antizipiertes Empire?

Kein Verhältnis zum Mittelalter: Victor Hugo „est le plus grand des poètes épiques français, supérieur à Ronsard, à Voltaire et même (!) à Lamartine“ (Faguet). Kein Wort vom Rolandslied. Der gebildete Franzoſe von heute hat zu ihm ebenſowenig ein Verhältnis wie der des 17. Jahrhunderts. Lafontaine verſpottet ſeine Frau, wie ſie ihre Zeit vertrödeln könne mit dem „Roman de la Table ronde“. Bemerkenswert iſt der Grund, warum Corneille die Überlieferung der zwei Chroniken für ſeinen Cid ablehnt: „parce que toutes les deux ont quelque chose qui sent le roman, et peuvent ne persuader pas davantage que celles que nos Français ont faites de Charlemagne et de Roland.“ Was er nicht brauchen kann, iſt der Mythus. Die Franzoſen ſind nur ehrlich, wenn ſie kein Verhältnis zum Mittelalter haben: es iſt nicht Geiſt von ihrem Geiſt, weil es nicht Blut von ihrem Blut iſt. Die franzöſiſche Literatur des Mittelalters iſt ihnen ſo fremd wie die deutſche. Es iſt nicht *ihre* Literatur; *dieſe* Literatur iſt geſtorben, wenigſtens für ſie, und ſie weinen ihr nicht nach.

Je mehr man ſich in italieniſche und franzöſiſche Kultur einarbeitet, deſto klarer wird einem, daß die Urſache ihrer Originalität vor der Renaiſſance der Einfluß des germaniſchen Elements geweſen iſt, die ihrer klaſſiziſtiſchen Verflachung nachher deſſen allmähliches Abſterben. Man kann vor dieſer Wahrheit abſichtlich die Augen verſchließen, deshalb bleibt ſie doch wahr. Die Dokumente der Kunſt und der Dichtung ſprechen eine zu vernehmliche Sprache. Die kunſtgeſchichtliche Entwicklung wird geradezu ſinnlos, wenn man dieſe Grundtatſache leugnet, die allein alles erklärt.

Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts iſt die franzöſiſche Literatur vorwiegend peripheriſch, nach dem 16. ausſchließlich zentral. Und zwar deckt ſich die Peripherie mit dem Gebiete der germaniſchen Beſiedelung (vgl. geographiſche

Namen: germanisch = ville usw. am Ende, romanisch am Anfang des Eigennamens). Die Puys Notre Dame (Meistersingerschulen) verbreiten sich vom germanischen Norden aus; Arras, Valenciennes Pflegestätten französischer Lyrik; Minnesänger nur in der Champagne, in der Isle de France und in den nördlichen Provinzen: Picardie, Artois, Hennegau (Birsch-Hirschfeld). Das Tierepos entsteht in Lothringen und Flandern. Auch der Dichter des „Aucassin" ist an der Grenze des heutigen Belgien zu suchen! Daneben burgundische Dichterschule.

Alles typischer als in den großen Weltliteraturen. Auf der einen Seite Fabliaux, Cent Nouvelles nouvelles, Quinze joyes du mariage bis zu Maupassant. Auf der andern, sentimentalen: von der Chatelaine de Vergy (13. Jahrh.) führt eine schnurgerade Linie zur „Princesse de Clèves" (17. Jahrh.) und über Racine zu Paul Bourget; und Marcel Prévosts «Lettres de femmes» haben ihre Vorgänger schon im Versroman «Livre du Voir Dit» um 1360. Benjamin Constants „Adolphe", Fromentins «Dominique» gehören in dieselbe Linie, wie auch die Romane des Fräuleins von Scudéry. Plus ça change, plus c'est la même chose!

Arts poétiques längst vor Boileau. Alles viel zu früh theoretisch formuliert und in Rezepte gebracht. Lauter Philologenpoetik. Die Akademie selbst eine Poetik und Grammatik in Permanenz. Der Franzose stellt äußerliche Regeln auf, der Deutsche sucht immanente Gesetze zu erkennen. „Komponieren" ein französischer Begriff. Gegenpol: Goethe, der gegen dies Wort eine Abneigung hatte. Alles mündet im Artistischen, Virtuosenhaften: «Plus la poésie est devenue difficile, plus elle est belle» (Voltaire). Ein Ding wie V. Hugos Djinns ebenso virtuos und ebenso langweilig wie die Danse macabre von Saint-Saens. Äußerlich hitzig, innen eiskalt und ohne Inhalt.

Das französische Theater ist durch kein naives Stadium durchgegangen. Das klassizistische Römerdrama (Seneca) bricht wie ein Eishauch über die Anfänge der französischen Volksbühne herein. Die französische Tragödie ein Schulgewächs. Nichts fürs Volk; das Volk wird hinausgedrängt; es hat keinen „Geschmack" (verheerende Wirkung dieses Wortes!). Die breite volkstümliche Grundlage fehlt dieser Literatur. Ein Hans Sachs (auch ein Jakob Boehme) in Frankreich unmöglich. Wie gut, daß die deutschen Gelehrten solang lateinisch schrieben und dichteten! Dadurch bleibt das Volk Volk, die Literatur volkstümlich. Publikum = Surrogat für Volk.

Die Sprachverarmung von Montaigne bis Voltaire! Wie ein Klavier, dem die untern und die obern Oktaven fehlen, und das auch in der Mittellage keine schwarzen Tasten hat. Seit dem 15. Jahrhundert keine Mundarten mehr, nur noch Patois. Wurzelakzent abgeschwächt zugunsten der Endung; wie wenn im Deutschen vorwiegend mit Reimen auf „heiten", „keiten", „ungen" gereimt werden mußte. «La langue française a été moins propre à la musique et aux vers qu'aucune langue ancienne ou moderne» (Rivarol). Zu früh fertig, zu früh „klassisch". Cette maturité trop précoce (Rivarol) = Adernverkalkung.

Für Epos, Lyrik und Drama ein und derselbe Vers! Daraus folgt Monotonie und Raffinement; aber keine große Literatur! Prosa, die nach je 12 Silben reimt! Kein Rhythmus.

Ein Buch wie das von Josef Nadler wäre für die französische Literatur seit dem 17. Jahrhundert schlechthin unmöglich. Es gibt keine französische Literatur mehr seit dieser Zeit, sondern nur noch eine Pariser Literatur.

Epos ohne Mythus. Lyrik ohne Musik. Drama ohne Erschütterung.

Das «grand siècle»: alles aus dritter Hand. Hofliteratur, ja Kastenliteratur (la cour et la ville). Analysierend, psychologisierend, humorlos, phantasielos, also schon ganz „modern". Was seine Zeitgenossen an Molière am wenigsten verstehen und mögen, ist sein Humor.

Am Anfang dieser Literatur und dieses Volks steht kein Mythus, wie bei Indern, Griechen, Germanen. Darum fehlt das, was man die erste Blüteperiode nennt.

Was fehlt? Das Volkstümliche. Das Religiöse (nicht zu verwechseln mit dem Kirchlichen). Das Mythische. Das Metaphysische. Das Musikalische.

Große Dichtung, große Musik, große Philosophie wachsen nur aus metaphysischem Seelenboden. Darum versagen die Franzosen in allen dreien.

„Quand cette langue traduit, elle explique véritablement un auteur; mais les langues italienne et anglaise rendent difficulté pour difficulté." (Rivarol.) Man kann weder Homer ins Französische übersetzen, noch Shakespeare, noch Dante, noch die Bibel. Es wird sofort etwas ganz anderes daraus.

Völlig gegensätzlich unsere und die französische Auffassung des Rhetorischen: sie schätzen es sogar in der Poesie, wir schätzen es nicht einmal in der Beredsamkeit. Alles rhetorisch Wirksame ist uns instinktiv verdächtig. Die Italiener trennen auch hier Poesie und Prosa reinlicher als die Franzosen; so sehr sie das Rednerische des Prosaikers bewundern, so unrhetorisch ist ihre große Dichtung.

Es gibt auf die Dauer nichts Uninteressanteres als das Interessante.

Alle Maßstäbe werden unwillkürlich kleiner, sobald man sich der französischen Literatur nähert. Man darf nicht an die Griechen denken, nicht an die Engländer, nicht an die deutsche Literatur, im Roman nicht an die großen Russen, sonst schrumpfen die französischen Werke zusammen. Man darf überhaupt in diese Literatur keinen großen Maßstab mitnehmen: man stößt sonst Spiegel ein und Nippsachen um.

Goethes „Götter, Helden und Wieland" eine vernichtende Kritik des französischen Dramas; radikaler als die Hamburger Dramaturgie.

Der Hauptmangel dieser Literatur: sie läßt sich von keiner größeren befruchten. Die großen Erlebnisse fehlen: das Erlebnis Bibel, das Erlebnis Shakespeare, das Erlebnis Homer. Wer den Unterschied zwischen Griechisch und Römisch, Klassisch und Klassizistisch nicht durchgedacht hat, wer überhaupt nicht von der Weltliteratur her zur französischen kommt, wird sie überschätzen, ungefähr wie jeder Frankreich solange und nur solange überschätzt als er Italien nicht kennt.

Es gibt doch nur einen Maßstab! Griechen, Engländer, Spanier, Italiener, das läßt sich alles mit dem gleichen Maße messen und fährt gut dabei. Römer

und Franzosen dagegen: der Maßstab kommt einem unversehens abhanden, man wertet relativ; man „fühlt sich ein".

Wenn die römische Literatur durchwegs aus zweiter Hand ist, aus wievielter ist dann die französische?

Die berühmte französische Tradition ist nichts anderes als die Unfähigkeit, etwas Neues und Großes aufzunehmen.

Sie können nichts Großes aus einer fremden Literatur herübernehmen, ohne es zu verballhornen. Was haben sie aus dem Werther gemacht? Eine Oper. Aus Wilhelm Meister? Eine Oper. Aus Faust? Eine Oper. Aus Hamlet? Eine Oper. Aus der Ilias? Eine Operette. Aus Orpheus? Eine Operette. Ihre Unfähigkeit, das Große zu würdigen, reicht von der Albernheit bis zur Blasphemie.

Kann man sich den Titel denken: „Geschichte der französischen Dichtung?" Zuviel „Literatur" in dieser Literatur.

Zwischen Literat und Dichter ein Unterschied wie zwischen Berufspolitiker und Staatsmann.

Schon im Mittelalter alles sehr klug, fein beobachtend, geschmackvoll nachahmend, gesellschaftsmäßig in Menge herstellend. Aber nichts Einsames, nichts aus der Tiefe.

Die Trostlosigkeit des Weltbilds der neueren Franzosen. Was sie darstellen, ist nicht, wie Maupassant in der Vorrede zu „Pierre et Jean" fordert, ihre „illusion particulière", sondern ihre „désillusion particulière", wobei Illusion für den Franzosen immer gleich erotischer Illusion. Vergleiche Flauberts Education Sentimentale, besonders den nihilistischen Schluß. Der sich tötende Junggeselle eine Lieblingsgestalt Maupassants.

Voltaire hat etwas vom commis voyageur: aufdringlich, unfein, liebt die Zote, betriebsam. Der erste Literat: er macht alles, kann alles. Vorform von Kotzebue, selbst Heine.

Die „großen" Gattungen des grand siècle (Drama, Epos, Satire, Epistel, Art poétique usw.): die Nachahmung einer Nachahmung und das Mißverständnis eines Mißverständnisses.

Wenn der Franzose einen Stoff aus einer andern Literatur übernimmt, wirkt es günstigenfalls wie wenn man einen Rembrandt oder Velasquez unter Glas rahmt.

Corneille hat der europäischen Bühne ein fatales Erbe hinterlassen in Gestalt der Tragödien-Liebespaare, die er einfügen mußte, um seinem galanten Publikum seinen doch schon recht reduzierten Begriff von Tragik erträglich zu machen. Thekla, Berta von Bruneck usw. gehen alle auf Corneille zurück.

Schiller hat viel von Corneille. Auch er sucht fortwährend nach tragischen Stoffen in der Geschichte, wobei auch er an der seines eigenen Landes vorbeigeht, ausgenommen Wallenstein; hat in seiner guten Zeit eine glückliche Hand, arbeitet flink und in großen Zügen, vergreift sich später gern, experimentiert, versucht neue Gattungen (Corneille die tragicomédie, tragédie lyrique, comédie héroïque), erwischt Stoffe, die überhaupt nicht dramatisch zu bewältigen sind (Polyeucte, Jungfrau von Orleans, Tell).

Alles verstandesmäßig! Racine nennt sogar seine Phèdre „ce que j'ai peut-être mis de plus raisonnable sur le théâtre“ (Vorrede).

Keine Reaktion unmittelbar nach dem grand siècle; es verläuft im Sande des 18. Jahrhunderts. Darum in der französischen Romantik soviel Bohème und soviel blague.

Rationalismus

des 17.	des 18. Jahrhunderts:
sentenziös	tendenziös (Literat)
ästhetisch aristokratisch	popularisierend demokratisch (Literat)
konservativ	destruktiv (Literat)
vornehm	schlechte Manieren (Literat)
solid	Windbeutel (Literat)
zeitlos	„aktuell“ (Literat)

Köstlich Sainte-Beuve über Racines Athalie: „Elle est belle comme l'Oedipe Roi, avec le vrai Dieu de plus.“ Gewissermaßen als Zuwage.

Bei Racine schon alles bürgerlich-bestimmt, gesellschaftlich-normiert. Seine Liebenden stets korrekt verlobt, vermählt, verwitwet. Sobald die Perücke fällt: Dumas fils. Ein Schritt weiter: Sardou. Wie beim späteren Ibsen glänzende Technik des Endspiels. „La scène à faire.“ Unterhaltung zwischen Damen und Herren der ersten Gesellschaft. Beim Eintritt jeder neuen Person hört man den theatralischen Mechanismus einschnappen. Ohnmachten und aufgefangene Briefe spielen eine Rolle, wie bei Sardou. Sardou ein ins Moderne übersetzter Racine, Maeterlinck ein ins Stimmungsmäßige übersetzter Sardou; die Tricks im wesentlichen die gleichen. Die zahllosen rhetorischen Fragen nichts als Versuche, einen Dialog, der nicht innerlich dichterisch ist, wenigstens von außen her zu poetisieren.

Der Franzose verwechselt immer le beau mit le joli. Joli, auf Kunst angewendet, für ihn kein Tadel; Faguet nennt einmal Aucassin und Nicolette „très joli“. Eingeständnis Sainte-Beuves: „Vous préférez le doux et le joli au grand, le léché au naturel, ce qui est bien fait et bien tourné à ce qui est largement traité et au sublime.“ Aber damit ist man eben keine große Literatur mehr! Griechen : Römer; Homer : Vergil. Die besten Sachen des Thermenmuseums: Apoll vom Belvedere oder Laokoon. Es läuft immer aufs selbe hinaus.

Versickern des Lyrischen zugunsten des Deklamatorischen. Die Quellen fehlen: Volkslied und geistliches Lied. „Je ne crois pas la lyrique possible dans la langue d'un pays où l'on n'a jamais chanté Dieu qu'en latin.“ (Béranger 1836.) „La poésie narrative et dramatique est la seule possible, selon moi, dans notre français.“ (id.)

Die drei Möglichkeiten: Akademie, Contre-Akademie, Bohème. Das Ziel der meisten einzelnen Talente ist die Akademie, daher die Grund- und Hauptströmung der Künste das Akademische in irgendeiner Form. Oder aber: man tut sich zusammen zu einer Contre-Akademie, die sich solange rebellisch gebärdet, bis sie durch Konzessionen zur Macht gelangt, damit saturiert und ihrerseits akademisch geworden ist: Romantik, Naturalismus, die verschiedenen Écoles und Cénacles; Prix Goncourt; im Grunde nichts anderes, als was Turgenjew in „Väter

und Söhne" contre-imitation nennt. Oder endlich: man bleibt sein Leben lang Bohème und macht aus einer Pubertätskrise einen Lebensberuf, mit gelegentlichem Schielen nach der ersten oder wenigstens der zweiten Möglichkeit.

Die Akademie ein Unglück, weil sie Talente zur Nachahmung, Genies zur Revolte reizt. Daher die Vorliebe für Programme, Manifeste. Erst das junge Deutschland, ebenfalls literatenhaft, hat dieselbe Neigung für Programme. „Seid nur fromm wie der Grieche war" (Hölderlin): gibt es etwas, das unfranzösischer wäre?

Der letzte bedeutende Franzose vor der Revolution, der den Begriff des Organischen im Staate hat, ist Montesquieu. Sein Gegner Voltaire, der Literat, der geschworene Feind des Organischen, findet dies „schmachvoll".

Diese Literatur nie einsam. Immer gesellig, immer unterhaltend. „Schweigen ist schöner als reden" (Justus Möser) ist der Gegenpol des Französischen. Alles Salon. Salonphilosophie. Selbst der Garten eine Fortsetzung des Salons (die große italienische Gartenkunst entartet in Frankreich zur Niedlichkeit, zur Spielerei). Musiquette, um mit Offenbach zu sprechen. Nie ohne Publikum. Ohne Zuhörer überhaupt nicht existierend. Alles wird bei ihnen gleich „interessant" (vergleiche Schopenhauers Abhandlung „Über das Interessante"). Sie haben keine Autobiographien, sondern Memoiren; keine Mystiker, sondern Moralisten; keine Philosophen, sondern Popularisatoren. Renan schreibt, als er mit deutscher Philosophie bekannt wird: „J'ai cru entrer dans un temple!"

Neigung zur Médisance. Abstrakt bei La Rochefoucauld, deutlicher bei La Bruyerè, amüsant bei der Sévigné. Saint Simon der Tacitus der Médisance. Bossuet medisiert auf der Kanzel gegen Malebranche, wie ein Akademiker gegen einen neu aufgenommenen Kollegen; Fléchier medisiert so gegen die Médisance, so daß man mit Fingern deuten kann; ebenso Bourdaloue (gegen Pascal). Daher auch die Neigung zum Schlüsselroman und Schlüsselstück: Télémaque, Molierè, La Bruyerè, der Gil Blas. Voraussetzung: ein Großstadtpublikum von kleinstädtischer Neugier. „Die französische Literatur wurde in der Antichambre geboren und ist niemals über den Salon hinausgekommen" (Puschkin).

Es gibt zwei Molière. Der eine ist amüsant und steht hart am Kasperltheater, der andere ist interessant und steht hart an Ibsen, gelegentlich auch an Wedekind. Aber sie haben sich nicht zu einem Dritten verschmolzen, der wirklich bedeutend wäre.

Nichts liebt das Publikum mehr, als wenn man ihm zuliebe offene Türen einrennt. Molière als Zeitkritiker eine Art Otto Ernst: gesinnungstüchtige Selbstverständlichkeiten.

Ein Akt des „Eingebildeten Kranken" hat als Schauplatz „un lieu champêtre et néanmoins fort agréable". Das ist das Verhältnis des 17. Jahrhunderts zur Natur: bestenfalls néanmoins.

Molières Tragik besteht darin, daß er der letzte bedeutende Vertreter des Germanischen in der französischen Literatur ist zu einer Zeit, deren Tendenzen dem Germanischen alle feindlich sind. (Genau so einsam ist Pascal, aus dem nämlichen Grunde.) Ich finde bei Molière nicht eine Spur dessen, was man esprit gaulois nennt. Er hat eher, was Goethe einmal von Perugino sagt:

„Etwas von einer ehrlichen deutſchen Haut“. Er fällt aus ſeinem Jahrhundert und ſeiner Umgebung völlig heraus; er gehört einer andern Raſſe und einer andern Zeit an. Neben Racine und Boileau wirkt er wie ein Anachronismus. Seine Komödienausgänge ſind meiſt von erzwungener Luſtigkeit; in Wirklichkeit verliefen die Handlungen eher tragiſch. Aber Molières Zeit hätte für ſeine Tragik noch weniger Verſtändnis gehabt als für ſeine Komik (da wo er wirklich komiſch iſt: nämlich in den Proſaſtücken).

Dies iſt das Unfranzöſiſche an Molière: er hat kein Niveau; er bleibt ſoundſooft unter ſeiner mittleren Höhe, dafür hat er Gipfel: Das Impromptu de Verſailles, den Amphitryon, den Miſanthrope. Während ſonſt die franzöſiſche Literatur wohl Niveau hat, aber keine Gipfel; was fehlt, ſind die einſamen Höheu, die Gletſcher, alles was Hochgebirge heißt. Dafür angenehmes Mittelgebirge, gutes Schigelände für kritiſche Telemarkſchwünge. Lehrreich die großen Moraliſten: Montaigne, La Rochefoucauld, La Bruyère, Vauvenargues, Chamfort: höchſt reſpektables Niveau. Pascal dagegen ein Gipfel: Schier abſchnallen, jetzt heißt es klettern! Autoren, die aus einer Literatur in dieſem Grade herausfallen, wie Molière, Pascal, Diderot, ſind für ſie im negativen Sinne nicht minder bezeichnend, als die das Geſamtbild beſtätigenden und vertiefenden Begabungen im Poſitiven.

Molière iſt unbewußt manchmal der Anwalt des auch ohne ihn ſiegreichen Platten und trifft durch ſeine wohlfeile Polemik nicht nur die Karrikatur eines höheren Strebens, ſondern dies höhere Streben mit. So in den Femmes savantes, wo er als richtiger Jeſuitenſchüler mit einem guten lateiniſchen Schulſack die Gräziſten lächerlich macht. Oder in Bourgeois Gentilhomme, wo er ſich auch im Gedicht zum Anwalt der Proſa macht („belle marquise, vos beaux yeux me font mourir d'amour“). Oder abermals in den Femmes savantes, wo er die Frauenbildung, die er in der Ecole des Maris verteidigt hatte, weil es ihm damals zu einer komiſchen Wirkung verhalf, nunmehr der Lächerlichkeit preisgibt, weil es ihm jetzt zu einer komiſchen Wirkung verhilft. Er macht ſich den Sieg leicht und ſpekuliert auf den Beifall des bourgeois. In dieſem Punkte Faguets Einleitungen zur Nelſonſchen Molière-Ausgabe ehrlich, mutig und lehrreich. Oder was er in ſeiner kleinen Literaturgeſchichte ſagt; er gibt u. a. Molières Trivialität zu; „il n'inspire aucune générosité ni hauteur d'âme“. Trivial, unvornehm und platt — ſonderbare Eigenſchaften für den erſten Namen einer Literatur. Molière um ein halbes Jahrhundert ſpäter geboren — grauenhafter Gedanke: er hätte Voltaire übervoltairet.

Die poetiſchen Ideale genau beſehen lauter Ideale der Proſa: Ordnung, Einfachheit, Klarheit, Beſtimmtheit, Nüchternheit, bienséance, convenance, raison, bon sens, droit sens.

Die franzöſiſche Romantik möchte wohl wieder beim 16. Jahrhundert anknüpfen (Sainte-Beuve!), aber ſie iſt weſentlich literatenhaft mit einem ſtarken Einſchlag Bohème (weil die Bewegung von Paris ausgeht, nicht wie in Deutſchland von einem Jena oder Heidelberg) und wird gleich wieder Großſtadtliteratur, Literaten-Literatur. Auch dieſe Romantiker ſtreben inſtinktiv nach dem Klaſſiziſtiſchen: Berlioz ſchreibt keinen Roland oder Triſtan, ſondern eine Aneide. Keine der europäiſchen Befruchtungen wird rezipiert: nicht diejenige, welche von Percy ausgeht und durch Herder, Bürger, Goethe und die Romantiker weitergeführt ihrerſeits zurückwirkt; nicht die germaniſche der Frau von Staël;

nicht die neuhumanistische Goethes, Schillers, Humboldts, die vom englischen Homer ausgeht; nicht die philosophische Kants, Fichtes, Schellings; nur äußerlich das Wiederaufleben des Mittelalters im Roman, das durch Walter Scott bewirkt wird. Alles läuft ab wie an einer glatten Mauer. Das Geistesleben vertieft sich nicht. Es verflacht, verschärft, verbittert sich, wird immer mehr Gesellschaftskritik, tendenziös, programmatisch, Mode, Gegenmode.

Um zu erfassen, wie wenig die französische Romantik mit der deutschen zu tun hat, lese man z. B. Victor Hugos Notre Dame de Paris. „Die düstere Glut seiner mächtigen Phantasie hat dem Mittelalter nicht die romantischen, wie die mittelalterliche Dichterschule Deutschlands, sondern die greuelhaften Elemente entnommen. Victor Hugo hat eine gewisse abgekehrte Seite des Mittelalters zur Anschauung gebracht. Nicht Rittertum und Minnetum, nicht Ehre, Tapferkeit, Glaube, nicht Burgen und Münster, sondern Alchimie und Kabbalistik, Zigeunerwesen, die schrecklichen gerichtlichen Prozeduren, die barbarischen Universitäten, die Gaunerbanden, die fanatischen Selbstpeinigungen, die Hexenprozesse, Pranger und Galgen, die Mysterien, die ganze rohe Wildheit im Innern der Städte des Mittelalters, — das alles mit Wahrheit, genauer Kunde und großer poetischer Kraft geschildert" (Viktor Hehn). Das Verhältnis des Franzosen zu seinem wiederentdeckten Mittelalter ist gemütlose Neugier für das malerisch Phantastische, das Bizarre, für alles was nächtlich, fratzenhaft, monströs ist. Der französische Sinn für Helligkeit und Maß ist, was den Roman anlangt, dahin. Balzac in seinem großen Werk hat ihn ebensowenig, wie der Balzac für die Hintertreppe, der ältere Dumas. Diese Art Romantik wird gelehrt mit Flaubert, scheinwissenschaftlich mit Zola, der nichts als sauer gewordener Viktor Hugo ist, mit derselben Vorliebe für die Beschreibung, fürs Grauenhafte, für die Häufung, für das Symbol. Was ist den Franzosen von deutscher Romantik zugänglich geworden? Nichts als E. T. A. Hoffmann, den sie früher, mehr und länger schätzten, als seine deutschen Leser. Man lege Doré neben Schwind und Richter, Berlioz neben Weber und Wagner, und man bekommt denselben Eindruck eines Gegensatzes bis ins Tiefste. Oder man besehe die Lithographien, die Delacroix zum Faust, zum Hamlet gemacht hat.

Deutsche Romantik: philosophisch, mystisch, religiös, vaterländisch, volkstümlich. Englische Romantik: Zug zur Einfachheit, zur Natur, zum Landleben (in der See-Schule), zum Pantheismus, zur Natursymbolik bei Byron, Shelley, Keats, zur vaterländischen Vergangenheit bei Scott. Die französische Romantik empfindet die vaterländische Vergangenheit als exotische Dekoration und hat mit Philosophie, Religion, Natur ebensowenig etwas zu tun, wie mit dem Nationalen und entbrennt vor allem um rein technische Fragen des Theaters, die in keinem anderen Land ein Problem gewesen wären.

Den Franzosen fehlt das, was den Deutschen Luthers Bibelübersetzung ist. Die Sprache Sebastien Castellions und all seiner Nachfolger war nicht genug volkstümlich gewachsen, nicht stark genug, so daß sie eine nationale Bibel hätte schaffen können. Der kommenden Literatur fehlt die volkstümliche Grundlage. Das greift in seinen Wirkungen hinüber ins Kirchenlied, und damit in die Lyrik überhaupt. Die Bibelübersetzung, in Deutschland und England ein immer frischer Jungborn der Sprache, ist in Frankreich ohne Einfluß. Darum fehlen in der Literatur die Anklänge, die Untertöne, wie sie z. B. bis in die vertrautesten Briefe Goethes an Frau von Stein hineinklingen. Das Kirchliche

ist bei den Franzosen von Anfang an stärker als das Religiöse; er steht letzteren bis zu einem gewissen Grad feindlich gegenüber. Man könnte mit einiger Übertreibung sagen, in Deutschland habe das Religiöse das Kirchliche zerstört, in Frankreich umgekehrt. Kirchliche Reformen bewegen Frankreich nie, wie Deutschland, von der Mitte, sondern immer von der Peripherie aus: Albigenser, Waldenser, Calvin, der sofort nach der Schweiz flüchten muß. Zentral hingegen wird die Reform erwürgt: Bartholomäusnacht, Edikt von Nantes; letzteres wohl die verhängnisvollste Tat der französischen Geschichte. Wir haben die Volksprediger: Geiler von Kaisersberg, Berthold von Regensburg, Abraham a Santa Clara; die Franzosen haben die Hofprediger: Bossuet, Bourdaloue, Fénelon, Mascaron, Fléchier, Massillon. Wir haben die Mystiker: den Verfasser der Theologia Deutsch, Seuse, Tauler, Meister Eckhardt; man vergleiche damit den Spättrieb des französischen Mystizismus durch Frau von Guyon und das fanatisch-rechthaberische Auftreten Bossuets gegen Fénelon bei der Gelegenheit; in Bossuet steckt etwas von Robespierre.

Im klassischen Drama Heroenpose, statt Heldentum; amoureuse Sophistik, statt Empfindung. Wechsel zwischen tu und vous, wie in einer Posse von Labiche.

„Das 17. Jahrhundert haßt des Burleske und hat keinen Natursinn" (Nietzsche).

Was haben die Franzosen besser gemacht als alle andern? Im Epos den Roman, aber um den Preis, ihm das Dichterische zu nehmen. Tout roman qui n'est pas un poème n'existe pas, sagt Remy de Gourmont einmal und zieht dadurch den schärfsten Trennungsstrich zwischen Dichtung und Literatur. Die Lyrik scheidet aus. Im Drama das Gesellschaftsstück, das Konversationsstück, das Intriguenstück jeder Form, ernst und lustig: Scribe, Sardou, Labiche; abermals eine Gattung, der das Dichterische fehlt. Wie sagt doch Rivarol? C'est la prose qui donne l'empire à une langue, parce qu'elle est tout usuelle; la poésie n'est qu'un objet de luxe. Das Schwergewicht der französischen Literatur liegt so sehr in der Prosa, daß Faguet aus Verzweiflung Pascal und Bossuet „les deux grands poètes lyriques en ce temps infertile en poètes lyriques" nennt. (Faguet von allen zeitgenössischen Kritikern Frankreichs der unakademischeste, der von der klassizistischen Legende freieste.) Wenn man das Rhetorische, wie es sich gehört, ebenfalls zur Prosa rechnet, nicht zur Poesie, was bleibt dann eigentlich an dichterischen Werten der französischen Literatur vom 17. Jahrhundert an? Chénier, Musset, ein Teil von V. Hugo, Baudelaire, Atala und René von Chateaubriand, ein paar Gedichte von Lamartine, von Leconte de Lisle, Sully Prudhomme, Verlaine — und damit wird es schon beisammen sein. Selbst dieser reduzierte Bestand, an Dichtung verträgt es nicht, auf seine poetische Vollprozentigkeit hin allzugenau untersucht zu werden. Selbst in der Poesie strebt der Franzose instinktiv nach der Prosa.

Die großen Gegensätze:

Norm und Mode	Persönlichkeit
Rationalismus	Instinkt
das abstrakt sein sollende	das geschichtlich gewordene
doktrinäre Forderung	immanente Entwicklung
Fanatismus	Enthusiasmus
Logik	Intuition
konstruiert	organisch
programmatisch	absichtslos

Ein so moderner und verhältnismäßig vorurteilsloser Literarhistoriker wie der unlängst verstorbene Faguet nennt Racine einmal „proprement virgilien“ und fügt sofort hinzu: „il n'y a pas, sans doute, de plus grand éloge à faire d'un poète.“ Musset weiß er nicht höher zu loben als il s'apparenterait assez bien avec Horace et avec Tibulle“. Saint-Beuve hat recht: En France, on est presque naturellement bon latiniste: les hellénistes y sont rares. Gegenstück das ehrliche Eingeständnis Faguets über Shakespeare: „il sera toujours contesté dans ce pays.“ Oder seine Verdammung der Kindermärchen Perraults: „ils sont un reste di l'éducation stupide qu'on donnait autrefois aux enfants et sont les plus exécrables livres que l'on puisse mettre sous les jeunes yeux.“

Man stelle, um zu sehen, wie große Literatur aussieht: neben die französischen Moralisten Marc Aurel, Gracian, Lichtenberg, Schopenhauer, Emerson. Neben die französischen Dramatiker: die Griechen, Shakespeare. Neben französische Lyriker: Mörike, Eichendorff, die Droste, Barrett-Browning, Leopardi, das Wunderhorn, englische und italienische Volkslieder. Neben Balzac (an sich vielleicht der größte) auf der einen Seite Jean Paul, Keller, Stifter, auf der anderen Gogol, Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski. Neben Lesage auf der einen Seite Grimmelshausen, auf der anderen den Don Quixote.

Welches ist der französische Dichter, um dessentwillen allein schon es sich verlohnte französisch zu lernen, wie deutsch, um den Faust lesen zu können; italienisch, um Dante; englisch, um Shakespeare; griechisch, um Homer? Vielleicht Corneille, Racine, Molière? oder Musset, Hugo? Es ist keiner da.

Welches ist der französische Dichter, in dem sich der Geist, das Wesen seines Volkes konzentriert, wie das deutsche in Goethe, das englische in Shakespeare, das griechische in Homer? Es ist keiner da. Denn wenn Molière oder Lafontaine diesen Inbegriff darstellen würden, welches Armutszeugnis wäre das für das Volk!

Ich habe manchmal das Gefühl, als lasse sich über eine Literatur nur in der Sprache dieser Literatur schreiben, ungefähr wie man Mozart, Beethoven nur auf einem zeitgenössischen Instrument ganz herausbringt. Französisch würde ich das alles gedämpfter vorbringen, innerlich gemäßer, sachlich schärfer.

Ich überlege mir, wie ich nach Art des Simplizissimus eine neue Zeitschrift mit symbolischer Reklame taufen könnte, wäre ich ein junger spekulativer italienischer, englischer, schweizerischer usw. Verleger. Lionardo; Francesco; Palestrina — je nachdem. Robinson; Tom Brown; Puck, Pickwick (Hamlet wäre eine deutsche Zeitschrift); Odysseus, Achilleus; Sokrates; Epikur; Athene. Wieland; Hagen; Eckardt; Heliand; Hans Sachs; Hutten; Eulenspiegel; Rübezahl; Taugenichts; Hildebrand. Der Grüne Heinrich; Salander; Jürg Jenatsch. Französisch: Figaro; Gil Blas (beide existieren, beide keine Franzosen); Manon (vielleicht als Modejournal); Voltaire; aber ginge Tristan? Roland?? unmöglich! Warum? Gäbe es einen einzigen Namen Molières? Nein. Aber Mimi Pinson ginge sehr gut. Römisch: Cincinnatus; Cato; Roma; Cäsar; Vesta; Terminus; Aeneas hingegen völlig unmöglich. Ich könnte mir eine Zeitschrift Garibaldi denken oder Mazzini; Hindenburg; Hoffmann. Don Quixote; Cid. Was den Franzosen fehlt, sind die großen symbolischen Gestalten. Sie haben keinen Mythus; keine guten Titel; nichts schlagend Repräsentatives. Repräsentativ, aber verlegerisch unbrauchbar: Monsieur Jourdain; Monsieur Homais.

Vesuvio, Laguna, Vaticano, Quirinale; Parnaß, Olymp; Kyffhäuser, Brocken; Montsalvat — lauter Symbole; Mont Blanc ginge nicht einmal als alpine Fachzeitung. Allenfalls Montmartre; aber welch andre Ideenverbindungen!

Wenn durch den Schulbetrieb schon unser Verhältnis zu unseren sogenannten deutschen Klassikern vielfach zur Heuchelei wird, wie verlogen ist erst das des jungen Franzosen zu den seinen!

Eine Literatur aus zweiter Hand und zweiten Ranges. Viele feine Prosaiker, aber keine Literatur wird groß nur durch Prosaiker. Ersten Ranges sind die Inder, die Griechen, die Deutschen, die Engländer. Die französische ist Weltliteratur dem Einflusse, nicht der Qualität nach; wie die lateinische. Sie hat einen gewissen Wert für die Geistesschulung Heranwachsender, wie das Latein: weil sie leicht, klar, nicht tief ist. Englisch, Griechisch, Deutsch, werden gleich zu schwer. Ungefähr wie man Klavierspielen an Clementi und Kuhlau lernt, um später Bach und Beethoven zu spielen. Josef Hofmiller.

Die wirtschaftlichen Folgen des Friedens von Versailles.

Kurze Zeit nach Unterzeichnung des Friedens von Versailles erschien in England ein Buch, das wie wenig andere Veröffentlichungen der letzten Monate ein unerhörtes, immer mehr zunehmendes Aufsehen erregte. Es trug den Titel: „The Economic consequences of the Peace" und stammte aus der Feder des Nationalökonomen John Maynard Keynes. Schon die Vorrede zeigte, daß die Schrift eine Tat war. Der Verfasser teilt nämlich mit, daß er von seinem Posten als Vertreter des britischen Finanzministeriums im obersten wirtschaftlichen Rat zurückgetreten sei, „als es offenbar wurde, daß keine Hoffnung auf eine wesentliche Mäßigung der aufgestellten Friedensbedingungen mehr bestand". Das genannte Buch bedeutete also nichts anderes als einen Protest gegen das Werk von Versailles. Es hat seitdem in Amerika und den neutralen Ländern eine weitgehende Beachtung gefunden und der aufmerksame Beobachter konnte sogar in San Remo Spuren seiner tiefgreifenden Wirkung entdecken.

Wenn ich hier versuchen will, eine kurze Inhaltsangabe zu bringen, so muß ich mich natürlich auf das Notwendigste beschränken. Keynes' Arbeit ist in zweifacher Hinsicht von allergrößter Bedeutung: als historisches Dokument und als warnende Stimme. Nach beiden Seiten hin zeichnet es sich durch seltene Beweglichkeit der Darstellung, überlegene Selbständigkeit des Urteils und praktischen Scharfblick aus. Es ist frei von jeder Sentimentalität, nur ganz auf die Frage nach der Klugheit eingestellt, ein reiner Ausfluß jenes politischen Sinnes für das Nützliche, der die britische Nation von Jahrhundert zu Jahrhundert groß gemacht hat. Gesichtspunkte der Humanität und Gerechtigkeit finden nur insoweit Beachtung, als sie zugleich dem Vernünftigen entsprechen. Keine Lyrik, wie sie sich bei uns immer wieder in die Politik einschleicht, keine Leidenschaft, es sei denn die für die Erkenntnis des Tatsächlichen, Realen.

Die geschichtliche Darstellung der Konferenz von Versailles ist hinreißend und für uns Deutsche eine unerschöpfliche Fundgrube von Aufschlüssen über das, was im Höchsten Rat vorging, der über unser Schicksal den Vernichtungsspruch fällte. Schon gleich zu Anfang wird festgestellt: „Insoweit die wirtschaftlichen Hauptlinien des Vertrages eine geistige Idee repräsentieren, so ist dies die

Idee Frankreichs und Clemenceaus." Denn Clemenceau allein hatte ein festes Programm bei der Hand, das in allen Einzelheiten durchgearbeitet war. Er war den anderen an Bedeutung überlegen und seine Taktik war einfach, aber äußerst wirkungsvoll. Mit einem Kompromiß rechnend, hatte er immer die extremsten Forderungen bereit, die er aufstellte, um sie fallen lassen zu können um mit der Miene des Nachgiebigen zuletzt doch den Hauptvorteil für sich und sein Land einzustreichen. Seine Hauptgrundsätze für den Frieden waren geradlinig und klar. „In erster Linie glaubte er fest an die Ansicht vom Wesen des Deutschen, die besagt, daß der Deutsche nichts anderes als den Schreck verstehen kann, daß ihm Edelmut und Reue bei den Verhandlungen fehlen, daß es keinen Vorteil gibt, den er sich nicht zuschanzen will und keine Grenze für die Erniedrigung, die er für einen Gewinn auf sich zu nehmen bereit ist, daß er kein Ehrgefühl, keinen Stolz und keine Barmherzigkeit besitzt. Daher kann man nie mit einem Deutschen verhandeln oder Versöhnung mit ihm anstreben, sondern man muß ihm die Bedingungen diktieren. Auf keine andere Weise kann man ihm Respekt abzwingen oder ihn davon abhalten, einen zu betrügen. Aber es ist einem gewissen Zweifel unterworfen, in welchem Grade er diese Charakterzüge als besonders kennzeichnend für Deutschland ansah oder ob seine innerste Meinung über andere Nationen wesentlich verschieden war." Dieser kalte Gewaltpolitiker, der nur den Vernichtungsfrieden verlangte, wollte die Zeit hinter 1870 zurückschrauben und mit einem Federstrich die gesamte Entwicklung Deutschlands seit damals austilgen. „Das ist die Politik eines alten Mannes, dessen bestimmende Eindrücke und lebendigste Vorstellungen der Vergangenheit angehören und nicht der Zukunft."

Und gegenüber diesem Manne nun Wilson! Die Schilderung, die Keynes von ihm entwirft, gibt den Schlüssel zu vielen Rätseln des Spiegelsaales von Versailles. Blatt um Blatt pflückt er den ganzen stolzen Lorbeerkranz ab, der die Stirn des amerikanischen Präsidenten bei seiner Ankunft in Paris krönte. „Er war kein Held oder Prophet, ja nicht einmal ein Philosoph, sondern ein Mann mit hochherzigen Absichten, mit vielen Schwächen anderer menschlicher Wesen und ohne das beherrschende geistige Rüstzeug, das nötig gewesen wäre, um jenen verschlagenen und gefährlichen Zauberern die Stange zu halten, die ein gewaltsamer Streit der Kräfte und Persönlichkeiten als triumphierende Meister in dem raschen Spiel des Gebens und Nehmens zum Gipfel emporgeführt hatte und die sich nun Auge in Auge im Rate gegenübersaßen — das war ein Spiel, in dem er keinerlei Erfahrung besaß." Er war „unempfindlich gegen seine Umgebung" und spielte die Rolle „der blinden Kuh" in der Gesellschaft. Dieser „blinde und taube Don Quixote", der „einem Presbyterianer" glich, kam ganz unvorbereitet zum Verhandlungstisch und war „über die europäischen Verhältnisse nur schlecht unterrichtet". „Er hätte eine Predigt über irgend eine seiner Ideen halten oder ein herrliches Gebet zum Allmächtigen um deren Erfüllung emporsenden können, aber er konnte keinen Plan über deren konkrete Anwendung auf Europas jetzigen Zustand entwerfen." „Seine Seele arbeitete langsam und entbehrte der Fähigkeit, sich den Umständen anzupassen. Die Langsamkeit des Präsidenten unter den Europäern war beachtenswert." Da er nichts ausgedacht hatte, mit Ausnahme seiner 14 Punkte, arbeitete der Rat auf Grund französischer oder britischer Entwürfe und die Haupttaktik bestand darin, Wilson jedesmal zu überzeugen, daß die betreffenden Vorschläge in keinem Widerspruch zu den 14 Punkten standen. Zu diesem Zwecke wurden wahre Formulierungskunststücke vollbracht, deren letzter Sinn lediglich eine Übertölpelung des Präsi-

denten darstellten. Zum Beispiel erklärte man Danzig aus Achtung vor dem Nationalitätsprinzip für eine „freie" Stadt, die aber der polnischen Zollgrenze einverleibt wurde. Es gelang der teuflischen Taschenspielerei Clemenceaus und Lloyd Georges, Wilson in dem guten Glauben zu erhalten, daß er seinen Grundsätzen treu gehandelt habe. Als dann deutscherseits das Gegenteil behauptet wurde, geriet er in höchste Entrüstung; denn sein Gewissen war rein. Aus einem solchen Bewußtsein heraus wurde er zuletzt gegen die Deutschen, die ihn tadelten, ganz feindselig. Eine historische Farce wird hier enthüllt, von deren blutiger Komik sich kaum jemand eine Vorstellung machen konnte.

So kam jener Friedensvertrag zustande, über den Keynes folgendes Urteil fällt: „Er enthält keine Bestimmungen über Europas wirtschaftliche Erneuerung, nichts, um die besiegten Mittelmächte in gute Nachbarn zu verwandeln, nichts, um die neuen Staaten in Europa zu befestigen, nichts, um Rußland zu bekehren; ebensowenig fördert er irgendwie die wirtschaftliche Solidarität zwischen den Alliierten selbst; keine Maßnahmen wurden in Paris getroffen, um Frankreichs und Italiens ungeordnete Finanzen ins Gleichgewicht zu bringen, oder um das öffentliche Leben der Alten und der Neuen Welt zu regeln. Der Rat der Vier schenkte diesen Fragen keine Aufmerksamkeit, denn er war mit anderen Dingen beschäftigt — Clemenceau damit, das wirtschaftliche Leben seiner Feinde zu vernichten, Lloyd George damit, ein Geschäft zu machen und etwas heimzubringen, was eine Woche lang Bestand haben konnte, der Präsident Wilson damit, nichts zu tun, was nicht recht und richtig war."

Die Kritik, die der Engländer dem Friedenswerk im einzelnen zuteil werden läßt, bildet den Hauptinhalt seines Buches. Zunächst stellt er fest, daß der gesamte Vertrag als solcher einen Treubruch bedeutete: „Die Friedensbedingungen sollten (laut den Deutschland vor dem Waffenstillstand gegebenen Zusicherungen) in Übereinstimmung mit den Äußerungen des Präsidenten Wilson stehen und der Zweck der Friedenskonferenz war, ‚die Einzelheiten für deren Anwendung zu diskutieren'." „Nachdem Deutschland sich im Vertrauen auf das Abkommen hilflos gemacht hatte, forderte die Ehre der Alliierten ganz besonders, daß sie ihren Teil der Verpflichtungen erfüllten." „Den deutschen Kommentatoren fiel es nicht schwer zu beweisen, daß der Vertragsentwurf einen Bruch des gegebenen Versprechens und der internationalen Moral bedeutete — vergleichbar mit dem deutschen Vorgehen der Invasion in Belgien." „Aber" — und dieses Urteil ist für uns besonders wichtig — „die deutsche Delegation verstand es nicht, mit flammenden und prophetischen Worten diejenige Eigenschaft zu brandmarken, die die (in Versailles vorgenommene) Transaktion hauptsächlich von allen ihren Vorgängerinnen in der Geschichte unterscheidet — die Falschheit."

Das Verderblichste am Friedensvertrag erblickt Keynes in dessen wirtschaftlichen Bestimmungen, die er als die Grundlage zum unvermeidlichen Ruin Europas charakterisiert. Am schärfsten wendet er sich gegen den Umstand, daß die Kriegsentschädigung ihrer Höhe nach nicht festgesetzt ist und Deutschland durch die Wiedergutmachungskommission in ewige Sklaverei gestürzt werden soll. Als Nationalökonom weist Keynes nach, wie auf diese Weise der wirtschaftliche Wiederaufbau Mitteleuropas unmöglich gemacht und dem Bolschewismus langsam aber sicher der Boden geebnet wird. Wenn man heute mehrere Monate, nachdem das Buch erschienen ist, diese Ausführungen liest, erstaunt man über ihre prophetische Wahrheit. Alles ist vorausgesagt: Das Sinken der Valuta, nach Lenin das sicherste Mittel zur Verarmung der Bürgerklasse, das Emporschnellen der Preise, die Entwertung des Geldes, die Untergrabung der bis-

herigen Ordnung der Dinge. So vollzieht sich langsam aber sicher die gänzliche Verarmung Mitteleuropas — aber zugleich die der anderen europäischen Länder. Der Frieden von Versailles wird das Grab für alle, wenn nichts dafür geschieht, seine entsetzlichen Folgen zu bekämpfen.

Das letzte Kapitel in Keynes' Buch enthält Vorschläge zur Beseitigung des Unheils. Die unumgängliche Voraussetzung zur Besserung ist, daß die jetzigen Regierungen in den Ententeländern durch andere ersetzt werden. Dann kann das Werk der Umkehr beginnen. Das erste muß die Revision des Friedensvertrages sein. Als von Deutschland zu zahlende Summe nennt Keynes 2 Milliarden Pfund, von denen aber 500 Millionen für die auszuliefernden Handelsschiffe, den staatlichen Besitz in den abgetretenen Gebieten usw. in Abrechnung kommen sollen. Die restlichen 1500 Millionen sollen in jährlichen Raten von 1923 ab gezahlt werden. Im Anschluß hieran müssen die Alliierten einander ihre gegenseitigen Kriegsschulden erlassen. Der nächste Schritt wäre eine internationale Anleihe für die notleidenden Staaten in Europa und eine Valutareform. Als letzten Punkt stellt Keynes die Forderung auf, den wirtschaftlichen Wiederaufbau Rußlands zu beschleunigen und zu diesem Zwecke möglichst rasch zu veranlassen, daß deutsche Kaufleute und Ingenieure sich des ruinierten Landes annehmen, um es neu zu organisieren, weil sie die einzigen in der Welt seien, die dies könnten.

Das Buch schließt, indem es der Hoffnung Ausdruck verleiht, daß sich die neue Generation endlich eine eigene Meinung bilden möge, durch die das alte Übel beseitigt werden kann. Um hierzu beizutragen, sei die ganze Arbeit geschrieben. Es wäre falsch, wenn wir Keynes' Ausführungen als besonders vorteilhaft für uns ansehen würden. Von Deutschfreundlichkeit kann bei dem britischen Schriftsteller nicht die Rede sein. Immer wieder betont er selbst, daß allein die Klugheit seine Erwägungen leite und das ist auch tatsächlich der Fall. Aber — wir müssen sagen — um so mehr haben wir allen Grund, sein Buch zu beachten. Keynes gleicht einem Arzte, der Europa die Diagnose stellt. Und als solcher gelangt er zu dem Ergebnis, daß der gesamte Organismus dem Verderben geweiht ist, wenn ein wichtiger Teil desselben, nämlich Mitteleuropa, zum Absterben verurteilt wird. Gerade wir können von dem unerbittlichen Beobachter unserer Lage lernen und der aufmerksame Leser wird begreifen, wie ernst diese Lage ist, wenn sogar ein Engländer aus wohlverstandenem eigenen Interesse ihre Besserung verlangt. Friedrich Stieve.

Zur Beurteilung der französischen Kriegführung.

In seinen Bemerkungen „Zur Beurteilung der deutschen Kriegführung" erkennt Professor F. W. Förster an, daß „auch die Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich ihre tieftraurigen Kapitel" hat. „Aber", fügt er hinzu, „es handelte sich hier immer nur um einzelne Kommandanten, nicht um Akte der Heeresleitung."

Diese Försterſche Ansicht ist irrig, und da derartige Äußerungen von der feindlichen Propaganda — die ja nicht erst mit dem Kriege eingesetzt und die keineswegs mit dem Frieden ihren Abschluß gefunden hat — als wertvolle Waffen in ihrem Feldzuge zur dauernden moralischen Vereinsamung Deutschlands verwendet zu werden pflegen, kann ihr nicht laut und nachdrücklich genug widersprochen werden.

Einmal: nicht einzelne Kommandanten haben in der Behandlung deutscher Kriegsgefangenen Völkerrecht, Verträge und Menschlichkeit verletzt und mißachtet,

sondern die überwältigende Mehrzahl der im Gefangenendienst tätigen Offiziere und der für die Zustände in den Lagern und auf den Arbeitskommandos verantwortlichen Persönlichkeiten hat gleiche Schuld auf sich geladen. Aus nahezu allen Offiziers- und Mannschaftslagern und selbst den Hospitälern und Lazaretten kommen dieselben Klagen und Anklagen, belegt und beschworen. Manche Vorfälle mögen den höheren Stellen verborgen geblieben sein; vielfach aber sind die maßgebenden Instanzen, die den Generalkommandos beigegebenen Regional-Offiziere für das Kriegsgefangenenwesen, unterrichtet gewesen und haben die Übergriffe ihrer Untergebenen gedeckt und gebilligt oder wenigstens zugelassen und geduldet. Diese Ausschreitungen waren nicht Ausnahmen, sondern Regel; der Staat hat sie geduldet, er hat sie nicht geahndet; noch heute, wo zum Beispiel in der auf amtlichem Material beruhenden Veröffentlichung „Deutsche Kriegsgefangene in Feindesland" weit über anderthalbhundert Namen mit allen Einzelheiten genannt worden sind, hat man nichts von einem Ermittlungsverfahren, geschweige denn von disziplinarischen und strafrechtlichen Maßnahmen Frankreichs gehört. Dadurch hat sich, nach herrschender völkerrechtlicher Auffassung, der Staat dieser Vergehen mitschuldig gemacht. So sagt Zitelmann („Der Krieg und das Völkerrecht" in „Deutschland und der Weltkrieg"), daß unter Umständen mittelbar auf die Schuld des Staates zu schließen ist: „Je häufiger die Fälle der Ausschreitungen durch einzelne sind, je mehr sie aufhören, bloße Ausnahmen zu sein, je länger die Untätigkeit des Staates ihnen gegenüber dauert, desto mehr ist der Schluß berechtigt, daß diese Ausnahmen auf Anordnung höherer Stellen zurückzuführen sind. . . Der Staat ist aber auch dann schuldig, wenn er es unterläßt, völkerrechtswidrige Handlungen einzelner Personen, Soldaten oder Nichtsoldaten, wo sie für die Zukunft drohen, durch zweckentsprechende Anordnungen zu verhüten, wenn er sie also fortdauernd duldet. Der Staat macht sich ferner mitschuldig, wenn er gegen die geschehenen Verletzungen nicht einschreitet, sie nicht strafrechtlich ahndet."

Aber auch unmittelbar — um mit Förster zu reden, „durch Akte der Heeresleitung" — hat sich der Staat selbstschuldig gemacht. „Was ist gemeint, wenn wir von einer Schuld des Staates selbst im Gegensatz gegen die Schuld einzelner reden? Handlungen des Staates sind schließlich auch immer die Handlungen einzelner. Wir sehen aber den Staat selbst als schuldig an, wenn die Personen, die den Staat leiten, die als höchste Führer seiner Politik und seines Heeres die letzten Entschlüsse zu fassen haben, kurz, wenn seine Feldherren und Amtsherren in dieser ihrer Eigenschaft den Rechtsbruch begehen." (Zitelmann, a. a. O.) In diesem Sinne hat sich der Staat schuldig gemacht durch die von der Heeresleitung angeordneten Gefangenenverhöre an der Front, in denen systematisch durch Bedrohung mit Erschießen, durch Mißhandlungen, durch Aushungerung Aussagen erpreßt und abgenötigt wurden. Mag sein, daß manche Nachrichten-Offiziere über die erteilten Instruktionen hinausgingen; aber schon diese Instruktionen überschritten die Grenzen des Zulässigen. Er hat sich schuldig gemacht durch teilweise Zurückhaltung der Guthaben der zur Entlassung kommenden Deutschen. Er hat sich schuldig gemacht durch die zwangsmäßige Heranziehung der Gefangenen zu Arbeiten in Kriegsbetrieben. Er hat sich schuldig gemacht durch die Verweigerung des rechtmäßigen Lohnsatzes, der für Militärpersonen des französischen Heeres bei Ausführung der gleichen Arbeit galt und an dessen Stelle die Gefangenen einen Tagelohn von zwanzig Centimes bei elf- und zwölfstündiger Arbeitszeit erhielten. Diese Verstöße gegen Völkerrecht und Völkersitte sind von den höchsten Behörden — Kriegsminister, Heeresleitung, Unterstaatssekretariat für Militärgerichtsbarkeit — befohlen worden.

Und von den höchsten Behörden, bürgerlichen und militärischen, von der Regierung und dem Armee-Oberkommando, sind die drei schmählichsten Maßnahmen verfügt worden, die die Kriegsgefangenen-Geschichte der Neuzeit überhaupt kennt: die Überführung der Kriegsgefangenen nach Afrika, die Beschäftigung der Kriegsgefangenen in der Feuerlinie, die Festhaltung der Kriegsgefangenen bis zum Frühjahr 1920.

Die Deportation von zehntausend deutschen Soldaten in zum Teil hochgradig gesundheitsgefährdende Gegenden Korsikas, Marokkos, Algeriens und Tunesiens ist von der französischen Regierung auf Vorschlag des Kriegsministers im Herbst 1914 im Einverständnis mit der Heeresleitung beschlossen worden. Eine Vergeltungsmaßnahme für „die sinnlosen Härten der deutschen Oberleitung gegenüber der französischen Bevölkerung in Nordfrankreich", von denen Förster als verhängnisvoll auf die Gefangenenbehandlung zurückwirkend spricht, kam zu jener Zeit nicht einmal als Vorwand, geschweige denn als Grund, in Frage. Ebensowenig kann von einem Notstand die Rede sein, da kein Mensch behaupten kann, diese Maßregel sei zum Schutz und zur Selbsterhaltung unvermeidlich gewesen. Auch als unerläßliche Sicherungsmaßregel im Sinne des Art. 5 der Haager „Ordnung der Gesetze und Gebräuche des Landkriegs" kann diese Massenüberführung nicht angesehen werden. Zutreffend stellt die oben schon erwähnte Denkschrift „Deutsche Kriegsgefangene in Feindesland" (Band I) fest, daß unsere Landsleute in Afrika zu Arbeiten verwendet wurden, „die in diesen Ländern nur für Eingeborene üblich sind, und zwar in Gegenden, deren Klima die Gesundheit der Gefangenen gefährdete, unter Lebensverhältnissen, welche für Europäer unverhältnismäßig hart waren. Die Unterkunft, die Ernährung und die Disziplinarstrafen in den afrikanischen Zeltlagern waren mit der völkerrechtlichen Vorschrift, daß die Kriegsgefangenen menschlich behandelt werden sollen, unvereinbar. Die französische Regierung verletzte hierdurch außerdem einen Grundsatz, den schon vor der französischen Revolution der Vertrag Friedrichs des Großen mit den Vereinigten Staaten von Amerika feierlich anerkannt hatte, nämlich, daß Kriegsgefangene nicht in Kolonien verbracht werden sollten". Ähnliches gilt für die seit Oktober 1914 an die Ostküste Korsikas überführten tausend Deutsche und ihre Verwendung in einer Gegend, „die durch ihre Typhus- und Malariaepidemien in Frankreich berüchtigt ist und mit deren Gesundheitsgefährlichkeit sich wenige Jahre vor dem Kriege, im Jahre 1911, der französische Senat beschäftigt hatte". Die französische Regierung und die Generalkommandos wie die Zivilbehörden der nordafrikanischen Kolonien und Schutzländer tragen tatsächlich, moralisch und rechtlich für diese Verschickungen und die furchtbaren Verluste an Menschenleben und Gesundheit, die ihre vorherzusehenden Folgen waren, die volle Verantwortung.

Die alleinige und volle Verantwortung fällt auf die Regierung, vor allem auf das Kriegsministerium und sein Unterstaatssekretariat für Militärjustiz (dem, bezeichnenderweise, die Kriegs- und die Strafgefangenen unterstanden), wie auf die Heeresleitung auch für die Beschäftigung und Behandlung der deutschen Kriegsgefangenen im Operationsgebiet und in der Feuerlinie. Der Schreiber dieser Zeilen hat selbst zu den Tausenden und Abertausenden gehört, die 1916 hinter der Verdunfront im Schußbereich der deutschen Artillerie unter den unsagbarsten Verhältnissen monatelang festgehalten wurden. Die Arbeiten in der Kampfzone, also unter Lebensgefahr, standen — entgegen Art. 6 des Haager Abkommens — vielfach in unmittelbarer Beziehung zu den Kriegsunternehmungen; sie waren vom Oberkommando der zweiten Armee im Einvernehmen mit dem Kriegsminister befohlen. Die zwölfstündige Arbeitszeit, der Arbeitszwang auch an Sonntagen, die Vorenthaltung jeder Löhnung, die

Nichtaushändigung heimatlicher Geldsendungen: alles das geschah auf ausdrücklichen Befehl der höchsten Dienststellen. Unter den Augen der Generäle des A. O. K. II, das dort seinen Sitz hatte, herrschten in Souilly (Departement Meuse) Zustände, für deren Wertung kein Wort scharf genug ist. Die französische Regierung war unterrichtet; sie ging achselzuckend über alle Beschwerden und Einsprüche zur Tagesordnung über. In diesen Schreckenslagern hinter der Front sind unsere Landsleute in unheimlicher Zahl zugrunde gegangen, viele buchstäblich verhungert (wie in Candor), viele der Gleichgültigkeit der Ärzte, manche den Geschossen der deutschen Artillerie erlegen. Ich wiederhole: Regierung und Heeresleitung haben diese Stätten des Elends errichtet. Es hat entschiedenster Gegenmaßnahmen deutscherseits bedurft, um die französische Regierung zur Achtung vor Selbstverständlichkeiten zurückzuführen.

Und wenn Professor Förster in seinem Bestreben, dem gegnerischen Standpunkt gerecht zu werden, manches übersehen möchte, was ihn hätte stutzig machen müssen — eines kann er nicht aus Betrachtungen zur Kriegsgefangenenfrage ausschalten: die völkerrechtswidrige *Verlängerung der Kriegsgefangenschaft* bis in den Februar und März dieses Jahres hinein. Völkerrechtswidrig, weil nach Art. 20 der Landkriegsordnung die Kriegsgefangenen nach dem Friedensschlusse binnen kürzester Frist in ihre Heimat entlassen werden sollen. Völkerrechtswidrig, weil durch keine militärische oder staatliche Notwendigkeit geboten. Völkerrechtswidrig, weil mit dem Grundsatz der menschlichen Behandlung nicht vereinbar. An diesem Festhalten der Kriegsgefangenen — und hunderte werden, weil kriegsgerichtlich bestraft, noch heute festgehalten, auf Grund von Prozessen und Urteilen, die man auch zur Beurteilung der französischen Kriegsführung heranziehen muß! — scheitern alle Versuche, die Regierung Frankreichs von dem Vorwurf zu entlasten, im Kriegsgefangenentum eine neue Ära der Sklaverei heraufgeführt zu haben. Auch bei der Hinauszögerung der Befreiung und Heimsendung handelt es sich um Akte von Regierung und Heeresleitung.

Es geht wirklich nicht an, irgendwelche untergeordnete Organe, die freilich unser hartes Los noch um ein Beträchtliches verschlimmert haben, für diese Härte selbst verantwortlich zu machen. Diese Härte — nicht die im Schicksal, gefangen zu sein, liegende, sondern die in der grausamen Erschwerung dieses Geschicks bestehende — verdanken wir der französischen Regierung und der französischen Heeresleitung und dem von beiden befolgten System, das bei den verschiedenen Kriegsregierungen von Viviani bis Millerand, unter allen Armeeführern von Joffre bis Foch dasselbe blieb und sich im Unterstaatssekretär Ignace, dem Leiter des ganzen Gefangenenwesens, verkörperte. Vergessen und verschweigen kann man allerdings nicht, daß mit verschwindenden Ausnahmen die Presse und die Parlamente jeder Verschärfung unserer Behandlung, jeder Verschlechterung unserer Lage, jedem neuen Rechtsbruch zustimmten und vielfach geradezu zu solchen Maßnahmen aufforderten; und wenn auch dankbar der zeitweise menschlicheren und schließlich vom System Ignace entschlossen abrückenden Haltung der Sozialisten gedacht sei, so ist doch gewiß, daß sich vielen unter uns die schmerzliche, enttäuschende Überzeugung aufgezwungen hat, daß für Frankreich ein Wort aus dem mehrfach angeführten Aufsatz Zitelmanns Geltung hat, das da lautet: „*Solche Taten sind, je mehr sie sich häufen und je höher gestellt die Täter sind, auch ein Zeichen für den allgemeinen sittlichen und rechtlichen Tiefstand des fremden Heeres oder der fremden Beamtenschaft und damit des ganzen fremden Volkes, für seinen Mangel an kultureller Erziehung.*“ Dr. Hans O. Simon.

Im Lande der Schurken.

So heißt der Titel eines Buches, das der französische General de Tournade über seine Erlebnisse in deutscher Gefangenschaft veröffentlicht hat. Wir lasen es während unserer Gefangenschaft und hörten, daß u. a. schon die Verweigerung eines Spiegelschrankes für das Zimmer eines gefangenen Generals und die Vergitterung der Fenster in den Räumen der Offiziere unerhörte deutsche Schurkereien sind. Auf ähnlicher Linie bewegen sich die übrigen, leidenschaftlich vorgetragenen und mit nichtswürdigen Beschimpfungen deutschen Menschentums überladenen Klagen und Anklagen des Herrn Generals. Uns aber drängte sich während des Lesens der wehmütige Wunsch auf, im „großmütigen und edlen" Frankreich ebenso behandelt zu werden, wie Herr de Tournade „im Lande der Schurken". Dem Pamphlet des Generals stelle ich das Buch seines Landsmannes, des einfachen Soldaten Maurice Wullers, gegenüber, der unter dem Titel „Dans la Mêlée" über drei Jahre Kriegsgefangenschaft in Deutschland berichtet, dessen Vorwort ich hierher setze: „Meinem Bruder, dem württembergischen Soldaten, dessen Namen ich nicht weiß, der mir am 30. Dezember 1914 im Bois de Gruerie das Leben rettete, indem er von seiner mörderischen Absicht abstand, dem Freunde Leonhard Helm, der im Lager von Darmstadt wie ein guter Vater für mich sorgte, und den Kameraden Ehrhard, Albert Kiefer und Karl Biesinger, die menschenfreundlich wie mit einem Freunde mit mir sprachen; ohne die vielen anderen Braven zu nennen, deren Namen ich mich nicht mehr entsinne, allen diesen widme ich dieses Buch!"

Ich bezweifle, daß es auch nur einen einzigen ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen gibt, der einem Buch über seine Erlebnisse in französischer Gefangenschaft ein solches Vorwort geben könnte.

Charakteristisch für den Vergleich zwischen deutscher und französischer Art der Gefangenenbehandlung ist das Verhalten der zuständigsten Beurteiler, der Heimgekehrten selbst. Während die deutschen Heimkehrer, geladen mit Wut und Verbissenheit über die scheußlichen Roheiten, ja Mordtaten, die schmachvolle Mißhandlung, die raffinierten Peinigungen und demütigenden Kränkungen, denen sie wehrlos ausgesetzt waren, ihr Vaterland erreichen, haben die Franzosen über den Aufenthalt in Deutschland keine wesentlichen Klagen. Das ist das Resultat zahlreicher Unterhaltungen, welche ich mit zurückgekehrten ehemaligen französischen Kriegsgefangenen führte und eine Erfahrung, die ich von allen deutschen Kameraden, die mit aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Franzosen in Berührung kamen, bestätigt gefunden habe. Wohl wurden Klagen über knappe Verpflegung in den deutschen Lagern vorgebracht, aber stets mit dem Zugeständnis, daß die Gründe in der schwierigen und knappen allgemeinen Ernährungslage und nicht in absichtlicher Peinigung der Gefangenen zu suchen seien. Zudem befand sich nur ein geringer Bruchteil der Gefangenen in Lagern; die erdrückende Mehrheit war in industriellen und landwirtschaftlichen Betrieben untergebracht, wo die Ernährung als ausreichend, zum Teil sogar als sehr reichlich geschildert wurde. Über Unterkunft hörte ich nur ganz vereinzelt klagen, war aber Zeuge und in gleicher Weise wurde es mir von Kameraden bekräftigt, wie heimgekehrte französische Kriegsgefangene ihrem Erstaunen über die menschenunwürdige Unterbringung der deutschen Kriegsgefangenen Ausdruck gaben.

Volle Bestätigung fanden die Berichte der französischen Kriegsgefangenen in ihrem und der Zivilbevölkerung Verhalten gegenüber den deutschen Kriegsgefangenen. Meine und meiner Kameraden Beobachtungen stimmen auch hier

durchwegs vollkommen überein. Mannschaften wurden vorher fast überall bei ihren Gängen zur Arbeit von der Zivilbevölkerung unflätig beschimpft und mit Steinen und Kot beworfen. Mit der Rückkehr der französischen Gefangenen und dem Bekanntwerden der Wahrheit über ihre Behandlung in Deutschland schlug die Stimmung plötzlich um. Beschimpfungen und tätliche Angriffe hörten auf, ja, man erwies vielfach dem deutschen Gefangenen menschliche Teilnahme und beschenkte ihn sogar zuweilen mit Zigaretten und Lebensmitteln. Der gleiche Umschwung vollzog sich in der Haltung des Pflegepersonals der Lazarette, wo verwundete und kranke Deutsche lagen; auch hier folgte mit der Verbreitung der uns günstigen Wahrheit der bis dahin herzlosen Roheit, zwar nicht überall, aber doch zum Teil, die Behandlung, die für menschlich Fühlende selbstverständlich ist; und dies stets unter Berufung auf die Berichte der Zurückgekehrten.

Noch deutlicher trat die Veränderung da zutage, wo zurückgekehrte kriegsgefangene Mannschaften und Offiziere als Wachen, Aufsichtsführende oder Befehlshaber verwendet wurden. Beabsichtigt war diese Wirkung freilich von den französischen Behörden nicht. Denn, wo sich Gefangene über Brutalitäten oder Übergriffe der Wachen beklagten, bekamen sie die stereotype Antwort: „Wartet nur, bis die Gefangenen zurück sind, die wir sämtlich in den Gefangenenlagern verwenden werden, damit sie sich für alles, was sie in Deutschland erduldet haben, an euch rächen; dann wird es euch noch ganz anders ergehn."

Doch gerade das Gegenteil erfolgte. Diese ehemaligen Gefangenen rächen sich nicht an den Boches. Einfach deshalb, weil sie nichts zu rächen haben; vielmehr sind sie überwiegend freundlich, ruhig und menschlich. Sie wollen, wie sie sagen, damit allerdings Vergeltung üben, aber für die menschenfreundliche Behandlung, die sie in Deutschland gefunden haben. Als ich — ich war Regimentsarzt — mit sieben Kollegen im Mai 1919 quer durch Frankreich transportiert wurde, waren unsere vier Mann Eskorte ehemalige Kriegsgefangene. Der Führer, ein Sergeant, erklärte mir beim Antritt der Reise sofort: „Wir vier waren mehrere Jahre in Deutschland gefangen, wurden überall menschlich, meistens sogar mit großer Freundlichkeit behandelt, wir sind ohne jeden Haß zurückgekehrt. Als Dank für unsere Behandlung in Deutschland werden wir uns bemühen, Ihnen auf dem Transport jede Erleichterung zu verschaffen, zu welcher wir imstande sind." Er und seine Leute haben dieses Versprechen redlich gehalten, sich überall, auch gegen bösartige Bahnhofskommandanten, für uns eingesetzt. Verschiedentlich auch sehr gut gekleideten Damen, die ihren Patriotismus dadurch kundgaben, daß sie uns die Zunge herausstreckten, ihr Benehmen mit scharfen Worten verwiesen. Bezeichnend war ferner auf diesem Transport, daß während der Fahrt und auf den Umsteigestationen überall Gruppen von französischen Soldaten sich zu uns gesellten, sich als ehemalige Gefangene vorstellten, um uns von ihrem Aufenthalt in Deutschland durchaus Gutes zu erzählen. Sie wüßten genau, so sagten sie, daß bei ihnen die Gefangenen sehr schlecht behandelt würden. Falls sie aber in Gefangenenlagern verwendet würden, sollte kein Deutscher sich über sie zu beklagen haben.

Ist nun diese ganz verschiedene Stimmung der deutschen und französischen Heimkehrer aus dem verschiedenen Charakter der Völker zu erklären? Etwa derart, daß des Deutschen Haß tiefer sitzt? Daß es ihm schwerer wird, die erlittene Unbill zu vergessen und daß der Franzose geneigt ist, das Verhalten des Feindes milder zu beurteilen? Diese Fragen stellen, heißt sie ob ihrer Widersinnigkeit belächeln. Nein! Ich behaupte und werde es beweisen, daß von allen kriegführenden Nationen keine ihre Gefangenen so bewußt und grundsätzlich

niederträchtig behandelt hat wie die französische. Es liegt im Wesen des Krieges und seiner Begleiterscheinungen, daß auf allen Seiten eine geringere oder größere Anzahl von harten, rohen und vom Machtkitzel befallenen Menschen sich Übergriffe gegen Gefangene zuschulden kommen lassen. Mir liegen darüber eine große Anzahl von eidlich bekräftigten Aussagen deutscher Gefangener aus allen feindlichen Ländern vor. Ich gebe auch zu, daß Deutschland hierin keine Ausnahme macht. Während aber die Gefangenen aus fast allen Ländern auch hier und da von durchwegs guter Behandlung zu erzählen wissen, ergibt sich in Bezug auf Frankreich das durch keine Ausnahme gestörte übereinstimmende Bild bitterer und zorniger Anklagen jedes Einzelnen gegen die empörenden Niederträchtigkeiten, deren er ausgesetzt war. Unter allen schriftlichen und mündlichen Darstellungen — es sind ihrer Tausende — findet sich keine einzige, die eine durchweg auch nur anständige und würdige Behandlung bekunden könnte. In keinem anderen Lande hat die grundsätzliche Aufpeitschung niederster Instinkte, wie sie von der französischen Regierung, allen Behörden, Presse, militärischen Vorgesetzten usw. geübt wurde, solche Triumphe gefeiert wie in Frankreich. In keinem Lande haben sich die Weisungen der Behörden, die gegenseitige Aufreizung zu Gewalttaten, die bösartig gehässige und grausame Wesensart des Volkes so zu einem lückenlosen System sadistischer Quälereien der Gefangenen verbunden, wie in Frankreich. Wer die Geschichte der französischen Revolution kennt, weiß, welch grenzenlos bestialischer Grausamkeit der im Haß erblindete Franzose fähig ist. Der Weltkrieg hat ihm Gelegenheit gegeben, zu beweisen, daß er sich seit 1789 nicht geändert hat.

Wiederum ist es das Zeugnis von Franzosen, welches das Urteil über ihre Eigenart erhärtet. Ein Beispiel: Ein deutscher Gefangener wird von einem französischen Posten, dem er nicht rasch genug arbeitete, mit Kolbenstößen roh mißhandelt und durch einen Faustschlag vor den Magen in einen Granattrichter geschleudert. Er weiß, daß dieser Posten nach seinem eigenen Geständnis als Kriegsgefangener in Deutschland sehr gut behandelt wurde. Als Chauffeur bei einem Münchner Professor verwendet, hat er dort allerlei Annehmlichkeiten erfahren, er wurde sogar in Gasthäuser, Kinos und Theater mitgenommen. Der Deutsche wirft dem Franzosen daraufhin Undankbarkeit vor und erhält die Antwort: „Ja, ihr dummen Boches, wißt eben nicht, wie man Gefangene behandeln muß!“ Ein weiteres Beispiel (welches ich dem sehr lesenswerten Aufsatz von Franz Arens [Der neue Merkur, März 1920] „Französische Intellektuelle und deutsche Kultur“ entnehme): In seinem Buche „L'Allemand“ legt Jaques Rivière Zeugnis ab, wie ihm ganz und gar wider den Strich geht, daß die Deutschen einen wiedereingefangenen Entsprungenen so nett aufnehmen und zu ihm sagen: „man verstehe ja, daß er den Wunsch habe loszukommen, aber Krieg sei eben Krieg“. „Wir Franzosen“, ruft Rivière aus, „würden so einen Kerl, der unsere Befehle mißachtet hat, ganz anders anbrüllen: ‚Dans la certitude de notre fait.‘“ (In dem Gefühl der Berechtigung unseres Standpunktes.) Rivière kennt seine Landsleute. Sie haben die entsprungenen Gefangenen nicht nur angebrüllt, sondern unmenschlich geprügelt, mit Fäusten, dem Säbelknauf, dem Revolvergriff ins Gesicht geschlagen, zu Boden geworfen, mit genagelten Soldatenstiefeln auf seinem Körper, das Gesicht inbegriffen, herumgetrampelt usw., ja nach seiner Einlieferung von vorne auf ihn geschossen. Ich habe einen dieser Unglücklichen gesehen, der bei seiner Aufnahme ins Lazarett von zwei Mann geführt werden mußte und dessen Gesicht eine ein-

zige Geschwulst bildete, so daß er buchstäblich nicht aus den Augen sehen konnte.

„Wie die Franzosen Kriegsgefangene zu behandeln verstehen", darüber besitze ich außer meinen eigenen Erlebnissen ein erdrückendes Material, welches sich seit meinem Aufruf in Heft 7 der Süddeutschen Monatshefte täglich vergrößert. Auf meine Aufforderung, im Interesse unbefangener Darstellung auch günstige Berichte einzusenden, habe ich, im Gegensatz zu Berichten aus England, Amerika, Rußland und Italien, aus Frankreich nicht einen einzigen dieser Art erhalten. Dieses Material wird in seiner Gesamtheit der Öffentlichkeit zugängig gemacht werden; für heute begnüge ich mich mit dem Typischen.

In unzähligen Fällen sind deutsche Gefangene nach ihrer Gefangennahme in völlig wehrlosem Zustande, umgeben von französischen Wachmannschaften, ohne jeden Grund kaltblütig ermordet worden. Unter diesen feigen Mördern befindet sich nachweisbar eine beträchtliche Anzahl von Offizieren. Man hat zugelassen, daß die Leichen deutscher Soldaten von farbigen Hilfstruppen verstümmelt wurden. Ich lasse auch hier einen Franzosen sprechen, den gewesenen Frontkämpfer Vaillant-Couturier, der schreibt: „Ich habe Offiziere gekannt, die sich rühmten, deutsche Kriegsgefangene niedergeschossen zu haben, lediglich um ihre Revolver zu probieren. Ich habe die feindlichen Leichen, die unsere schwarzen Soldaten verstümmelt haben, gesehen; ich weiß die Namen von Offizieren, welche deutsche Kompagnien, die gefangen und entwaffnet waren, niederschießen ließen und welche für diese Greueltaten befördert und ausgezeichnet worden sind." Nur einen Bericht von vielen, der diesen Punkt betroffen, will ich hier hervorheben: „Einem französischen Offizier werden zwölf gefangene Bayern vorgeführt. Er frägt sie nach ihrer Landesangehörigkeit und auf die Antwort ‚Bayer' schießt er auf einen Meter Entfernung elf dieser Unglücklichen durch die Stirne, während den Zwölften ein französischer Soldat noch rasch wegreißt."

Folgendes etwa war der Leidensweg der deutschen Gefangenen: Zuerst erfolgte eine schamlose Plünderung der Gefangenen; man nahm ihnen an der Front alles ab, was irgendeinem Franzosen begehrenswert erschien; Uhren, Geld, Schmucksachen, Brieftasche usw. Bei dem Abtransport durch die französischen Linien begann das erste Ausfragen in rohem und verletzendem Ton und von groben Mißhandlungen für die begleitet, die keine oder unbefriedigende Auskunft erteilten. Fußtritte, Faustschläge, Hiebe mit der Reitpeitsche waren die Mittel, mit denen die Franzosen gewohnt waren, ihrem Unmut Luft zu machen. Auch Offiziere wurden bei solchen Gelegenheiten schwer mißhandelt. Man beachte, daß die Ausfrager durchwegs Offiziere waren.

Die Behandlung seitens der wirklich kämpfenden Truppen war indessen demgegenüber, was nachher folgte, relativ anständig gewesen. Vielfach hatten diese sich in der Tat menschlichen Benehmens, abgesehen von der Plünderung, befliſſen. Sofort jedoch nach dem Passieren der Artilleriestellungen brach ein wahrer Hexensabbat los. Überall tritt die gleiche Erscheinung zutage. Mit der Entfernung von der kämpfenden Front sich steigernd, beginnt, anfangend bei den Kolonnentruppen, ein Trommelfeuer von unflätigen Beschimpfungen, Stein- und Kotwürfen, körperlichen Mißhandlungen jeder Art seitens Militär und Zivil. Damen der Gesellschaft verschmähten es nicht, wehrlose Gefangene anzuspucken und zu schlagen. Bürgerfrauen und Mädchen drehen sich herum und zeigen den vorbeiziehenden Gefangenen ihren entblößten H..... Amerika-

niſche Soldaten, die einen Transport deutſcher Gefangener führen, auf welchen von der Zivilbevölkerung von einer Anhöhe herab ſchwere Steine geſchleudert werden, übermannt die Empörung! Sie feuern, töten 7 und verwunden 23 dieſer Scheuſale. Im erſten Sammellager wird die Ausplünderung gründlich vollendet. Alles, bis auf das letzte Taſchentuch, wird den Gefangenen abgenommen. An Mißhandlungen und raffiniert erſonnenen Demütigungen fehlt es auch hier nicht. Beim Transport werden die Gefangenen in einer aller Menſchlichkeit Hohn ſprechenden Weiſe befördert, das Publikum ſtürzt ſich auf Halteſtellen wütend auf die Gefangenen, beſchimpft und prügelt ſie, gleichgültig ob geſund oder verwundet. Verwundeten werden die Verbände abgeriſſen, die Haare gerauft; ſie werden geſchlagen, bis ſie blutend bewußtlos liegen bleiben. Die franzöſiſche Begleitmannſchaft verhält ſich teilnahmslos, wenn ſie nicht gar, wie es häufig geſchehen iſt, die Bevölkerung zu Mißhandlungen aufſtachelt. Während der langen Märſche, welche die Gefangenen nach ihrer Gefangennahme — bis zu 30 Stunden — auszuführen haben, wird ihnen jede Verköſtigung, auch ſogar gegen Bezahlung, verweigert. Eine ganze Reihe von mir bekannten franzöſiſchen Armeebefehlen verbieten ausdrücklich, den Gefangenen auch nur einen Trunk Waſſer zu verabreichen. Wer auf dem Marſche vor Entkräftung zuſammenbricht, wird mit Fußtritten, Kolbenſchlägen uſw. zum Weitergehen eingeladen, wenn auch das nichts hilft, in vielen Fällen der Einfachheit halber mit dem Bajonett niedergeſtochen.

Die Behandlung in den Lazaretten bildet dazu eine würdige Ergänzung. Häufig weigern ſich Schweſtern und Krankenwärter, Deutſche zu pflegen. Unerhörte Beleidigungen und Tätlichkeiten ſind hier an der Tagesordnung. Eine Krankenſchweſter gibt den deutſchen Verwundeten den Rat: „Haſt Du Hunger, ſo ſinge ‚Deutſchland, Deutſchland über alles!‘ Haſt Du Durſt, ſo ſinge ‚Die Wacht am Rhein!‘“ Eine Rotekreuzſchweſter geht in ihrer Schamloſigkeit ſo weit, daß ſie, auf die flehende Bitte eines Schwerverwundeten um Waſſer, ihr Kleid aufhebt und ihm zuſchreit: „Hier iſt Waſſer, von dem kannſt Du dreckiger Boche trinken.“ Schmerzensſchreie Schwerverwundeter beim Verbandwechſel oder bei operativen Eingriffen werden von Ärzten und Pflegeperſonal mit hämiſchem lautem Gelächter begleitet. Ein Univerſitätsprofeſſor aus Lille, ruft den Deutſchen zu: „Was hindert mich, euch Boches ſo viel Morphium zu geben, daß ihr nicht wieder aufwacht?!“ Die hygieniſchen Zuſtände in den Lazaretten ſpotten meiſtens jeder Beſchreibung. Verwundete und Kranke werden halbgeheilt entlaſſen, ungeachtet ihres Zuſtandes zur Arbeit angetrieben und gehen zu Tauſenden zugrunde.

Ein beſonders trübes Kapitel bietet die Betrachtung des Lebens in den Gefangenenlagern und an den Arbeitsſtätten. Alles, was verwilderte Menſchen an Unflätigkeit, Grauſamkeit und Entehrung erſinnen können, wird ihnen angetan! Man verbietet — wie übrigens von engliſchen und amerikaniſchen Beobachtern beſtätigt wird — in kälteſter Jahreszeit den arbeitenden Gefangenen das Tragen von Mänteln. Wer während der Arbeitspauſen ſich die Hände am Ofen wärmen will, wird mit Fauſtſchlägen und ſtrengem Arreſt in feuchter, dunkler, kalter Zelle beſtraft. Für ganz geringe Vergehen hat der Gefangene in einem ſelbſtgegrabenen Loch im Freien ohne jeden Schutz vor der Witterung bis zu 40 Tage abzuſitzen. Sogar mittelalterlicher Folter, wie Daumenſchrauben und Ähnlichem bedient man ſich. Trotz ärztlichen Einſpruches werden Kranke mit Fieber bis zu 40° erbarmungslos zur Arbeit weiterkommandiert.

Am ſchlimmſten erging es den Ausreißern. Im franzöſiſchen Syſtem lag

es, daß der eingefangene Flüchtling zunächst halbtot geprügelt wurde. Das geschah ausnahmslos und war so allgemein auch bei den Verbündeten Frankreichs bekannt, daß die Amerikaner die Flüchtlinge den Franzosen erst auslieferten, sobald sie die feierliche Zusage erhielten, daß sie nicht mißhandelt würden[1]).

Ich behaupte, daß auch nur ähnlich bestialische Niedertracht in Deutschland undenkbar ist und nicht einmal von den Franzosen behauptet wird.

Den Offizieren ging es nicht viel besser. Man sperrt sie ohne jeden Grund gleich nach der Gefangennahme bis zu 14 Tagen in ein Gefängnis, um sie mürbe zu machen und ihnen desto leichter durch deutsch-uniformierte Spione während der halben Stunde, die sie im Gefängnishof zubringen dürfen, Auskünfte abzulocken. Man führt sie auf Umwegen in den großen Städten herum, um sie den niedrigsten Instinkten des verworfensten Pöbels der Welt preiszugeben. Französische Generäle zwingen sie, im Parademarsch an ihnen vorbeizuziehen. Denen, die zu schlapp marschieren, wird durch Schläge mit der Reitpeitsche, wie Zirkuspferden, nachgeholfen. Auf dem Transport, der fast stets in der dritten Klasse geschieht, sind sie den wüstesten Schmähungen betrunkener, weißer und farbiger Soldaten ausgesetzt. Man bedroht sie mit dem Revolver, mit Seitengewehren und mit dem beliebten „cravatter“ (erwürgen).

Man führt sie mit Handschellen, aneinander geschlossen wie Verbrecher, durch die Straßen. Ihre Unterkunft bei Fahrtunterbrechungen ist das dürftigste, schmutzigste Gelaß, das man finden kann. Vielfach sperrt man sie bei dieser Gelegenheit in Gefängnisse mit gemeinen Verbrechern zusammen, so daß ein Pferdestall als Aufenthaltsraum schon fast wie eine Vergünstigung empfunden wird. Man bemüht sich in den Lagern, kleine und kleinste Vergehen aufzuspüren, um Grund für Strafe zu haben, legt ihnen beleidigende oder Spottworte in den Mund, die sie gar nicht kennen und darum auch nicht ausgesprochen haben können, um Grund zu haben, sie vor das Kriegsgericht zu stellen, wo durchweg auf die härtesten Strafen erkannt wird. Ihre Beschwerden an die amerikanische und später an die schweizerische Gesandtschaft werden nicht weitergeleitet, erreichen nie ihren Bestimmungsort. Häufig wird der Beschwerdeführer, in diesen Fällen der Lagerälteste, durchweg ein älterer Stabsoffizier, ohne jede Untersuchung wegen unbegründeter Beschwerde mit strengem Arrest bestraft. Ein Oberst, der von seinen Wunden noch nicht genesen war und an schwerem Darmkatarrh leidet, wird aus diesem Anlaß 30 Tage, bei einer Kälte bis zu 7 Grad, in ein unheizbares, verdunkeltes Gelaß gesperrt.

Doch dies alles tritt, wie mir viele Offiziere schreiben, zurück hinter dem Elend, das sie bei ihren gefangenen Mannschaftskameraden antrafen, und soll darum mit diesen kurzen Streiflichtern abgeschlossen sein.

Ich will auch hier, den Forderungen der Wahrheit und Gerechtigkeit entsprechend, nicht verschweigen, daß es unter den Kommandanten, Offizieren und sonstigen Militärpersonen hochanständige, von wirklicher Menschlichkeit beseelte Männer gab. In der Regel aber wurden derartige Lagerkommandanten

[1]) Selbst die Majestät des Todes ist nicht imstande, den Ausbruch französischer Gehässigkeit zu hemmen. Leichenzüge (verstorbener Gefangenen) werden mit abstoßender Roheit angepöbelt, Gräber geschändet, die deutschen Soldaten außerhalb der Friedhofsmauer eingescharrt. Französische Zeitungen erheben die Forderung, die Gräber der deutschen Gefallenen zu zerstören und unkenntlich zu machen. Ein französischer protestantischer Geistlicher leitet seine Grabrede für einen deutschen Offizier — ich war Ohrenzeuge — mit der Erklärung ein, wie viel Überwindung es ihn als Franzosen koste, für den Angehörigen eines so gräßlichen (atroce) Volkes zu beten, er erfülle aber trotzdem seine Christenpflicht!

auffallend rasch versetzt. Im übrigen bilden sie eine so verschwindende Minderzahl, daß, wie ich schon sagte, ausnahmslos jedem deutschen Gefangenen die unerhörte Verworfenheit dieses Volkes, welches sein eigener Landsmann Voltaire „eine Kreuzung von Tiger und Affe" genannt hat, am eigenen Leibe fühlbar geworden ist.

Erklärlich wird dies alles, sobald man übersieht, wie alle Faktoren des öffentlichen und privaten Lebens miteinander gearbeitet haben, um den Haß in seiner abstoßendsten Form aufzupeitschen und wachzuhalten. Bereits vor dem Kriege wird der Deutsche, wie die aufgefundenen Schulbücher beweisen, schon dem heranwachsenden Kinde abstoßend, verächtlich und lächerlich gemacht. Regierungsorgane, die gesamte Presse mit ganz geringen Ausnahmen überbieten sich in Schmähungen und Herabsetzungen alles Deutschen. Presse und Literatur wälzen sich in unfaßbaren Roheiten. Ich gebe einstweilen nur zwei Stichproben. Im „Matin", einer der meistgelesensten Zeitung Frankreichs, erschien ein Kriegsroman, in welchem erzählt wurde, wie drei deutsche verwundet gefangene Offiziere auf Befehl eines französischen Offiziers an Herdplatten gebunden und bei lebendigem Leibe gebraten werden. In demselben Roman wird eine deutsche Frau von französischen Soldaten mit Bajonetten gekreuzigt. Mit wilder Gier wird die Qual dieser Frau, die „wie ein Schmetterling an der Wand hängt", geschildert. Ein Kriegsgedicht, betitelt: „Die Stunde der Züchtigung" beginnt mit den Worten: „Deutsche, wir werden eure Töchter besitzen". Bei einem gefallenen französischen Kapitän wurde ein Brief an seine Braut gefunden — ich habe den Brief selbst gelesen — in welchem er schreibt, in 10 Tagen werde er in Mainz sein; er habe gehört, daß es in Mainz sehr schöne Schmucksachen gäbe, von welchen er ihr dann eine Menge schicken werde. Bezahlen werde er mit Revolverschüssen.

Die unsinnigsten Verleumdungen gegen Deutsche werden durch die Presse ausgestreut, ja von Munde zu Munde. Von der Behauptung, der deutsche Kronprinz habe Tantiemen von Bordelleinnahmen bezogen, über die bekannten Greuelmärchen bis zu der Beschuldigung, deutsche Spione hätten durch Einimpfung von Bazillen die Grippenepidemie hervorgerufen; und alles wurde von diesem leichtgläubigen Volk für bare Münze genommen. Bereits in den ersten Tagen des Krieges waren die Leidenschaften derart erhitzt, daß, wie mir Franzosen erzählten, die deutschen Gefangenen von der Volksmenge mit dem Rufe „à mort" empfangen wurden. Dem Volke war eben die Überzeugung eingehämmert worden, daß der Deutsche ein bösartiges, wildes Tier ist, welches auszurotten ist.

Mit dieser kurzen und allgemeinen Darstellung muß ich mich an dieser Stelle begnügen. Ich wiederhole ausdrücklich, daß es sich hier nicht um Einzelerlebnisse handelt, sondern, daß ich hier lediglich das Typische und durch die Erzählungen aller Gefangenen Durchgehende erwähnt habe. Jeder, der Gelegenheit hatte, mit Männern, die in Frankreich gefangen waren, zu sprechen, wird mir bestätigen, daß ich nicht übertreibe, und das von mir geplante Sammelwerk wird Belege in erdrückender Zahl erbringen[1]).

Ich höre vielfach fragen, welchen Zweck denn diese Veröffentlichung verfolge, welchen Zweck es habe, wenn die deutsche Regierung der französischen Liste deutscher „Kriegsverbrecher" eine Gegenrechnung entgegenstelle. Um die Antwort bin ich nicht verlegen. Einmal soll die Welt wissen, welch schmachvoller

[1]) Vergleiche z. B. Französische Grausamkeiten. Auszüge aus den Vernehmungen heimgekehrter Kriegsgefangener. Tübingen 1920. H. Laupp jr. — Deutsche Kriegsgefangene in Feindesland. Amtliches Material. Frankreich. Verl. Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig (M. 1.10). — J'accuse von Stabsarzt Dr. Brausewetter, Berlin, Bruno Cassirer, u. a. m.

Bedrückung und unübertroffenen Scheußlichkeiten deutsche Männer in Frankreich ausgesetzt waren, einzig und allein aus dem Grunde, weil sie Deutsche waren. Eine Gegenrechnung aber würde dem französischen Volke zu Gemüte führen, daß, wenn man das Gericht anruft, um die Barbarei eines Gegners zu brandmarken, die erste Bedingung ist, daß man nicht selbst weitaus schlimmere Untaten begangen hat. Ferner würde die Entente daran erinnert, daß sie, wenn es ihr wirklich ernst mit der Bestrafung aller Kriegsverbrecher ist, sie die Bestrafung der Schlimmsten von allen, dieser französischer Ungeheuer, nicht ablehnen darf. Sie wird gezwungen werden, Farbe zu bekennen und indem sie die Bestrafung der französischen Schandtaten verweigert, vor aller Welt kundzutun, welch nichtswürdige Heuchelei sich hinter der Forderung nach gerechter Sühne verbirgt.

N'oublierons jamais, so lautet das Motto der meisten französischen Kriegsbücher, so lautet das Motto, das viele Zeitungen Frankreichs monatelang tagtäglich geführt haben. Vergessen wir niemals, so wiederhole auch ich, wie unsere Brüder in Frankreich gelitten haben. Es handelt sich hier, so möchte ich wenigstens hoffen, um keine Parteifrage. Könnten wir aber jemals die aller Menschlichkeit Hohn sprechenden Schändlichkeiten vergessen, die unsere Landsleute in Frankreich in der Erfüllung der erhabenen vaterländischen Pflicht erduldeten, so würden wir damit den traurigen Beweis liefern, diese Behandlung verdient zu haben[1]).

Professor Dr. August Gallinger.

Schweden über die Franzosen in den besetzten Gebieten.

Seit Anfang Mai hat sich in der schwedischen Öffentlichkeit ein immer stärker werdender Sturm der Entrüstung gegen die Untaten der farbigen französischen Truppen in den besetzten deutschen Gebieten erhoben, der sich gegenwärtig zu einer allgemeinen Protestbewegung auszuwachsen beginnt. Den ersten Anlaß gab der bekannte Aufsatz von Morel, der feststellte, daß die an Zahl ungefähr 45000 Mann betragenden Negertruppen, denen besonders die Bewachung der Pfalz und des Saargebietes anvertraut wurde, zahlreiche Verbrechen verüben, indem sie rauben und stehlen, Frauen und minderjährige Mädchen vergewaltigen und vor allem die Syphilis in weiten Kreisen der deutschen Bevölkerung verbreiten.

Die führenden schwedischen Blätter haben es sich angelegen sein lassen, einwandfreies Material zu sammeln, aus dem wir hier das wichtigste wiedergeben.

„Göteborgs Morgonpost" veröffentlichte unter der Überschrift „Der schwarze Schrecken am Rhein" folgenden Aufsatz:

[1]) Unverständlich bleibt, warum die Regierung das ungeheure Material, welches sie, wie ich bestimmt weiß, über die Behandlung unserer Gefangenen besitzt, nicht veröffentlicht. Dagegen sind mir die Gründe bekannt, die die Regierung während des Krieges bestimmt haben, nicht nur ihr Material zurückzuhalten, sondern durch die Zensur sogar Zeitungen und Zeitschriften an der Brandmarkung feindlicher Scheußlichkeiten zu hindern. Zeitweise war es die kindliche Vorstellung eines Sonderfriedens mit Frankreich, der Besänftigung der Franzosen durch unsere Zurückhaltung, zeitweise die Furcht vor dem Erwachen eines allzustarken Nationalgefühls in Deutschland und ferner der einfältige Glaube, unser Verhalten würde auf das Anschwellen der verleumderischen Kriegsliteratur hemmend wirken!! Herm. Hesse hat während des Krieges in der „Frankfurter Zeitung" das Auswärtige Amt für diese völkerversöhnende Haltung ausdrücklich gelobt. Wollt Ihr die Wirkung wissen, die jenes auch jetzt noch fortgesetzte Verfahren auf den stolzen Engländer, den kraftvoll selbstbewußten Amerikaner, auf die ihrem Vaterlande in schwärmerischer Liebe ergebenen Franzosen und Italiener übt? Es ist das Gefühl tiefster — und leider berechtigter — Verachtung für dieses jämmerliche Halbmenschentum.

„Am 28. April dieses Jahres hat der Bund rheinisch-westfälischer Frauenvereine auf seiner Hauptversammlung folgenden Beschluß gefaßt: ‚Der Bund rheinisch-westfälischer Frauenvereine erhebt einmütig flammenden Widerspruch gegen die fortdauernde und noch zunehmende Verwendung schwarzer Truppen im deutschen Westen. Der schwarze Schrecken, der sich am Rhein ausgebreitet hat, bedroht Frauen und Mädchen täglich und stündlich mit Verbrechen, die das Gewissen der Welt zur Empörung bringen muß. Unsere Klagen und Beschwerden sind bisher wirkungslos verhallt. In tiefster Not, aber auch in Entrüstung und Abscheu rufen wir die Frauen aller Kulturländer zum gemeinsamen Kampf gegen diese fürchterliche Barbarei auf, die schlimmer als alle Kriegsgreuel ist, von denen die Blätter widerhallen. Wir allein sind zu schwach, um dafür zu sorgen, daß nicht auch weiterhin ungezählte Mitschwestern ungerechte Opfer der Lustgier der schwarzen Soldaten Frankreichs werden. Es handelt sich hier nicht nur um Hilfe für die Frauen des besetzten Gebietes, die Ehre aller Frauen steht auf dem Spiel!'.

Um die schrecklichen Tatsachen, die hinter diesem Beschluß stehen, nur einigermaßen zu beleuchten, möchte ich hier eine kurze Anzahl von Nachrichten wiedergeben, die sich in deutschen Zeitungen vorfinden und von französischer Seite keine Widerlegung erfahren haben:

Darmstädter Hessischer Volksfreund vom 15. November 1919, Nr. 241.

Mainz, 14. Oktober. Im Frauengefängnis werden die von den Franzosen wegen kleiner Vergehen, Übertretung der Paßvorschriften usw., mit Vorliebe festgehaltenen Mädchen und Frauen gegen gute Verpflegung von dem männlichen Gefängnispersonal mißbraucht. Gegen Widerstände werden Vergewaltigungen oder narkotische Mittel angewandt. Die schamlosen Rohlinge befriedigen ihre Gelüste in Gegenwart von Schulkindern, die mit Dirnen zusammen in einer Zelle untergebracht sind. Selbst ältere Frauen sind vor solchen Zudringlichkeiten nicht sicher.

Darmstädter Täglicher Anzeiger vom 28. Dezember 1919, Nr. 288.

In Kostheim überfiel am 27. November, abends 8 Uhr, in Abwesenheit des Ehemannes der Kapellmeister der dort in Garnison befindlichen Marokkaner seine Quartiersfrau Meyer, würgte sie, schleppte sie in sein Zimmer und vergewaltigte sie. Danach schaffte er die Besinnungslose wieder auf ihr Zimmer, ließ sie dort liegen und ging selbst schlafen. Die Frau wurde 2 Stunden später noch besinnungslos von ihrem heimkommenden Manne aufgefunden.

Vorwärts vom 16. Dezember 1919, Nr. 641.

Am 20. September wurden in der Nähe von Rödelheim Frauen und Kinder, die abends gegen 7½ Uhr von der Arbeit auf dem Gute Römerhof kamen, auf neutralem Gebiet von einer dreiköpfigen französischen Patrouille angehalten. Die Franzosen suchten sich drei der jüngsten Frauen aus und schleppten sie, angeblich weil sie keine Ausweispapiere hatten, mit fort, um sie zu vergewaltigen.

Der neue Saarkurier vom 25. Dezember 1919, Nr. 185.

In Saarbrücken, in der Kaserne Joffre, der ehemaligen Ulanenkaserne, in der zurzeit französische Kolonialtruppen einquartiert sind, kamen bei Gelegenheit des Verkaufs eines Haufens Stalldünger, die Leichen von vier jungen Mädchen zum Vorschein. Ferner sind in Saarbrücken acht junge Mädchen verschwunden, die zweifelsohne in gleicher Weise die Opfer bestialischer Vergehen seitens französischer Kolonialtruppen geworden sind.

Dena.

Wie der „Dena" aus führenden Kreisen der Saarbrückner Saarbevölkerung mitgeteilt wird, ist der Fall folgender: Am 20. Dezember 1918 wurde auf dem Wege von Grube Heinitz bei Neunkirchen nach Friedrichstal im Walde die Studentin Maria Schnur, Tochter eines Fahrsteigers von Heinitz, ermordet. Sie war

am Tage vorher zu ihren Eltern in Weihnachtsferien gekommen. Schwer verletzt, noch mit dem Seitengewehr im Körper, wurde sie nach dem St. Josephshospital in Neunkirchen gebracht. Als sie wieder zum Bewußtsein kam, erklärte sie in Gegenwart eines französischen Offiziers, daß sie von einem französischen Soldaten überfallen, vergewaltigt und dann mit dem Seitengewehr niedergestochen worden sei. Das junge Mädchen, das in scheußlichster Weise zerfleischt war, starb am 21. Dezember.

Dena vom 5. Dezember 1919.

Aus Saarbrücken wird hier folgender unerhörter Vorfall berichtet: Am 13. November versuchte sich in einem Hause an der Deutschherrenstraße in Saarbrücken ein französischer Unterleutnant an einer jungen Frau, namens H., in schamloser Weise zu vergehen. Auf ihre Hilferufe eilte ihr vor wenigen Tagen erst aus dem Lazarett in Kaiserslautern entlassener Mann, ein Kriegsverletzter, herbei und wehrte die Unverschämtheiten des französischen Offiziers ab. Dieser gab aus seinem Dienstrevolver einen Schuß auf den Kriegsverletzten ab. Der Schuß ging fehl. Hierauf entwand der Kriegsverletzte dem französischen Offizier die Waffe. Im Verlauf des weiteren Zweikampfes machte der in seiner Ehre aufs schwerste gekränkte und in Notwehr befindliche H. den französischen Schandbuben durch einen Schuß kampfunfähig. H. mußte fliehen. Darauf verhafteten die Franzosen die angegriffene Frau, weil sie ihrem Mann zur Flucht verholfen hatte. Da H. den französischen Häschern entwischen konnte, wurde der Stadt Saarbrücken wegen dieser Untat eines französischen Offiziers eine Geldbuße von 10000 Mark auferlegt.

Saar- und Plies-Zeitung, Nr. 243.

Speyer, 15. Oktober. Wie der Platzkommandant mitteilt, wird von den schwarzen Truppen die Bezeichnung Neger oder Schwarzer als eine Beleidigung empfunden. Die Bevölkerung möge das beachten und zur Vermeidung von unangenehmen Zwischenfällen diese Ausdrücke nicht gebrauchen und besonders auch die Jugend entsprechend anweisen.

Bekanntlich wurden die Behörden von Mainz, Ems, Wiesbaden, Ludwigshafen und Saarbrücken gezwungen, besondere öffentliche Häuser für die schwarzen Truppen einzurichten. Damit stehen wir also vor der in der Weltgeschichte bisher noch unübertroffenen Barbarei, daß weiße Mädchen den Negern ausgeliefert werden. Die Zahl der im besetzten Gebiet angewandten farbigen Franzosen dürfte nach Morel nahezu 50000 betragen. Sicher ist, daß 16 algerische und marokkanische Regimenter, 2 Senegalesen Regimenter und 1 madagaskisches Regiment in Anwendung sind.

Die Schrecken und unerhörten Leiden der deutschen Frauen und Mädchen dauern nun schon über ein Jahr, ohne daß etwas zu ihrer Linderung geschehen ist. Ist es nicht endlich Zeit, daß die neutrale öffentliche Meinung zu der empörenden Schande Stellung nimmt und ihrerseits versucht, die Kulturwelt vor dem ‚schwarzen Schrecken' zu schützen?"

Die führende liberale Zeitung „Stockholms Tidningen" veröffentlicte die nachstehenden „authentischen" Angaben:

„Unsere Zeitung hat eine Sammlung von Urkunden erhalten, die auf di Vorfälle im Okkupationsgebiet ein unheimliches Licht werfen. In erster Linie ehandeln diese Urkunden eine große Reihe von Morden an Zivilpersonen, die ohne den geringsten Grund verübt zu sein scheinen. Als typisches Beispiel hierfü mag ein Fall von Worms gelten. Ein schwarzer Wachtposten befiehlt einem deutschen Polizeiwagen zu halten, und bevor noch diese Order ausgeführt werden konnte, erhebt er das Gewehr und schießt einen Matrosen nieder, um sich dann z entfernen. Alle Zeugen bestätigen diesen Sachverhalt, aber die französischen Behörden behaupten, daß den Wachtposten keine Schuld trifft.

Ein anderer ähnlicher Fall ereignete sich gleichfalls in Worms. Drei Rein-

boote fuhren im Schleppzug den Fluß aufwärts. Ein schwarzer Wachtposten stand am Strand, legte auf die Boote der Reihe nach an und feuerte gegen das dritte einen Schuß ab, der den linken Oberarm einer auf dem Boot befindlichen Frau zerschmetterte. Aus Anlaß dieses und mehrerer anderer ähnlicher Fälle haben die Schiffer und Floßer am Rhein und seinen Nebenflüssen einen öffentlichen Protest gegen das Schießen auf Rheinboote abgegeben.

Ein drittes Beispiel für die Gewalttätigkeit der Neger ist folgendes: Zwei Frauen, von denen die eine 70 Jahre alt war, befanden sich auf dem Wege von Mainz nach Weisenau. Ein Senegalneger rief die jüngere an, und da sie sich mit ihm nicht einlassen wollte, schoß er ganz einfach die 70jährige Frau nieder.

Aber die Urkunden enthalten auch andere Verbrechen und besonders gegen sie richtet sich der Sturm der öffentlichen Meinung. Es handelt sich um die zahlreichen Fälle von Vergewaltigungen junger und alter Frauen in den besetzten Gebieten. Die Akten beweisen, daß die Verbrechen sogar mitten am Tage begangen werden und daß ihnen weibliche Personen vom Kindesalter an bis hinauf zu 73jährigen Greisinnen zum Opfer fallen. Das geht so weit, daß sich die Neger zu kleinen Banden zusammenrotten und Frauen auf dem Wege von der Arbeit überfallen, um sich die jüngsten davon auszusuchen und sie fortzuschleppen. Junge Mädchen und Frauen verschwinden spurlos und manchmal werden dann die Leichen ermordeter Frauen gefunden.

Noch ein weiterer Umstand muß hier berührt werden: In dem Bericht eines besonderen Vertrauensmannes wird erzählt, daß dem Bürgermeister von Ems damit gedroht wurde, man werde ihn vor ein französisches Kriegsgericht stellen, da er zögerte, eines von den durch das französische Militärkommando angeordneten Bordellen für die schwarzen Truppen einzurichten. Daß es sich hier nicht etwa um unkontrollierbare Behauptungen handelt, scheint erwiesen zu sein. Unter den Akten, die uns zur Verfügung standen, befindet sich nämlich folgende Order:

Der Administrator von Mainz. Nr. 1650. Den 6. Oktober 1919.

Mitteilung.

Auf Befehl des Oberkommandierenden mit dem Datum des 4. Oktober werden mit Wirkung vom 10. Oktober 1919 die Bordellhäuser Nr. 3 und 5, welche demselben Besitzer gehören, ausschließlich für die Senegalschützen reserviert bleiben.

Der Tarif: 5 Mark muß in augenfälliger Weise in den besagten Räumen angeschlagen werden. Der Administrator von Mainz gez. Spiral.

Diese Tatsachen sprechen für sich selbst und bedürfen wahrhaftig keiner weiteren Auslegung. Vielleicht verdient noch hinzugefügt zu werden, daß nach sicheren Nachrichten der größte Teil der farbigen Truppen syphilitisch ist.

Auch der schwedischen Regierung müssen authentische Mitteilungen vorliegen, denn Staatsminister Branting erklärte am 10. Mai in einer öffentlichen Rede, er habe sich überzeugen können, daß an den Berichten über die Schandtaten der Neger ‚nur allzu viel Wahres daran sei'."

Die schwedischen Proteste gegen die Barbarei im besetzten Gebiet nehmen kein Ende. Frauenvereine, Arbeitergenossenschaften, Ärzte und andere Organisationen legen mit flammenden Worten Einspruch ein. Amerikanische Stimmen werden laut, die empört Abstellung der Greuel fordern. Aber unbeirrt unterstützt und begünstigt „la grande nation" die Verbrechen ihrer farbigen Söhne, um so den Vernichtungskrieg gegen das deutsche Volk auch im Frieden noch weiterzuführen. Das ist der Sieg jener „culture", um die der Weltkrieg geführt wurde. „Das Gewissen der Welt schläft", sagt „Dagens Tidning" und „Svenska Dagbladet" frägt mit Recht: „Wo ist der Völkerbund, dessen Bestimmung es doch war, weiteres Unrecht auf Erden zu verhüten?"

Über die Beziehungen der Physik zu andern Wissenschaften[1]).

Von Wilhelm Wien in Würzburg.

Die Klagen über die immer weiter fortschreitende Fachbeschränkung der Wissenschaften nehmen in demselben Maße zu wie diese selbst. Wenn die umfassende Tätigkeit eines Leibniz schon lange außer dem Bereich jeder Möglichkeit auch für den Begabtesten lag, so wird es jetzt schwer, noch die Einzelwissenschaften selbst vollständig zu überblicken und zu beherrschen. Vor einem Menschenalter war es noch möglich, sich die experimentelle wie die theoretische Physik anzueignen. Heute dürfte das schon schwierig sein, da die schnelle Entwicklung der verschiedenen Zweige es fast ausschließt, noch die ganze Literatur im einzelnen zu verfolgen und alles im Gedächtnis zu bewahren. Dieser Prozeß ist noch nicht abgeschlossen, sondern muß in gleicher Richtung fortschreiten. Gründliche wissenschaftliche Arbeit verlangt Einschränkung, da sie nicht nur genaue Kenntnis des bisher Geleisteten, sondern mannigfache Erfahrungen, die im einzelnen langsam erworben werden, zur Voraussetzung hat.

Wer dagegen streitet, daß sich die Wissenschaft zu sehr spezialisiere, verkennt das Wesen ihrer Arbeit und die Beschaffenheit des menschlichen Geistes. Wenn die Wissenschaft sich immer mehr in Einzelgebiete auflösen wird, die noch von einem Forscher bearbeitet werden können, so folgt hieraus keineswegs, daß dieser sich nun um nichts anderes kümmere als um sein Gebiet. Wenn das eintreten sollte, so würde der Zusammenhang bald verloren gehen und nur noch ein Nebeneinanderarbeiten an Stelle des Miteinanderarbeitens treten. Aber nicht nur zur Erweiterung des geistigen Gesichtskreises, zur Vervollständigung und Vertiefung der Bildung wird es wünschenswert sein über die Grenzen der Einzelwissenschaft hinüberzublicken. Für die fruchtbare Arbeit ist es erforderlich, möglichst aufmerksam Umschau zu halten nach neuen Methoden und Hilfsmitteln, die von anderen Wissenschaften entwickelt, für die eigene nutzbar gemacht werden können. Die Anregungen, welche die einzelnen Wissenschaften austauschen, sind sehr zahlreich und es würde für eine Darstellung ihrer Geschichte sehr reizvoll sein den Keimen nachzuspüren, die von jeder Wissenschaft ausgestreut, oft in ein entferntes Gebiet verweht werden, um sich auf neuem Boden mächtig zu entwickeln.

Das Bedürfnis, die Ergebnisse anderer Wissenschaften kennen zu lernen ist daher, wie mir scheint, sehr im Zunehmen begriffen und wenn eine Zeitlang tatsächlich die Gefahr vorlag, daß jede Wissenschaft nur in sich und für sich arbeitete, dringt jetzt mehr die Erkenntnis durch, daß trotz aller Auflösung in Einzelgebiete die Wissenschaft selbst doch ein Großes und Ganzes bildet mit vielen gemeinsamen Methoden und Zielen.

Ich habe mir heute die Aufgabe gestellt zu untersuchen, wie sich die Beziehungen meines Faches, der Physik, zu anderen Wissenschaften gestaltet haben, wobei es sich nicht nur um physikalische Ergebnisse und Methoden, sondern auch um die physikalische Denkweise handeln wird. Wenden wir uns zunächst jenen zu, deren Zusammenhang mit der Physik von alters her ein besonders enger war.

An erster Stelle stehen Mathematik, Astronomie und Chemie und eine Anzahl von Fächern, die sich allmählich von der Physik abgetrennt haben.

Als im 17. Jahrhundert die Grundlagen der Mechanik und damit auch der

[1]) Öffentlicher Vortrag, gehalten in der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin am 21. Februar 1920.

theoretischen Physik und Astronomie gelegt wurden, bildeten diese Wissenschaften noch eine Einheit. Man wird im Zweifel sein, ob man Kepler, D'Alembert Bernoulli als Mathematiker oder als Physiker bezeichnen soll. Auch bei Lagrange und Gauß und schließlich auch Riemann waren noch beide Richtungen vollständig ausgebildet. Gauß selbst und mehr noch Abel, Galois und Riemann haben dann der Mathematik eine Richtung gegeben, die sie immer mehr von Physik und physikalischer Anwendung entfernte. Viele neuere Vertreter der Mathematik hatten sich dann vielfach von Physik und Astronomie, wie von allem, was für angewandte Mathematik galt, völlig abgewandt und ein ungemein weitläufiges, die strengsten Anforderungen des reinen Denkens befriedigendes Gebäude errichtet. Mancher bedeutende Mathematiker, dem ich mein Bedauern aussprach, daß die Mathematik sich immer weniger um die Physik kümmere, gab mir zur Antwort, daß in der Physik zu viele Größen als unerheblich vernachlässigt würden, was dem an strenge Richtigkeit Gewöhnten ein Greuel sei und es ist natürlich, daß manche Methoden der theoretischen Physik, die näherungsweise Berechnungen benutzen, dem in der Mathematik auch die Eleganz und ästhetische Schönheit des Gedankenganges Anstrebenden unsympathisch sein müssen. Aber diese Rechenmethoden der Physik sind auch nicht eigentlich das, was die Physik dem Mathematiker an Fragestellungen zu bieten hat. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß viele der allerwichtigsten mathematischen Anregungen von physikalischen Problemen ausgegangen sind. Nicht nur die Differential- und Integralrechnung ist wesentlich aus physikalischen Aufgaben hervorgegangen, auch die Differentialgleichungen, die Fourierschen Reihen, die Potentialtheorie sind doch letzten Endes physikalischen Ursprungs. Diese Gebiete sind dann in den Händen der Mathematiker zur höchsten Vollendung ausgestaltet, die aus ihnen wieder neue Gebilde rein mathematischen Charakters wie die Funktionentheorie entwickelt haben.

Wenn nun im Verlaufe der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Mathematik sich immer mehr der reinen Funktionentheorie, bei der die Funktionen nur noch durch ihre Eigenschaften charakterisiert und der zahlenmäßigen Berechnung unzugänglich sind, der Zahlentheorie, Algebra und Mengenlehre zugewandt hat, so konnte man befürchten, daß die beiden einander so nahe stehenden Wissenschaften sich schließlich in ganz auseinanderlaufenden Richtungen voneinander trennen würden. Aber das Bedürfnis, sich einander auch wieder zu nähern, Anregungen und Hilfsmittel auszutauschen, ist jetzt schon deutlich erkennbar. Die Astronomie, analytische Mechanik, die Untersuchung der Flüssigkeitsbewegungen, die Probleme der drahtlosen Telegraphie stellten immer wieder neue Anforderungen an die mathematischen Hilfsmittel und sorgten dafür, daß die Verbindung zwischen beiden Wissenschaften nicht aufhörte.

Auch die neuere Relativitätstheorie hat die Mathematik zu neuer Tätigkeit angeregt. Die nichteuklidische Geometrie, die die Möglichkeit zuläßt, daß in einem Dreieck die Winkelsumme von zwei rechten Winkeln abweicht, ist von Helmholtz, als er mit der Analyse der Sinneswahrnehmungen beschäftigt war, aufgefunden. Nunmehr bildet sie, sehr verallgemeinert, die Grundlage der allgemeinen Relativitätstheorie, welche die Naturgesetze als besondere Raumeigenschaften aufzufassen sucht. Es ist klar, daß diese Betrachtungsweise für den Mathematiker viel anziehendes besitzt, während der Physiker erst noch ihre Rechtfertigung durch die Erfahrung abwartet.

Die Astronomie hat sich schon früh aus äußeren Gründen von der Physik trennen müssen. Sie bedarf der mit immer kostbareren Hilfsmitteln

ausgestatteten Sternwarten, die der Himmelskunde als der ältesten und volkstümlichsten Wissenschaft gern zugewendet wurden. Die Physik entwickelte sich mehr zur Experimentierkunst, die Astronomie konnte nur beobachten und messen. Aber die Sternkunde hatte für die sich entwickelnde Physik eine große Leistung vollbracht, die genaue Festlegung der Bahnen der Planeten, an denen sich nun die junge Mechanik erproben konnte. Mit Recht hat Helmholtz die Entdeckung des Gesetzes der allgemeinen Schwere und seine Anwendung auf die Bewegung der Himmelskörper die imponierendste Leistung genannt, deren die logische Kraft des menschlichen Geistes jemals fähig gewesen ist. Durch die vollkommene Übereinstimmung, welche zwischen den immer mehr verfeinerten astronomischen Beobachtungen und den Folgerungen aus der Mechanik herrschte, wurde der noch unsicher tastenden Physik erst das Vertrauen zu sich selbst gegeben und dieses ließ die große Aufgabe einer möglichen Erkenntnis der Natur emporsteigen. Das Gesetz der Schwere in Verbindung mit den mechanischen Gesetzen ist dann die eigentliche Grundlage der theoretischen Astronomie geworden. Da die Schwerkraft mit den übrigen physikalischen Kräften keinen bisher nachweisbaren Zusammenhang hatte, hat die Physik die Gravitationstheorie fast ganz der Astronomie überlassen und erst in neuerer Zeit begonnen, sich auf Grund der verallgemeinerten Relativitätstheorie ihr wieder zuzuwenden. Die beobachtende Astronomie, die lange Zeit mit Messungen der Orte der Gestirne und ihrer Abstände beschäftigt war, übergab der Physik eine Messung, deren Bedeutung erst lange nachher in ihrer vollen Tragweite erkannt ist, die der Geschwindigkeit des Lichts. Heute ist die Lichtgeschwindigkeit eine Größe, die wie kaum eine andere in den Urgrund aller Dinge reicht, wie sie in der mathematischen Formulierung der Relativitätstheorie, wo die Zeit als vierte Dimension des Raums erscheint, die zahlenmäßige Beziehung zwischen Raum und Zeit festsetzt.

Wenn die Sternkunde mehr als ein Jahrhundert mit sich selbst und ihrer Systematik beschäftigt war, so ist ihr dann im neunzehnten Jahrhundert ein neuer Zweig entstanden, die Astrophysik, die ihre Hauptaufgabe von einer großen physikalischen Entdeckung empfangen hat, der Spektralanalyse. Nachdem festgestellt war, daß die chemischen Stoffe, welche die Erde bilden, auch in fernsten Räumen des Weltalls dieselben sind, hat sich die Astrophysik mit dem ihr eigentümlichen Apparat, dem Spektroskop, neuen Aufgaben zugewandt, die durch physikalische Fortschritte ermöglicht waren. Kleine Verschiebungen der Spektrallinien treten ein, wenn sich die Lichtquelle in der Richtung des Beobachters bewegt und aus der Größe der Verschiebung läßt sich die Geschwindigkeit erkennen. Dadurch war eine neue wichtige Beobachtungsmethode für die Sternkunde geschaffen.

Die allgemeine Relativitätstheorie verlangt, daß die Spektrallinien auf der Sonne durch die dort herrschende Schwerkraft eine kleine Verschiebung erfahren und daß ein an der Sonne nahe vorübergehender Lichtstrahl etwas abgelenkt werde. Astrophysikalische Messungen werden demnach über die Richtigkeit dieser bedeutsamen Theorie entscheiden. Ebenfalls durch Veränderungen der Spektrallinien haben sich starke magnetische Kräfte auf der Sonne nachweisen lassen, die besonders in den Sonnenflecken durch elektrische Ströme hervorgerufen werden. Die Zahl der Sonnenflecken unterliegt einer Periode von ungefähr 11 Jahren und es ist von großer Bedeutung, daß die Häufigkeit der Sonnenflecken genau im Einklang steht mit der Häufigkeit der Nordlichter und den Störungen der Kompaßnadel. Es ist kaum mehr zweifelhaft, daß die Nordlichter durch eine Strahlung der Sonne hervorgerufen werden, die entweder

aus schnellbewegten positiv oder negativ geladenen kleinsten Teilchen besteht, wie wir sie in den α- und β-Strahlen des Radiums beobachten.

Die Messungen des Erdmagnetismus, dessen Störungen mit den Nordlichtern und Sonnenflecken zusammenhängen, dessen Entstehung aber noch in Dunkel gehüllt ist, da man nicht weiß, ob der auf hoher Temperatur befindliche Eisenkern der Erde dauernd magnetisch sein kann, gehörten noch vor einem Menschenalter zur Physik. Seitdem haben sich aber die erdmagnetischen Beobachtungen, deren Bedeutung für die Schiffahrt trotz des Kreiselkompasses noch sehr groß ist, selbständig entwickelt und erdmagnetische Stationen sind über den Erdball zerstreut, um diese merkwürdigen, beständigen Schwankungen unterworfenen Wirkungen unserer Mutter Erde möglichst vollständig aufzuzeichnen.

Als selbständiges Fach hat sich auch die Geodäsie auf eigene Füße gestellt. Ihre Aufgabe ist die Bestimmung der Erdgestalt und der Verteilung der Masse in der Erde. Beide Aufgaben hängen zwar miteinander zusammen, sind aber doch, namentlich in den angewandten Methoden, verschieden. Die Ausmessung der Erde ist eine Aufgabe, die der Astronomie nahesteht und bei der die genauesten Längen und Winkelmeßinstrumente angewendet werden. Die Untersuchung, wie die Massen in der Erde verteilt sind, stützt sich auf die feinsten physikalischen Meßinstrumente, auf das Pendel, die Drehwage und besondere Apparate, die den Unterschied der Schwerkraft an verschiedenen Orten messen. Auf die Frage nach der Massenverteilung in der Erde, die unmittelbar ins geologische Gebiet führt, sind neuerdings ganz andere physikalische Methoden angewendet worden, wie die Ausbreitung der Erdbebenwellen, worauf wir später noch eingehen werden.

Ebenfalls aus der Physik hervorgegangen ist die junge Wissenschaft der Wetterkunde, die infolge ihrer Bedeutung für praktische Fragen sich sehr schnell entwickelt hat, und ebenfalls als selbständige Wissenschaft dasteht. Wenn es ihr bisher schwer gemacht war, eine strenge wissenschaftliche Methodik zu entwickeln, so liegt das an der Aufgabe selbst. Die Bewegungsvorgänge im Luftmeere, verwickelt wie alle Flüssigkeitsbewegungen, lassen es als aussichtslos erscheinen, sie in allen ihren Einzelheiten zu verfolgen. Ebensowenig, wie es möglich ist, alle einzelne Wirbel und Strudel in einem Flusse wissenschaftlich festzustellen, kann es jemals gelingen, die zusammengesetzten Strömungen des Luftmeeres zu berechnen und vorauszusagen. Wir müssen uns daher auf die großen, gesetzmäßig ablaufenden Bewegungen der Atmosphäre beschränken und ihre Einwirkung auf die Gestaltung der Witterung untersuchen. Wenn nun auch in unseren Breiten keine solche Regelmäßigkeit in den atmosphärischen Bewegungen zu finden ist, wie in den Tropen, so hat man doch gelernt, aus einer gegebenen Verteilung des Luftdrucks auf die hieraus folgende Witterung zu schließen. Allerdings ist dieser Schluß immer nur für kurze Zeit möglich, weil man die Veränderungen in der Verteilung des Luftdrucks selbst nicht voraussagen kann. Die Anwendung der Gesetze der Mechanik und der Wärmelehre ist natürlich für die Meteorologie sehr wichtig, aber auch besonders schwierig, weil man von vornherein auf eine strenge Durchführung verzichten muß.

Die Wissenschaften, die wir bisher betrachtet haben, stehen trotz aller Absonderungsbestrebungen mit der Physik in enger Zusammenarbeit. Ähnlich hat sich auch ihr Verhältnis zur Chemie entwickelt. Vor hundert Jahren waren die beiden Wissenschaften aufs engste miteinander verknüpft. Wenn die Physik durch die Entdeckung und Erforschung der chemischen Zusammensetzung durch den elektrischen Strom und durch die Entwicklung der Wärmelehre der

Chemie neue Hilfsmittel und Theorien bot, so hat sie andrerseits wieder als Gegengabe die Molekulartheorie empfangen.

Durch die wunderbare Zusammenarbeit eines Chemikers und eines Physikers, Bunsen und Kirchhoff, wurde die große Entdeckung der Spektralanalyse gemacht. Aber ähnlich wie sich in der Mathematik eine rein abstrakte, dem Physiker schwer zugängliche Richtung entwickelte, so bildete die Chemie das große Lehrgebäude der organischen Chemie aus, das vollständig unabhängig von physikalischem Einfluß errichtet wurde. Die meisten Physiker haben von organischer Chemie ebensowenig eine Ahnung wie von Zahlentheorie und Mengenlehre. Auch wieder in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts drohte der Zusammenhang zwischen Chemie und Physik zu zerreißen. Und auch hier fanden sich neue Verknüpfungen durch die Arbeiten von vant' Hoff, die zur Begründung der physikalischen Chemie führten. Gleichfalls von großer Bedeutung für beide Wissenschaften wurde die Entdeckung der radioaktiven Stoffe. Die Physik gewann ein wichtiges Hilfsmittel um in den β-Strahlen, die aus schnell bewegten negativen Elektronen bestehen, früher für unmöglich gehaltene Geschwindigkeiten materieller Körper zu beobachten. Mit diesen großen Geschwindigkeiten wurde es möglich, die neue Theorie bewegter Körper einer scharfen Prüfung zu unterziehen und die Relativitätstheorie für gleichförmige Bewegung zu bestätigen.

Für die Chemie bedeutete die Kenntnis der radioaktiven Substanzen eine ganz neue Auffassung der Eigenschaften des Atoms. Der ursprüngliche Begriff des Atoms als einer unteilbaren Masseneinheit konnte angesichts der Tatsache nicht aufrechterhalten werden, daß aus den Atomen der radioaktiven Substanzen in der Form von α-Strahlen positiv geladene Heliumatome abgeschleudert werden, wobei sich das Atomgewicht des radioaktiven Stoffs jedesmal um die Zahl 4, also um das Atomgewicht des Heliums vermindert. Auch das periodische System der Elemente gewann eine Bedeutung, indem die radioaktive Substanz das ganze Schema so weit ausfüllte, daß nur noch wenige Lücken übrig geblieben sind. Endlich erhielt die Chemie Kenntnis von Substanzen von gleichem Atomgewicht aber verschiedenem chemischen Verhalten und solchen von gleichen chemischen Eigenschaften aber verschiedenem Atomgewicht. Es ist klar, daß diese neuen Beziehungen zwischen Physik und Chemie für die beiden so nahverwandten Wissenschaften von großer Bedeutung sein müssen, und ein Zusammenarbeiten herbeiführen werden.

Von jeher sehr nahe verbunden waren Physik und Kristallographie. Für die Erforschung der Struktur der Kristalle hatte die Physik schon am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Lehre von der Polarisation des Lichts geliefert. Die Ausbreitung des Lichts in Kristallen, die bei Anwendung polarisierten Lichts hervorgerufenen Interferenzfiguren, die sich bis in alle Einzelheiten aus der Wellentheorie des Lichts mathematisch ableiten ließen, waren Bausteine, die sich sowohl für die Ausbildung der theoretischen Optik wie für die Lehre von den Kristallen verwenden ließen.

Indem nun die Kristallographie die Theorie des Raumgitters schuf, einer regelmäßigen Anordnung der Atome im Kristall in einfachen Raumgebilden, konnte die Physik eine wichtige Anregung empfangen, einen Kristall als Raumgitter für die Beobachtung der Interferenzen der Röntgenstrahlen zu verwenden. Die so gewonnenen Interferenzbilder lassen wieder Rückschlüsse auf die räumliche Anordnung der Kristallatome zu und weiter kann man dem Atom selbst schon die geometrischen Eigenschaften zuschreiben, die zu der äußeren Kristallform Veranlassung geben. So ist zuerst das Atommodell des Diamants ent-

standen und die Kristallographie bedient sich jetzt in ausgedehntem Maße der Röntgeninterferenzen für Feststellung der kristallographischen Form.

Auch die Geologie hat viele Beziehungen zur Physik. Zwar sind die Berechnungen, die das Alter der Erde aus der Zunahme der Erdtemperatur mit der Tiefe und der Wärmeleitfähigkeit zu erschließen suchten, als gänzlich unsicher erkannt. Aber die Erdbebenforschung bedient sich physikalischer Methoden und die Theorie der Ausbreitung der Erdbebenwellen ist eine physikalische. Aus ihr haben sich die elastischen Eigenschaften der Erde bestimmen lassen und die Tiefe der aus leichteren Gesteinen bestehenden Oberflächenschicht gegenüber dem schweren metallischen Erdkern, die schon früher aus der mittleren Erddichte und den Größenverhältnissen der Erde und den Pendelbeobachtungen erschlossen war. Es ergibt sich, daß der Gesteinsmantel der Erde etwa $^1/_5$ des Erdradius ausmacht, während der Kern aus festem Eisen besteht. Zwischen beiden ist, wie ebenfalls aus Beobachtungen der Erdbebenwellen bestätigt ist, eine Magmaschicht wahrscheinlich aus feuerflüssigen Gesteinsmassen.

Von den Naturwissenschaften, die man gewöhnlich die beschreibenden nennt, obwohl sie längst aufgehört haben, in der bloßen Systematik ihre Hauptaufgabe zu erblicken, verdanken Botanik und Zoologie ihre neuere Entwicklung einem physikalischen Apparat, dem Mikroskop. In den botanischen, zoologischen, in den biologischen und anatomischen Instituten ist das Mikroskop ein unvergleichlich wichtigeres Hilfsmittel als in den physikalischen. Die stärksten Vergrößerungen werden von den Physikern selten angewandt, Immersionslinien fast niemals. Aber die Entwicklung des Mikroskops, die zu seiner heutigen Vollendung geführt hat, hat doch auf rein physikalischem Boden stattgefunden. Die Botanik hat dann der Physik ein Gegengeschenk gemacht, die Entdeckung der Brownschen Bewegung, die unregelmäßige, unter dem Mikroskop sichtbare, Bewegung kleiner Teilchen, die für die Kenntnis der Wärmevorgänge bedeutungsvoll geworden ist.

Von der Botanik ist der Physik noch eine andere wichtige wissenschaftliche Leistung zugegangen, nämlich die genaue Messung des osmotischen Drucks. Auf diesen Messungen baut sich die ganze neuere Theorie der Lösungen auf, welche den Anstoß zur Entwicklung der physikalischen Chemie gegeben hat.

Die Botanik verwendet natürlich ihrerseits manche physikalischen Errungenschaften. Eine der wichtigsten botanischen Fragen ist die Untersuchung der Einwirkung der Beleuchtung auf die Entwicklung der Pflanze. Die Zersetzung der Kohlensäure durch die Pflanze vermittelst der Bestrahlung durch Sonnenlicht ist gleichzeitig einer der wichtigsten wirtschaftlichen Vorgänge auf der Erde. Die Kohlenvorräte, von denen wir leben und die uns heute so knapp zugemessen werden, sind aufgespeicherte Sonnenstrahlen längst vergangener Zeiten. Das Wachstum unserer Wälder ist der gleiche Vorgang in unseren Tagen und die Untersuchung der Bedingungen, unter denen die Pflanze diese Anhäufung der Sonnenenergie vornimmt, ist eine der wichtigsten wissenschaftlichen Aufgaben, die vorzugsweise der Chemie angehört, aber doch auch mit den physikalischen Gesetzen in sehr naher Beziehung steht.

Für die Zoologie und besonders für die Biologie ist das Mikroskop ebenso wichtig wie für die Botanik. Neuerdings wendet die Biologie noch andere physikalische Hilfsmittel an, wie die Bestrahlung von bestimmten Teilen der Zelle, um durch Zerstörung ihre Bedeutung für die Entwicklung zu untersuchen. Sehr verschiedene Strahlenarten sind bereits versucht. Die Physik kann hierfür noch verfeinerte Hilfsmittel bieten, indem sich ein Mikroskop mit umgekehrtem

Strahlengang benutzen läßt, um genau abgegrenzte sehr kleine Teile der Zelle an gleichzeitig beobachtbarer Stelle mit ultraviolettem Licht zu bestrahlen und in bestimmter Weise zu beeinflussen.

Eine Wissenschaft, die mit der Physik viele Berührungspunkte hat, ist die Geographie. Sie entnimmt dem Schatze physikalischer Hilfsmittel nicht nur eine Menge von Meßapparaten, sondern benutzt neuerdings die Zeichenfähigkeit der modernen photographischen Linsen zur Herstellung photogrammetrischer Aufnahmen, die als Grundlage für genaue Karten dienen können.

Weitreichend und mannigfaltig sind die Anwendungen physikalischer Errungenschaften in der Medizin. Sie werden von Jahr zu Jahr zahlreicher und der Meinung, daß der junge Mediziner weniger Physik zu wissen braucht, kann im Interesse der Medizin selbst nicht scharf genug entgegengetreten werden. Zwei große Gebiete der Physiologie, die physiologische Schallehre und die Lehre vom Sehen ruhen ganz auf physikalischer Grundlage. Während der Mechanismus der Schallwirkung auf das Ohr in seinen Grundlagen als bekannt vorausgesetzt werden kann, ist die physiologische Optik noch nicht in gleichem Grade abgeschlossen. Es hängt das wohl auch damit zusammen, daß die elementaren Vorgänge, die sich bei der Aufnahme des Lichts abspielen, lange nicht so aufgeklärt sind, wie der Mechanismus der Schallschwingungen. Aber auch in der Farbenlehre selbst herrschen noch große Meinungsverschiedenheiten. Es handelt sich bei der Lichtwahrnehmung offenbar um zwei verschiedene physiologische Vorgänge, von denen der eine mit Farbenunterscheidung verbunden, während bei dem andern nur Intensitätswahrnehmung vorhanden ist. Der letztere ist entwicklungsgeschichtlich der ältere und primitivere, während der Farbensinn erst auf höherer Entwicklungsstufe erlangt zu sein scheint. Die Physik selbst kann sich an der Entscheidung dieser Fragen nicht unmittelbar beteiligen. Auch die Einzelheiten in den Vorgängen der Strahlenbrechung im Auge werden nicht von den Physikern, sondern von den Physiologen untersucht, so daß die Arbeiten der Physiologen auf optischem Gebiet wieder der Physik wertvolle Kenntnisse der Gesetze der optischen Linsensysteme übermittelt haben.

Wie die Entdeckung des Galvanismus durch eine physiologische Beobachtung erfolgt ist, so hat später die Elektrizitätslehre große Bedeutung für die Physiologie gewonnen. Die feinsten elektrischen Meßinstrumente werden von den Physiologen zur Beobachtung der tierischen Elektrizität oder zur Messung kleiner Temperaturunterschiede mit Hilfe der Thermoelemente angewandt und die Physiologie hat selbst wieder einen wertvollen Beitrag zur Vervollständigung der physikalischen Meßapparate durch die Erfindung des Saitengalvanometers geliefert. Die Physiologie ist so eng mit der Physik verbunden, daß die großen physiologischen Arbeiten von Helmholtz in physikalische von allgemeinster Bedeutung zu münden pflegten.

Für die praktischen Fächer der Medizin ist die Bedeutung physikalischer Ergebnisse in neuer Zeit sehr wichtig geworden. Die Chirurgie hat in den Röntgenstrahlen ein fast alltäglich gewordenes Hilfsmittel zur Feststellung innerer Schäden erhalten. Für die Therapie werden fast alle die verschiedenen Strahlenarten, deren Entdeckung der Physik unserer Zeit gelungen ist, angewendet. Die Strahlenterapie begann mit der Anwendung des ultravioletten Lichtes, das nur bis zu geringer Tiefe in die Haut eindringt und daher nur oberflächliche Hauterkrankungen zu heilen vermag. Durch die Röntgenstrahlen und besonders die Radiumstrahlen erhielt dann die Heilkunde die Möglichkeit, in beliebige Tiefen des menschlichen Körpers hineinzustrahlen und dort Heilwirkungen zu

erzielen. Große Aussichten bietet die Krebsbehandlung, nachdem man hat beginnen können, eine der schlimmsten Heimsuchungen des Menschengeschlechts zu bekämpfen. Auch durch tiefe Temperaturen, die man durch feste Kohlensäure oder flüssige Luft leicht herstellen kann, kann man Hautschäden erfolgreich behandeln.

Von den Wissenschaften, die den Namen Geisteswissenschaften tragen, steht natürlich die Philosophie der Physik am nächsten. Die Beziehungen zu dieser Wissenschaft, die die Grundlagen aller übrigen zu prüfen hat, sind so mannigfaltig, daß wir uns ausschließlich mit ihnen heute hätten beschäftigen können. Ich möchte daher alle erkenntnistheoretischen Fragen beiseite stellen, über die ich mich schon einmal in einer besseren Zeit in Dorpat habe äußern dürfen. Ich will nur eine Frage streifen, welche Physik und Philosophie in gleicher Weise angeht, nämlich die nach dem Wert physikalischer Ergebnisse. Die Bedeutung, die der physikalischen Forschung beigelegt wird, wird meist von zwei sehr verschiedenen Standpunkten aus eingeschätzt. Von dem einen wird angestrebt die Herrschaft des Menschen über die widerstrebenden Naturkräfte. Dies Streben braucht durchaus nicht von rein materieller Denkweise auszugehen, sondern kann sehr wohl, wie es Helmholtz bezeichnet hat, die Herrschaft des Geistes zum Ziele haben. Der zweite Standpunkt ist aber von allem Zielstrebigen frei. Er ist nur bedingt durch ein inneres Bedürfnis des menschlichen Geistes, dem Verlangen die Kausalität des Geschehens zu erfassen. Der reine Forschungstrieb des Menschen, der die Wissenschaften begründet hat, gipfelt in der Voraussetzung der Erkennbarkeit der Natur, d. h. der Übereinstimmung zwischen den natürlichen Vorgängen und den Folgerungen unseres logischen Denkens. Wenn die Vollendung physikalischer Forschung in der Aufstellung umfassender Naturgesetze erreicht ist, so hat man sowohl die Möglichkeit gewonnen, die Natur zu beherrschen und den sittlichen Zwecken des Menschen dienstbar zu machen als auch das Verlangen nach Erkenntnis befriedigt.

Die Voraussetzung, daß die Natur erkennbar sei, daß die logischen Folgerungen aus den als richtig erkannten Naturgesetzen mit den wirklichen Vorgängen übereinstimmen müssen, ist die Grundlage aller Naturforschung. Sie ist letzten Endes nicht so sehr entfernt von dem Grundgedanken der Hegelschen Identitätsphilosophie, als man in naturwissenschaftlichen Kreisen in den Zeiten des Kampfes gegen diese Philosophie annahm. Nachdem der Streit längst zugunsten der Naturwissenschaft entschieden wurde, ist es ein Gebot der Billigkeit, anzuerkennen, daß die Hegelsche Voraussetzung, daß die Welt das Ergebnis des Denkens eines schöpferischen Geistes sei, das man nachzudenken habe, im Grunde nichts anderes ist, als die Annahme der Erkennbarkeit der Natur. Die weiteren Schritte der Hegelschen Philosophie, den Versuch, die Natur ohne Zuhilfenahme der Erfahrung nur durch reines Denken zu erkennen, kann die Physik allerdings nicht mitmachen. Die Hegelsche Philosophie berücksichtigt nicht, daß die möglichen Wege des logischen Denkens außerordentlich viel mannigfaltiger sind, als die wirklichen Vorgänge der Natur und daß man mit beinahe absoluter Gewißheit mit dem reinen Denken in die Irre gehen muß, wenn nicht durch unmittelbares Befragen der Natur immer weitergehend festgestellt wird, welchen Weg sie einzuschlagen für richtig befunden hat. Der Hegelsche Grundgedanke aber wird in der Naturwissenschaft noch eine große Rolle spielen und wenn der Biologie für die Erklärung der Organismen nicht mehr die Darwinsche Auslese genügen kann, so bleibt wohl nur der Ausweg übrig, psychologische Vorgänge zu Hilfe zu nehmen, die Annahme, daß dieselben geistigen Prozesse, die in uns bewußt das logische Denken bewirken,

in den Organismen unbewußt die Entwicklung bedingen, so daß die natürlichen und die geistigen Vorgänge letzten Endes desselben Ursprungs sind.

Wenn sich das Bedürfnis noch mehr als bisher eingestellt haben wird, von der umfangreichen Spezialwissenschaft aus Umschau zu halten über das ganze Gebiet der Wissenschaften und der menschlichen Erkenntnis überhaupt, dann wird der Philosophie wieder eine große Aufgabe zufallen.

Wenn wir auf die andern Geisteswissenschaften blicken, so hat die Theologie früher zur Physik in manchem Gegensatz gestanden. Das heutige gute Verhältnis zwischen beiden, das wohl kaum wieder getrübt werden dürfte, gestattet uns, auf jene Geisteskämpfe in aller Ruhe zurückzublicken. Es hat eine Zeit gegeben, als die Theologie physikalische Ergebnisse angriff, die zum eigenen Lehrgebäude nicht passen wollten. Später ist dann die siegreiche Naturwissenschaft ihrerseits zum Angriff übergegangen und hat versucht, dem naturwissenschaftlichen Denken das Übergewicht zu verschaffen. Heute sind wohl beide zu der Einsicht gelangt, daß jeder eine besondere Aufgabe für die Bildung des menschlichen Geistes zukommt, die nur von ihr geleistet werden kann. Die wahre Theologie wird keinen Anspruch darauf erheben, die Ergebnisse naturwissenschaftlicher Arbeit zu beeinflussen und die Naturwissenschaft wird anerkennen, daß der menschliche Geist immer metaphysische Fragen stellen wird, welche die reine Wissenschaft nicht beantworten kann. Durch die Beschränkung auf ihr eigentliches Gebiet kann diese nur gewinnen, da alles Hinausgehen über die natürlichen Grenzen nicht nur heftigen Widerstand hervorruft, sondern auch die Wissenschaft selbst zur Anwendung ungeeigneter Denkweisen und daher zur eigenen Schädigung veranlaßt.

In neuerer Zeit haben sich auch manche Beziehungen zwischen Philologie und Physik ausgebildet. Seitdem man bestrebt ist, die Gesetze der Lautbildung zu erforschen, versucht man die Schallehre zur Aufklärung heranzuziehen. Die menschliche Sprache ist eine ungemein zusammengesetzte Schallwirkung, die Erforschung der physikalischen Bedingungen, unter denen sich die Sprachelemente bilden, ist aber erst im Entstehen. Helmholtz hat die Grundlagen für diese Untersuchungen gelegt und gezeigt, wie eine Analyse und Synthese der Vokale möglich ist. Wenn wir jetzt auch sagen können, aus welchen einfachen Tönen ein Vokal besteht, so können wir doch noch nicht die Hilfsmittel genau angeben, deren sich der Sprechende für die Bildung der einzelnen Laute bedient. Eine besondere Wissenschaft der Phonetik hat angefangen, sich zu entwickeln, um die Bedingungen für die Klangbildung der Sprache festzustellen.

Noch heute ist ein Unterschied erkennbar, je nachdem die Sprache zum Lesen oder zum Hören bestimmt ist, und der Redner wird die Sprache immer anders behandeln als der Schriftsteller. Seitdem durch die Buchdruckerkunst der Schriftsteller über den Redner gesiegt hat, ist die Sprache nicht mehr so großen Veränderungen unterworfen wie früher. Aber in alter Zeit können die sprachlichen Veränderungen in der Hauptsache nur durch die akustischen Bedürfnisse bedingt gewesen sein. Es ist zweifellos aussichtsvoll zu untersuchen, wie weit die Entwicklung der einzelnen Sprachen von den physikalischen Gesetzen der Lautbildung abhängig gewesen ist.

Auch mit der Rechtswissenschaft ist die Physik neuerdings durch manche Fäden verknüpft. Sie hat durch ihre Einwirkung auf die technische Entwicklung auch auf die Rechtsbildung unmittelbaren Einfluß gehabt. Noch vor wenigen Jahrzehnten war der Diebstahl des elektrischen Stroms nicht strafbar, weil die Gesetze nur die Entwendung einer Sache kannten, während man die Elektrizität

nicht als Sache bezeichnen konnte. Es war eine Erweiterung des Rechtsbegriffs erforderlich, die man eigentlich schon unmittelbar nach der Aufstellung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie hätte vornehmen müssen. Der Wert eines Brennstoffs liegt in der in ihm enthaltenen Energie. Diese muß rechtlich ebenso geschützt werden, wie irgendein nützlicher Gegenstand. Wenn es hier leicht war, die Gesetze den neuen Anforderungen anzupassen, so haben sich neue und schwierigere Rechtsprobleme eingestellt in der Entwicklung des modernen Nachrichtendienstes. Ist es strafbar, telephonische Gespräche, die durch Induktionswirkung auf die eigene Leitung übertragen werden, abzuhören? Wie oft wird man unfreiwillig Hörer von Mitteilungen, die für andere bestimmt sind! Wie leicht würde es heute sein, durch Verstärkerwirkungen und die im Kriege ausgebildeten Abhörmethoden telephonische Gespräche aufzunehmen. Ich weiß nicht, ob das Gesetz Handhaben für die Bestrafung solcher offenbar unerlaubter Handlungen bietet.

Besonders verwickelt liegen die Rechtsfragen auf dem Gebiet der drahtlosen Telegraphie. Es liegt in der Natur dieser Art der Nachrichtenübermittelung, daß sie von jedem aufgenommen werden kann, der über einen geeigneten Empfangsapparat verfügt. Der Staat hat daher die Überwachung der drahtlosen Stationen an sich genommen, soweit er das Nachrichtenwesen monopolisiert hat. Ob es aber auf die Dauer möglich sein wird, kleine Stationen zu verbieten, ist fraglich.

Besonders schwierig ist das internationale Recht für die drahtlose Telegraphie. Bei der immer wachsenden Zahl von Funkenstationen bedarf es genauer Festsetzung der Wellenlängen, wenn sich die einzelnen Stationen nicht stören sollen, und es werden noch manche Schwierigkeiten zu überwinden sein, ehe wir hier auf fester Rechtsgrundlage stehen.

Naturgemäß steht auch die Wirtschaftslehre in engen Beziehungen zur Physik. Die Frage, wie in Zukunft unser Energiebedarf gedeckt werden soll, wenn die Steinkohlenvorräte knapper werden und schließlich aufhören, ist letzten Endes eine physikalische. Nur die Physik kann angeben, welche Energiequellen noch zur Verfügung stehen und wie sie ausgenutzt werden können. Leider ist die Auskunft keine besonders günstige, denn die bisher wenig oder gar nicht ausgenutzten Energievorräte, nämlich die Ebbe und Flut, der Wind, die Sonnenstrahlung und die Wärme des Erdinnern sind der Nutzbarmachung im großen schwer zugänglich.

Neuerdings ist nun auch noch der Versuch gemacht worden, Verbindungen zwischen der Naturforschung und der Politik herzustellen. Aus naturwissenschaftlichen Gesetzen soll gefolgert werden können, welche politische Verfassung die zweckmäßigste ist. Es kann nicht weiter in Erstaunen setzen, wenn auf der einen Seite der Schluß gezogen, daß eine demokratische Verfassung von der Naturwissenschaft nicht anerkannt werden könne, während andererseits wieder aus den Naturgesetzen abgeleitet wird, daß ein allgemeines unaufhaltsames Streben zur Demokratie bestehe. Man wird füglich bezweifeln dürfen, ob die politische Stellungnahme hier wirklich durch die Kenntnis der Naturgesetze allein bedingt war und ich glaube, daß, wenn man aus den Naturgesetzen politische Folgerungen zu ziehen unternimmt, sich jedes gewünschte Ergebnis ohne besondere Schwierigkeit ableiten läßt.

Wenn wir demnach die naturwissenschaftliche Denkweise auf politische Überlegungen nur mit großer Vorsicht anzuwenden für zulässig halten, so werden wir an den Ausspruch Bismarcks erinnert, daß Politik eine Kunst sei und keine Wissenschaft. In der Tat sind die großen Politiker immer Männer innerer Ein-

gebung und schaffender Gestaltungskraft gewesen, die neben dem schärfsten Blick für die Wirklichkeit die Schöpfergabe des Künstlers besaßen. Bismarck selbst, Deutschlands größter Politiker, ist in seinen Beweggründen, seiner Arbeitsweise und seinen Leistungen rein verstandesmäßiger Beurteilung ähnlich unzugänglich wie ein großer bildender Künstler.

Etwas anders liegen die Verhältnisse in der zweiten Betätigung des menschlichen Geistes, die den Gang der Weltgeschichte unmittelbar bestimmt, der Kriegführung. Auch die großen Feldherren sind immer wie die Staatsmänner mit Schöpferkraft ausgestattet gewesen. Aber gerade in neuerer Zeit hat die Leitung der Kriege einen Charakter angenommen, der sich der wissenschaftlichen Arbeitsweise nähert. Nicht nur weil die Kriegführung die Wissenschaften und besonders die Naturwissenschaften in großem Umfang unmittelbar verwenden muß und sogar in mancher Beziehung von ihnen abhängig ist, sondern weil sich unverkennbar das Bestreben geltend gemacht hat, allgemeine Gesetze aufzustellen, denen die Kriegführung unterworfen ist. Der Unterschied des größten deutschen Feldherrn der neueren Zeit, des alten Feldmarschalls Moltke gegenüber früheren Heerführern, aber auch gegenüber großen Staatsmännern wie Bismarck, liegt in dem Zurücktreten des Persönlichen vor dem Objektiven, der genialen Eingebung vor der leidenschaftslosen Berechnung.

Schon Napoleon hatte von sich gesagt: „Ich bin genötigt, einem herzlosen Herrn zu gehorchen, der Berechnung der Ereignisse und der Natur der Dinge." Die Bedingungen, denen die Führung der Heere unterworfen ist, lassen sich um so leichter feststellen, je größer sie sind, weil sich die individuellen Unterschiede in den größeren Ziffern immer mehr verwischen. Selbstverständlich wird die Kriegführung niemals sich wie ein physikalisches Experiment genau vorausbestimmen lassen. Aber eine gewisse wissenschaftliche Methode ist in den Arbeiten des deutschen Generalstabs — seit Clausewitz und Moltke — unverkennbar und die Denkweise des den Gesetzen nachspürenden Physikers hat unzweifelhaft auch die des Soldaten beeinflußt.

Wenn ich mich nun zur Geschichtswissenschaft wende, so weiß ich sehr wohl, daß es sich dabei um ein Wagnis handelt, da viele an dem Vorhandensein von Beziehungen zwischen Physik und Geschichte zweifeln werden. Die Geschichte hat vor der Physik voraus, daß sie sich mit dem Menschen selbst in seinen höchsten Leistungen beschäftigt und sie kann daher in weit höherem Grade auf das allgemeine Interesse rechnen. Aber als Wissenschaft ist sie insofern im Nachteil, als sie nicht zu derselben Sicherheit in der Feststellung der Tatsachen gelangt, wie das bei der Aufstellung von Naturgesetzen möglich ist. Wenn die Geschichte auch vergangene Ereignisse aufzeichnen und darstellen kann, so ist sie doch in bezug auf alles künftige Geschehen gezwungen, ganz im Dunkeln zu tasten, wenn auch der Wert geschichtlicher Kenntnisse nicht zum wenigsten darauf beruht, die Möglichkeit zu bieten, künftige Ereignisse zu beurteilen. Wir haben aber alle erfahren, wie unsicher Voraussagungen auf dem Gebiete des geschichtlichen Geschehens sind und man hat daher den Historiker einen rückwärtsschauenden Propheten genannt. Diese Unsicherheit beruht darauf, daß uns hier die inneren Zusammenhänge verborgen bleiben oder doch nur zum kleinen Teil erkennbar sind. Allgemeine Gesetze haben sich in den Vorgängen der Geschichte noch nicht feststellen lassen. So sagt Ranke: „Ich kann unter leitenden Ideen in der Geschichte nichts anderes verstehen, als daß sie die herrschenden Tendenzen in jedem Jahrhundert sind. Diese Tendenzen können indessen nur beschrieben, nicht aber in letzter Instanz in einem Begriff summiert werden." In diesem Ausspruch liegt ein Verzicht auf Zusammenfassung der geschichtlichen

Ereignisse in großen unveränderlichen Gesetzen. Die herrschenden Tendenzen eines Zeitabschnittes werden als etwas Gegebenes hingestellt, das weiterer Erforschung durch das logische Denken unzugänglich bleibt. In der Tat sind die Beweggründe, welche die geschichtlichen Vorgänge entscheiden, nicht restlos durch das wissenschaftliche Denken auflösbar, weil beide Betätigungen desselben menschlichen Geistes sind. Wenn Ranke sich so zu beschränken zu müssen glaubt, um der Geschichtswissenschaft eine sichere Grundlage zu geben, so sind andere Historiker der Ansicht, daß sich sehr wohl noch weitere Schritte tun lassen. Besonders hat Karl Lamprecht neue Aufgaben nicht nur der Geschichte, sondern den Geisteswissenschaften vorgezeichnet, bei denen ihm die Arbeitsweise der Naturwissenschaft vorschwebt. In der Einleitung zum ersten Bande der deutschen Geschichte finden wir folgende Sätze: „Das Problem der Geisteswissenschaften der Gegenwart hat zwei Seiten, die sich wiederum mit den zwei verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften, dem physikalisch-chemischen und dem biologischen wohl vergleichen lassen .... Auf geisteswissenschaftlichem Gebiet stehen in gleicher Weise nebeneinander die elementar-psychologischen Vorgänge und die Vorgänge der seelischen Entwicklung .... Die biologische Seite des Seelenlebens zu erforschen ist Aufgabe einer erst durchzubildenden Entwicklungspsychologie und einer wahrhaft modernen Geschichtswissenschaft .... Das Problem erst ist erkannt; noch sind Entwicklungspsychologie und Gesetze suchende Geschichtswissenschaft kaum schon geschieden."

Wir sehen hier einen Historiker der Geschichte ähnliche Aufgaben zuweisen, wie sie sich die theoretische Physik längst gestellt hat, nämlich die Zusammenfassung der Tatsachen in einfachen Naturgesetzen. Wenn es manchen Physiker auch mit Genugtuung erfüllen wird, wenn eine seiner Wissenschaft scheinbar so fern stehende wie die Geschichte physikalische Arbeitsmethoden anzuwenden für möglich hält, so muß er doch die Frage aufwerfen, ob die Lamprechtsche Problemstellung durchführbar sein kann. Es ist für den Physiker natürlich schwer über geschichtliche Arbeitsweisen zu urteilen und ich vermag auch nicht zu übersehen, welchen Einfluß die Lamprechtsche Denkweise auf die Geschichtswissenschaft gewonnen hat. Sicherlich ist es ein höchst wichtiger Versuch zu geschichtlichen Gesetzen zu gelangen, es scheint mir aber nicht möglich zu sein, für die Geschichte Gesetze nach der Art der Naturgesetze aufzufinden, wenn auch auf dem Gebiet des sozialen Lebens sich manche Erscheinungsformen wiederholen, wie der Vergleich der römischen Kaiserzeit mit der Gegenwart zeigt. Aber wir werden kaum jemals sicher sein, daß solche scheinbare Gesetzmäßigkeiten nicht immer wieder durch irrationale Äußerungen des menschlichen Geistes durchbrochen werden.

Die Anwendung naturwissenschaftlicher Denkweise auf die Geschichte zeigt sich auch in den mannigfachen Bestrebungen, für das Leben der Völker und für die Dauer bestimmter Kulturentwicklungen allgemein gültige Naturgesetze zu finden. Man hat schon oft von jungen und alten Völkern, von lebendigen und von absterbenden Kulturen gesprochen und es tritt die Frage an uns heran, ob solche Betrachtungen der Wirklichkeit gerecht werden. Hat es einen bestimmten Sinn, ein Volk alt, ein anderes jung zu nennen und kann man das Alterwerden und den schließlich unvermeidlichen Tod des einzelnen auf ganze Völker anwenden?

Ein Altern eines Volkes als Folge eines allgemeinen Naturgesetzes anzunehmen, erscheint nicht begründet, da die Möglichkeit, bei geeigneten Bedingungen sich fortzuentwickeln, nicht geleugnet werden kann. Jedenfalls muß doch von den hochstehenden Menschen zugegeben werden, daß sie sich durch Millionen von Jahren fortschreitend entwickelt haben, wenn sich auch der Volksbegriff dabei nicht aufrechterhalten läßt.

Schwieriger liegt die Frage, inwieweit Kulturen, die einen selbständigen Kreis erfüllen, an eine begrenzte Lebensdauer gebunden sind. Wir sehen in der geschichtlichen Entwicklung Kulturkreise entstehen, zur Blüte gelangen und wieder verschwinden und die Möglichkeit, daß unsere europäische Kultur nach tausendjähriger Entwicklung ihren Wendepunkt erreicht hat und ihr Geschick zu erfüllen im Begriffe steht, andern Kulturgebilden zu weichen, wird sich jedem von uns in erschütternder Weise auf die Seele legen.

Diese höchst bedeutungsvolle Frage bildet den Gegenstand eines kürzlich veröffentlichten Buches von Spengler „Der Untergang des Abendlandes". Hier wird folgerichtig die Auffassung vertreten, daß jede Kultur ein Lebewesen darstellt, das die verschiedenen Lebensalter zu durchschreiten hat und nach dem Greisentum dem Untergange entgegengeht. Wir wären hiernach bereits an der Schwelle des Greisenalters angelangt, wo selbständige Kunstschöpfung aufhört und auch die Wissenschaft sich bereits im Niedergang befindet. Es ist unzweifelhaft richtig, wenn Spengler einerseits den Kausalitätsbegriff von der Geschichte fernhält, andrerseits aber von der Geschichtsforschung das verlangt, was dem Physiker schon lange selbstverständlich ist, „nämlich sein Bild so zu entwerfen, als ob er selbst nicht da wäre". Aber gegen die Auffassung, daß jede Kultur dem organischen Gesetz des Alterns unterworfen sein müsse, läßt sich zunächst einwenden, daß dieses Gesetz nicht für alle Organismen unzweifelhaft feststeht. Die Mikroorganismen, die sich durch Teilung fortpflanzen, kennen das Altern nicht und wenn auch ein Baum altert, so kann man ihn doch durch Stecklinge immer weiter fortpflanzen, ohne daß mit Sicherheit ein Altern dabei festgestellt werden könnte. Wenn daher das Altern eine Eigenschaft ist, die den Organismen keineswegs allgemein zugeschrieben werden kann, so ist die Anwendung auf einen so abgezogenen Begriff, wie es die Kultur ist, recht zweifelhaft, wenn man ihn für allgemein gültig ansehen will. Rein geschichtlich genommen, werden die Analogieschlüsse von einer Kultur auf die andere immer wertvoll sein. Höchst wichtige Beziehungen müssen sich dabei ergeben und die Auffassung, daß wir uns in einer Spätzeit, einer in künstlerischer Hinsicht bereits vollendeten Kultur und am Beginn einer an die römische Kaiserzeit erinnernden Zivilisation befinden, hat vieles für sich. Man kann vielleicht noch weiter gehen und im Amerikanertum eine entwurzelte europäische Kultur erblicken, die völlig in den Äußerlichkeiten einer rein materiellen Zivilisation aufgeht. Aber wesentlich anders gestaltet sich die Frage, wenn man nun aus solchen Analogien Schlüsse auf die Zukunft ziehen will. Wenn Spengler schließt: Es wird in einigen Jahrhunderten keine westeuropäische Kultur, keine Deutschen, Engländer, Franzosen mehr geben, wie es zur Zeit Justinians keine Römer mehr gab, so ist hierauf zu antworten, daß für solche Voraussagen der Analogieschluß unzureichend ist. Dasselbe läßt sich sagen, wenn Spengler von der Physik sagt, daß sie sich bereits auf dem Abstiege befinde. Daß die Physik zu neuen Methoden geschritten ist, daß sie die Statistik in steigendem Maße anwendet, wird man kaum als Zeichen des Verfalls ansehen können. Denn die Physik ist keine Philosophie und verwendet die Methoden, wie sie sie für ihre Zwecke braucht, unbekümmert darum, ob sie die Erkenntnistheorie vollständig befriedigt. Die Anwendung statistischer Methoden in der Physik bedeutet nicht Verzicht auf die Kausalität, setzt diese vielmehr immer voraus, wenn auch die kausalen Zusammenhänge entweder noch nicht erkannt oder wegen zu großer Verwickelung nicht im einzelnen durchgeführt werden. Die Statistik ist der Physik von der Natur durch die atomistische Struktur aufgezwungen und so sehr die Gestaltung physikalischer Denkmethoden von der geistigen Beschaffenheit der Physiker

abhängt, so wird sie doch entscheidend durch die Natur der Dinge selbst bestimmt. Trotz aller Gegensätze gegen antike Denkweise ist die archimedische Lehre von der Statik und vom Auftrieb unserer Auffassung vollkommen gemäß und es ist wahrscheinlich, daß die physikalischen Ergebnisse, die unsere Zeit vollkommen abzuschließen vermag, sich auch für die Denker einer späteren Kultur als brauchbar erweisen werden.

Frühere Zeiten kamen dazu, in Augenblicken großer Niedergeschlagenheit des Empfindens das Nahen des Weltendes vorauszusagen. Die Lehren der Physik sind jetzt zu sehr ins allgemeine Bewußtsein übergegangen, als daß solche Gedanken noch möglich wären. Aber es ist verständlich, daß in der furchtbaren Krisis Europas der Untergang unserer Kultur ins Auge gefaßt wird. Seine Möglichkeit soll durchaus zugegeben werden, aber es ist ein großer Unterschied, ob wir unsere Zustände als solche ansehen, die durch menschliche Torheit zum Untergange führen, oder ob wir diesen als ein unabwendbares, durch die Natur der Dinge bestimmtes Ereignis ansehen wollen, das wir nur noch zu erdulden haben. Wenn wir jeder Kultur das vermeintlich allgemein gültige Naturgesetz des Alterns und des dadurch bedingten Untergangs zuschreiben, wenn wir bestimmte Voraussagungen für die Zukunft hierauf gründen, so führen wir eine geheime Kausalität wieder in die Geschichte ein. Denn die Naturgesetze, auch wenn sie nur statistisch gewonnen sind wie die Ergebnisse unserer Wirtschafts- und Bevölkerungslehre, setzen schließlich doch das Kausalitätsgesetz voraus. Wir gelangen so zu einem Geschichtsfatalismus, wie ihn Tolstoi schon vor vielen Jahren in seinem großen Roman: Krieg und Frieden vertreten hat, der jedenfalls der westeuropäischen Geschichtsauffassung widerspricht. Die Folgerichtigkeit der Geschichte spricht sich aber für unser Denken nicht in dem Ablauf der Ereignisse nach unabwendbarer Vorherbestimmung aus, sondern in der Übereinstimmung des Geschehens mit dem logischen Denken großer Staatsmänner und Führer, die allerdings die innere Freiheit besitzen müssen, nicht selbst durch chaotische Strömungen bestimmt zu werden. Als Bismarck noch von europäischer Warte aus die Geschicke unseres Weltteils leitete, da hätte die Verkündigung des Unterganges unserer Kultur wenig Eindruck gemacht. Wenn nach ihm staatsmännische Unfähigkeit und Charakterlosigkeit einerseits und wilder Fanatismus und Demagogentum anderseits die große Vormachtstellung Europas gebrochen haben und den völligen Untergang herbeizuführen drohen, dann nimmt das Weltgeschehen allerdings den Charakter eines Naturereignisses an, das es scheinbar berechtigt erscheinen läßt, ein unabwendbares Geschick dort zu erblicken, wo es tatsächlich nur an großen führenden Persönlichkeiten gefehlt hat. Das entspricht aber nicht eigentlicher Geschichtsauffassung. Wenn Kant einmal sagt, es gebe in jedem Fach nur soviel wahre Wissenschaft als Mathematik darin anzutreffen sei, so möchte ich aussprechen, daß in der Geschichte um so mehr wahre Geschichtswissenschaft enthalten ist, je weniger Physik in ihr vorkommt. Zur Ausbildung seines Geistes, zur Verschärfung seiner kritischen Methoden wird der Historiker die physikalische Denkweise nicht entbehren können, vor allem wird er der Physik darin folgen müssen, daß er sich selbst von den darzustellenden Ereignissen loslöst. Für die geschichtliche Auffassung aber wird er physikalische Methoden so wenig wie möglich anwenden. Die Kausalität ist die Grundlage des *physikalischen* Weltbildes, aber sie ist eine Denkform unseres Geistes und kann nicht wieder zur Analyse desselben Geistes verwendet werden, dessen Wirken zu schildern Aufgabe der Geschichte ist.

Wenn wir so die mannigfaltigen und weitverzweigten Beziehungen betrachten, welche die Physik mit andern Wissenschaften verbinden, so sehen wir,

daß jede einzelne nicht nur für sich selbst arbeitet und dem ihr zugewiesenen Teil der Erkenntnis zustrebt. Jede Wissenschaft kann von einer anderen neue und unerwartete Hilfsmittel und Aufschlüsse erhalten. Aber so wichtig es ist, daß sich jeder soviel wie möglich über alles zu unterrichten sucht, was von anderen Wissenschaften geleistet wird, so notwendig ist es auch, der Versuchung zu widerstehen, auf dem Gebiete einer anderen selbst forschend zu arbeiten, wenn man sich dieses nicht als eigenes Arbeitsfeld ganz zu eigen gemacht hat.

Die Arbeit in jeder Wissenschaft erfordert besondere Kenntnisse, Beherrschung der eigentümlichen Hilfsmittel, die nur durch lange Tätigkeit erworben werden kann. So verschieden aber auch die Aufgaben und Hilfsmittel sind, so haben doch alle Wissenschaften ein Gemeinsames. Es sind die kritischen Geisteskräfte, welche der Theologe anwendet, um die Entstehungszeit einer Schrift des Neuen Testaments festzustellen, mit deren Hilfe der Philologe und Historiker die Zuverlässigkeit der überlieferten Texte prüft und deren sich der Physiker bedient um die Zuverlässigkeit seiner Beobachtungsmethoden zu untersuchen. Wenn auch der Induktionsschluß die Naturwissenschaften und besonders die Physik beherrscht, während sich die Geisteswissenschaften meist mit dem unvollkommeneren Analogieschluß begnügen müssen, so ist doch die objektive Denkweise überall die eigentliche Grundlage. So mächtig ist die Gewalt der wahrhaft wissenschaftlichen Methode, daß sich ihr niemand, der für solche Arbeit überhaupt befähigt ist, entziehen kann. Auch der Historiker, der in die Leidenschaften der Tagespolitik gezogen wird, wird, sobald er für die Wissenschaft arbeitet, gezwungen, sich ihren Forderungen unterzuordnen, und der Klang ihrer Sprache wird von jedem wissenschaftlich gerichteten Menschen sogleich erkannt werden.

So sehen wir denn ein zwar reich gegliedertes, aber doch einheitliches gewaltiges Gebäude der Wissenschaft vor uns; der eine zeitlang drohende Zerfall in zahlreiche, miteinander kaum mehr in Verbindung stehender Fächer beginnt durch die Einsicht verhindert zu werden, daß die Einzelwissenschaften nur gedeihen können, wenn sie den Zusammenhang mit dem Ganzen nicht verlieren. Und für die Wissenschaft als Ganzes müssen wir einstehen. Dabei müssen wir uns vor allem hüten, den wahren Geist verkümmern zu lassen, der gleichmäßig in allen lebendig sein soll. Gewaltige Hindernisse werden sich uns entgegenstellen, Hindernisse materieller Natur, welche durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des deutschen Volkes bedingt sind, Hindernisse ideeller Art, hervorgerufen durch die Verwilderung der Geister in diesen verworrenen Tagen! Manche Bestrebungen in unseren eigenen Reihen haben wir zu bekämpfen, wenn bei den auf praktische Ziele gerichteten Fächern nur die unmittelbarste Nutzanwendung ins Auge gefaßt und vergessen wird, daß die großen äußeren Erfolge nur auf wissenschaftlicher Grundlage gedeihen können.

So tritt mehr als je die Forderung an uns heran, die deutsche Wissenschaft fortzuführen. Wenn sie in den wilden Leidenschaften der letzten Jahre geschmäht, wenn die Zusammenarbeit mit ihr für lange Zeit abgelehnt wurde, so wollen wir darauf mit den Worten erwidern, die Goethe nach dem Xenienkampf an Schiller schrieb:

Wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihnen die Qual der Negation überlassen.

Redaktionell abgeschlossen am 8. Juni 1920.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A. G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Innere Politik.

Dies Heft wird abgeſchloſſen in den Tagen der Verhandlungen von Spa und des bolſchewiſtiſchen Einmarſches in Polen.

Jedem, der durch den herrſchenden Phraſennebel nicht überhaupt das Geſicht eingebüßt hat, muß es in dieſen Tagen offenſichtlich werden, daß die innere Politik Deutſchlands heute mehr denn je abhängt von ſeiner äußeren Lage. Die außenpolitiſchen Entſcheidungen beherrſchen in dieſer Stunde unſre inneren Verhältniſſe, die wirtſchaftlichen wie die politiſchen.

Eine immanente Gerechtigkeit läßt uns das klar werden in einem Augenblick, in dem unſre äußere Lage ohnmächtiger und wehrloſer denn je iſt. Denn gerade aus innerpolitiſchen Gründen haben die Deutſchen ſich ſelbſt ohnmächtig und wehrlos machen laſſen; ſie haben ſich vorgeredet, daß damit eine neue äußere Politik begründet würde.

Innere Rückſichten haben ſeit 1914 unſre ganze Politik beſtimmt. Dieſe inneren Rückſichten ſelbſt aber waren nicht der Ausdruck eines poſitiven innerpolitiſchen Wollens (das hätte von ſelbſt auch zu einer klaren Außenpolitik geführt), ſondern im Gegenteil von zerſetzenden inneren Parteiungen. Dieſe inneren Parteiungen ſind der deutſchen Regierung weſentlicher geweſen als die dringendſte äußere Gefahr. Das iſt der einheitliche Zug, der die deutſche Politik beim Ausbruch und beim Abbruch des Weltkrieges, vor dem Weltkrieg, während desſelben und nach ihm miteinander verbindet: es iſt die einzige Folgerichtigkeit, die ſie in dieſer Zeit beſeſſen hat.

Innerpolitiſche Erwägungen haben vor allem andern die verhängnisvollen Irrtümer und Fehlgriffe der Bethmannſchen Politik im Juli 1914 veranlaßt, die uns in den Weltkrieg hineingeführt haben; innerpolitiſche Erwägungen haben ſie verhindert, dieſem Krieg dann ein ſchöpferiſches nationales Ziel zu geben; innerpolitiſche Erwägungen haben die deutſche Revolution und ihren ganzen bisherigen Verlauf vom Waffenſtillſtand über Verſailles bis Spa ententſchieden. Innerpolitiſche Erwägungen lähmen die heutige deutſche Regierung. Und dieſe Lähmung hat ſich in der ganzen Zeit ebenſowohl auf die innere als auf die äußere Politik erſtreckt; denn es iſt ſchließlich ein einziger Lebensnerv, der beide belebt.

Man rede uns deshalb nicht von unſrer gegenwärtigen gefeſſelten Lage, die uns kein eigenes Wollen mehr erlaube. Keine äußere Hemmung allein kann ein Volk zwingen, auf einen eigenen poſitiven Willen zu verzichten. Bei einem Volk, ſo gut wie bei dem einzelnen, kommt ein ſolcher Verzicht nur aus einer inneren Schwäche. Unſere innere Schwäche iſt aber nicht eine Folge unſrer Niederlage, ſondern ihre Urſache.

Die Parteien, die jetzt die Regierung bilden, ſind dieſelben, die ſeit 1914 das Bethmannſche Syſtem getragen und zum Teil ſchon beherrſcht haben. Alle jetzigen Parteien ſind dieſelben wie im kaiſerlichen Reich. Der Geiſt, der ihr heutiges Verhalten beſtimmt, iſt derſelbe wie in den vergangenen Jahren. Alle Veränderungen liegen lediglich an der Oberfläche.

Es sind genau die gleichen parteitaktischen Erwägungen, die früher in der Monarchie das preußische Wahlrecht verhindert haben, welche heute das geltende Wahlgesetz der Republik bestimmen. Es ist genau die gleiche zahlenmäßige, formale Betrachtungsweise, die früher eine handlungsfähige parlamentarische Mehrheitsbildung verhindert hat, welche jetzt die letzte Regierungsbildung zur Farce machte. Es ist genau der gleiche rechthaberische und dünkelhafte Parteigeist, der 1909 aus Bethmanns erster Kanzlerrede sprach, mit welchem David jetzt nach den Juniwahlen das deutsche Volk zurechtwies, daß es falsch gewählt habe, weil das Ergebnis sich nicht mit den Wünschen der eben Regierenden deckte. Es ist genau die gleiche dürre Juste-Milieu-Theorie, die glaubt, das Richtige mechanisch auf einer mittleren Linie zwischen zwei falschen Extremen errechnen zu können, und die das Wesen der Regierung im geschickten Addieren und Subtrahieren gegebener Parteigrößen sieht. Es ist genau der gleiche Mangel an einem schöpferischen Ziel und deshalb an einer schöpferischen Leistung, hier wie dort. Es ist genau die gleiche materielle Verachtung alles Geistigen, welche die tiefste Ursache unsres äußeren und inneren Zusammenbruchs war.

Demgegenüber sind die äußeren Änderungen unsrer Verfassung belanglos. Die Einrichtung eines demokratischen Staates ist keine bloße Änderung der Form; sie kann nicht einfach durch Nachahmung eines fremden Vorbildes aufgepfropft werden.

Unser gegenwärtiger Parlamentarismus hat sich nicht aus eigener lebendiger Kraft aufgerichtet, sondern er ist eine Folge davon, daß das alte System unter dem Druck der äußeren Niederlage in sich selbst zusammengebrochen ist. Er selbst hatte schon teilgenommen an diesem System. Die unmittelbaren Kräfte des Umsturzes sind ihm ebenso feind wie jenem.

Der innerste kranke Punkt in dem kaiserlichen Deutschland seit 1890 war eine Unwahrhaftigkeit, die sein ganzes Wesen durchzog. Die gleiche Unwahrhaftigkeit beherrscht aber auch das heutige parlamentarische Deutschland.

Sie ist an seiner Wiege gestanden mit der Lüge, daß wir ein unbesiegtes Volk seien und daß unsre innere Umwälzung von einem unbesiegten Volk getragen würde. Wir sind aber geschlagen, und nur weil wir geschlagen waren, haben wir die heutige Form des Parlamentarismus angenommen.

Die Aufrichtigkeit gebietet uns zu sagen, daß diese Unwahrhaftigkeit keineswegs auf die heutigen Regierungsparteien beschränkt ist, sondern sich über alle gegenwärtigen Parteien erstreckt: Von den Unabhängigen, welche ihren deutschen Genossen unbeirrt die alte Terminologie des Räterußland weiterpredigen, obwohl sie wissen, daß diese dort selbst längst zur Lüge wurde und obwohl die traurigen Experimente der deutschen Rätediktaturen ihnen gezeigt haben, daß unser Boden dafür noch ungleich weniger sich eignet als der russische — bis zur äußersten Rechten, welche die alte Phrasengießkanne auch nur unter der Schürze verborgen hält und nicht wagt, einzugestehen, daß es in der Geschichte kein Zurück gibt.

Alle unsre bestehenden Parteien sind von der Unwahrhaftigkeit angefressen, und zwar nicht irgendwo draußen an ihrer Epidermis, sondern im inneren Kern. Kein System aber bedarf einer inneren Wahrheit notwendiger als das demokratische.

Wir an unserm Teil wünschen eine demokratische Regierung in Deutschland, aber wir sind der Meinung, daß wir ihr heute noch um keinen Schritt näher gekommen sind als vor 1918, im Gegenteil. Vielleicht die stärksten, tragfähigsten Grundlagen einer volkstümlichen deutschen Regierung scheinen heute noch tiefer verschüttet als vorher. Denn ihre erste Aufgabe müßte die Befreiung von der Parteischablone sein; sie müßte den Mut haben, sich selbst offen zu wollen und die

Kraft, ſich gegen äußere wie innere Gegner aus eigener Stärke zu behaupten; ſie müßte ſich ſtützen auf die ſchaffenden Kräfte im deutſchen Volke.

In der deutſchen Demokratie von heute gelten Börſenblätter eo ipso als demokratiſch, Induſtrieblätter eo ipso als undemokratiſch; alſo die Vertreter der Intereſſen des arbeitsloſen internationalen Großkapitals als die natürlichen Vertreter der deutſchen Demokratie, die Vertreter der Intereſſen ſchaffender deutſcher Stände als deren natürliche Feinde. Es gilt als außenpolitiſche Weisheit, die Verhältniſſe des neuen demokratiſchen Staates nicht darauf einzurichten, ſich zu behaupten, ſondern ſich wehrlos zu machen. Es gilt als innerpolitiſche Weisheit, die Gegenſätze zum Sozialismus aus taktiſchen Gründen zu verſchleiern, um die Arbeiter „bei der Stange“ dieſer Demokratie zu halten (das alte Bethmannſche Leitwort ſeit 1914).

Wir bilden uns ein, demokratiſcher zu ſein, wenn wir unſern Volksgenoſſen im Arbeiterſtand unſre vom Sozialismus abweichenden Anſchauungen offen ausſprechen. Unſre Überzeugung während des Krieges war, daß am letzten Ende der deutſche Arbeiter es ſein werde, der die Zeche einer deutſchen Niederlage bezahlen müſſe. Die Reichen haben zu allen Zeiten noch Hilfsmittel gefunden, um ſich zu retten. Die Bauern ſitzen auch in der größten Not auf der Scholle die ſie ernährt. Die beſitzloſen beweglichen Volksſchichten ſind es, die frönen, hungern und auswandern. Die Prophezeiungen der Weltrevolution, welche die deutſchen Arbeiter trotz der Niederlage vor dem Diktatfrieden der Sieger bewahren würde, haben wir für den gleichen parteitaktiſchen Schwindel auf der ſozialiſtiſchen Seite gehalten, wie die immer neuen Seifenblaſen der nationaliſtiſchen wie der Bethmannſchen Politik und den ſogenannten Verſtändigungsfrieden auf der andern. Unſre Meinung war, daß die deutſchen Arbeiter damit nur den Intereſſen des Ententekapitals in die Hände geſpielt würden.

Wenn wir die Weltrevolution für einen möglichen Weg hielten, um die Lage des deutſchen Volkes zu verbeſſern, ſo gäbe es für uns keinen Grund, ihn nicht auch zu beſchreiten. Wir halten ſie aber nur für eines der Phantome, um die Deutſchen noch weiter fremden Intereſſen dienſtbar zu machen.

Die Frage iſt, ob Deutſchland noch fähig iſt, ſich ſelbſt ein eigenes ſchöpferiſches Ziel zu ſetzen. Wer daran verzweifelt, verzweifelt am deutſchen Volk und erklärt ſeine Geſchichte für abgeſchloſſen. Wir halten ſeinen Weg für dornenvoller als den der andern Völker, aber wir glauben, wie in unſerm perſönlichen Leben, daß alle Prüfungen nur dazu dienen, um ſein eigentliches Weſen klarer und reiner herauszuarbeiten. In dem was das deutſche Volk erlebt, ſummiert ſich ſein geiſtiges Daſein und bildet ſich fort. In dieſem Sinn liegen gerade in der Not, die uns jetzt einengt, vielleicht die beſten Bauſteine unſrer Zukunft. Für einen ſchöpferiſchen deutſchen Staatsmann müßte ſelbſt der Zuſammenbruch Material und Maßſtäbe für den Aufbau liefern.

Karl Alexander von Müller.

Deutſch.

Im März 1920 teilte das Reichskommiſſariat für das oſtpreußiſche Abſtimmungsgebiet folgendes mit:

„Beim Reichskommiſſar und Zentralpaßbureau Allenſtein gehen eine große Zahl Anträge auf Erteilung eines Sichtvermerks für die Einreiſe ins Abſtimmungsgebiet ein, ohne daß die Gebühr von 1 Mark beigelegt iſt. Es wird nochmals darauf hingewieſen, daß die Gebühren beizulegen ſind, da ſonſt die Erteilung eines Viſums nicht erfolgt.“

Parteiloſe Gedanken.

An die Spitze jeder innerpolitiſchen Betrachtung müßten diejenigen Deutſchen, die den Umſturz von 1918 als ein Unglück, als eine frivole und landesverräteriſche Tat betrachten, das Leitwort ſetzen: was einmal in Deutſchland war, kommt ſo wie es war, nicht wieder, man mag ſich anſtellen wie man will und noch ſo feſt auf dem Boden der politiſchen Grundſätze ſtehen, die man für richtig und deren Verwirklichung man als den einzigen Weg zu einer Wiedererholung und Wiedererhebung des deutſchen Volkes betrachtet. Man kann nicht zweimal in denſelben Fluß ſteigen, ſagt der griechiſche Weiſe.

Hier liegt einer der Fehler der rechten Parteien in Deutſchland und der in ihrem Gefolge befindlichen Volksſchichten. Man betrachtete die Revolution als ein Ereignis, welches mit ſeinen Wirkungen rückgängig gemacht werden könnte, und die Republik als einen Zuſtand, der nach Schaffung einer geeigneten politiſchen Konſtellation wieder der Monarchie Platz machen würde und zwar einem monarchiſchen Syſtem wie es früher in Deutſchland vorhanden war. Heute hat man wohl beinahe überall angefangen, zu verſtehen, daß davon nicht die Rede ſein kann. Das Kommen ſolcher und ähnlicher Einſichten hat aber zu lange gedauert. Es iſt politiſch wertvolle, unerſetzliche Zeit ungenutzt verſtrichen und durch eine taktiſch verfehlte, auf unrichtigen Vorausſetzungen beruhende monarchiſche Agitation iſt dem monarchiſchen Gedanken Schaden erwachſen, und nicht ihm allein, ſondern auch die Parteien, die ihn vertreten, haben ſich ſelbſt geſchadet und das ſonſt im Weſen der Dinge liegende Wachſen ihres Einfluſſes in hohem Grade verlangſamt.

Monarchien, deren überkommene und berufene Träger ſich derart diskreditiert haben wie die Deutſchlands im Herbſt 1918, laſſen ſich nicht wieder aufrichten wie umgefallene Stühle. Außerdem, wie im vergangenen Jahre ein demokratiſches Blatt triumphierend ſagte, würde eine neue Herſtellung der Monarchie in Deutſchland in irgendeiner Form doch etwas Wichtiges und Unwägbares nicht wiederherſtellen können: die vorhergegangene Unterbrechung der monarchiſchen Kontinuität, den unverwiſchbaren Eindruck des vorherigen Sturzes mit ſeinen ſchmählichen Begleiterſcheinungen, eines Ereigniſſes, welches man früher in Deutſchland faſt allgemein als unmöglich, als undenkbar angeſehen hatte. Der Nimbus, der ſo unſchätzbaren Wert beſaß, iſt in der Tat dahin. Damit muß politiſch gerechnet werden, beſonders auch hinſichtlich der Form bei einer in irgendeiner Zukunft denkbaren Herſtellung eines monarchiſchen Regimes in Deutſchland. Als Grundvorausſetzung ſolcher Herſtellung betrachte ich den Willen eines ſehr erheblichen Teiles des deutſchen Volkes, zu welchem man einen ebenfalls ſehr erheblichen Teil der Maſſen, der Arbeiterbevölkerung, rechnen muß. Einführung der Monarchie auf dem Wege des Gewaltaktes durch eine kleine tatkräftige Minderheit würde auch dann ein Unglück ſein und könnte keinen Dauerzuſtand ſchaffen, wenn ein ſolcher Schlag gelänge. Es muß alſo vorher eine *geiſtige* Gegenrevolution Platz gegriffen haben, wenn eine kommende Monarchie auf geſundem Wege, mit geſunden Mitteln eingeführt werden und in der Folge ſelbſt geſund bleiben ſoll.

Ich halte die Monarchie für diejenige Staats- und Regierungsform, welche den Deutſchen allein angemeſſen iſt und glaube, daß es mit am tiefſten bedauerlich iſt, daß die Revolution durch Verſchwinden der einzelnen Dynaſtien dieſe Knotenpunkte des naturgewachſenen deutſchen Föderalismus beſeitigt hat.

Die Fürſten tragen daran freilich ſelbſt eine ſehr große Schuld. Sie haben nicht verſtanden Führer zu ſein, die ſie hätten ſein müſſen; das nebenbei.

Jede geiſtige Gegenrevolution muß geiſtig vorbereitet werden. Vierzig Jahre lang iſt die Revolution mit dem republikaniſchen und dem internationaliſtiſchen Gedanken nicht allein politiſch, ſondern ganz beſonders geiſtig durch die Sozialdemokratie und die Demokratie vorbereitet worden. Vierzig Jahre lang wurde ein von Jahr zu Jahr wachſender Teil der deutſchen Bevölkerung mit fanatiſcher Begeiſterung für Republik und Internationale erfüllt, mit Haß und Widerwillen gegen die Monarchie, gegen den „Militarismus“, gegen alles Beſtehende und gegen jedes Element der Autorität. Das, was die Erzieher für das Ziel nationaler Zerſetzung Wiſſenſchaft nennen, iſt mit ganz beſonderem Eifer als Propagandamittel benutzt worden und wohl mit am allerwirkſamſten geweſen. Man beachte nur den ungeheuren vorausſetzungsloſen Reſpekt der Arbeiterbevölkerung und ihrer Führer vor dieſer Wiſſenſchaft und vor allem was ſie ſich von den führenden Geiſtern der Partei als Wiſſenſchaft haben ausgeben laſſen. Dieſe Propaganda hat ihr ſo zielbewußtes Streben, unterſtützt durch ebenſo zielbewußte, von außerhalb der deutſchen Grenzen kommende Arbeit, in weitgehendem Maße erreicht: das deutſche Volk mit der Auffaſſung zu erfüllen, daß die Monarchie eine rückſtändige, minderwertige Staatsform ſei, daß die in ihr verkörperte Autorität lediglich dazu diene, das Volk zu betrügen, ſeine Entwicklung zu hindern und es auszunützen. Selbſt ein Teil deutſcher Monarchiſten glaubt an die Minderwertigkeit des monarchiſchen Syſtems gegenüber „freien Verfaſſungen“ und dieſe Monarchiſten halten nur deshalb die Monarchie für die in Deutſchland geeignete Staatsform, weil das deutſche Volk noch nicht reif für die Republik ſei.

Ich bin der Überzeugung, daß die Monarchie, wie wir ſie hatten, die vollkommenſte Staatsform bedeutete, welche überhaupt vorhanden war. Einzelne Mängel konnten beſeitigt und erſetzt werden, ohne daß es nötig geweſen wäre, die Grundlagen und den Bau des ganzen Syſtems zu ändern. Der große Fehler der Jahre vor dem Kriege lag nicht in der Monarchie an ſich, lag in hohem Maße, aber nicht allein, am Monarchen, und ganz beſonders an den politiſchen Parteien, den linken wie den rechten. Hätten ſie im Rahmen der Monarchie eine wirkliche Politik getrieben, ſo würden ſie ſich auf den Wegen ſolcher Kämpfe derart in den Rahmen des monarchiſchen Syſtems hineingewachſen haben, daß ſie nicht nötig gehabt hätten, über Mangel an Einfluß im Reichstage zu klagen. Das letztere iſt ſeinerzeit immer geſchehen, war aber unbegründet, denn die Parteien haben ihre verfaſſungsmäßigen Rechte und Möglichkeiten damals nicht annähernd ausgenützt und ſind nicht in das ihnen zur Verfügung geſtellte Kleid hineingewachſen. Das konnte durch poſitive Arbeit, poſitiv auch im Sinne des monarchiſchen Gedanken und der Verfaſſung, geſchehen. Anſtatt deſſen haben ſie bis einſchließlich der Mittelparteien auf Abänderung der Verfaſſung im parlamentariſtiſchen Sinne bis zum Umſturz im republikaniſchen Sinne gearbeitet. Die Parteien der Rechten dagegen haben den Fehler begangen, grundſätzlich gegen eine volle Ausnutzung und Entwicklung der parlamentariſchen Rechte im Rahmen der Verfaſſung zu arbeiten. Von ihren Fehlern im preußiſchen Abgeordnetenhauſe ſehe ich dabei ganz ab. Ihnen fehlte der politiſche ſtaatsmänniſche Sinn für Entwicklung, ebenſo wie den linken Parteien von ihrem Geſichtspunkte aus, denn dieſe hielten für Entwicklung was Zerſetzung war und ſich als ſolche erwieſen hat. Sie ſprachen von Syntheſe und machten Analyſe. Der gründlichſte Analytiker iſt bekanntlich der Tod, er vereinfacht und „zentraliſiert“ reſtlos,

während das Leben organiſiert und nicht immer ganz Einfaches ſchafft. Das alte föderaliſtiſche Deutſche Reich war tatſächlich ein Organismus, der geſund war, als ſolcher wachſen wollte und wuchs. Er war den linken Staatskünſtlern zu kompliziert und paßte ihnen nicht in ihre Parteiziele und in jenen Internationalismus hinein, dem jeder nationaler Organismus ein Hindernis auf ſeinem Wege iſt.

Eine erkenntnistheoretiſche Behandlung des monarchiſchen Gedankens fehlt bis jetzt in der deutſchen Literatur ſo gut wie gänzlich. Die Wiſſenſchaft hat ſich bis jetzt nicht herabgelaſſen, ſich damit zu beſchäftigen. Ich habe im Jahre 1912 in einer Schrift „Der Kaiſer und die Monarchiſten" verſucht, anregungsweiſe in dieſer Richtung zu arbeiten. Der Verſuch begegnete völliger Intereſſeloſigkeit der Öffentlichkeit. Heute liegt alles viel klarer als damals und Rückſichten brauchen nach keiner Seite mehr genommen zu werden. Es wäre in der Tat höchſte Zeit, daß die monarchiſche Idee an ſich, in ihren Erſcheinungsformen, im Hinblick auf die Beſonderheit des deutſchen Volkes zum Gegenſtande der unterſuchenden und populariſierenden Wiſſenſchaft in Deutſchland würde. Der monarchiſche Gedanke iſt geſund, auch wenn man ihn in das ſchärfſte Licht der Frage nach der Freiheit des Volkes ſtellt. Er iſt aber verſchüttet wie das römiſche Forum durch die Pſeudowiſſenſchaft jener Lehren, von den Propheten der Freiheit und Gleichheit des 18. Jahrhunderts bis zum heutigen Tage. Deshalb, weil der Gedanke geſund und weil die Idee echt iſt, wird ſie auch eine wachſende Werbekraft zeigen, ſobald man ſich ihrer in Deutſchland geiſtig annimmt, ſie theoretiſch vertieft und öffentlich propagiert.

Hieraus ergeben ſich ohne weiteres die Richtlinien für den Weg des monarchiſchen Gedankens in der praktiſchen Politik: Dieſe Wege dürfen nicht die von Putſchen irgendwelcher Art oder von politiſchen Überrumpelungen ſein. Die Monarchie kann geſund nur wieder kommen und wurzelſtändig wieder werden durch den vielleicht langſamen, vielleicht ſchnelleren — wer kann das wiſſen? — Prozeß der geiſtigen Entwicklung und der geiſtigen Gegenrevolution. Iſt dieſe einmal vollzogen, ſo wird die Monarchie von ſelbſt da ſein. Vollzieht ſich die geiſtige Gegenrevolution nicht, ſo wird eine daſeinsberechtigte dauernde und heilſame Monarchie ſchwerlich möglich ſein.

Das Moment des Überkommenen, die Autorität des früheren Reichs und der monarchiſchen Einzelſtaaten bildete früher den Ballaſt, welcher dem Schiff die erforderliche Stabilität verlieh. Die republikaniſche und internationaliſtiſche Propaganda entfernte dieſen Ballaſt, der Steuermann des Schiffes war ſchwach und ohne Mut. Das Schiff kenterte. Für eine zukünftige Monarchie muß eine weitgehende Überzeugung ihrer Notwendigkeit den Ballaſt bilden. Mit anderen Worten erfordert gerade die Monarchie höchſte politiſche Reife eines Volkes, nämlich freie Unterordnung unter eine als notwendig erkannte Autorität. Wären die Deutſchen nicht ſo traurig unreif geweſen, ſo würden ſie nicht allein die Monarchie nicht fortgeworfen haben, ſondern ſie hätten beizeiten die ihr drohenden Gefahren erkannt und wären aus paſſiven Monarchiſten aktive geworden. Das iſt nun vorbei. Für ſpäter aber muß man ſich Weg, Ziel und Mittel im großen klarmachen.

Die politiſche Reife wurde vor dem Kriege und während ſeiner Dauer von allen antimonarchiſchen Parteien dem Volke mit unbegrenzter Freigebigkeit zugeſprochen. Das deutſche Volk hat in der Zerſtörung deſſen was war, und nachher Beweiſe ſeiner Unreife erbracht, welche die ganze Welt in Staunen geſetzt haben, und das gleiche haben ſeine neuen Führer getan, welche die

„Reife“ im Munde führten. Aber auch für die andern Parteien muß gelten, daß ſie politiſch weit entfernt waren, den Situationen gerecht zu werden, und die Linien einer notwendigen Entwicklung zu ſehen oder zu ahnen. Die große Frage iſt, ob ſie jetzt begreifen, daß ſie ſich nicht nur zum Schein, ſondern wirklich auf den Boden vollzogener Tatſachen ſtellen müſſen. Das iſt ein Schlagwort, welchem der Beigeſchmack grundſatzloſen Opportunismus anhaftet, und es hat auch oft genug gedient, um Schwäche und Charakterloſigkeit zu verſchleiern. Es gibt aber Lagen, wo es nicht anders geht und wo man beſonders eine Politik, welche wie die der Konſervativen während des Krieges ſcheiterte und ſcheitern mußte, definitiv zu verlaſſen gezwungen iſt.

Einer der Urfehler der früheren rechten Parteien iſt geweſen, daß ſie den Kampf gegen die Sozialdemokratie nicht durch weitgehende poſitive, initiative Arbeit auf dem Gebiete der Sozialpolitik, auch im Heere, geführt haben. Bismarck und der alte Kaiſer verwirklichten den Anfang des Gedankens einer ſozialen und dabei ſtarken, unter Umſtänden rückſichtslos vorgehenden Politik. Seine Nachfolger haben ſie nicht verſtanden, jedenfalls nicht die Notwendigkeit beider Seiten: man mußte auf der einen Seite geben und viel geben, auf der anderen Seite die Autorität des Staates und der Monarchie wahren, es koſtete was es wolle. Dieſen Aufgaben waren die nach-Bismarckſchen Perſönlichkeiten nicht gewachſen und ebenſowenig die Parteien der Rechten und der Mitte.

Anſätze ſind vorhanden geweſen, nämlich die national-ſoziale Partei mit Naumann, Maurenbrecher uſw. und die deutſch-ſoziale Partei. Beide hatten den richtigen Grundgedanken, dem deutſchen Sozialismus ſein internationaliſtiſches Element zu entziehen, es durch das Nationale und damit durch das Monarchiſche und Monarchiſtiſche zu erſetzen. Die deutſch-ſoziale Partei hat ſich, hauptſächlich in der Konzentration auf eine politiſch wenig produktive Betonung des Antiſemitismus, feſtgelegt und nicht verſtanden, den Boden zu gewinnen, den ihr Gedanke eigentlich hätte beanſpruchen müſſen. Die national-ſoziale Partei mit ihrem ſozialen Kaiſertum hat kaum beſtanden, um ſich dann wieder aufzulöſen, weil ſie überhaupt nicht Wurzel faſſen konnte. Sie war wohl, ganz abgeſehen von ihrer materiellen Not, nicht im Beſitze der nötigen Klarheit über die Marſchroute, auch fehlte ihr der praktiſch großzügige Propagator. Ein Fehler der rechten Parteien iſt es aber geweſen, daß ſie dieſen Gedanken nicht aufgegriffen und durchgeführt haben. Sie hätten es an und für ſich gekonnt, aber ihnen fehlte die Beweglichkeit und der pſychologiſche Blick für den Zeitpunkt, und die Erkenntnis, daß der alte konſervative Gedanke und Kurs bei aller ſeiner Klarheit, Kraft und Stetigkeit Anzeichen von Sklerose aufwies und, daß dieſe Krankheit mit den Jahren zunimmt.

Für die Zukunft ergeben ſich ſo aus dem Geſagten die Leitgedanken ohne weiteres: ſie heißen: national und ſozial. Sie bedeuten Kampf gegen das Sozialiſtiſche und machen mit der Zeit das Nationaliſtiſche überflüſſig, denn dieſes bedeutet lediglich ein Extrem, das durch den durchſchnittlich beſtehenden Fehlbetrag an nationalem Geiſt und Willen in Deutſchland hervorgerufen worden iſt. Trotz aller furchtbaren Erfahrungen und Enttäuſchungen *dürfen* wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß das Nationale einmal zum einigenden Boden der Parteien, Strömungen und Gruppen wird. In dieſer Hoffnung und der Möglichkeit ihrer Erfüllung liegt überhaupt die Beantwortung der Frage eingeſchloſſen, ob die Deutſchen eine Zukunft haben, ob ſie einmal ein Volk werden. Bis jetzt, das muß man ſich, ſo ſchwer es fällt, rückhaltlos bekennen, ſind die Deutſchen kein Volk. Es iſt zu bedauern, aber nicht zu vermeiden, daß

das Wort: national, ſich durch häufigen Gebrauch abnutzt und auch vielen Deutſchen zu wenig ſagt. Vielleicht wird die Sprache ſelbſt einfach durch das Bedürfnis Erſatz ſchaffen. Auf alle Fälle muß weiter betont werden, daß der Kampf für den Sieg nationaler Geſinnung und damit des nationalen Gedankens unausgeſetzt und nach wie vor an erſter Stelle in Deutſchland bleiben muß. Hier liegt ein Ziel, umgekehrt eine Gefahr, welche außerhalb aller Parteifragen und Parteizugehörigkeit, deshalb auch des Parteiſtreites ſtehen ſoll. In Wirklichkeit iſt es bekanntlich nicht der Fall, vielmehr iſt das Wort national zu einer Parole geworden, welche alle Parteileidenſchaften und allen Parteihaß jedesmal in gleicher Stärke entflammt, wenn es ausgerufen wird.

Es iſt für den Publiziſten in Deutſchland höchſt undankbar, das Einfache hervorzuheben, unausgeſetzt zu wiederholen und als den Punkt zu bezeichnen, von dem aus auch die vielgeſtaltigſten Fragen angefaßt und gelöſt werden müſſen, wenn ſie überhaupt lösbar werden ſollen. Wer in Deutſchland das Einfache in den Vordergrund ſtellt und wiederholt, dem wird geringſchätzig entgegengehalten: er ſei ideenlos und gedankenarm. Ich habe dieſen Vorwurf oder beſſer dieſe intellektuelle Verurteilung mit Gleichmut ertragen und glaube auch fernerhin dazu imſtande zu ſein. Rein ſachlich betrachtet iſt es aber ein Unglück, daß in Deutſchland ſo geurteilt wird, ſofern eine politiſche Frage und beſonders ihre rückhaltloſe Bezeichnung als unangenehm empfunden wird, ſie dem deutſchen Leſer und Hörer als langweilig, als im Grunde gar nicht vorhanden und als ein Zeichen von Ideenloſigkeit ausgerufen und diskreditiert wird. Dafür wird derſelbe leſende und hörende deutſche Philiſter unter eine Brauſe von „Ideen“ geſetzt, die ihn, wie er nun einmal iſt, mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen und ihn ungefähr im Zuſtande Gretchens läßt: „was ſo ein Mann nicht alles, alles denken kann, beſchämt nur ſteh ich vor ihm da und ſag zu allen Dingen ja.“ — Gerade für den Deutſchen ſind die maſſenfabrizierten Ideen oder was er dafür hält nur zu oft ein Narkotikum, das ihn über unangenehme politiſche Fragen hinwegtäuſchen ſoll und es tut. Wenn es möglich wäre, müßte die Ausgabe von Ideen zum öffentlichen Gebrauche rationiert werden.

Um auf das Nationale zurückzukommen: wie anders würde ſich das Parteiweſen in Deutſchland geſtaltet haben, wenn hier nicht fundamentale Gegenſätze geweſen wären. Es gibt kein anderes Volk, welches dieſe Gegenſätze in ſich hat. Deshalb und nur deshalb ſehen wir auch in England, in Frankreich, in Italien ſelbſtverſtändlichen Zuſammenſchluß des Volkes über alle Parteien hinweg, ſo bald wichtige auswärtige Fragen auf der Tagesordnung ſtehen. Man muß immer wieder an die verwunderte Frage von Ausländern denken, wenn ſie den Spruch des Großen Kurfürſten leſen: „Bedenke, daß Du ein Deutſcher biſt.“ Franzoſen und Briten würden jeden für verrückt halten, der ihnen ſagte, ſie möchten bedenken, daß ſie Franzoſen oder Briten ſeien. Ebenſogut könnte man ihnen ſagen, ſie möchten nicht vergeſſen, daß ſie zwei Beine hätten.

Der große alte Haß, der ſich ſeit Jahrzehnten innerhalb der ſozialiſtiſchen Parteien Deutſchlands angeſammelt hat, läßt ſich nicht daraus erklären, daß es der deutſchen Arbeiterſchaft ſchlecht gegangen wäre, und wenn man ſie als unterdrückt bezeichnete, ſo traf das nicht den Kern. Die Arbeiterſchaft gedieh im deutſchen Kaiſerreiche wie in keinem Lande der Welt und unſere ſoziale Geſetzgebung war allen anderen Ländern voraus. Der Haß wurde von den bürgerlichen Klaſſen nicht erwidert, aber er führte naturgemäß dazu, daß die Furcht vor der ſozialiſtiſchen Gefahr, vor dem Umſturz wuchs, und daß man

verſuchte, Gegenmaßnahmen vorzubereiten. Daß dieſe halb und ſchwach nach der einen Seite waren wie nach der anderen, wurde erwähnt. Das kommt in dieſem Zuſammenhange nicht in Betracht. Hier will ich kurz betonen, worauf letzten Endes dieſer beklagenswerte Haß und die Unmöglichkeit eines gegenſeitigen Verſtändniſſes zurückführt.

Unzählige Deutſche, gerade auch auf den rechten Seiten, haben keinen ſehnlicheren Wunſch gehabt als den der Inaugurierung einer wahrhaft ſozialen Politik und nicht allein einer Überbrückung des Klaſſengegenſatzes, ſondern ſeiner Beſeitigung. Gewiß ſind auch von den damaligen ſogenannten beſitzenden Klaſſen Fehler gemacht worden, vielfach iſt die Borniertheit und der Mangel an Mut zu einer friſchen Initiative und Mangel an Verſtändnis, gleichermaßen auch Überhebung groß geweſen. Die unvergleichlich größere Schuld liegt aber auf ſeiten der Führer der Sozialdemokratie. Sie haben jenen blinden tiefen Haß in den Arbeitermaſſen erzeugt und ebenſo iſt es ihr Werk, daß die ſozialdemokratiſche Arbeiterſchaft ſich undurchdringlich gegen die bürgerliche Welt abſchloß und ſie als eine Delenda betrachtete. Die deutſche Sozialdemokratie war vollendet intranſigent, ſie wollte keine Kompromiſſe, ſondern auf den Trümmern der Monarchie und des Bürgertums herrſchen und an die Stelle des nationalen Staates den internationalen Gedanken ſetzen. Sie hat ſich oft genug entrüſtet, daß man ihr die Vaterlandsliebe abſprach, aber ſie hat dieſen Vorwurf ſelbſt verſchuldet, indem ſie alles tat, um das Vaterland wie wir es kannten und liebten und wie es allen Deutſchen eine ſegenſpendende Heimat war, wehrlos und ſchutzlos zu machen und im Inneren zu zerſetzen. Den wirklich ſozialen Gedanken hat die deutſche Sozialdemokratie nicht vertreten, ſondern in allem was ſie tat nur eine weitere Stufe auf dem Wege zu ihrer Herrſchaft und zur Zerſtörung des vorhandenen erblickt. Aber man hätte ſie, ſo wird geſagt, gewinnen können. Ich glaube nicht, daß es möglich geweſen wäre. Das widerſprach dem Weſen, dem Willen und den Grundlagen der deutſchen Sozialdemokratie. Außerdem, und das hängt auch mit dieſem Willen zuſammen, war eben der unverſöhnliche Gegenſatz zwiſchen national und internationaliſtiſch, ausſchließlich der große Irrtum der Sozialdemokratie: das organiſche Weſen der deutſchen Geſamtwirtſchaft und einer dementſprechenden Gliederung nicht zu erkennen und was manche Führer anlangte, nicht erkennen zu wollen. Genug, die ſozialiſtiſchen Regierungen ſeit 1918 haben gezeigt, was Theorie iſt und was Praxis. Natürlich ſoll dabei nicht in Abrede geſtellt werden, daß unter anderen Verhältniſſen die Folgen des ſozialiſtiſchen Regierens nicht in ſo hohem Maße kataſtrophal geweſen ſein würden, aber das wäre dann nicht ihr Verdienſt geweſen, ſondern das der monarchiſchen Vergangenheit.

Die Frage iſt, ob und wie ſich dieſer Spalt durch das deutſche Volk ſchließen wird. Jetzt nach den Wahlen erſcheint er weiter und tiefer denn je. Das Bild bietet ſich, daß die bürgerlichen Parteien, insbeſondere die Rechte, die Notwendigkeit eines Zuſammenarbeitens betont und verſöhnliche Töne anſchlägt, während ſich die demokratiſche Partei im Herzen zu den früheren Regierungsſozialiſten bekennt und zu einem großen Teile jedenfalls nur mit ſtarkem inneren Widerwillen ſich an der Regierung beteiligt hat. Es iſt ſchwerlich ausreichend als Erklärung, dieſe Erbitterung auf den Wahlkampf zurückzuführen. In ihm iſt auf beiden Seiten geſündigt worden und ſeine Sünden gingen aus der Vergangenheit hervor. Dieſe Vergangenheit iſt lang.

Die Wahlen haben nun das bekannte Ergebnis gebracht und damit der Sozialdemokratie und der norddeutſchen Demokratie, die ſich bekanntlich geteilt

hat, eine ſchwere Enttäuſchung. Ja, ſie ſehen das Wahlergebnis und das Wiedererſtehen einer bürgerlichen Regierung nach der Revolution als eine Blamage. Sie haben das „freieſte Wahlrecht der Welt“ gemacht und ſehen jetzt, daß es gegen ſie geſchlagen hat. Die ſozialdemokratiſchen Parteien waren und ſind der Anſicht, ſeit 1918 ein Recht auf ungemiſchte Herrſchaft in Deutſchland zu haben, und weil die Wahlen dieſes Recht, dieſen „Rechtsanſpruch“ desavouiert haben, erkennen ſie dieſelben nicht an, ſprechen von dem verirrten Volksurteil, und man konnte ſogar von den ſozialdemokratiſchen Blättern von den „blinden Maſſen“ leſen; ein ſchlimmes Bekenntnis der Maſſenführer! Und der Haß gegen rechts wird immer ſtärker und bitterer. Auch heute iſt von Haß auf ſeiten der nichtſozialiſtiſchen Parteien, einſchließlich der extremen Rechten, nicht die Rede. Es beſteht im Gegenteil der lebhafte Wunſch nach einer Zuſammenarbeit, was freilich ſehr oft ungeſchickt genug in die Erſcheinung tritt, und bisweilen zeigt ſich das Merkwürdige, daß der aufrichtig idealiſtiſch denkende Teil der Kommuniſten mit vorurteilsloſen Vertretern der Rechten gewiſſe Berührungspunkte findet, freilich rein theoretiſcher Natur. Soweit hier Theorie und Praxis auch noch voneinander entfernt ſind, ſo iſt die Erſcheinung darum nicht minder bemerkenswert, ebenſo wie die in der kommuniſtiſchen Arbeiterpartei vertretene Grundauffaſſung, daß ein Ausgleich zwiſchen rechts und links über kurz oder lang unter Zerreibung aller mittleren Parteien Platz greifen müſſe, am beſten möglicherweiſe aber auch blutig. Bekanntlich bekämpft die kommuniſtiſche Arbeiterpartei auch den Internationalismus, iſt aber bis jetzt ohne erheblichen Einfluß.

Es liegt nicht im Sinne dieſer Betrachtung, mögliche Parteikombinationen zu erörtern. Von einer Weiterentwicklung des Parteilebens in Deutſchland kann man ſich nichts Erfreuliches verſprechen. Die Parteien bei uns ſind faule Bäume und haben bis jetzt arge Früchte gebracht. Es iſt nicht anzunehmen, daß ſie ihr Grundweſen ändern ſollten. Vor allem bieten ſie keine Ausſicht auf Milderung der innerpolitiſchen Gegenſätze und des Haſſes. Sie ſind vielmehr die Träger und Repräſentanten dieſes deutſchen Grundübels. Es muß ſich mithin um die Überwindung des deutſchen Parteiweſens, alſo des Parlamentsweſens, durch Mittel handeln, die außerhalb ſeines Rahmens liegen und ihm von Natur entgegengeſetzt ſind. Dazu iſt in erſter Linie das nationalwirtſchaftliche Element zu rechnen. Ein Anfang iſt durch den Reichswirtſchaftsrat und andererſeits durch die Arbeitsgemeinſchaft geſchaffen worden, in welch letzterer Stinnes und Legien bis jetzt miteinander poſitive praktiſche Arbeit haben leiſten können, ebenſo wie Stinnes und Hue in Spa auf nationalwirtſchaftlichem Boden nebeneinander gegen die Ententeforderungen kämpfen konnten. Die nationale Wirtſchaft kennt keine Parteien, ſondern nur im ganzen wie im einzelnen Intereſſenten, mit ihren Gemeinſamkeiten und Gegenſätzen. Niemals hat es aber eine Zeit und eine Lage gegeben, wo ſich die Gemeinſamkeit des Bodens für alle Deutſchen draſtiſcher gezeigt hätte als eben jetzt. Dieſes Eiſen müßte jetzt geſchmiedet werden. Wo iſt aber der Schmied? Immerhin kann und muß Vorarbeit geleiſtet werden, hauptſächlich auch auf dem Wege der Propaganda für den Gedanken. Dazu gehört auch der berufsſtändiſche Gedanke überhaupt. In welcher Form dieſer durchzuführen wäre, iſt eine Frage für ſich. Die Idee ſelbſt aber ſcheint mir außerordentlich geſund zu ſein, daß die Berufsſtände in Zukunft die natürliche Gliederung der Bevölkerung bezeichneten und ihre Intereſſen durch Fachleute aus ihrer Mitte vertreten ließen. Dann würde, abgeſehen von allem andern, der Berufsparlamentarier verſchwinden und mit ihm eine ebenſo unſympathiſche wie unfruchtbare und ſchädliche

Erſcheinung unſeres öffentlichen Lebens. Man könnte auch an ein paritätiſch durchgeführtes Räteſyſtem denken.

Ob, wie man vielfach ſagt, der Parlamentarismus ſich überlebt hat, will ich nicht entſcheiden, aber darüber kann für jeden, der kein begeiſterter Parteimann iſt, kein Zweifel obwalten, daß die parlamentariſche Leiſtung der Deutſchen immer eine Leiſtung geweſen iſt, die man von der einen Seite geſehen als ſchlecht, von der anderen als lächerlich bezeichnen mußte. Das dürfte weniger im ſogenannten Prinzip und in der Einrichtung des Parlamentarismus liegen, als vielmehr in der Ungeeignetheit der Deutſchen für ſolch ein Syſtem der Regierung. Die deutſche Geſchichte beweiſt das gleiche auch in früheren Zeiten. Die Neigung zum unfruchtbaren und haßerfüllten Parteihader aus der deutſchen Geſchichte zu erklären, wie es gerne geſchieht, geht von falſchen Vorausſetzungen aus. Der Charakter des Volks kommt nicht aus der Geſchichte, ſondern die Geſchichte iſt weſentlich die Folge und Wirkung des Charakters. Die wirtſchaftlichen und beruflichen Organiſationen z. B. im Mittelalter haben dagegen Großes geleiſtet und wirtſchaftliche Vereinigungen haben ſich auch in neuer Zeit organiſatoriſch und ſchöpferiſch bewährt.

Ließe man dieſe Grundgedanken unſer öffentliches Leben durchdringen und ſtellte es praktiſch auch auf die Grundlage nationalwirtſchaftlicher Organiſationen, ſo würde das politiſche Leben davon nur gewinnen und wahrſcheinlich einen Blutreinigungsprozeß durchmachen.

Vor Worten, wie z. B. Räteſyſtem braucht man keine Furcht zu haben. In einer dem deutſchen Charakter entſprechenden, und wie wiederholt werden muß, paritätiſchen Weiſe durchgeführt, würde ein Syſtem der Räte auf uralte deutſche Einrichtungen zurückgreifen und ſie in einer zeitgemäßen Weiſe bilden. Dieſes Syſtem müßte ſich auf alle Gebiete nicht allein des wirtſchaftlichen, ſondern auch des geiſtigen Lebens ausdehnen und wäre mit einer Monarchie als Spitze, als politiſches und nationales Rückgrat vereinbar. Hier kommen wir wieder auf den Ausgangspunkt zurück, nämlich auf die Frage der Monarchie. Sie iſt für mich lediglich eine ſolche der Zweckmäßigkeit und muß von der Bevölkerung auch ſo erwogen werden, nachdem der alte Nimbus zerſtört iſt. Wo noch monarchiſche Gefühlswerte verhanden ſind, müſſen dieſe geſtärkt und genährt werden. Ein Volk wie die Franzoſen, in ihrer angeſpannten und feurigen nationalen Geſchloſſenheit, kann ſich mit einem Präſidenten behelfen und dabei ſtark ſein und alle ſeine Kräfte geſammelt halten und entfalten. Für die Deutſchen iſt das auch in Zukunft ſehr unwahrſcheinlich. Bei den Engländern liegt die Sache ungefähr wie Bernard Shaw im Dezember 1914 in ſeiner Skizze „Der letzte Sprung des alten Löwen“ ſchrieb: „Man ſieht ihn mit der alten Liſt, dem alten Mut, der alten ungebrochenen Kraft, mit dem alten erſtaunlichen Glück, der alten Einheit des Zieles, dem alten tiefen, unergründlichen Inſtinkt, der ſich ohne große Männer im Notfalle beſſer zu helfen weiß, als ſeine Feinde mit großen Männern.“ Die Deutſchen haben dieſen Inſtinkt nicht. Auf ihm beruhen aber in England nicht allein die britiſche Kriegsführung und die Leiſtungen des britiſchen Volks im Kriege, ſondern aus dieſem Inſtinkt iſt auch die engliſche Verfaſſung, der engliſche Parlamentarismus erwachſen und wird durch ihn bedingt. Der Inſtinkt iſt die Vorausſetzung. Wir Deutſchen verfügten im Kriege weder über den Inſtinkt noch über die großen Männer, deren Leitung uns eine Notwendigkeit geweſen wäre. Im September 1918 ſchrieb Jacques Bainville in der „Action Française“, als man die deutſche Kataſtrophe nahen ſah, über die Haltung des deutſchen Volkes. Er verglich

die kommende Lage Deutſchlands mit der nach dem Dreißigjährigen und nach dem Napoleoniſchen Kriege von 1806 und ſagte: „Die Geſchichte iſt für die Politik was das Hoſpital für die Medizin iſt. Und die Geſchichte ſagt, daß der große weiche Körper Deutſchland ſich niemals aus eigener Kraft aufrecht gehalten hat, wenn er nicht ein Rückgrat hatte, nämlich Herrn mit ehernem Herzen. Das Deutſchland Wallenſteins und Friedrichs II. hat übermenſchliche Dinge zuſtande gebracht. Dasjenige Friedrich Wilhelms III. iſt auf die Knie gefallen und hat den Franzoſen zugejubelt, als ſie ſiegreich in Berlin einrückten."

Was in dieſem Vergleich ſchief iſt, liegt auf der Hand, was richtig iſt, verdient alle Beachtung, und im weſentlichen ſieht der Franzoſe hier richtig. Nichts fürchten unſere Feinde mehr als das Erſcheinen eines großen Mannes in Deutſchland. Wir müſſen auf dem Wege dieſer Überlegung viel weitergehen und die Frage in den Vordergrund ſtellen, ob dem deutſchen Volk jenes Rückgrat in Geſtalt einer Monarchie nicht notwendig iſt, nicht allein weil große Männer nicht vorhanden, noch in Sicht ſind. Die Monarchie mit dem Monarchen würde die höhere nationale Einheit bilden, in ganz anderer Weiſe freilich wie früher, denn jetzt würde er nur mehr als Hohlſpiegel wirken, der die Strahlen zurückwirft und ſie ſich in einem Brennpunkt vereinigen läßt. Wir brauchen hier etwas Konſtantes. Große Männer kommen und gehen und laſſen nach ihrem Tode dem deutſchen Volke den Irrtum: es ſei ſelbſt groß.

Vor dem Kriege iſt von den linken Parteien in Deutſchland das vergiftende Wort der „Reichsverdroſſenheit" eingeführt worden. Ich will nicht ſagen, daß man heute von einer allgemeinen Republikverdroſſenheit ſprechen könnte, aber das Gefühl iſt allgemein, daß das Experiment der Revolution mißglückt iſt. Es gibt keine Partei, die das nicht, jede von ihrem Standpunkte, empfände. Nur ſagen es nicht alle. Da aber jede Partei eben für ſich das Beſte aus der Sache machen möchte, ſo bleibt es wie es iſt, wenn nicht durch die Gewalt der Verhältniſſe und unter dem Drucke der wachſenden Not das wirtſchaftliche Element ſich immer gebieteriſcher als Herrſcher hinſtellt und ſich aufnötigt. Dieſer Augenblick kann unter Umſtänden bald kommen und ein Wendepunkt für das geſamte innere und nationale Leben der Deutſchen bilden. Natürlich wird es dann notwendig ſein, darüber zu wachen, daß über dem rein wirtſchaftlichen, das nationale und nationalpolitiſche nicht in den Hintergrund tritt, oder nach falſchen Richtungen abgebogen wird. Solche Wachſamkeit würde beſonders auch dann notwendig ſein, wenn ſehr ſtarke Perſönlichkeiten oder eine ſehr ſtarke Perſönlichkeit des deutſchen Wirtſchaftslebens entſcheidenden Einfluß auf das ſtaatliche Leben überhaupt nähmen.

Programme machen und Ideengänge entwickeln iſt leicht, darüber muß man ſich ebenſo klar ſein, wie über die Schmalheit der Grundlage, auf welcher jetzt überhaupt die ſtaatliche Ordnung Deutſchlands balanziert. Es handelt ſich aber auf alle Fälle darum, die ſogenannten Entwicklungstendenzen bei uns zu erkennen, und ſich von Parteiphraſen, Prinzipien und Doktrinen zu befreien. Sie bilden einesteils Scheuklappen, anderſeits Hinderniſſe. Dieſer Befreiungsakt iſt vielleicht mit der ſchwerſte von allem, denn hier liegt eine unſerer Hauptſchwächen, beſonders auch weil jede Partei von der andern behauptet, ſie ſei voller Vorurteile und wolle ſich nicht belehren laſſen. Es kommt weiter hinzu die mir immer unbegreiflich gebliebene deutſche Sitte, den politiſchen Gegner geſellſchaftlich ſo zu behandeln, als ob eine Piſtolenforderung mit ihm auszutragen wäre. Wer aber verſucht andere Gewohnheiten einzuführen, begegnet häufig mißbilligendem Erſtaunen und oft erbitterter Ablehnung. Angriffe in der Preſſe

werden mit Vorliebe gemacht, auch auf perſönlichem Gebiete. Man hält das für ein ſelbſtverſtändliches Recht. Kommt aber eine Erwiderung, ſo zeigt ſich mimoſenhafte Empfindlichkeit. Das wirkt komiſch für den andern, aber hindert wieder die Möglichkeit eines „außerdienſtlichen" Verkehrs und menſchlicher Verſtändigung. Wahrſcheinlich würde eine mehr wirtſchaftspolitiſche Organiſierung des deutſchen Verfaſſungslebens eine Wendung zum Beſſeren herbeiführen, denn die einigende Kraft gemeinſamer wirtſchaftlicher Not iſt letzten Endes eine zwingende.

Eine Frage hat, beſonders ſeit dem Kriege und der Revolution, viel zur Verſchärfung des innerpolitiſchen Streites in Deutſchland beigetragen, das iſt die Judenfrage. Niemand, welcher Anſicht er auch ſein mag, kann dieſe Frage ignorieren und an ihr vorbeigehen, ohne Stellung zu ihr genommen zu haben. Ich bin der Anſicht des Herausgebers dieſer Zeitſchrift, daß es unzutreffend iſt, den deutſchen Juden die Schuld am Verluſte des Krieges zuzumeſſen. Herr Profeſſor Coſſmann hat an dieſer Stelle auf den preußiſchen Zuſammenbruch von 1806 als Analogie beweiskräftig hingewieſen. Es iſt auch ein unrichtiger Standpunkt dieſe Frage durch Vorwürfe zu behandeln. Im Rahmen dieſes Aufſatzes können auch hinſichtlich der Judenfrage nur einige Andeutungen gemacht werden. Ein Ausgleich auf der Grundlage der Billigkeit, und in das eigentliche Weſen dieſer Frage eindringende Überlegungen iſt das Wünſchenswerte und Notwendige. Jetzt iſt das Verhältnis ungeſund, ſchädlich und gefährlich. Um mit praktiſcher Politik zu beginnen, ſo müßte die jüdiſche Zuwanderung aus dem Oſten verhindert werden und zwar abſolut. Die Zuwanderer der letzten Jahre müßten wieder aus Deutſchland heraus. Die öſtliche Zuwanderung iſt geeignet, die deutſche Judenfrage immer von neuem zu verſchärfen und die Zuſtände ſelbſt noch ungünſtiger zu geſtalten. Früher, noch kurz nach Beginn des Krieges, waren auch führende Juden in Norddeutſchland gegen jüdiſche Zuwanderung, deshalb gegen eine Angliederung Polens. Ihr Geſichtspunkt war in erſter Linie Beſorgnis vor weiterem Anwachſen des Antiſemitismus. Seit der Revolution ſcheinen auch ſie ihre Anſicht geändert zu haben, denn der Gedanke einer Abſperrung der Oſtgrenze gegen eine Einwanderung begegnete in der jüdiſch geleiteten und jüdiſch beeinflußten Preſſe ebenſo im Parlament einer unbedingten entrüſteten Ablehnung. Das iſt ſubjektiv begreiflich, vom Geſichtspunkte eines völkiſchen Zuſammengehörigkeitsgefühls, das ja bei den Juden meiſt vorbildlich ſtark entwickelt iſt. Auf der anderen Seite iſt dieſe Haltung der deutſchen Juden bedauerlich, denn ſie haben damit eine Gelegenheit, praktiſche Politik für einen Ausgleich und Schaffung haltbarer Zuſtände zu treiben, verſäumt.

Die innere Politik in Deutſchland muß gleichwohl in der Richtung einer unbedingten Verhinderung jüdiſcher Zuwanderung aus dem Oſten gehen. Dieſe Frage iſt prinzipiell und praktiſch und von großer Bedeutung. Wäre die Abſperrung auf die Dauer gewährleiſtet, ſo würden viele in Deutſchland der Judenfrage anders gegenüberſtehen als bisher, jedenfalls in dieſem Teile, und der Anſicht ſein, das deutſche Volk werde ſo imſtande ſein, allmählich die Juden zu abſorbieren. Die, welche ſich nicht abſorbieren laſſen, würden dann keine Rolle mehr ſpielen, die einem geſunden Verhältnis widerſpräche. Für die Behandlung der Judenfrage erſcheint es mir wichtig, wenn mit „Werturteilen" zurückgehalten wird. Darauf kommt es nicht an und ebenſowenig auf Recht und Unrecht, ſondern auf einen, kurz ausgedrückt, Machtkampf. Man pflegt einzuwerfen, daß es lächerlich ſei, angeſichts der geringen Zahl von Juden in Deutſchland, von einer jüdiſchen Gefahr zu ſprechen; ſo gäben ſich die Deutſchen ein beſchämendes

Armutszeugnis. Das letztere iſt richtig, aber dieſes Armutszeugnis muß ausgeſprochen werden um das wirkliche Verhältnis zu kennzeichnen und um die erforderliche Selbſterkenntnis bei den Deutſchen eintreten zu laſſen. Hätte der Deutſche dieſelbe raſſiſche und völkiſche Stärke, wie ſie im Durchſchnitt der Jude hat, ſo würde es in Deutſchland einen Antiſemitismus im heutigen Sinne nicht geben und der Ausgleich wäre wahrſcheinlich eo ipso vorhanden. Die Dinge ſtehen leider ganz anders und ſo iſt ein Zuſtand eingetreten, deſſen Beſeitigung zu einem drängendem Erfordernis geworden iſt. In der individuellen deutſchen Schwäche, Indolenz, Sorgloſigkeit, oft auch Selbſtunterſchätzung liegt ein weſentlicher Teil der Urſache dafür, daß es ſo weit kommen konnte. Die Juden haben dieſe Schwächen ausgenutzt. Es wäre lächerlich, ihnen daraus einen Vorwurf machen zu wollen. Ihre Natur treibt ſie, ſich überall beſtimmend und nach Möglichkeit herrſchend geltend zu machen. Sie haben es in ihrer ganzen langen Geſchichte immer und überall wo ſie hinkamen verſucht. Selbſtverſtändlich ſind Ausnahmen vorhanden. Ich lege überhaupt Wert auf die Feſtſtellung und habe das immer getan, daß es nach Geſinnung und Handlungen verdienſtvolle Juden in Deutſchland gegeben hat und gibt, auch daß diejenigen Juden, welche im Kriege mit der Waffe gekämpft haben, auf die gleiche Anerkennung Anſpruch haben wie die Deutſchen. Es iſt nicht allein ungerecht das nicht anzuerkennen, ſondern auch ein politiſcher Fehler. Über das Weſen der Judenfrage aber darf dieſe Tatſache nicht täuſchen und nicht von ihrem eigentlichen Weſen abführen.

Ein „freies Spiel der Kräfte“, wie die meiſten Juden es verlangen, kann nicht zugeſtanden werden, ſchon vom Naturrecht des Heimatvolkes aus betrachtet. Etwas anderes wäre es, wenn die Juden in Deutſchland ſich über alle Beſchäftigungen und Berufe annähernd gleichmäßig verteilten. Bekanntlich iſt das Gegenteil der Fall und ſo kann der Einfluß der geringen Zahl deutſcher Juden ſich in einer Weiſe herrſchend und alles durchdringend betätigen, wie es dem geſamtdeutſchen Intereſſe widerſpricht. Allmählich im Laufe von Generationen würde möglicherweiſe auch dieſe Erſcheinung verſchwinden, falls kein Zuzug von Juden mehr nach Deutſchland gelangte. Eine ſolche Ausſicht dürfte andererſeits nicht die Auffaſſung rechtfertigen, daß man den gegenwärtigen unverhältnismäßigen Einfluß der Juden in Deutſchland unangefochten ließe. Er iſt eine Unnatürlichkeit, die ſich nach beiden Seiten hin mit immanenter Notwendigkeit rächen muß. Die letzten Wahlen bilden ein Symptom dafür, freilich nicht mehr, und es iſt ein Irrtum, daß es ſich in der Stimmung der Bevölkerung um eine künſtliche Judenhetze gehandelt habe. Die Dinge liegen doch ſehr viel tiefer. Es handelt ſich um eine geiſtige Machtfrage, die ausgetragen werden muß, ob man will oder nicht.

Von der innerdeutſchen jüdiſchen Frage vielfach aber nicht ganz zu trennen iſt die internationale jüdiſche Frage. Sie ſteht mit der des weſtlichen Kapitalismus und den weltfreimaureriſchen Zuſammenhängen in Verbindung. Mit den inneren deutſchen Fragen hängt dieſe internationale Frage und Tatſache inſoweit zuſammen, als ſie ein Stück von ihr bilden. Das läßt ſich nicht apodiktiſch allgemein feſtlegen, ſondern nur von Kapitel zu Kapitel und von Fall zu Fall. Die Zuſammenhänge ſeien deshalb lediglich angedeutet. Jene internationale Einwirkung auf Deutſchlands innere Verhältniſſe iſt eine langjährige Tatſache, die aber erſt zum Schluß des Krieges zum Bewußtſein und auch da nur noch einer ſehr kleinen Zahl von Deutſchen gekommen iſt. Der Zweck iſt zum weſentlichen Teil erreicht worden, wie der Ausgang des Krieges, im Zuſammenarbeiten mit anderen Faktoren, die Beſeitigung der Monarchie und die

ſonſtigen elenden Verhältniſſe im heutigen Deutſchland beweiſen. Ob und wie dieſe internationalen Zuſammenhänge zu brechen ſind, iſt eine Frage für ſich. Der erſte Schritt iſt, ſie zu erkennen und zu bezeichnen. Sie werden vom Judentum als Phantaſien oder böswillig erfundene Fabeln hingeſtellt und dadurch wird wieder die jüdiſche Frage innerhalb Deutſchlands erſchwert und verſchärft, denn es ſind zweifellos keine Fabeln, wenn auch natürlich Übertreibungen, auch Erfindungen mitunterlaufen. Es iſt charakteriſtiſch, daß in andern Ländern, ſo in dem nüchternen England, ſeit einer Reihe von Monaten dieſe internationalen jüdiſchen Zuſammenhänge eifrig und ſehr ernſthaft beſprochen werden. Möglich iſt, daß die Judenfrage ſo eines Tages zu einer anerkannt internationalen werden könnte. Hier haben wir nur die innerpolitiſche Seite der Frage zu erörtern. Sie drückt ſich in der Unterfrage aus: wie wirkt die jüdiſche Internationale auf die Geſtaltung der inneren wirtſchaftlichen und politiſchen und geiſtigen Verhältniſſe in Deutſchland? Zweitens: wie und inwieweit iſt das Judentum in Deutſchland ein Glied dieſer internationalen jüdiſchen Zuſammenhänge? Das löſt ſich wieder in eine Reihe von Einzelunterſuchungen auf, deren Ergebniſſe ihrer Art entſprechend Gegenſtand einer deutſchen Innenpolitik werden müßten. Um ein greifbares Beiſpiel anzudeuten, ſei erwähnt, daß Juden in Deutſchland gleichzeitig Mitglieder deutſcher Logen und des international-jüdiſchen Bnei-Briß-Ordens ſind; auch daß im deutſchen Auswärtigen Amte, wo der jüdiſche Einfluß nur als enorm bezeichnet werden kann, international-jüdiſche Fragen mit Spezialiſten-Sorgfalt behandelt werden.

Ein Wort auch über die deutſche Freimaurerei. Die lateiniſche und angelſächſiſche Freimaurerei ſind durchweg jüdiſch geleitet, teils ſichtbar, teils hinter den Kuliſſen. Sie haben den Krieg vorbereitet, ihr Ziel war Beſeitigung der deutſchen Monarchie und Militärmacht. Die deutſche Freimaurerei in Deutſchland hat vor dem Kriege dieſe Beſtrebungen mit ihrem Ziele wohl nicht klar erkannt. Sie iſt durch den Krieg und während ſeiner Dauer peinlich überraſcht worden und hat vielleicht das Gefühl gehabt, unbewußt ſich im geiſtigen Schlepptau der nichtdeutſchen Freimaurerei, ſie gibt es auch in Deutſchland, befunden zu haben. Die Frage für die Zukunft iſt hier die Stellung eines nationalen Deutſchland zur deutſchen Freimaurerei. Ich bin nicht, wie viele a priori für ihre Bekämpfung, ſondern dafür, daß ſie unter Beibehaltung ihrer ſubjektiv rein idealen Beſtrebungen das nationale Element nunmehr auch bewußt und beſtimmt zu ihrer Grundlage mache. Gewiſſe Anfänge ſind hier und da bereits feſtzuſtellen. Man kann nur wünſchen, daß ſie allgemein werden und ihren Fortgang nehmen. Nichtdeutſche Zuſammenhänge dieſer Art innerhalb Deutſchlands müſſen nach wie vor als ſehr gefährlich angeſehen werden. Es iſt Sache der deutſchen Freimaurerei, hier allmählich Wandel zu ſchaffen.

Sieht man von der geiſtigen und kulturellen Seite, deren Behandlung mich hier zu weit führen würde, ab, ſo bildet das Geld das große Machtmittel in der internationalen Betätigung und Herrſchaft des Judentums; das Geld und im beſonderen die Einrichtung des Zinſes. Könnte man dieſe Einrichtung unwirkſam machen, ſei es durch völlige Aufhebung, ſei es überall da wo der Zins, im höheren Sinne verſtanden, *unſozial* wirkt, ſo wäre die internationale Macht des Judentums und der Kapitalismus ſchlechthin ein für allemal gebrochen. Über das Zinsproblem iſt ſeit Jahrzehnten vieles Gute und vieles Nichtgute geſchrieben worden. Ich bin weit entfernt davon, mir ein Urteil auf dieſem ſchwierigen Gebiete anmaßen zu wollen, möchte aber glauben, daß wenn jemals ſo jetzt und in näherer Zukunft der Augenblick kommt, wo das Problem prak-

tiſch in Angriff oder in Vorarbeit genommen werden könnte. Das wäre das ſozialſte Werk, welches unternommen würde, ſeitdem der Zins beſteht.

Bis jetzt findet man in der Zinsfrage gewöhnlich zwei Richtungen bei uns. Die eine ſtellt ſich die Abſchaffung des Zinſes als einen Akt vor, der mit gutem Willen ſchnell und glatt durchgeführt werden könnte. Die anderen erklären ſie für eine Unmöglichkeit, für eine utopiſche dilettantiſche Träumerei. Ich möchte darauf nicht mit der gewöhnlichen Phraſe antworten: das Richtige würde dann wohl in der Mitte liegen. Alle Verhältniſſe ſind ſo tief aufgewühlt, alles iſt in Gärung und Fluß, Mitteleuropa ſieht ſich vor dem Ruin, Deutſchland ſieht ſich unter einer Schuldenlaſt, an deren Bezahlung auch in Zukunft nicht zu denken iſt, die ſoziale Frage ſteht auf der Tagesordnung und iſt für uns zur Exiſtenzfrage unmittelbar geworden. Dazu kommt, daß auch die Bodenfrage in Deutſchland brennend geworden iſt und bleiben wird. Bodenfrage und Zins hängen aber unauflöslich miteinander zuſammen. Wäre die deutſche Sozialdemokratie das, was zu ſein ſie ſtets behauptet und zum Teil vielleicht ſelbſt geglaubt hat, ſo würde ſie die Zins- und Bodenfrage längſt aufgerollt haben. Daß ſie es nicht getan hat, iſt noch ein neuer Beweis, daß ſie unter dem Geſichtspunkte des Ganzen betrachtet, nicht ſozial war, noch iſt.

Die Zinsfrage kann, ſo iſt oft geſagt worden, nur international gelöſt werden. Das iſt vielleicht richtig. Geſetzt, es ſei der Fall, ſo würde die Sache doch nie in Fluß kommen, wenn nicht ein Volk anfinge oder anzufangen verſuchte. Ebenſo hat das deutſche Volk mit dem Reichswirtſchaftsrat und der Arbeitsgemeinſchaft angefangen und, wie die fremde Preſſe zeigt, mit dieſem Schritt auf neuem Wege großen Eindruck, man kann ſagen erſtauntes Aufſehen im Auslande gemacht. In der Zinsfrage die Bahn zu brechen, dazu wäre wieder das deutſche Volk das geeignetſte wegen ſeiner Organiſationsfähigkeit, ſeiner durch jahrzehntelange Studien und Praxis errungenen Kenntniſſe in großen ſozialen Fragen und nicht zum wenigſten, wie geſagt, angeſichts ſeiner jetzigen Lage, hinter der die Frage ſteht: was können wir ſchließlich auch dabei riskieren? Den Fall angenommen, Deutſchland nähme das Problem ernſthaft in Angriff und beſäße — das iſt allerdings Bedingung — eine ſchöpferiſche, zum Durchgreifen im großen befähigte Perſönlichkeit, ſo würde das deutſche Beiſpiel zunächſt in Mitteleuropa ſchnell höchſte Aufmerkſamkeit erregen und Nachahmung finden. Sehr bald wahrſcheinlich würde man die Wahrnehmung machen, daß die Frage des Zinſes internationalen Umfang angenommen hätte. Die Verbindung der Frage mit der auswärtigen Politik darf nicht verkannt werden. Ihre Leitung müßte von Grund aus von der Richtigkeit einer ſolchen inneren Politik überzeugt ſein, um nach außen entſprechend zu arbeiten. Ein wirklicher Kampf gegen den Kapitalismus als ſolchen, gegen das reine Finanzkapital kann ſachlich gar nicht anders geführt werden. Daß die deutſche Sozialdemokratie niemals auch nur verſucht hat, ihn ſo zu führen, iſt die Folge davon, daß ſie ſeit ihrer Geburt von jüdiſchen und jüdiſch geformten Lehrern gebildet und erzogen und geführt worden iſt, welche, gewiß zum Teil in ſubjektiver Ehrlichkeit und Wiſſenſchaftlichkeit, ihre Programme und Deduktionen machten, aber nicht aus ihrer Haut herauskommen und ihre Grundanſchauungen nicht verneinen können. Die Sozialdemokratie iſt wie geſagt auch weder in den Zeiten ihrer Oppoſition noch in denen ihrer Regierung wahrhaft ſozial geweſen.

Auf einen wahrhaft ſozialen Staat aufrichtig hinzuarbeiten, das erſcheint mir als die Löſung für die deutſche Zukunft. Dieſer „Sozialismus“ muß beruhen auf dem nationalen Gedanken und auf einer organiſchen Erfaſſung des Ganzen als Volk wie als Staat. Er kann und darf nicht in frivolem

Gleichmachen fortgeſetzt werden, wie ihn die Herbeiführer der Revolution und nachherigen Machthaber verſtehen wollten. Die Geſtaltung des ſozialen Staates iſt nicht ſo primitiv und einfach, wie dieſe Leute es ſich in der Einſeitigkeit ihrer Ziele und beſonders auch ihrer Bildung vorſtellen. Durch welche vorübergehenden Staatsformen hindurch und in welche dauernden hinein die Arbeit an einer wirklich ſozialen Bildung und Entwicklung uns führen wird, wiſſen wir nicht, und wenn man auch, wie ich, glaubt, daß in Deutſchland die Monarchie auch ſo betrachtet, die beſte Staatsform iſt, ſo werden dieſe Fragen jeweilig in einem höheren opportuniſtiſchen Sinne praktiſch zu behandeln ſein.

Ein großer Segen, an deſſen Eintreten ich freilich noch nicht ganz zu glauben wage, wäre, wenn die Ereigniſſe der letzten Jahre in der deutſchen Gedankenwelt die Pſeudoidee vom „Fortſchritte der Menſchheit“ ausgetilgt hätten. Sie iſt aus der freimaureriſchen Küche gekommen, ebenſo wie die von der Freiheit und Gleichheit, und hat beſonders in deutſchen Köpfen wahre Verheerungen angerichtet. Der Glaube an dieſe Frage vom Fortſchritte der Menſchheit iſt übrigens auch eine der Haupturſachen, weswegen die Deutſchen den Krieg verloren haben. Mir iſt der Gedanke immer als eine Abſurdität erſchienen und die Äußerung dieſer Überzeugung hat mir bereits in Oberprima ſcharfen Tadel des Gymnaſialdirektors eingetragen. Sie iſt gleichwohl in den folgenden 33 Jahren immer feſter geworden. Leider kann man den Gebrauch des Wortes „Menſchheit“ in Deutſchland nicht verbieten. Das wäre ſonſt eine wahrhaft ſoziale und deutſche Handlung. Kümmern wir Deutſche uns um die Entwicklung unſeres eigenen Weſens im Sinne einer tief gedachten und empfundenen Kultur, ſo wird uns alles andere zufallen. Heute gibt es aber nur einen kleinen Prozentſatz im deutſchen Volke, der ſich überhaupt einen Begriff davon macht, was Kultur bedeutet. Die Verwechſlung mit Ziviliſation iſt beinahe durchweg üblich. Man ſpricht von einem „alten Kulturvolk“, wenn irgendwo eine verſchüttete Badeanſtalt freigelegt und eine Nagelfeile gefunden wird. Man verſteht ſo ſelten, daß Kultur nicht einen Zuſtand bedeutet, ſondern eine Tätigkeit, ein Werden, etwas Dynamiſches. Sie verſchwindet in dem Augenblick, wo ſie nicht mehr geübt wird, und erwacht, wenn ſie wieder Leben, alſo Bewegung erhält. Ein Beiſpiel iſt die klaſſiſche Kultur, wie ſie von den Griechen auf jedes Volk überging und in ihm lebte, das ihren Geiſt begriff, alſo ihm inſofern glich. In Deutſchland hat man ſoviel von Kultur geredet, daß viel mehr Deutſche, als man gerne annehmen möchte, nicht oder nicht mehr wiſſen, was Kultur iſt, nämlich, aus dem Inneren heraus das Entwickeln und Betätigen der Kräfte und Eigenſchaften, welche die Quinteſſenz eines Volkes bilden. Iſt dieſes eigenkulturelle Rückgrat vorhanden, ſo kann es nur eine Bereicherung bedeuten, ſich auch in fremde Kulturen zu vertiefen. Es iſt eine Verirrung aus Beſchränktheit, entſchuldbar freilich durch den häufigen Mangel dieſes Rückgrates, wenn manche in Deutſchland von fremder Kultur, fremden Sprachen und Sitten überhaupt nichts wiſſen wollen. Sie haben recht, wenn ſie ſagen, hier läge die deutſche Schwäche. Man kann aber dieſe Schwäche durch Proteſt und Negation nicht wirkſam bekämpfen, wohl aber durch Willen und Erziehung, welche die eigene Kultur zum richtunggebenden Element a priori machen. Wer dieſen Gedanken für richtig hält, wird, glaube ich, die ſchwere Befürchtung hegen müſſen, daß die Revolution in ihren Folgen das deutſche Schulweſen auf eine ſehr gefährliche Bahn geleitet hat. Auch ſonſt iſt in Preſſe und Literatur eine Richtung bemerkbar, die unter der Firma des Kampfes gegen den Nationalismus das nationale Gefühl und den nationalen Gedanken als dumm und kulturwidrig ausruft. Ein Gegengewicht bildet bis jetzt die Mehrzahl der deutſchen Univerſitäten. Es mag ſein,

daß jene Erscheinung nur vorübergehend ist, aber jeder Monat, den sie dauert, ist eine schwere innere und in der Folge auch äußere Schädigung des deutschen Volkes. Die innere Politik müßte auch hier eingreifen, ohne Zögern, denn es handelt sich in der Tat um heiligste Güter, hauptsächlich der Jugend und damit der deutschen Zukunft.

Die Möglichkeit eines Eingreifens wird freilich durch die innerpolitische Machtfrage bedingt, oder aber durch das Eintreten einer gewissen Einigung. Zu ihr hinzuführen hilft vielleicht auch die große gemeinsame Not. Vorauszusagen ist zwecklos, aber festgestellt muß werden, daß auch die kulturelle Entwicklung des deutschen Volkes, ja die Möglichkeit einer einheitlichen deutschen Kultur davon abhängt, ob die Arbeiterschaft sich, gleichviel in welcher Form, nach dem nationalen Boden hinfindet. Jetzt steht sie durchweg auch geistig noch im Zeichen der Internationale und der Phrase vom freien Menschentum, es sei eine Beschränktheit, Deutscher zu sein, man müsse „einfach Mensch" sein. Das ist ungefähr dasselbe, wie wenn der Biber den Standpunkt proklamierte, er will kein Biber sein, auch kein Nagetier, sondern „einfach Tier".

Die Zivilisation hat in Deutschland durch den Krieg, besonders in den großen Städten, ganz außerordentlich verloren, was nicht zu verwundern ist, weil sie durchschnittlich noch ziemlich oberflächlich war. Spengler behauptet, Zivilisation bedeute den Tod der Kultur. Ich kann mich dieser Ansicht nicht ganz anschließen. Hätte er recht, so würde das deutsche Volk freilich eine große kulturelle Perspektive vor sich haben. Ob das wirklich der Fall ist, wird davon abhängen, ob wir ein Volk werden. Und was die Zivilisation anlangt, so bedeutet sie im Grunde ein gegenseitiges Abschleifen, das zum Nebeneinanderleben befähigt. Das ist eine gute, notwendige und angenehme Sache, schließt aber innere Roheit, geistige und sittliche, ebensowenig aus, wie jene Indolenz und jenen Mangel an Gemeinsinn, die weite Kreise des deutschen Bürgertums — einschließlich solcher des Adels, der kein Stand mehr ist — so bedauerlich auszeichnen.

Vom „Bolschewismus" ist hier nicht gesprochen worden, weil er nicht in den Kreis einer solchen Betrachtung hineingehört. Der „Bolschewismus" ist einfach die Verneinung alles dessen, was die äußere und innere Entwicklung eines Volkes ausmacht. Kampf mit allen Mitteln ist die einzige Art, in der ein Volk ihm gegenübertreten darf, wenn es weiterleben und ein Organismus bleiben will.

Graf E. Reventlow.

Spa.

„Keiner Eurer Knaben reift zum Jünglinge, ohne daß fremde Herrschaft berechnet, wieviel Blut sie ihm aussaugen könne. Kein Taler fließt in Eure Schatzkammer, ohne daß fremde Habsucht berechnet, wie viele Groschen von demselben sie Euch übrig lassen wolle. Keine Zeile wird in Euren Staaten gedruckt, ohne daß fremde Gewissensangst sie deutet. Kein Schiff darf mehr in Eure Häfen einlaufen, kein Frachtwagen über Eure Grenze rollen, ohne daß fremde, sich mästende Zöllner die Früchte des Fleißes Eurer Untertanen durch Schikanen und Gewalt verkümmern. Spione bewachen Eure Blicke, Spione zählen Eure Fußtritte, und alle Wände Eurer Paläste haben Ohren. Französische Soldaten entführen gewaltsam Unglückliche, die Eurem Schutze vertrauten, um sie zu ermorden. Nicht einmal durch milde Formen ist man bemüht, das Joch erträglicher zu machen. Nicht in den rohesten Jahrhunderten erlaubten sich die Mächtigsten eine solche Sprache gegen minder Mächtige, als nun Ihr täglich hören und mit Respekt erwidern müßt. Französische Gesandte kommen, um Eure Länder zu regieren, und ihr Übermut gleicht jenem der römischen Prokonsule in den besiegten Provinzen." Friedr. v. Gentz (1764—1832).

Vom 13. März.

Spätere Erforſchung unſerer revolutionären Not wird finden, daß kaum eine andere der verſchiedenen revolutionären Epiſoden ſo typiſch deutſch geweſen iſt, wie die Unternehmung von Kapp.

In wenigen Köpfen iſt ſie gereift, anſcheinend unter Vorausſetzungen geplant, die die einſetzende Tat nicht vorfand. Sie war und blieb ohne jeden breiten Widerhall, ohne Augenmaß für die politiſche Wirkung, ohne hinreichende organiſatoriſche Vorbereitung, ohne die einfachſten werbenden Mittel.

Seit 1½ Jahren lag dergleichen, in der Preſſe mehrfach angedeutet, wie nach jeder Revolution, in der Luft; ſofern vage unkontrollierbare Gerüchte ähnliches ankündigten, wurde der Gedanke trotz hochgetürmter Unzufriedenheit in der Armee mit guten Gründen abgelehnt. Der Plan eines militäriſchen Staatsſtreichs wurde im Kameradenkreiſe geradezu zum ſchlechten Scherz. Noske hatte ganz recht: Man konnte nicht daran glauben! Wir kennen niemand, der mit überzeugendem Ernſt davon geſprochen hätte. Niemand hatte Luſt zum Prätorianer zu werden. Wir begannen im Gegenteil auf parteiloſer ſoldatiſcher Höhe aufzuatmen und hatten keine Neigung, uns in parteipolitiſche Niederung herunterzerren zu laſſen. Wir freuten uns, in unſerer, angeblich ſo gedankenarmen Zeit, einen Heeresgedanken von aufbauender Kraft zu haben, der auch ältere Soldaten des vorrevolutionären Heeres befriedigen konnte, weil er ſittlich unanfechtbar war. Im übrigen arbeitete die Zeit, ſofern die Entwicklung nicht gewaltſam unterbrochen wurde, anſcheinend, wenn auch langſam, für die vaterländiſche Sammlung und für den Aufſtieg. — — —

Wir entſinnen uns eines beſonders ſchweren Großkampftages im Oktober 1918. Als er neblig heraufkam, wurde dem Korpschef gemeldet, eine Herde feindlicher Tanks triebe ſich weit hinter unſerer Front herum, rolle die rückwärtigen Stellungen auf und ſteuere den Stabsquartieren zu. Der Tag endete ohne Verluſt auch nur eines Schritt breit Bodens!

Der 13. März 1920 war koſtſpieliger; aber ſein Erwachen war ähnlicher Art: Wiederum meldete der Fernſprecher morgens völlig überraſchend Märchenhaftes: Eine neue Regierung habe ſich in Berlin aufgetan, die alte ſei „zurückgetreten".

Wenig ſpäter wurde das Reichskabinett auf der Fahrt nach Dresden gemeldet. Nach einigen Stunden hatten wir den Vorzug, vier der regierenden Herren und den Führer einer Rechtspartei in unſerem Arbeitszimmer zu ſehen.

Nebenher überſtürzten ſich drahtliche Befehle der neuen Reichsgewalt, hinter denen eine beträchtliche Machtfülle vermutet werden konnte. Die Verhaftung der Reichsregierung oder die Beſeitigung widerſtrebender Landesregierungen binnen kürzeſter Friſt waren wohl die bemerkenswerteſten dieſer ſonderbaren Weiſungen.

Zwiſchendurch forderte aber die ernſte Lage an Ort und Stelle Klärung für den ſächſiſchen Landesbereich. Sie gelang, wenn auch nicht ſo raſch und reſtlos, wie wir das erſtrebten. Im Gegenteil wurde die kurze Anweſenheit der Reichsregierung in Dresden geradezu zu einer tragiſchen Komödie der Irrungen. So wurde z. B. aus Sorge, wir könnten Reichsregierungsfeindliches unternehmen, unſere Verhaftung juſt zu derſelben Zeit vorbereitet, zu der wir mit Major v. Gilſa beſprachen, von wo der Wehrminiſter Kraftwagen und Betriebsſtoff haben könnte, um möglichſt raſch nach Stuttgart weiterzukommen!

Wir entdeckten eine heimliche Überwachung und Sperrung der eigenen Fernſprechzentrale zu einer Zeit, da wir die abenteuerlichen Lüttwitzbefehle längſt kopfſchüttelnd ad acta gelegt und dem General v. Lüttwitz, der uns telepho-

nisch anrief, persönlich gemeldet hatten, daß die Verhaftung der Reichsregierung abgelehnt werden müsse!

Ein Panzerauto, in Verbindung mit Reichswehrtruppen für nichts Geringeres als für die hiesige Regierung und Verfassung eingesetzt, das zufällig in Sicht einer Kabinettsversammlung kam, an der General Maercker und ich als sein Stabschef teilnahmen, verursachte erhebliche Beunruhigung, obwohl — wie wir ausdrücklich feststellen — sich weder die sächsische noch die Reichsregierung zu irgendeinem Zeitpunkt hier in irgendwelcher Gefahr befunden haben. Das unselige Gift des Mißtrauens vereitelte jeden unbefangenen Gedankenaustausch. Eine kühlere Beurteilung der Dinge hätte der Erklärung des Generals Maercker, die hiesige Regierung und Verfassung mit allen verfügbaren militärischen Kräften zu gewährleisten, entnehmen können, daß es ihm darauf ankam, sich für eine Vermittlungsaktion nicht untauglich zu machen.

Das wurde anscheinend auch von einzelnen Regierungsmitgliedern erkannt. Inzwischen ging aber bereits die agitatorische Massenerregung zur Abwehr einer Gefahr, die hier nie bestanden hat, ihren verderblichen Gang.

Die Klärung der Lage im Reiche blieb zunächst versagt. Die nichtsächsischen Teile unseres Wehrkreises fanden wir bald dem Einflusse des Wehrkreisbefehlshabers entzogen. Diese wurden von Berlin her heftig gedrängt. So gab es im Reiche nach und nach einzelne verführte Führer, einzelne stutzige Truppen, im allgemeinen aber schroffe Ablehnung des Neuen. Und hinter alledem lauerte das Gespenst der großen Spaltung zwischen Ost und West, „Kartoffel" und „Kohle", patriotischen Heißspornen der ungeduldigen Tat und den kühlen Verfechtern unbedingt verfassungsgemäßer Entwicklung.

Beide Parteien stützten sich anscheinend auf starke Reichswehrteile, also drohte Bruderkrieg größten Stiles.

Zugleich erwachte der lachende Dritte, der sogenannte Bolschewist. Er organisierte seit langem, und er ist ja auch noch heute am Werke. Ob diese Gegenaktion die so mühsam geschaffene Wehr geschlossen oder gespalten, gefestigt oder erschüttert finden würde, dies war für den Soldaten die große Frage des 13. März, und aus ihr heraus ist der bekannte Vermittlungsgedanke entstanden, zu dem sich General Maercker entschloß.

Die Reichswehr hat sich, wie wir heute wissen, wohl im allgemeinen, indessen leider doch nicht allenthalben im Reiche so bewährt, daß das in Geduld und Gelassenheit gesäte, nun endlich wieder aufkeimende Vertrauen zwischen Offizier und Mann, Volk und Heer, soldatischer und politischer Führung hie und da nicht Schaden gelitten hätte.

Der frühere, inzwischen ebenfalls in Dresden eingetroffene Reichswehrminister schien uns daher, als wir ihm am 13. März begegneten, ein mit Recht aufs Tiefste getroffener Mann. Heute wissen wir, daß seine Bitterkeit und Erbitterung weit weniger begründet war als es damals den Anschein hatte, daß insbesondere die Zuverlässigkeit des Offizierskorps nicht entfernt in dem Umfange versagt hatte, als es sich dem Wehrminister zunächst dargestellt haben mag.

Er ließ nicht zweifelhaft, daß der Offizier der Hauptleidtragende dieses verfehlten Unternehmens sein würde, ohne uns damit Überraschendes zu sagen. Diese sichere Folge eines Staatsstreichs mit Hilfe von Reichswehrteilen war vielmehr zu unzähligen Malen im Kameradenkreise, wie bei dienstlichen Besprechungen, in Wort und Schrift klargelegt worden.

Die weit überwiegende Mehrheit all der Offiziere, die in jenen verhängnisvollen Tagen befehlsgemäß im Sinne des Generals v. Lüttwitz gehandelt haben,

hat ſich daher unzweifelhaft im Widerſpruche zu ihrer eignen innerſten Überzeugung befunden. Nur eine ganz verſchwindend geringe Zahl mag ohne jeden Gewiſſenskonflikt zwiſchen Ungehorſam und verfaſſungsrechtlicher Pflicht Regierungsfeindliches durchgeführt haben. Sie glaubten ſich durch vermeintliche Verfaſſungsverletzungen der Regierung ihrer formalen Pflicht dieſer Regierung gegenüber enthoben, und es ſind ganz gewiß nicht die Schlechteſten geweſen, die ſich nach ſchweren innerem Kampfe ſo entſchieden haben.

Um ſo ausſichtsreicher ſchien daher der Verſuch die drohende Reichswehrſpaltung zu überbrücken.

Um Mitternacht von Sonntag zu Montag trafen General Maercker und ſein Stabschef, im Kanzlerpalais bei Kapp-Lüttwitz ein. Höflicher und kameradſchaftlicher Empfang. Belangloſe Unterhaltung in Zufallsgruppen bis die Beſprechung begann. Hie und da war ſtarke Abſpannung deutlich. Nirgends lauter Jubel. Allenthalben gemeſſener Ernſt. Wohl auch Anzeichen bereits ernſthaft erſchütterter Zuverſicht. Dienſtfreudige Friſche bei allen jugendlichen Gehilfen, den jungen Offizieren ſowohl im Hauſe, wie draußen bei der Truppe. Deren Haltung ſchien tadellos.

Welch ein Gegenſatz zwiſchen dieſer „Gegenrevolution“ und dem Umſturz, der uns vor 1½ Jahren entgegengrinſte! Es iſt unmöglich, dieſe Männer, ſo verfehlt ihr uneigennütziges Tun auch war, zu eidbrüchigen Hochverrätern gleicher Art zu ſtempeln, wie die Leute, die uns im November 1918 die Fahne heruntergeholt haben. Dieſe Auffaſſung mag juriſtiſch korrekt ſein; innerſter Überzeugung kann dieſer Vergleich niemals ſtandhalten; er wird ſich in der Geſamtheit des deutſchen Volkes auch niemals durchſetzen. —

Als Letzter der neuen „regierenden“ Herren erſchien der Kanzler, eine ſtattliche aber keine ſtraffe Erſcheinung ſo wie ſeine nun einſetzenden Darlegungen wohl präziſe aber nicht packend, leicht faßlich aber nicht faſzinierend, ſelbſtüberzeugt aber nicht überzeugend waren.

Es ſprachen außer ihm nur Herr v. Wangenheim und Oberſt Bauer; keiner mit hinreißender Zuverſicht. Alle mit dem Unterton, daß ſo, wie ſich die Dinge entwickelt hätten, anders aus der vaterländiſchen Miſere, insbeſondere aus der drohenden Nahrungsnot, nicht herauszukommen ſei.

Allgemein glaubte man ſich anſcheinend im Beſitze breiter, wachſender Machtfülle. Andernfalls waren die dargelegten Gedankengänge, Wege und Ziele unfaßbar. Zugleich wurden denn auch kataſtrophale Möglichkeiten, die die Weiterentwicklung des Unternehmens bringen könne, geſtreift. So tauchte Preußens Lage von 1807 auf, anſcheinend ohne zu ſchrecken. Sachſens Ablehnung wurde mit derben Mitteln für überwindbar gehalten. Die Nachrichten aus dem deutſchen Weſten und aus München ſollten angeblich günſtig lauten. Hier war Irrtum oder Färbung deutlich. Wir hatten von dem Stabschef in München die telephoniſche Mitteilung, daß er die Lüttwitzbefehle ebenfalls ablehne.

General Maercker ſprach dem Unternehmen Ausſicht auf Erfolg ab. Er forderte den Rücktritt der beiden führenden Herren. Er empfahl möglichſt raſche Wiederherſtellung verfaſſungsmäßiger Zuſtände. Er bezweifelte die Richtigkeit der Nachrichten aus dem Reiche und empfahl die beſchleunigte Beendigung des Doppelregiments, auch um hohen Preis. Er bat um Vorſchläge, die geeignet ſeien, in Stuttgart mit Ausſicht vertreten zu werden.

Sein Stabschef ſchwieg. Er hatte oft und eindringlich genug betont, daß eine politiſche Erneuerung nur in den verfaſſungmäßigen Grenzen möglich ſei, daß man gleichermaßen ſowohl das Reichswehrvertrauen als die Reichswehr-

truppe zerschlage, wenn man diese zu Staatsstreichen mißbrauche, und daß insbesondere die sächsischen Reichswehrteile für solches Vorhaben gar nicht in Frage kommen könnten. Gerade denen bedeutete der Name Kapp gar nichts, dagegen der sächsische staatliche Zusammenhang, auch in seiner jetzigen, gewiß nicht völlig befriedigenden Struktur, sehr viel. Von einigen beteiligten Persönlichkeiten aber, die als hervorragend verdiente Soldaten bekannt sind, vermochte sich der Stabschef keinerlei nützliche politische Beratung zu versprechen. Es scheint ihre, wie überhaupt die Tragik manches unserer besten militärischen Köpfe zu sein, daß ihr Ehrzeiz und ihre leidenschaftliche, begreifliche vaterländische Erbitterung sie Besonnenheit und Augenmaß verlieren läßt.

An allen diesen Bedenken war man vorbeigegangen. Sie jetzt zu unterstreichen war wertlos. Alles kam darauf an, möglichst rasch auszugleichen.

Indessen brachte die mehrstündige Sitzung eine brauchbare Vermittlungsgrundlage nicht. Sie wurde am nächsten Tage hinter verschlossenen Türen ohne Zutun des Vermittlers formuliert.

Danach fuhren wir im Sonderzuge nach Stuttgart.

Das Reich, vor allem Mitteldeutschland, gärte. Der Generalstreik hatte bereits eingesetzt. Der gesamte Bahnbetrieb lag in unheimlicher Stille. Um so mehr Leben war in den Überwachungsausschüssen. Mehrfach mißtrauten sie der einsamen Sonderfahrt, mehrfach wurde versucht, die Insassen des Sonderzuges festzusetzen. Wir wurden auch verhindert, das Reichswehrgruppenkommando 2 in Cassel aufzusuchen, obwohl das im Sinne beschleunigter Beruhigung des Reiches gelegen hätte. Nur Fernsprechverbindung wurde von einer Bahnstation aus zugebilligt. Schließlich trafen wir am Abend des nächsten Tages in Stuttgart ein.

Dort schien alles in zitternder Erregung. Der Reichswehrminister hörte den „ungebetenen" Vermittler zunächst zögernd an. Immerhin schien das Gehörte auch für den Reichspräsidenten lohnend. Aber beide lehnten ab. Man könne und dürfe nicht verhandeln. Das anschließend zusammentretende Reichskabinett und die anwesenden Landesvertretungen des südwestlichen Reichsgebietes verfochten dieselbe Ablehnung, nur mit leidenschaftlicherer, kaum steigerungsfähiger Schärfe. Es wurde viel Hartes, Derbes und Zorniges gegen die Reichswehr und ihr Offizierskorps gesprochen. Fast hätte man glauben können, jeder deutsche „Arbeiter" brenne darauf, Verfassung und Regierung mit seinem Leben zu schützen. Welch ein Irrtum! Zuweilen schien es, als dürfte jeder deutsche Offizier darnach, beides möglichst rasch zu beseitigen. Welch ein Vorurteil! Es war anscheinend erwogen, mit Reichswehrteilen, vielleicht auch bewaffneten Arbeiterbataillonen des verfassungstreuen Westens und Südens gegen Berlin zu marschieren, um endlich mit der törichten „Borussenwirtschaft" aufzuräumen, deren man überdrüssig sei! Das Ganze war so etwas wie ein wilder Schrei nach Rache, weniger eine kühle Suche nach richtunggebendem Rat. Es war für einen Offizier, der seit dem 9. November 1918 alle Phasen der Revolution in unsagbar mühseliger Aufbauarbeit ohne Unterbrechung durchschritten, geradezu fürchterlich, zu erkennen, wie sich die Scherben durch den Kappstreich häuften; aber es war zugleich unbegreiflich und erschütternd zu beobachten, wieviel gehäufter Haß gegen das deutsche Offizierskorps sich hier mit Leidenschaft entlud.

Um so gelassener sprach der Reichspräsident und wir konnten beobachten, wie eindringlich das schlichte, sachliche Wort in einer Auseinandersetzung wirkt, die sich in hitzigen Superlativen ergeht. Er fand auch Zeit zu sympathischem Dank an General Maercker, der die verfassunggebende Arbeit in schweren Tagen einstmals so trefflich geschützt.

Die Debatte mag etwa den Höhepunkt erreicht haben, als Berlin mitteilen ließ, angesichts der rasch anschwellenden gemeinsamen linksradikalen Gefahr sei man zu jedem persönlichen Verzicht bereit. Nur müsse der Truppe, die nur befehlsgemäß gehandelt habe und deren Unterstützung die Regierung brauchen werde, eine Brücke gebaut werden.

Die Mitteilung wurde mit Forderungen beantwortet, die der Wehrminister, der in der Debatte das Wort nicht ergriffen hatte, formulierte, und die bedingungsloser Kapitulation gleichkamen. Wir hatten das wenig beneidenswerte Amt, sie durch Fernsprecher nach Berlin zu übermitteln. Wenn Noske ihnen persönlich nach Berlin gefolgt wäre — so schien es uns —, würden die verhängnisvollen Tage des Doppelregiments im Reiche und die verheerenden Generalstreiksfolgen erheblich gekürzt worden sein. Die breit aufflammende Gegenaktion wäre dann wohl rascher in gesetzliche Bahnen gelenkt, das Reichsgefüge weniger erschüttert worden.

Der Vermittler reiste am selben Abend unverrichteter Sache zurück, falls man nicht den durch ihn gesponnenen Draht, wenn er auch nur harte Forderungen rasch nach Berlin übermittelte und von der Berliner Beurteilung der Lage rasch nach Stuttgart Kenntnis gab, als ein Moment anerkennen will, das immerhin zur beschleunigten Beendigung der Krise beigetragen haben mag. Jedenfalls schien uns die Rechtsgefahr längst überwunden, als General Maercker zurückfuhr, die Linksgefahr aber ganz erheblich angeschwollen, die Massenerregung allenthalben gesteigert, der Streikschaden unermeßlich geworden; vor allem aber war es der Generalstreik, der begreifliche militärische Führerkonflikte noch immer nicht zur Ruhe kommen ließ, und den eiligst abzublasen unseres Erachtens sowohl im allgemeinen vaterländischen als auch im wohlverstandenen Interesse der besonnenen Arbeiterschaft gelegen hätte. Berlin fanden wir zwar bereits von der Kappregierung befreit, aber unter allerlei ungeregeltem Drucke anderer Art in trostloser Verfassung. Im militärischen Gefüge herrschte teilweise erhebliche Desorganisation. — — —

Wir müssen es anderem Urteil überlassen, ob man nicht der ganzen Episode von Döberitz, von dem Augenblicke an, von dem ab ihre Engbegrenztheit klar zutage lag, weit mehr Ehre angetan hat, als vonnöten und geboten schien, aber es ist wohl „deutsch", die Strafe des Brandstifters wichtiger zu finden, als die Löschung des Feuers, und es ist nicht weniger „deutsch", an irgendwelchem Unheile zu zeigen, wie recht seit langer Zeit doch die „Partei" gehabt, wie man alles habe kommen sehen, und wie nun wichtiger als alles andere sei, ihm für alle Zukunft unbedingt vorzubeugen, statt es im Augenblicke ungesäumt einzudämmen.

Mit jeder Verzögerung wuchs die Gefahr.

Es schien geboten, den sogenannten Staatsstreich schnellstens zum örtlichen Putsche zu stempeln. Es wurde und wird noch heute unternommen, ihm eine Bedeutung zuzuschreiben, die er nie gehabt hat und die nun das, was von links herankam, verblassen ließ.

Der Generalsstreich war gewiß unrecht; aber der Generalstreik war es nicht minder. Für jenen finden sich rasch zahlreiche Richter, für diesen gibt es nicht einmal Gesetze.

Der schmale Heerwurm, der sich nächtlicherweile an die Reichshauptstadt heranschob, war, im Grunde genommen, kaum staatsgefährdend. War nötig, daß um seinetwillen eine breite, zerstörende Welle zum Branden gebracht wurde und über das Reich flutete?

Gewiß nicht, aber so ist es „deutsch"! Denn so wollen es die Partei und hitzige Teutonenart.

„Drüben" abwegige Politik des Säbels, die nicht weiterreicht als die Klinge. „Hüben" deutsche Politik leidenschaftlicher Erregung, die nicht weitersieht als die Partei.

Und über alledem die lachenden Dritten drinnen und draußen!

Wann endlich wird sich das arg geprüfte deutsche Volk überzeugen lassen, daß aller Streit und alles Leid letzten Endes im Schlosse von Versailles seinen Ursprung hat?

Das gilt auch vom Kappstreich. Geringes hat ihn ins Rollen gebracht. Geringeres hätte ihm vorbeugen können.

Eine in sich so tüchtige Truppe, wie die aufbegehrende vom 13. März, wäre unseres Erachtens der rechtmäßigen Regierung unbedingt zu erhalten gewesen. Soviel moralische Eroberungskraft dürfte für jede Regierung unerläßlich sein.

Statt dessen ist wohl der Massenpsyche, nicht aber der Truppenpsyche der Wert beigelegt worden, den sie hat, und den man nicht ungestraft vernachlässigt.

Gestern Zulagen, heute Abzüge, morgen Aussicht auf das 200 000 Heer; bald darauf droht die Halbierung oder Auflösung. Hetze in Rede und Schrift, laut und versteckt; für viele Truppenteile unverständlich, weil vielerorten jeder Anlaß fehlte oder weil niemand ihr das Handwerk legte.

Der Truppenschutz blieb aus, und so stellte sich das Gefühl erbitterter Vereinsamung ein. Das schweißt zusammen, bindet an die mitgetroffenen Führer und entfremdet ganz naturgemäß die Wehr der Regierung.

Von dieser war unseres Erachtens Noske rechtschaffen und so parteilos, als ihm das seine politische Vergangenheit erlaubte, um die bewaffnete Macht bemüht. Aber die Spatzen pfiffen es von den Dächern, daß Erzberger ihm über war und manche wohlberechtigte Forderung des Wehrministers ablehnte oder stutzte.

Dazu eine geradezu monströse Art der Militärverwaltung mit einer Unzahl von Sonderämtern. Gefüllte Speicher ebensolcher Ämter neben leeren Truppenmagazinen. Es gab Truppen ohne hinreichende Bekleidung und Ausrüstung; aber „Gesellschaften" setzten Stücke aus Heeresbeständen solcher Art zu Tausenden ertragreich um! Gewiß war dergleichen zu gutem Teil eine Folge des Versailler Vertrags, aber zu größerem wohl die Folge einer verfehlten Organisation, die in Zeiten revolutionärer Hochflut hastig und unter dem starken Einfluß Erzbergers entstanden und personell offenbar ganz unzulänglich besetzt war. Die Armee glaubte sich, gleichviel inwieweit mit Recht, ohnmächtig in den Händen dieses, aus guten Gründen bestgehaßten Mannes, dessen undurchsichtige Allgewalt allen redlichen Soldaten völlig unverständlich blieb.

In solcher Atmosphäre war erklärlich, daß Teile der bewaffneten Macht zu Fremdkörpern wurden, und zwar um so mehr, je höher der begründete Widerwille gegenüber diesem truppenfremden Gebahren stieg.

In solcher Atmosphäre konnte schließlich hier und da der Glaube reifen, daß der Vertragsbruch eine sittliche Tat und jede Änderung Besserung bedeute.

Wir entschuldigen keineswegs! Wir suchen nur zu klären und wir finden auf dieser Suche, daß das kleine Geschehnis, das von Döberitz seinen Ausgang nahm, die große Bedeutung nicht zu gewinnen und die verheerenden Folgen niemals zu haben brauchte, die es schließlich gehabt hat.

Dresden. Oberstleutnant v. Metzsch, Chef des Wehrkreises IV.

Bekenntniſſe zur Bekenntnisfrage.

Wenn auch ich dazu rede, ſogar manches Perſönliche ſage, ſo tue ich es nicht zu meiner Freude, ſondern aus dem Gedanken heraus, der mir immer wiederkehrt, ſeit die ſchweren Erſchütterungen durch unſere deutſche Welt gehen: daß unſerer Not nicht mit dem demagogiſchen Mittel der an allen Straßenecken dargebotenen Programme beizukommen iſt, ſondern nur mit den Opfern perſönlicher Bekenntniſſe.

Ich habe gehorcht und gewartet, ob nicht doch vielleicht das, was ich ſagen muß, von Männern geſagt werde. Denn mehr als anderes müßten dieſe Fragen Männerfragen ſein, und mehr als anderswo müßte hier die Paulusbeſtimmung zu Recht beſtehen. Das ſehe ich nicht nur ein, ſondern das erſehne ich; denn es würde für die ganze Sache eine Schwergewichtsverlegung bedeuten, die ſie ebenſoſehr nötig hat, wie verdient. Nur weil ich den erwarteten Klang nicht hörte, rede ich.

Unſere evangeliſche Kirche hat immer von Zeit zu Zeit ihre „Fälle“ gehabt, die regelmäßig einen Pfarrersnamen trugen.

Man hat dabei — höchſt unlutheriſch — mehr oder weniger intereſſiert (teilnahmsvoll wäre faſt ſchon zu viel geſagt) zugeſchaut, ſo etwa, wie man als Publikum auf die Zirkusarena ſchaut. Nach einiger Zeit ſchlief die Sache ein. Die Ringe, die ein ins Waſſer geworfener Stein zog, verebbten, und alles war abgetan oder ſchien doch abgetan.

Nun hat das furchtbare Weltgeſchehen nicht nur einen Stein in unſeren Teich geſchleudert, ſondern ihn gründlich aufgewühlt.

Für die katholiſche, dieſe „echte“ Kirche wird die — wenigſtens vorläufige und augenfällige — Folge ſein, daß viele ſich ängſtlich an ſie klammern, andere ſchutzbedürftig ſich nach ihren Fittichen umſchauen, und daß ſie dieſe Zeitumſtände weitſchauend ausnützt.

Im Bereich des Luthergeiſtes iſt die Rückwirkung anders. Zwar ſahen wir auch eine Zeitlang helle Scharen zu den Kirchen ſtrömen. Aber viele hielten es wie der Rheinſchiffer, der vor dem Strudel eine Kerze gelobte und nach dem Strudel die Kerze in Rheinwein vertrank. Andere kamen zu den Kirchen ohne zur Kirche kommen zu wollen. Wie vom Platzregen Überraſchte ſtanden ſie im Gotteshaus nur unter und ſetzten dann ihre Wanderung, auch wenn ſie dem Suchen Gottes galt und gilt, an allen Kirchentüren vorüber, fort.

Und eine Stelle, von der aus im Bereich des Lutherkirchentums die Zeitumſtände ausgenützt werden könnten, gibt es nicht. Wenn alſo nur das für das Luthertum als Gewinn gebucht werden dürfte, was ausgeſprochen „Kirche“ und „Kirchentum“ bedeutet, ſo wäre bis jetzt aus der furchtbaren Zeit, wenn kein Defizit, ſo doch auch kein Überſchuß zu verzeichnen.

Nun aber iſt es zum Glück ſo, daß im Bereich des Luthergeiſtes der Reichtum einer Zeit nicht an dem vollen Klingelbeutel der vollen Kirchen gemeſſen wird, ſondern an der inneren Bewegtheit, an der, wenn auch kämpferiſchen Lebendigkeit.

Nach dieſem Maßſtab iſt vielleicht eine reiche Zeit da; denn es iſt das Weſen der Reformation, daß ſie von innen heraus Schößlinge treibt, gerade in und nach ſchweren Stürmen.

Die erſten, diesmal im Kampfbereich des Kirchlichen auftretenden Fragen waren kirchenpolitiſcher Art. Das iſt verſtändlich und braucht auf die Innerlichkeit von Kirche und Kirchlichen kein ſchlechtes Licht zu werfen, wie manche dar-

tun wollen. Merkwürdig iſt nur, daß dieſe Fragen in ihrer Bedeutung für das Religiöſe weithin ſo überſchätzt werden.

Da hat es etwas Befreiendes, daß in der „Bekenntnisfrage" eine Frage hervortritt, die tatſächlich religiöſe Belange berührt. Ob unſere Zeit die innerliche Wucht aufbringt, ſie ſo hart und kraftvoll aufzuwerfen, daß noch einmal das ärmliche Kegelſpiel der innerlich ausgehöhlten Politik, des reinen Geſchäftsſinns, der ameiſenhaften Betriebſamkeit, und wie alle dieſe ſtolzen Säulen unſerer Zeit heißen, ins Wanken und Stürzen kommt? Wer wagt das zu hoffen? Und wo iſt der neue Luther? Aber ob wir noch nirgends am Horizont das Morgenrot eines großen Tages ſehen, wir müſſen doch lutheriſch genug ſein, was von geiſtiger Bewegung und Bewegtheit vorhanden iſt nicht wieder als — wenn auch anders gearteten — „Fall" verebben, oder als beſondere Form von kirchenpolitiſcher Angelegenheit an uns vorübergehen zu laſſen! Wir müſſen ſpüren, daß der Lebensnerv im Luthertum und damit unſer religiöſer Lebensnerv zuckt in der „Bekenntnisfrage".

Ob die Bekenntnisſchriften der Reformation, bei uns Schwaben ſpeziell der lutheriſch-brenziſche Katechismus, in der alten Geltung bleiben ſollen — das iſt die äußerliche Formulierung der Frage. Ob die kirchlich linken „liberalen", oder die kirchlich rechten „poſitiven" Parteien in der Kirche gleichberechtigt nebeneinander beſtehen ſollen, das beſchäftigt die Pfarrergemüter. Ob man fernerhin „alles glauben" muß, oder ob man „mehr Freiheit" bekommt, das iſt den überhaupt noch kirchlichgeſinnten Kreiſen wichtig. Die andern ſehen den ganzen Streit als eine höchſt untergeordnete Begleiterſcheinung der Revolution an und gehen darüber zu ihrer viel wichtigeren Tagesordnung über.

Nun aber hat die Sache noch eine andere Seite: Eine Unterſeite, die den meiſten verborgen zu ſein ſcheint. Daß von ihr noch nirgends geſprochen wurde, das allein macht mich reden. — Es dürfte nicht ſein, daß wir Lutheriſchen die Erſcheinungen des ſeeliſch-geiſtigen Lebens, wie es dieſe „Bekenntnisfragen" doch vorſtellen, beurteilen und behandeln nach dem Schema des geſchäftlichen Unternehmens, bei dem es ſich darum handelt, ob der Betrieb moderniſiert oder die Konkurrenz unmöglich gemacht, oder ein ſchiedlich friedliches Einvernehmen hergeſtellt, oder eine Genoſſenſchaft gegründet werden ſoll.

Es dürfte auch bei uns nicht ſein, daß der Kampf in und um dieſe ſeeliſch-geiſtigen Bewegungen ſo geführt wird, daß der eine Gegner es ſchon für eine Niederlage hält, wenn er den andern nur einmal ernſtlich ins Auge faſſen würde, während dafür der andere das Recht für ſich in Anſpruch nimmt, dem Widerſacher eitel Machtgelüſt, Hinterhältigkeit und — wie erfreulich bezeichnend iſt das für das deutſche Gefühl für Politik — „einfach Politik" vorzuwerfen.

Lutheriſch, modern lutheriſch, das heißt ſo, wie der immer lebendige Luthergeiſt heute ſprechen müßte, wäre es, wenn jetzt nicht um Theſe und Antitheſe, ſondern nach und für die Syntheſe gerungen würde, nach dem neuen Weg, nicht dem rechten oder dem linken! Denn es kann einen rechten und einen linken Weg nur geben, wenn das Ziel nicht dasſelbe iſt, und wozu dann ſtreiten?

Wenn es anmaßend klingt, was ich ſage — ich kann es nicht ändern! Weder die Rechte, noch die Linke ſieht dieſen neuen Weg, dieſe höhere Einheit! Mit verbundenen Augen fechten beide — und fechten ins Leere! Und wollen doch beide das Beſte! Menſchenſchickſal! Ob ich etwas Beſſeres weiß? Ja. Woher ich es habe? — Nicht von der Rechten und doch von ihr. Nicht von der Linken und doch von ihr. Aus menſchlichem Erleben, aus dieſer klarſten Quelle aller Wahrheit und alles Religiöſen.

Was ich ſage, ſind Opfergaben, nicht Anmaßungen. Still möchte ich ſie niederlegen, nicht neuen Kampfruf zwiſchen Streitende werfen.

Die Religionsgeſchichte iſt im letzten Sinn Geſchichte der Menſchenſeele. Was ſollte ſie anders ſein! Geſchichte Gottes, oder des Göttlichen gibt es nicht, denn Gott (auch der moderne „ewig werdende Gott"), oder das Göttliche iſt das Ewig-Seiende, und Geſchichte befaßt ſich nur mit Werdendem und Gewordenem.

Nun aber zu glauben, daß die Geſchichte des Religiöſen und die Geſchichte der Menſchenſeele ſich ſo abſpiele, daß bei einer allenfallſigen Seelenwandlung eine neue religiöſe Anſchauung, oder durch eine neue Anſchauung eine neue Seelenform entſtehe, wäre verhängnisvoll.

Und dieſes Verhängnis: daß wir die Zuſammenhänge *kauſal* faſſen, während ſie doch ganz anders ſind, iſt unſer ganzes, auch gegenwärtiges Herzeleid.

Die äußerſte Rechte ſieht im Religiöſen die ſeelenſchaffende Macht ſchlechthin, die äußerſte Linke glaubt in der Seele die religionsſchaffende Macht anſprechen zu müſſen. Dazwiſchen bewegen ſich die Schattierungen und die Kompromiſſe. Und alle zuſammen kämpfen um und für die Kompetenz und für die erweiterte Machtfülle deſſen, was ihnen das Wichtigſte ſcheint. Deshalb kämpfen alle wie mit verbundenen Augen.

Die Menſchenſeele und das Religiöſe verhalten ſich nicht wie Urſache und Wirkung, auch nicht in ihren formalen Erſcheinungen, beziehungsweiſe Veränderungen, ſondern wie Entſprechung.

Woher das Dritte ſtammt, das geheimnisvolle Ferment, das jeweils eine Gärung, die wunderſame Kraft, die von Zeit zu Zeit eine Umformung vollbringt, das bleibt für die geſchaffenen Weſen verborgen, wie ihre eigene Herkunft; wohl, weil wir das erkenntnismäßige Wiſſen von Beidem ſo wenig brauchen, wie die Pflanzen des Wiſſen von der Sonne.

Was uns aber zu wiſſen nottut, und was wir wiſſen können, das iſt die Tatſache, daß gewiſſe Seelenformen und gewiſſe Anſchauungen *niemals* zuſammenkommen *können*, wie andere Seelen und andere Anſchauungen zuſammenkommen *müſſen*.

Ach, wenn die Rechte ahnte, wie gern manche „Ungläubige" Gläubige wären, oder wenn ſie ahnte, wie gläubig manche ſind, die ſich durch eine tiefe Kluft von ihren „Gläubigen" getrennt fühlen — ſie käme vielleicht doch von ihrer Anſchauung zurück, daß man nur die Bibel leſen und um den „rechten Glauben" beten dürfe, um der Ihrige, oder die Ihrige zu werden.

Und wenn die Linke ahnte, wie die größte und kühnausgenützte Freiheit an einem ſchönen Tag mit Ehrfurchtſchauern und tiefſtem Glauben vor all den Kleinodien des Katechismus ſtehen kann, ja zu einer gewiſſen Zeit unfehlbar ſtehen wird, ſofern ſie Freiheit nicht mit Weg- und Zielloſigkeit verwechſelt — dann würde ſie nicht ſo ungebärdig aufbrauſen, ſobald ſie alte Buchdeckel ſieht. Ich *weiß*, daß die Auferſtehung Jeſu Chriſti geſchehen iſt; ich *weiß*, daß „Wunder" über Wunder von dem Herrn ſtrömten, wie Waſſer aus der Quelle ſtrömt, ich *weiß*, daß Sein Kommen eine Weltenwende, eine Wende in der Geſchichte der menſchlichen Seele iſt; ich *weiß*, daß es buchſtäbliche Wahrheit iſt, wenn Er ſagt: ſo ihr glauben würdet, ihr würdet Größeres denn das tun, oder: eure Haare auf dem Haupte ſind gezählt. Alle die Worte, die Taten, die Ereigniſſe, die wie Felsblöcke im Weg der Seelen von heute liegen, ſie rücken vor mir zur Seite und verſperren mir die Freiheit nicht mehr, denn ich *weiß* innerlich von ihnen. Ihre klare, hohe „Naturgemäßheit" iſt mir auf-

gegangen. Und wenn meine Seele einſt reifer, ſchauender, befreiter iſt, ſo wird ſie alles, alles glauben können! Denn das iſt das Wunderbare, daß man den innerlichen Prozeß ſo erlebt, daß man von der Wahrheit weiß, und wiſſen muß, ehe man ſie glauben kann. Jenes erſchütternde: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben! ſagt einer, der ſich das, was in ihm vorgeht, nicht klar zurechtlegen kann, ſonſt würde das Wort lauten: Ich weiß, Herr! hilf, daß ich glauben kann! — Das Letzte, das Zerbrochenwerden, das Neue, will ſich der Mann erflehen mit ſeiner Bitte. — —

Nun werden manche Linke denken, ich ſolle mit ſolchen Anſchauungen einfach zur Rechten gehen! Ach nein! Was ſoll ich dort, wo man über jedes Erleben hinüber glaubt? Wo man glaubt, ohne die innerliche Nötigung des Um-die-Wahrheit-Wiſſens! Wo man die Blüte zur Wurzel macht! Mein Glaube, wenn er einſt voll entfaltet ſein wird, wird nicht der „geprüfte" Glaube, der „rechte" Glaube, der „ſtarke" Glaube ſein, den man bei der Rechten haben muß, ſondern der Glaube, der mich hat, der durch ein „Stirb und Werde" hingegangen iſt, das völlig Neue, in ſich ſelbſt Ruhende. Aber für wahr halten wird er wohl das gleiche, oder doch ſo ziemlich das gleiche, wie jetzt die Rechte, und vielleicht noch viel mehr dazu, von dem ſogar die Rechte nichts wiſſen will, weil es ihr zu unglaubhaft iſt. Sein Inhalt wird — immer vorausgeſetzt, daß ich einſt, vielleicht in vielen Leben zur ganzen letzten Reife gelangen könnte — ſo gewaltig und reich ſein, wie der des Mannes, der geſagt hat: „Und wird euch nichts unmöglich ſein." Oder der des andern, der ſagte: „Alles iſt euer." Oder der eines dritten, der da wußte: „Und alles Drängen, alles Ringen iſt ewige Ruh in Gott dem Herrn." — Ach, es iſt nicht auszudenken, was einſt alles der Inhalt meines Glaubens ſein wird, wenn ich genug erlebt und durch Erleben das Wiſſen und dann von da aus durch den letzten, wunderbaren Schritt den Glauben gefunden haben werde!

Und wenn ich ihn hätte, dann würde ich ein Seelſorger werden und ein Prediger. Und ich würde für und um die Seelen ſorgen, nicht, daß ſie dies oder jenes glauben, ſondern, daß ſie zu erleben und daraus zu glauben lernen! So, wie man dem Blinden nicht ſagt: Siehe dies Haus und jenen Baum, ſo biſt du geſund! ſondern wie man dafür ſorgt, daß ihm der Star geſtochen wird, damit er Baum und Haus ſehen könne.

Predigen aber würde ich gemäß dem Wort: „Ich glaube, darum rede ich", und Welt und Leben, und mein volles, gottdurchſtrömtes Herz wären mir Perikopen und Agende.

Die Rechte mit ihren ehernen Vorausſetzungen und ihren ſtrengen Grenzen kann nicht Diener und Glieder brauchen, die das ſtolze „Vorausſetzungslos und unbegrenzt", das die Wiſſenſchaft von ihren Flaggenmaſten ſtill herunterholt, jubelnd übernehmen und hoch in allen Lüften flattern laſſen.

Und ſie kann auch nicht Diener und Glieder brauchen, die das: „Ich preiſe dich Vater und Herr, daß du ſolches den Weiſen und Klugen verborgen haſt und haſt es den Unmündigen geoffenbart" mit ſchauernder Freude in der eigenen Seele nachempfinden und dennoch ſtill und tapfer nach Mündigkeit ſtreben.

Wenn das Grundmotiv in jedem Lebenslied und wohl im Lied des ganzen Alls aufklingt: „Es ſei denn, daß jemand von neuem geboren werde, ſo kann er nicht in das Reich Gottes kommen"; oder in der kürzeren Faſſung: „Stirb und Werde!" Und die übliche Frage ſpringt auf: „Wie kann ſolches zugehen?" ſo antwortet die kirchliche Rechte: „Es kann ein Menſch wieder in ſeiner Mutter Leibe gehen und geboren werden." Sind's ihre Worte nicht, ſo iſt's

ihr Sinn. Was ſollen da die bei ihr, die ahnen, ja die Gewißheit in ſich tragen, daß Glauben im Zerbrechen ſeine Wurzel hat?

Und wie iſts bei der Linken?

Wenn man einen Menſchen aus dem Volk fragt, was kirchlicher Liberalismus ſei, ſo ſagt er, vielleicht ohne damit ein Werturteil abgeben zu wollen: „Das ſind die Pfarrer, die nichts mehr glauben.“

Volkes Stimme — Gottes Stimme? — —

Glauben ſie wirklich nichts mehr, die vielen Männer, die ſich dagegen wehren, daß in der neuen Kirche die alten Bücher am alten Platze bleiben? Gewiß ſind in den Reihen des Liberalismus viele, — Geiſtliche und Laien, — die es nur mit ſeinem Programm verſuchen, unter ſeinem deckenden Schild Experimente machen wollen. Und gewiß hat der kirchliche Liberalismus, wie der politiſche, den weiteſten Spielraum für alles Schlagworthafte, alles Unſelbſtſtändige, das ſeiner ſelbſt erſt an den andern gewiß werden muß; denn er hat und muß haben die am meiſten elaſtiſchen Grenzen.

Es gibt kein Panier auf Erden, dem ſo buntgemiſcht alles zuſtrömen würde, wie dem, darauf „Freiheit“ geſchrieben ſteht. Freiheit iſt das Zuckerbrot, mit dem jeder Sterbliche zu ködern iſt. Menſchen fängt man mit Freiheit, wie Mäuſe mit Speck. Darum darf ſich kein Liberalismus wundern, oder beklagen, daß ihm auch zuſtrömt, was er nicht locken wollte.

Aber nicht die bunte Gemiſchtheit im kirchlichen Liberalismus macht, daß etwas Schwankendes in ſeiner Bewegung iſt, als ob er auf Moorgrund fechte. Vielmehr iſt es ſein Mangel an Poſitivismus.

Wie echte Freiheit ſtärkſte Gebundenheit iſt, ſo muß der tragende Grund und letzte Kern des Liberalismus ein Poſitives ſein. Wir hören wohl immer wieder: „wir wollen fromm ſein und frei!“ Oder „wir wollen Chriſten ſein, an Chriſtus gebunden“. Aber hat dies nicht den ſchlagworthaften Klang, der in den Menſchen immer nur das wachruft, was zu erwecken wahrlich gar nicht der Mühe wert iſt?

Eine weitere Programmnummer des Liberalismus lautet: „Wir wollen Schritt halten mit der Wiſſenſchaft.“

Schön und gut als Programm; aber lebt denn auch die Kirche von und nach Programmen? Schon in der Politik ſind ſie eher Hemmniſſe, — was müſſen ſie erſt da ſein, wo es zu leben, nicht etwas „zu machen“ gilt! —

Schritt halten mit der Wiſſenſchaft heißt langſam gehen, methodiſch gehen, ſtehen bleiben, hängen bleiben, Umwege machen, ſeitwärts taumeln, rückwärts müſſen. — Iſt es nötig, iſt es denkbar, daß das religiöſer Weg ſei? Daß nur er es ſei? — „Die Reſultate der Wiſſenſchaft nicht aus den Augen laſſen!“ Gut! Aber irgendwie das Leben, das Glück, die Harmonie, den Frieden der Seelen darauf gründen, oder davon abhängig machen, das geht doch nicht! Wie oft müßten dann Leben, Glück und Frieden umgebaut werden! —

Niemals das Opfer des Intellekts fordern? Muß nicht oft, nein, faſt immer, das Niedere dem Höheren, das Primitivere dem Vollendeteren geopfert werden? Schaden entſteht nur, wenn das Opfer ins Blaue hinein gefordert und gebracht wird.

So gewiß es nötig iſt, daß die Kirche endlich das rechte Verhältnis zur Wiſſenſchaft finde, ſo gewiß kann es kommen, daß ſie zu Zeiten ganz und gar nicht mit ihr Schritt hält, ſondern ihr wie auf Flügeln vorauseilt. Das würde z. B. ſicher in Zeiten der Fall ſein, da in den Menſchenſeelen die geheimnisvolle Wandlung zur ſtarken Glaubensfähigkeit wieder einmal aufkäme. Alſo in Zeiten, wie im Mittelalter, wo es allenthalben Hexen und Hexenmeiſter gab! Welch mühſeliges Nachhinken gegen die gewaltige Glaubensaktivität war da-

mals das wiſſenſchaftliche Suchen nach dem Stein der Weiſen und dem echten Arkanum! Es ſteht weder der Wiſſenſchaft noch der Kirche an, über jene „dunklen“ Zeiten zu lächeln. Hätten wir ihre ſeeliſchen Kräfte und dazu andere, geläuterte, gehobene Inhalte, — Gott, ſtatt den Teufel als Mittelpunkt, — ſo könnten wir Paradieſe aus unſeren Wüſten ſchaffen. Aber es ſcheint der Häutungsvorgang der Menſchenſeele ſo zu ſein: daß Perioden der großen Fähigkeiten und mageren Inhalts und ſolche mit reichem Inhalt und ſchwacher Aktivität ſich ablöſen.

Dieſen ſich ablöſenden Perioden entſprechen die ſich ablöſenden Glaubensbegriffe.

Der Menſchenſeele des Mittelalters entſprach es, unter Glauben das „Für-wahr-halten“ zu verſtehen. Das Luthertum führte hinüber zum Glauben als „Vertrauen“. Was wird die nächſte Definition ſein? Ich habe einen guten Pfarrer ſagen hören: Glauben ſei nicht nur „für wahr halten“, nicht nur „Vertrauen“, Glauben ſei auch „das Ringen mit allen Lebens- und Sterbensmächten, das Ringen mit und um den verborgenen Gott“.

Das ſcheint mir gut und aus unſerer Zeit, aus dem lebendigſten Leben herausbedingt wahr, ſcheint mir kein Programm für, aber ein Bekenntnis zu wirklichem Liberalismus.

Es ſtehen zurzeit beim Liberalismus zu viele unter, die das Weſen aller kirchlichen und religiöſen Freiheit darin ſehen, daß man nichts glauben müſſe. Sie haben recht, wenn ſie an den Zwang von außen, unrecht, wenn ſie an gar keinen Zwang mehr denken. Die innerlich mit Gewalt auf den Glauben Geſtoßenen, die hart Gebundenen müſſen den Liberalismus tragen, wenn er ſich nicht in Dunſt und Geſchwätz auflöſen ſoll.

Ich glaube — darum rede ich! iſt und bleibt der Predigerausweis, der allein vor Entartung behütet, und der beim Liberalismus noch viel nötiger iſt, als auf der Rechten.

Und die, die vom rationalen Wiſſen und Verſtehen zu viel erwarten, ſollten auch im Liberalismus nicht Führer ſein dürfen, denn ſie kennen die kürzeſten und beſten Wege nicht, auch wenn ſie gute Wanderer ſind.

Wiſſend wird man durch Erleben. So wiſſend, daß man davon zehren und anderen geben kann. Daß man zum Lehrer, ja zum Prieſter taugt.

„Lehrer von Gott gelehret“, ſind Menſchen, die erlebt haben.

Und echte Prieſter ſind die, in denen es ohne ihr Zutun aufklingt: „Wiſſet ihr nicht, daß ich ſein muß in dem, das meines Vaters iſt?“

Man hat ſchon manchmal geſagt, der rechte Pfarrer müſſe Künſtlerblut haben. Das iſt gewiß wahr.

So aus fremder Tiefe her und doch aus dem eigenſten Ich heraus, ſo ehrfurchtdurchſchauert und kindlich beglückt, ſo innerlich vergewaltigt und doch völlig frei, ſo ſtreng an Wahrheit gebunden und doch von der Wirklichkeit ſelig erlöſt, ſo qualvoll zermartert und königlich erhoben, wie der Künſtler bei ſeinem Schaffen, ſollte der Pfarrer bei ſeinem Amt ſein, dann wäre er der Rechte.

Und wo ein von ſolchen Führern gelenkter Liberalismus auf Chriſtus ſtieße, da gäbe es Chriſtentum.

Ja, wären die großen Künſtlernaturen, die Maler, die Heiligen, die Muſiker nicht geweſen, unſer ewiger Herr und ſein ewiges Werk wäre noch viel jämmerlicher verſtümmelt und zerfreſſen. Die großen Künſtlernaturen haben Chriſtus hinübergerettet über die Zeiten. Ach, daß ſie ihn für uns gerettet hätten! Daß jetzt ſeine Zeit, ſein Heute käme! Jetzt, da wir wie nie im dunkeln Tale wandern und einen Hirten brauchen! Jetzt, da die deutſche Sonne ihren tiefſten Stand erreicht hat, da die eiſige Nacht um uns herliegt!

Niemand kennt Seine Zeit und Stunde; aber wenn jetzt unſer kirchliches, unſer religiöſes Leben ſchüttert, wie vom nahenden Tritt eines Neuen, dann können wir nicht anders, als inbrünſtig hoffen, es möchte doch Sein Tritt ſein, und Er möchte noch einmal verſuchen, die Welt von hier aus für ſich zu gewinnen!

Und ob die Rechte ſich Seine Nägelmale zeigen läßt — wir wollen Ihn nicht darnach fragen. Für uns ſoll das Erkennungszeichen ſein, daß uns das Herz brennt, wenn Er mit uns redet auf dem Wege! Er kann reden über Krieg oder Frieden, über Politik oder Kunſt, über Sozialismus oder Kommunismus, über Wiſſenſchaft oder Wirtſchaft — wir wollen nur immer Seinen Tonfall, Seiner Stimme Klang, Seine geiſtigen Merkmale in der Rede ſuchen. Und wir wollen bei Ihm Aufſchluß ſuchen über das Rätſel „Menſch".

Der Erdenkloß mit dem Odem Gottes in der Naſe und der Erbſünde im Herzen, iſt — ſo wunderbar er für und von einer fernen Zeit geſchaut war, und ſo wahr er bleibt — ſo wenig das letzte, wie die lange Hypotheſenreihe beim Liberalismus. Ein neues Schauen wird uns ein Stück weiter führen. Wir werden uns eingefügt ſehen in das geheimnisvoll Göttliche, das ein Großer mit ſtammelndem Laut „die lebendige Natur" genannt hat, und wofür uns der Begriff noch gar nicht recht aufgegangen iſt. Dort werden wir uns finden als die merkwürdigen Grenzweſen auf dem Übergang zwiſchen zwei Reichen. Ins Sichtbare und Körperliche ſehen wir uns ragen und ins Unſichtbare, Geiſtige, ins Reich des Tiers und in das der Geiſter, oder der bewußt gewordenen Kräfte, und über uns hinaus ſehen wir wunderbare Weſensreihen aufſteigen bis dort hinan, wo unſer Blick das Licht nicht mehr erträgt.

Langſam, ehrlich und ſich ſelbſt getreu wird die Wiſſenſchaft ihren mühſeligeren Weg dereinſt dann auch in dieſer Richtung gehen, — um dies brauchen wir uns nicht zu ſorgen.

Wie man ſich als religiös erkennt?

Man entdeckt ſich als ein Gebilde aus Schalen und empfindet die ſchreckensvolle Angſt des Inſichaufgelöſtwerdens, des Zerfalls.

Auf einmal iſt etwas da, das nicht mehr Schale iſt.

Es „Ich" zu heißen, wagt man nicht, denn das Ich iſt doch auch das, was den Schrecken und die Angſt hat. Es „Gott" zu heißen, wagt man auch nicht, denn es iſt doch zu unterſt unter den eigenen Schalen! Man gibt ihm keinen Namen. Namengeben heißt: Beſitz ergreifen, und das wagt man erſt recht nicht, denn man fühlt, daß es einem nicht gehört, wie ein Beſitztum, das etwas außer einem iſt.

So wird einem unbehaglich, faſt gruſelig vor dem Fremden, das doch das Eigene iſt, und dieſem Eigenen, das ſo geheimnisvoll fremd iſt. — Man möchte die Schalen wieder anlegen, möchte ſie feſtdrücken, daß die alte Form und Geſtalt, die alte Einheit wieder da iſt und nicht dieſes Namenloſe! O, du Narr! Wenn du einmal auf „Es" geſtoßen biſt, ſo wird „Es" immer da ſein. „Es" wird zwiſchen und unter und auf allen deinen Schalen blitzen, und ob ſie noch ſo feſt anliegen, ob deine Geſtalt noch ſo geſchloſſen und einheitlich wirkt. Du wirſt nie mehr „Ich" ſagen können, ohne an „Es" zu rühren, du wirſt niemals „Gott" denken können, ohne „Es" aufglühen zu ſehen, ſo unveränderlich „Es" dabei bleibt.

Im wütendſten Sturm, im raſendſten Getöſe der Welt wird „Es" wie ein ewiges Licht mit unbewegter Flamme brennen, wird in allem Gedröhne mit unerhobener Stimme ſeinen klaren Klang halten, der dir nie aus den Ohren weicht.

Und ebenſo ſeltſam geht die Sache weiter! Es kommen Zeiten, da man vor Ungeduld, ja — es iſt ſchrecklich zu ſagen und doch wahr — vor Haß gegen dieſes Letzte innerlich brennt. Da man „Es" als ein Phantom verachtet, beſchimpft, verhöhnt. Da man, wie der verrückte Schulmeiſter im Grünen Heinrich, aufjubelt: „‚Es' iſt nicht mehr da, ich bin erlöſt!" Auch das kommt vor, daß man — es wird eine furchtbare Stunde ſein — „Es" ſucht und zu ihm flüchten will aus der Angſt der Welt, und daß man „Es" dann nirgends findet. Dies iſt die Stunde der Finſternis, da man ſtöhnt: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen! —" Und dann merkt man, daß dieſes Haſſen, Höhnen, Jubeln, Nichtfinden, das ſinnloſe und zuſammenhangloſe Tun der Schalen iſt, die doch gegenüber dem andern, dem Letzten, dem „Es" ſo nebenſächlich ſind! — Dann kommt das Erlebnis vor, daß man auch ſeine „Sünden" als eine dieſer Schalen ſieht, losgelöſt, außer Zuſammenhang gebracht mit dem „Es", — ſo recht als das, was uns immer „anklebt" und träge macht. Das iſt eine Befreiung ohnegleichen und gibt der gequälten Seele jene ſtolze Sachlichkeit, Duldſamkeit (auch gegen ſich) und Kraft, durch die allein man bei ſich und andern fertig wird mit dem furchtbaren Gewürm, das ſich gern wie ein Teil von uns ſelbſt gebärdet und doch erſt überwältigt wird, wenn man es als ein Fremdes mit kühnem Blick erkennt und wegweiſt, ja, ſogar manchmal zähmt und in Dienſt nimmt.

Von hier aus erkennt man dann mit erſchütternder Deutlichkeit, wie falſch die Sündentheorie der Kirche war und iſt bis auf den heutigen Tag, und man wundert ſich nicht mehr ihrer Fruchtloſigkeit.

Ihr lehret den Menſchen, ſeines Weſens Kern ſei die Sünde, und er müſſe umgeformt werden — und mittlerweile ſolltet ihr ſagen: Wir wollen dir den Kern deines Weſens ſuchen helfen, damit du die Sünde erkennen lernſt! Ihr heißet auf den Teufel horchen, damit man merke, wie nötig Gott ſei, ſtatt dem Lichte Gottes Raum zu machen, damit es die Abgründe des Böſen aufhelle durch ſein bloßes Daſein.

Statt unermüdlich und noch mit der letzten Kraft der Lungen und der Kehlen zu rufen, was unſer Herr rief: Iſt euch nicht geſagt: ihr ſeid Götter! oder: ihr ſeid Kinder eures Vaters im Himmel! — ſchreiet ihr bis zur Heiſerkeit: „Verderbt! Verderbt! Verderbt!" und häuft damit immer höhere Schlackenberge auf das Fünklein, das in jedem glimmt, und das das Anhauchen braucht, um aufzuglühen.

Wenn es eine Kirche, eine Lutherkirche der Zukunft geben ſoll, ſo wird es ihre einzige Aufgabe ſein, dieſe Fackel endlich zu entzünden.

Als das Fundament und die Krönung, oder — wer weiß — als die Ablöſung? der von unſerer Zeit ſo hingebungsvoll angebeteten Kauſalität, muß es durch die Seelen hallen: „Trachtet am erſten nach dem Reich Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, — — ſo wird euch das übrige alles zufallen!" Alles! Auch alles Leibliche! Auch aller Glaube! Auch er wird euch wiederkehren, denn er iſt ein Urphänomen der Menſchenſeele und nur bergehoch verſchüttet unter der Mechaniſierung eurer Welt! Als euer Beſtes und Größtes wird er euch wiederkehren, und ein Glanz ohnegleichen wird ſich dann über der Menſchen Leben breiten. Das Himmelreich, das tauſendjährige Friedensreich wird anbrechen, und wie auf eine Periode des Fiebers und des Irrſinns wird die neue Menſchheit zurückſehen auf unſere Zeit. Sie wird nicht mehr begreifen können, daß Selbſtſüchtlinge von Sozialismus gefaſelt haben, Moraliſten von Lebenserneuerung, Räuber und Mörder von Kommunismus, Phantaſten und Zügel-

loſe von neuer Kunſt, Unreife von Freiheit, Sittenloſe von Glück, ausgerechnet in der Zeit, die ſo ſtolz darauf war, die ſtrengen Geſetze von Urſache und Wirkung durch alles hindurchgehend zu erblicken und die Unerbittlichkeit der Zuſammenhänge aufgedeckt zu haben. — Ja! — bis auf den wichtigſten! — Vielleicht auch werden die Menſchen jener ſeligen Zeit Mitleid mit uns haben und durchſchauen, daß wir zu ihrem Beſten hinuntermußten in die große Verarmung zugunſten des Gehirns, das ausgeſtaltet werden mußte zu dem feinen Werkzeug, mittelſt deſſen die nach uns kommen das formulieren können, was ſie an neuem Seelenreichtum haben werden. Denn klarer als wir werden ſie wiſſen, daß im Hirn die Bilder und Formen geprägt werden, daß aber *nicht* darin entſteht und entſtehen kann das Weſenhafte, das unſere geiſtige Welt ausmacht und unſerer materiellen Welt zugrunde liegt, und das uns geheimnisvoll zuſtrömt. Die nach uns kommen, werden vielleicht wiſſen, daß die Welt vom Opfer lebt, und daß ſie ihren Reichtum und Frieden unſerer Armut und qualvollen Ruheloſigkeit zu danken haben. So wird unſer heutiges Geſchlecht, das ſo inbrünſtig glaubt, nur ſich ſelbſt und niemand anders etwas ſchuldig zu ſein, in einer ganz beſonders erſchütternden Weiſe das tun müſſen, was es jetzt ſo ungebärdig von ſich weiſt: Dienen und ſich opfern für die Brüder.

Die neue Kirche wird auch neue Stellung nehmen müſſen zum Todesrätſel. Die wilde und leidenſchaftliche Abwehr, die gegen das, in dieſer Frage kirchlich Verkündigte in ſo vielen Seelen aufbrauſt, iſt nicht ſchlechthin das Zeichen des mangelhaften Zuſtandes dieſer Seelen. (Wie es der Kirche gewaltigſter, älteſter Fehler iſt, aus der Wirkung ihrer Lehren als Reagentien immer zu wenig gelernt zu haben.) Vielmehr liegt ſicher darin angedeutet, daß die richtigen, ſeelengemäßen Wahrheitsſaiten noch nicht angeſchlagen ſind. „Der Tod iſt der Sünden Sold.“ Das iſt ein Wort von letzter Tiefe. Aber man darf und kann nicht in letzte Tiefen graben, ſo oft man Waſſer braucht, ſonſt verſchmachtet der Durſtige. Der Tod iſt auch noch etwas anderes, wie kein Fluch Gottes iſt, der nicht ein Segen wäre.

Der Tod iſt — auch der Wiſſenſchaftler will das ſachlich nicht beſtreiten — der, nach längerem Abbau oder nach jähem Stoß erfolgte Zuſammenbruch der Hülle, die eine geheimnisvolle Kraft ſich auferbaut und eine zeitlang als Inſtrument benützt hat.

Sollte eine neue Kirche, die Kirche der künſtleriſch-religiöſen Pfarrer daraus nichts machen können, was — nicht die heiligen und geſegneten Schauer des Todes, aber das verzerrte Schreckbild, die ſcheußliche Fratze aus dem Menſchenleben hinausjagt? — Denn, was hat ſie Gutes geſtiftet bis heute? Die Beſten und Reifſten haben ſich ſelbſt in endloſem Mühen davon losgemacht; auf dem Leben vieler liegt durch ſie der dumpfe, nie weichende Druck, und die Menge gröhlt: Laſſet uns eſſen und trinken, wuchern und ſchieben, ludern und lumpen, denn morgen ſind wir tot!

Eine klare und friedliche, natürliche und ſelbſtverſtändliche Stellung zum Tod, ein kraftvolles, bewußtes, überlegenes Einverſtandenſein mit ihm, hat uns noch keine Kirche gebracht. Ja, ſelbſt die ſtille Gelaſſenheit der natürlich ſterbenden Tiere und der wilden Völker gab oder ließ uns die Kirche nicht, denn ſie riß uns heraus aus dem Traum und der Knoſpenhaftigkeit, die die Seele dieſer Weſenreihen noch hat, ohne uns zu geben, was der Erwachten not tut.

Freilich, wer nicht in ſich ſelbſt den Vorgang des Sterbens verſteht, wer ihm nur von außen her beikommen will, wer des Paulus Wort: „ich ſterbe täglich“ nicht nachleben, ſondern nur interpretieren kann, wer ſein ſterblich und

ſein unſterblich Teil nie getrennt empfunden hat mit jener ſeligen Deutlichkeit, die kein Verſtandes- und kein Unverſtandeswaſſer mehr abwäſcht, der driſcht leeres Stroh, wenn er vom Tode redet. Aber ſolch ein Menſch ſollte auch nicht Pfarrer ſein und nicht Lehrer! Er ſollte nichts ſein, bei dem es um Menſchenſeelen geht, denn er hat als Grenzweſen zwiſchen den zwei Reichen noch nicht den Auftrieb gefunden, der „aus dem Fiſch den Vogel macht". Die Frage des Spiritismus als Beitrag zur Klärung des Todesrätſels iſt in erſter Linie Frage der Nervenärzte, denn die Nerven, nicht die Seelen im ſeelſorgerlichen, kirchlichen Sinn, bedroht ſie.

Und das Teufelsrätſel, das Rätſel des Böſen muß die neue Kirche ganz neu in Angriff nehmen.

Es iſt nicht wahr (und es iſt nicht klug, ſich zu gebärden, als ob es wahr ſei), daß dem ewigen Weſen, das wir Gott nennen und für deſſen „Perſönlichkeit" wir mit kindlichem Eifer eintreten, ein Etwas gegenüberſtehe, das auch nur ſo viel Weſensgemeinſchaft mit ihm hätte, daß wir es uns auch als ein „Perſönliches" denken dürften. Wir müſſen das Gottverunehrende herausſpüren aus ſolchem Glauben und denen ruhig und feſt ins Geſicht ſehen, die mit ſcheinbarer Logik ſagen: „Fällt der Teufel, ſo fällt der Gott! Fällt die perſonifizierte Macht des Böſen, ſo fällt die perſonifizierte Macht des Guten."

Da braucht es keine Philoſophie, kein Sichvereifern mit rauchendem Kopf, da braucht es nur einen Augenaufſchlag zum ſtrahlenden Geſtirn unſerer Tage, nur ein Erfaſſen der poſitiven Seite vom Ausſpruch eines Sehers: „Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis!" Da dürfen wir nur lächelnd ſagen: „Zeige mir die ſchwarze Sonne im All, von der die Schatten ſtrömen und die Finſternis, und zeige mir, daß die echte Sonne, die Quelle alles Lichts und Lebens verſchwindet, wenn man jene ſchwarze Sonne leugnet, und ich will dir Recht geben mit deinem Ausſpruch."

Wie dann die Philoſophie des „Böſen" beſchaffen ſein muß, was von ſeinem Weſen, ſeiner Art und Wirkung auszuſagen iſt, das gibt ſich von ſelbſt. Wehe, wenn der Kirche die ganz konſequente Umſtellung zu ſchwer oder zu gefährlich wäre! Wahrheiten richten ſich nicht nach der Kirche, ſondern die Kirche muß ſich nach den Wahrheiten richten. Ein Luther, wenn er mit modernem Geiſt vor dem Problem ſtünde, würde Fetzen und Scherben fliegen machen, daß es eine Luſt wäre, zu leben.

Aber Gott ſchickt die ganz Großen nur, wenn ihre Zeit erfüllet iſt. Wir können nur ahnend auf ſie warten, nach ihnen ausſchauen und die kleine Arbeit unſeres Tages tun.

Was wäre nun kurz das Poſitive, was ich — dem Scheine nach vielleicht unbeſcheiden, dem Wollen nach ganz anders — zu ſagen hatte?

Eine Abſage an die Rechte, ſoweit ſie das Fürwahrhalten gewiſſer Dinge (auch der wahrſten), von den Seelen verlangt, ohne ſich im geringſten um und für die Glaubensfähigkeit der Seelen zu bemühen; ohne Zuſammenhänge zu ſehen, ohne in den Kampf der Geiſter, den Kampf der Zeiten einzutreten. Ihr „Sieg" iſt mir zu billig. Eine Abſage an die Linke, wenn ſie ſich nicht bekennen und aufſchwingen ſollte zu einer ſtarken Poſitivität, zu der kampfwilligen Gefolgſchaft oder Vorläuferſchaft des göttlichen Herrn, der endlich kommen ſoll, nicht als der Moraliſt, „deſſen ſittliche Höhe nicht übertroffen werden kann", ſondern als der, der Menſchenſeelen den Ritterſchlag gibt, der uns dem Schwindel der Gleichmacherei, des Maſſentums, des Proletariats ent-

reißt und den ewigen Adel austeilt an Bettler und Könige, an Arbeiter und Bürger, ſofern ſie nur die Hoheit ſeines Reiches ſuchen und anerkennen!

Es fällt mir nicht ein, wie ich's anderweitig tun hörte, zu drohen, wir könntens auch ohne Kirche! Es iſt nicht wahr! Wir könnens nicht! Du könnteſt es vielleicht, oder dein Nachbar! Aber unſer Volk, unſere Brüder, alle die, ohne deren Ruhe und Frieden und Glück auch für uns, für dich und mich, und den Nachbar eben keine Ruhe, kein Glück, kein Frieden auf Erden iſt — ſie alle könntens nicht! — Wir brauchen eine Kirche, eine Lutherkirche mit Luthergeiſt (wenn ſie dadurch auch gar nicht im echten Sinne „Kirche" iſt, ſo lange), bis jeder Einzelne an Gottes Hand geht und ſeiner eigenen Seele wahres Weſen herausgelebt hat aus allen Schalen und Hüllen zur edelſten Vollendung.

Dann mag mit dem letzten „Sünder" der letzte Pfarrer ſterben. Bis dorthin: Nach jeder Revolution — Reformation!

Korntal, Württemberg. Auguſte Supper.

Ein Wort von Görres.

Neben der Zwietracht, die Deutſchland in politiſcher Hinſicht in ſich entzweit, läuft als würdige Geſellin die Unduldſamkeit, welche die verſchiedenen Religionsparteien verunreinigt. Eines iſt gerade ſo viel wert als das andere, und beides geht aus der allererbärmlichſten Selbſtſucht und gehäſſiger Leidenſchaftlichkeit hervor. Daß zur Zeit, wo ein neuer Glauben ſich erhebt, in den Hader der Parteien ſich die Leidenſchaften miſchen, und es nun zum Blutkampf kommt, iſt ſehr erklärlich und natürlich und kann wie alles, was in der Leidenſchaft geſchieht, nicht zugerechnet werden. Aber dies Nachhalten, dies ſtille Anfeinden, dieſe Scheelſucht, womit die Glieder verſchiedener Konfeſſionen ſich verfolgen, kann auch gar nichts für ſich anführen, indem es nur auf die gemeinſte Schlechtigkeit im Menſchen gegründet iſt. Sie wollen es ausgeben für frommen Eifer, aber dieſer verfährt nicht alſo, er ſucht wohl zu gewinnen, zu überreden, auch wohl zu zwingen im Übermaße gutwilligen Dranges, aber er haßt nicht und verfolgt nicht, noch feindet er irgend an, und treibt jene ſtille kleine Bosheit, die gewöhnlich ſolchen Hader auszeichnet. Er nimmt nicht den Hader mit in die ſtille Kirche, wo der Gottesfriede wohnen ſoll, und erfüllt nicht mit Streit das ſtille Haus des Herren.

Stadtvätern und Regierenden ins Stammbuch.

„Alte Namen von größeren und kleineren Gegenden muß man nicht gewaltſam vernichten. Alte Namen überhaupt ſind ein ehrwürdiges Vermächtnis der Vorfahren, eine Erinnerung an die Nachwelt, daß es bei ihr ſteht, ſich auch zu verewigen. Der Selbſtling, der immer umtauft, tauft ſich aus; und wer andern kein Gedächtnis gönnt, wird nur bei Lebzeiten am Himmel ſeinen Stern haben, der mit ſeinem Tode erliſcht." Friedrich Ludwig Jahn, „Deutſches Volkstum", Seite 37. (Dieſes Zitat hatte uns unſer inzwiſchen leider verſtorbener Mitarbeiter Otto Cruſius vor ein paar Jahren geſchickt. Es iſt aber weniger denn je veraltet.)

Die Wiederentdeckung des Spiels.

Als der berühmte Geſchichtsſchreiber Edward Gibbon in ſeiner ſelbſtverfaßten Lebensbeſchreibung an die ſcharfe Grenze kommt, die der Übertritt an die Univerſität Oxford zwiſchen die Jahre ſeiner Kindheit und die ſeines Jünglingsalters gezogen hat, fühlt er das Bedürfnis, ſich Rechenſchaft zu geben, was es eigentlich mit dem berühmten Glück der Kindheit ſei. Er leugnet es für ſeine Perſon faſt leidenſchaftlich, fügt jedoch ſofort hinzu, er, als ein viel kränklicher Junge, ſei ja kein zuſtändiger Richter, denn Freude ſei unverträglich mit Schmerz, Vergnügen und Kränklichkeit gebe einen ſchlechten Reim: „Das Glück eines Schulbuben“, ſagt er, „beſteht in der beſtändigen Bewegung einer ſorgloſen und immer ſpielenden Gewandtheit“, und er habe es nie zu einem richtigen Ruderer oder Ballſpieler gebracht; er habe jeden Morgen vor der Schule Angſt gehabt. Wie hätte er glücklich ſein ſollen?

Die Stelle iſt eine der ehrlichſten nicht nur im Lebenslaufe Gibbons. Wenn wir auf unſere eigene Kindheit zurückſchauen, müſſen wir ſagen, er hat recht. Glück iſt für ein geſundes Kind gleichbedeutend mit Spiel, und zwar körperlichem Spiel. Je ausgeſprochener körperlich ein Spiel iſt, deſto ſtärker das Vergnügen. Alle anderen ſogenannten Spiele, bei denen man artig in einem Winkel ſitzt und lieſt oder baut, ſind bloße Erholungen vom wirklichen Spiel oder ein Erſatz dafür. Robinſon ſpielen iſt ein ganz anderer Genuß als Robinſon leſen, und den Jungen möchten wir kennen, der nicht vom ſpannendſten Buch aufſpringt, wenn ihm ſein Spielkamerad pfeift. Blicken nicht wir ſelbſt auf den Gipfel, den wir beſtiegen, auf das Schneefeld, das wir hinunterfuhren, auf den See, den wir überſchwammen, mit ganz anderem Glücksgefühl zurück als auf die Prüfung, die wir, und ſei es noch ſo leicht und glänzend, beſtanden, auf das Buch, das wir ſchrieben, das Bild, das wir malten? Spiel heißt das Paradies der Kindheit, und wenn wir uns der Luſt des Spiels hingeben, ſind wir wieder Kinder und wieder im Paradieſe.

Aber dieſe Luſt wurde uns früh vergällt und aus dieſem Paradies wurden wir jung ausgetrieben. Die Grenze des Kindheitsglücks, die der Engländer zwiſchen Gymnaſium und Univerſität anſetzt, liegt bei uns viel früher, vielfach ſchon zwiſchen dem analphabetiſchen Zuſtande unſchuldigen Glückes und dem Sündenfall des Leſenlernens. Denn hier beginnt meiſt ſchon die Verkennung des Spiels und ſeiner Notwendigkeit durch die erwachſenen Erzieher, jene verhängnisvolle Verſchiebung, die ſich durchs ganze Leben fortſetzt, und die aus dem Recht aufs Spielen eine Duldung des Spielens macht, als ob nicht Spielen für den geſunden Menſchen ſo notwendig wäre wie Eſſen und Trinken, Schlafen und Atmen. Sie beginnt mit dem törichten Grundſatz, die Kinder nach der Schule nicht ſpielen und ſich tummeln, ſondern zuerſt ihre Aufgaben machen zu laſſen, obwohl wir doch alle aus eigener Erfahrung wiſſen, daß wir ganz anders arbeiten, wenn wir eine Stunde Schlittſchuh liefen oder radfuhren, daß, ernſtlich geſprochen, nichts ſo friſch macht, ſo inſpiriert wie der Sport, beſonders der gemeinſchaftliche Sport. Sie geht weiter mit der einfältigen Erziehung der Mädchen, denen wir ſo lange vorpredigen, ein richtiges Spielen, Tummeln und Laufen ſei unſchicklich, bis die armen Dinger das wirklich glauben und zu langweiligen, bleichſüchtigen Backfiſchen werden. Die Verkehrtheit wird auf die Spitze getrieben, wenn wir Erwachſene uns einbilden, wir müßten das Spiel beſtändig leiten, beaufſichtigen und eindämmen, ſtatt dazu bloß Gelegenheit zu ſchaffen und es höchſtens unauffällig im Auge zu behalten. Es iſt nur ehrlich, wenn die Jungen ſo überhaupt nicht mehr ſpielen mögen und lieber etwas anderes treiben. Am Schluſſe waren wir glücklich ſo weit, daß der Spieltrieb durch das beſtändige Abſchnüren ab-

ſtarb und ſtatt des Spiels nur noch geturnt wurde. Seitdem verſuchen wir, das verkümmerte Spielen in Form von Spielnachmittagen offiziell wieder auf die Beine zu bringen. Die ganze Entwicklung erinnert an die Tendenz unſerer Lebensmittelorganiſation, alle friſche Ware zu ergreifen und dem freien Verkehr zu entziehen, um ſie in Form von Konſerven, verteuert, verſchlechtert und verringert, in einen kontrollierten Zwangsverkehr zu bringen, Dauerwurſt ſtatt Schinken, Doſenſpargel ſtatt Schwetzinger, Kriegsmus ſtatt Obſt. Wir haben eine Neigung, alles und jedes zu reglementieren, und wähnen wunder wie glänzend zu organiſieren, wenn wir nur bureaukratiſieren. Auf das Spielen angewandt: bilden wir Erwachſene uns doch nicht ein, wir müßten es machen! Der nächſtbeſte Kinderſpielplatz könnte uns aufklären, daß es unter den Kindern geborene Organiſatoren des Spiels, geborene Führernaturen gibt, die von Einfällen ſtrotzen und die Geſchichte tauſendmal beſſer machen als wir mit all unſerer Weisheit. Natürlich müſſen wir uns vorbehalten, ſchließlich das entſcheidende Wort der Billigung oder Mißbilligung zu ſprechen, aber die Sache in Fluß bringen oder in Fluß erhalten, das kann nicht unſere Aufgabe ſein; denn vom Spielen verſtehen die Spielenden mehr als die Zuſchauer, und in dem Punkt haben nicht ſie von uns zu lernen, ſondern wir von ihnen.

Das Ergebnis der Entwicklung war, daß wir Erwachſene völlig verlernt hatten zu ſpielen, daß Spielen für uns nur mehr ein Kopf- und Stubenſport war: Karten, Schach, wenn's hoch kam, Kegeln, in einem rauchigen Lokal mit elender Luft, ein philiſtröſes Zeittotſchlagen ohne Gewinn an Glück und Friſche, eine Unterhaltung von komplizierter Langeweile, bis wir uns beſannen, daß dies Verhocken ein Jammer und eine Schande ſei für einen geſunden Menſchen und wir erkannten, daß es ein Feſt ſei, den Rucksack zu packen, und die Schneebretter zu wachſen. Wie geſchah das nur? Wir ſaßen in der Wirtsſtube und ſpielten Karten, da flog die Tür auf, und die Jugend ſtürmte herein, die einen riefen „Tür zu! es zieht!", andre aber traten vors Haus, taten einen tiefen Atemzug und ſagten vor ſich hin: „Eigentlich iſt es ein Blödſinn!" Seitdem iſt es anders geworden, und wer je im Münchner Hauptbahnhof das Bild geſehen hat, wie in finſterer Froſtnacht Tauſende mit den ſtarrenden Brettern ausrücken und heimkehren wie eine Armee, der konnte in dem Gewühl manchen alten tarockenden Saulus ſehen, aus dem ein rechtſchaffen fahrender und rechtſchaffen purzelnder Paulus geworden war. Die Jugend hatte ihn bekehrt. Unzählige erkannten: „Wir ſind ja gar nicht alt! Noch können wir jung ſein, ſolange wir jung ſein wollen! Dieſe Spießer- und Spitalerunterhaltungen ſind ja greulich langweilig!"

Als der alte Herzog von Wellington nach gutem engliſchem Brauch einſt wieder zu einem Schulfeſt nach Eton kam, blieb er auf dem Spielplatz ſtehen, ſtampfte mit dem Stock ins kurze Gras und ſagte: „Hier auf dem Fleck iſt die Schlacht bei Waterloo gewonnen worden." Er wollte offenbar ſagen: Der Sports- und Spielplatz hat mir meine Offiziere geliefert, ihre Gewandtheit und ihren Mut diſziplinirt, ihren Charakter gebildet. Die Engländer halten alles vom Sport und wenig vom Turnen. Das iſt ſicher einſeitig. Wir Deutſche haben lange nur geturnt und nicht geſpielt. Das war nicht minder einſeitig. Herbert Spencer kommt in ſeinem klaſſiſchen Buch über „Erziehung" (es iſt in deutſcher Überſetzung bei Kröner in Leipzig ganz billig zu haben) auch aufs Turnen zu ſprechen, und wägt beides, Turnen und Sport, gegeneinander ab: „Daß es beſſer iſt als nichts, geben wir zu; aber daß es ein gleichwertiger Erſatz iſt fürs Spiel, leugnen wir. Seine Mängel ſind poſitiv und negativ. Vor allem turnen dieſe formalen Muskelbewegungen, die notwendigerweiſe viel abwechſlungsärmer ſind als die des jugendlichen Spiels, den Körper lange

nicht so gleichmäßig durch; die Körperbewegung setzt nur bestimmte Muskelgruppen in Tätigkeit und ermüdet dadurch unverhältnismäßig rasch; nebenbei bemerkt, wenn sie sich fortwährend wiederholt, hat sie auch noch einseitige Ausbildung zur Folge. Sodann ist das Quantum an Bewegung, das so erreicht wird, unzulänglich nicht nur wegen ungleicher Verteilung, sondern auch wegen mangelnden Interesses. Sogar wenn es nicht, wie es manchmal geschieht, durch stundenplanmäßigen Betrieb abstoßend gemacht wird, so werden diese eintönigen Bewegungen sicher deswegen öde, weil kein Vergnügen damit verbunden ist. Der Wetteifer spornt zwar an, aber es ist kein fortwährender Ansporn wie der eines abwechslungsreichen Spiels. Aber der schwerste Einwand kommt erst: das Turnen ist nicht nur minderwertig bezüglich der Quantität der Muskelübung, sondern noch mehr in Hinsicht der Qualität. Die allgemeine Annahme, wenn nur die Summe von Körpertätigkeit dieselbe sei, ob sie vergnüglich sei oder nicht, darauf komme es nicht an, ist ein schwerer Irrtum. Angenehme geistige Erregung hat einen außerordentlich kräftigenden Einfluß. Überlegen wir nur die Wirkung, die ein Kranker verspürt, wenn wir ihm eine angenehme Nachricht bringen oder wenn ihn ein alter Freund besucht. Wie besorgt sind Ärzte, ihren geschwächten Patienten eine erfrischende Gesellschaft zu empfehlen! Wie wohltätig wirkt Ortswechsel auf die Gesundheit! Die Wahrheit ist, daß Glück das mächtigste aller Anregungsmittel ist. Indem es den Blutlauf beschleunigt, erleichtert es jede Körperfunktion; daher vermehrt es die vorhandene Gesundheit und stellt die verlorene wieder her. Das ist der Hauptgrund, warum Spiel besser ist als Turnen. Das ungemeine Interesse der Kinder am Spiel, ihre ausgelassene Freude bei rauheren Lustbarkeiten in genau so wichtig wie die sie begleitende Körperbewegung. Weil das Turnen diese geistigen Reize nicht geben kann, muß es an sich schon unzulänglich sein."

Die jungen Akademiker.

Franz Boll, der Nachfolger von Erwin Rhode und Otto Crusius auf dem Heidelberger Lehrstuhl für klassische Philologie, hat dem dortigen Universitätskalender ein Geleitwort mitgegeben, dem wir folgende Stelle entnehmen:

„Der Student von heute, wie wir Lehrer ihn vor uns sehen, ist vor allem der Arbeit am Abschluß seiner Fachstudien hingegeben. Nie haben wir — darin sind wir Professoren in allen Fakultäten uns einig — fleißigere, entschlossener arbeitende Zuhörer gehabt. Sie kommen mit einem Ernst und einer gesammelten Kraft zu uns, die uns nicht vergessen läßt, daß viele von ihnen jahrelang fast Tag um Tag Zwiesprache mit dem Tode gehalten haben. Was sonst in ihnen lebt und ringt, davon werden sie, wie wir selbst es einst getan, mehr mit den Kommilitonen sprechen, als mit uns Älteren oder gar zur Öffentlichkeit. Wenn wir einmal doch einen Einblick in das gewinnen, was sie über ihre nächste Aufgabe hinaus bewegt, so ist uns das doppelt wert. Im vergangenen Wintersemester saß ich ein paarmal mit einem Häuflein von älteren und jüngeren Studenten, auch Studentinnen, droben im vierten Stock in einer kleinen Bude des Medizinerviertels, wohin sie mich freundlich zu ihren Debatten über Universitäts- und Schulreform, über Volkshochschule und Einheitsschule eingeladen hatten. Keiner hatte ein Glas vor sich oder drehte sich auch nur eine Zigarette; zu Anfang las einer ein paar Gedichte von Hebbel vor oder das Arbeiterlied von Richard Dehmel mit jenem Refrain: „Nur Zeit, nur Zeit", den heute mancher Mediziner und Naturwissenschaftler, der über sein Fach hinausschauen möchte, unter dem Druck eines überlasteten Stundenplanes und im Zwang, verlorne Jahre einzubringen, nicht minder schwer empfindet als vordem der Handarbeiter. Und dann ging es in schönem deutschem Ernst an ein stundenlanges, in die Tiefe dringendes Erörtern all der schweren Fragen."

Wir haben diese hoffnungsvollen Eindrücke um so lieber wiedergegeben als sie sich mit den unsrigen in München decken.

[Sonderdrucke des Bollschen Geleitwortes sind vom Verlag Bangel und Schmitt (Otto Petters) in Heidelberg zum Preis von fünfzig Pfennigen zu beziehen.]

Der neue Weltkrieg.

Wir ſtehen im Zeichen erbitterter Klaſſenkämpfe und die ſozialen Schichten, die ſich in wildeſter Leidenſchaft anfallen, ſind ſich anſcheinend ihres ſelbſtmörderiſchen Gebarens ebenſowenig bewußt wie die Staatsmänner des Jahres 1914, welche die Armeen ſich in vierjährigem Morden zerfleiſchen ließen und nicht merkten, daß der große Krieg eigentlich nichts weiter darſtelle, als eine von England inſtruierte gemeinſchaftlich, äußerſt ſachlich und gründlich durchgeführte Aktion der Völker des Kontinents zur Zerſtörung der in den letzten Dezennien von ihnen aufgebauten Werte.

Inwieweit dem einen oder anderen Faktor und Teilleiter dieſer Aktion tragiſche Schuld oder zielbewußte Vertretung kurzſichtiger egoiſtiſcher Intereſſen zuzumeſſen iſt — dies zu unterſuchen, fällt aus dem Rahmen dieſes Aufſatzes heraus. Sicher iſt, daß dieſe von den Völkern Europas ſo eifrig betriebene Folge ſelbſtverſtümmelnder und ſchließlich wohl ſelbſtmörderiſcher Handlungen nicht etwa beendet iſt, ſondern erſt eigentlich weitergeführt wird in dem toſenden Klaſſenkampf unſerer Tage.

Der Krieg ſchuf Werte, die die Beſtimmung hatten, andere Werte zu vernichten. Aber er opferte hier, um dort zu gewinnen. Alſo eine Spekulation. Sie war gewagt — ſie wird wohl nach gezogener Bilanz bei allen Völkern des Kontinents als verfehlt bezeichnet werden müſſen. Aber es war eine Spekulation. Der Klaſſenkampf unſerer Tage arbeitet raſcher. Er vernichtet unmittelbar. Er baut nicht etwa Fabriken, die Material erzeugen ſollen, um andere Fabriken zu zerſtören: die vorläufig beteiligten Völker zerſtören die Betriebe ſelbſt. Jeder die ſeinen.

Und ſo wie bei der erſten Phaſe der Zerſtörungsaktion erſt einige Völker ſich zu gemeinſchaftlicher Zerſtörungsarbeit vereinigten und erſt mit der Zeit die Nachbarvölker zur Mitarbeit gewonnen wurden, ſo dürfte auch in der zweiten Phaſe erſt im Laufe der Jahre „die große internationale Organiſation zur Vernichtung der Kulturwerte Europas“ auf die eifrige Mitarbeit ſämtlicher Kulturnationen blicken können.

Der Kontinent iſt geiſteskrank.

Auf Grund langjähriger Überreizung des Nervenſyſtems leidet Patient unter der Zwangsvorſtellung, die ſyſtematiſche Deſtruktion ſeiner Organe führe zu ſeinem Glück.

Symptome: Äußerliche Selbſtverſtümmelung, in letzter Zeit raffiniert erdachte Methoden zur ſyſtematiſchen Unbrauchbarmachung ſeiner Organe. Patient iſt dem Zuſpruch Wohlmeinender zugänglich, läßt ſich auch mitunter überzeugen, verfällt aber dann immer wieder in ſeine Wahnvorſtellungen, die ihn veranlaſſen, in widernatürlichſter Weiſe gegen ſeinen eigenen Körper zu wüten. Selbſt der vor Augen geführte Vergleich mit anderen Mitmenſchen, die augenſcheinlich glücklich ſind, ohne die Methoden der Selbſtzerſtörung anzuwenden, führt zu keiner Heilung von den Wahnvorſtellungen. Patient pflegt auf ſolche Hinweiſe zu antworten, er befaſſe ſich damit, gerade dieſe Mitmenſchen zu ſeinen Anſichten zu bekehren, und er hätte ſogar ſchon Anzeichen, daß ſeine Tätigkeit keineswegs fruchtlos geweſen ſei. Die Krankheit iſt uralt. Gegenwärtig ſeit Sommer 1914 andauernde Kriſis und zunehmender Verfall ſämtlicher Organe.

Wir Völker des Kontinents haben den vierjährigen Krieg hinter uns. Der Friede hat ihn beendet. Aber das, was ihn ſo unerträglich machte, nämlich die Tatſache, daß wir ſelbſt daran gearbeitet haben, alles zu zerſtören, was wir ſonſt unſere Kulturgüter nannten, dieſes wahnſinnige Beginnen hat durch die Friedensverträge von Verſailles u. ff. keinen Abſchluß gefunden.

Der Klaſſenkampf tobt wie noch nie, und was er bereits angerichtet hat, lehren

die trüben Ausblicke in die Zukunft, die uns die gegenwärtige Finanzlage des Kontinents gewährt.

Es iſt keine Frage, daß, wenn ein Prophet im Auguſt 1914 den Kabinetten des Kontinents die Zukunft auch nur in großen Umriſſen auf ſechs Jahre hätte vorausſagen können, ſich eine Formel hätte finden laſſen, nicht nur um den augenblicklichen Konflikt zu beſeitigen, ſondern es wäre ſogar möglich geweſen, daß ſich alle in Betracht kommenden Mächte dazu verſtanden hätten, durch großzügige Verzichte auf bisherige politiſche Ziele die europäiſche Kataſtrophe hintanzuhalten.

Aber es war kein ſolcher Prophet da, und wenn er da geweſen wäre, hätte man ihm nicht geglaubt.

Gibt es heute, ſo möchte ich alle Klaſſen der Völker des Kontinents fragen können, keine Formel, die uns vor dem Entſetzlichſten bewahrt? Sind auch heute wiederum die Mehrzahl der Parteiführer, wie damals die Staatsmänner, zu der verblendeten Antwort bereit:

„Sie ſind ein Schwarzſeher, ein Defaitiſt, ein Flaumacher, Sie werden ſehen, wir ſiegen.“

Das hat man im Auguſt 1914 in Wien, Belgrad, Petersburg, Berlin, Paris und ſpäter dann in Rom, Bukareſt und Waſhington geſagt und ſich in allen dieſen Kabinetten gleichmäßig geirrt, und heute ſagen dies die Führer der Kapitaliſten und des Proletariats mit gleicher Überzeugungskraft in der ganzen Welt. Mag in dem Klaſſenkampf Sieger werden wer will, der Schlußeffekt wird nicht ein goldenes Zeitalter für irgendeine Volksklaſſe, ſondern ein großer Zuſammenbruch ſein, an dem alle Volksklaſſen, gleichgültig ob Sieger oder Beſiegte, ebenſoſehr leiden werden, wie heute von Waſhington bis Moskau alle Staatskabinette an demſelben großen Leiden gleichmäßig erkrankt ſind: dem Leiden dieſes unſeligen Krieges.

Wenn heute ein Prophet ſämtlichen Parteileitern der Welt die Zukunft auch nur in großen Umriſſen auf ſechs Jahre vorausſagen könnte, würde ſich, ſo behaupte ich, eine Formel finden laſſen, nicht nur um die augenblicklichen Konflikte (Lohnfragen, Arbeitszeit, Agrar- und Schulreformen uſw.) zu beſeitigen, ſondern es würde eine ſolche Vorausſage dazu führen, daß ſich alle in Betracht kommenden Machtfaktoren dazu verſtünden, durch großzügige Verzichte auf bisherige Ziele die Kataſtrophe hintanzuhalten.

Solche Propheten treten ſporadiſch in letzter Zeit in allen Ländern auf, aber man ſchenkt ihnen keinen Glauben. Wie damals.

So rennen wir denn in unſere zweite große Torheit hinein. Wir ahnen es alle wie im Jahre 1914, aber nur im Unterbewußtſein, denn wir folgen begeiſtert unſeren Führern bis zu dem Tag, an dem Kapitaliſten und Proletarier gleichmäßig ſagen müſſen:

„Der Stern, dem wir folgten, iſt untergegangen. Hätten wir das gewußt, wir hätten nie angefangen. Warum hat man uns nicht gewarnt? Warum hat das niemand vorausgeſehen?“

Man hat uns damals gewarnt, man warnt uns heute. Es hat Propheten gegeben, es gibt ſie heute noch.

Wir überſchreien ſie in blinder Leidenſchaft und edelſter Begeiſterung, wie wir es damals taten.

Die Warner von 1908 bis 1914 wurden kaum gehört und ihre Worte verflogen im Wind wie dieſes Blatt Papier auf dem dieſe Worte ſtehen, die niemand glauben wird, weil ſie weder pro noch contra, die nackte Wahrheit bringen und daher nicht geeignet ſind, Parteileidenſchaft zu entfachen und ſtürmiſchen Beifall oder gellendes Pfeifen zu wecken.

Moos (Niederbayern). Georg Graf von Preyſing.

Rundschau.

Neue Bücher.

Am 30. März ist der Seniorchef der Hauses Reclam, Hans Heinrich Reclam, gestorben, der Mitbegründer und Herausgeber der Universalbibliothek. Ich habe erst brieflich dem Verstorbenen gegenüber, dann öffentlich gegenüber dem Verlage kein Hehl gemacht, daß ich die Entwicklung der Universal-Bibliothek in den letzten Jahren durchaus nicht billigte. Um so erfreulicher war es, zu sehen, daß der alte Herr, nachdem offenbar solche Stimmen sich mehrten, für Reformen zu haben war. Reclam putzt aus! das ist eine der wichtigsten Neuigkeiten des Buchhandels. Wer das neue Verzeichnis zur Hand nimmt, findet darin die Hauptwerke von Anzengruber, aber nicht unter den neuen Ziffern von 6000 aufwärts, sondern an Stelle ganz alter Nummern, längst vergessener Autoren wie Rüben, Burghardt, Steigentesch, Bowitsch, Schütz, Giseke, Mylius, Meyern, Fresenius, Rauscher, Lembert usw. In den letzten Monaten hat Reclam fast nur gute Literatur gebracht: die Hauptwerke von Storm, von Anzengruber, Volkmanns Träumereien an französischen Kaminen, politische Quellenschriften usw. Natürlich kann sich die Wirkung dieses Ausforstens erst in einigen Jahren zeigen, aber der Anfang ist wenigstens gemacht, und dieser Anfang ist gut.

Das neue Jahr hat uns mit Ausgaben und Auswahlen von Storm überschüttet. Am bemerkenswertesten sind davon zwei: die von Hesse und Becker wegen ihrer Billigkeit, und die des Inselverlags wegen ihrer Schönheit. Die erste hat 4 Bände, kostet in Leinen 18 M. und ist besorgt von Alfred Biese, dem bewährten Literarhistoriker, der im selben Verlag auch ein gutes Büchlein über Storm hat erscheinen lassen (2.50 M.); die andere ist auf 8 Bände angelegt, von denen 5 erschienen sind und jeder 8 M. kostet; sie wird besorgt von Albert Köster und ist friedensmäßig „inselmäßig" ausgestattet, sowohl was Papier, wie Druck und Einband anlangt. Da ich mich über Storm und die besten Ausgaben Storms in anderm Zusammenhang äußern werde, genüge für heute dieser kurze Hinweis. Den Briefwechsel Storms mit Keller hat seinerzeit Anton Bettelheim bei Pätel herausgegeben; der Storms mit Heyse ist vor Jahresfrist in 2 Bänden bei Lehmann erschienen; der Storms mit Mörike endlich ist bei Julius Hoffmann, Stuttgart, vor kurzem herausgekommen. Wer Storm liebt, wird alle drei besitzen wollen. Der Briefwechsel Storm-Mörike ist ein feines Seitenstück zu dem im selben Verlag erschienenen Briefwechsel Mörike-Schwind, der vor einiger Zeit empfohlen wurde und an den bei dieser Gelegenheit aufs neue erinnert sei.

Von Anzengruber war im letzten Heft die Rede. Sein unermüdlicher Freund und Biograph Anton Bettelheim hat uns „Neue Gänge mit Ludwig Anzengruber" geschenkt (Leipzig, Strache, 6.50 M.), die als Paralipomena seines Lebens und Dichtens vielen willkommen sein werden.

Eine Sammlung, die wir schon öfter empfohlen haben und immer aufs neue empfehlen, ist die Cottasche Handbibliothek. Neulich nannten wir die Auswahl aus Heyses Gedichten. Heute sei hingewiesen auf Novellenbände von Adolf Wilbrandt (Johann Ohlerich, Die Reise nach Freienwalde), Niessen-Deiters (Eros in Breitegraden) und Heinrich Seidel (Die Robinsoninsel); dieser letzte Band ist zugleich eine treffliche Auswahl aus den Schriften des Verfassers von „Leberecht Hühnchen" für die Jugend. Zwei weitere Bände der Handbibliothek: Friedrich Vischers „Faust Dritter Teil", diese höchst merkwürdige Dichtung, aus der viel

mehr zu holen ist als parodistischer Ulk, und „Theodor Fontane als Dichter“: von ihm und über ihn. Preise zwischen 2 M. und 2.50 M. durchschnittlich.

Bei Moritz Schauenburg hat Professor Heyck als „Lebens- und Trostbuch für freiheitliche Deutsche“ unter dem Namen Höhenfeuer eine Auswahl aus deutscher Dichtung erscheinen lassen, die den gegen derartige Unternehmungen von vornherein mißtrauischen Leser aufs angenehmste enttäuschen wird. Ich kenne keine Sammlung, die zugleich von so ernster Gesinnung und so feinem Geschmack zeugte; sie ist ein richtiges Haus- und Volksbuch.

Von Goethes Liebesgedichten in zeitlicher Folge ist eine neue hübsche Ausgabe zu haben: Freudvoll und leidvoll. Gesammelt, eingeleitet und erläutert von Eduard Engel. Mit 8 Bildnissen. Hesse & Becker, Pappband, 8 M.

Neue Prosa wird zentnerweis auf den Markt geworfen; kein Mensch könnte mehr Schritt halten, wollte er das alles lesen. Ich beschränke mich auf ein paar Sachen, die mir Genuß bereitet haben. Der nachgelassene Roman des Grafen Keyserling „Feiertagskinder“ (Berlin, S. Fischer) ist bei aller seelischen Feinheit und Tiefe anmutig und trotz aller Schwermut von reifer Liebenswürdigkeit. Sodann ein Band Novellen der sehr begabten Schweizerin Maria Waser „Von der Liebe und vom Tod“ (Deutsche Verlagsanstalt, 10 M. gebunden), vier Erzählungen aus drei Jahrhunderten, die beweisen, daß die Kunst C. F. Meyers noch fortlebt. Endlich ein merkwürdiges Buch des Verlegers Langewiesche-Brandt: „Wolfs, Geschichten um ein Bürgerhaus“, eine breitangelegte Erzählung, die mehrere Generationen einer rheinischen Fabrikantenfamilie umfaßt, aber nicht im landläufigen Stil erzählend, sondern voll feinen Humors im Memoirenstil berichtend, reich an geradezu köstlichen Randeinfällen und Anekdoten, wimmelnd von Gestalten und Schicksalen, zeitgeschichtlich verflochten, jedenfalls ein ebenso behaglicher wie nachdenksamer Genuß, nicht nur für belletristisch interessierte, sondern auch für anspruchsvollere Leser. Bei der Deutschen Verlagsanstalt erschien auch ein neuer Band von Isolde Kurz „Traumland“, in dem sich die Dichterin über Träume im allgemeinen und ihre eigenen im besonderen ebenso dichterisch wie anregend äußert (geheftet 3 M.).

Eine neue Mappe des Kunstwarts ist ein Ereignis, und wenn die Mappe Hans Holbein gewidmet ist, erst recht. Die erste Holbeinmappe war 15 Jahre lang vergriffen, diese neue Ausgabe wird es vermutlich sehr rasch wieder sein. Die Wiedergaben sind groß (27×37) und musterhaft gedruckt: 19 Autotypien und Doppelplattendrucke um 13.50 M. Avenarius hat Text und Erläuterungen geschrieben. Die Mappe gehört unbedingt in jede höhere Schule; sie ist beispiellos preiswert. Noch weniger begreift man, wie der Verlag Callwey, in dem auch die Holbeinmappe erschien, die 20 farbigen Drucke der Kreidolf-Mappe um 36 M. liefern kann bei den heutigen Papier-, Druck- und Farbenpreisen. Aus diesen Blättern werden manche Ernst Kreidolf erst kennen lernen, vor allem als Landschafter und Bildnismaler. Der einführende Text von Leopold Weber wird viel zur Schätzung des eigenartigen Künstlers beisteuern.

Auf unseren süddeutschen Wanderungen ist uns seit Jahren Albert von Hofmanns „Historischer Reisebegleiter für Deutschland“ ein unentbehrlicher Reisebegleiter geworden. Nicht minder unentbehrlich wird allen, die sich ernsthaft mit dem großen Gegenstande befassen, Hofmanns Werk „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte“ sein, das die Deutsche Verlagsanstalt eben vorlegt

(gebunden 24 M.). Seit Riehls „Wanderbuch“ ist nichts erschienen, das so eigenartig und anregend Geschichte, Geographie und Kunstgeschichte verbände. Ein derart methodisch und gleichmäßig auf alle deutschen Landschaften sich erstreckendes Werk gab es vor diesem Buche wohl überhaupt nicht. Der Versuch, deutsche Geschichte aus Deutschlands Bodengestaltung zu erklären, wird hier zum erstenmal in großem Stil unternommen. Das bedingte eine neue Einteilung: nicht mehr chronologisch, sondern landschaftlich. Wie Nadler zum Begriffe der literarhistorischen, kommt Hofmann zu dem der historischen landschaftlichen Einheit. Verschiedene Veröffentlichungen der letzten Zeit legen den Gedanken nahe, daß auf allen möglichen Gebieten der Geisteswissenschaften neue Synthesen nicht nur in der Luft liegen, sondern daß viele Gebildete, ja daß die Bildung selbst das Bedürfnis großer, überraschender Zusammenblicke so stark empfindet wie kaum zuvor. Solche Symptome sind u. a. die Erfolge Keyserlings, Spenglers, Gundolfs Goethe, Bertrams Nietzsche, so wenig diese Werke unter sich gemein haben. Ein solcher Zusammenblick auf Grund eines neuen, fruchtbaren Prinzips ist auch das hervorragende Werk Hofmanns, das vor allem kein Lehrer der Geschichte und der Erdkunde ungelesen lassen sollte, keiner, der nach kunstgeschichtlich-historischen Zusammenhängen verlangt, keiner, der für die Buntscheckigkeit der deutschen Territorialgeschichte, für das treibende Warum deutscher Zerrissenheit, Sonderentwicklung, jeweiliger bodenständiger Eigenart den Schlüssel bekommen will.

Johannes Janssens Briefe. Herausgegeben von Ludwig Freiherrn v. Pastor. 2 Bände. Freiburg, Herder, geb. 36 M. Die Ausgabe ist vor allem technisch derart musterhaft, daß nur zu wünschen wäre, das von Pastor durchgeführte Verfahren würde allen derartigen Briefsammlungen zugrunde gelegt. Die 812 Briefe sind durchnumeriert, das Inhaltsverzeichnis gibt nicht nur die Empfänger, sondern auch den Hauptinhalt jedes einzelnen Briefes in Stichworten an; was zu erklären übrig bleibt, steht in knappen Anmerkungen unter dem Text; dazu kommt ein genaues alphabetisches Verzeichnis aller Empfänger und aller in den Briefen erwähnten Eigennamen. Wie glücklich wären wir, die Briefe unserer großen Dichter, Künstler, Philosophen so herausgegeben zu besitzen! Der Inhalt ist vielfach lehrreich. Der liebenswürdige Mensch Janssen kommt deutlich heraus mit allen Vorzügen seiner Arbeitsmethode: eine ungemeine Arbeitskraft verbunden mit größter Gewissenhaftigkeit. Auch was ihm versagt war, zeigt sich klar: er wird von seinem Riesenmaterial erdrückt; die gestaltende Kraft, die darstellende Kunst, die schöpferischen Gedanken, der große geschichtliche Blick, die Wucht des wahrhaften Historikers, die ganz großen Zusammenhänge, das endgültig Zwingende und Bezwingende fehlt. Dazu kommt, daß Janssen, seinem eigenen Geständnisse nach, wie die meisten, die solche Riesenwerke arbeiten, keine Zeit hatte, glänzende Briefe zu schreiben. Nichtsdestoweniger wird jeder Gebildete die Sammlung mit Gewinn lesen. Bemerkungen z. B. über das pöbelhafte Benehmen der Kulturkämpfer im Deutschen Reichstag, oder der große Brief über Rankes Englische Geschichte, oder die Briefe aus Rom sind sehr lesenswert. Vor allem tritt die nationale Gesinnung Janssens stark hervor, dessen Jugendschrift „Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in früheren Jahrhunderten“ augenblicklich besonders zeitgemäß ist. Man sieht wieder, welches Unglück und Verbrechen der „Kulturkampf“ war, wie er alle Katholiken, die einen Funken Selbstachtung besaßen, gewaltsam in die Opposition trieb, selbst die irenischesten Naturen, wie Janssen; wie unklug es war, Gelehrte von dieser Arbeitskraft nicht dahin zu stellen, wohin sie gehörten: auf einen Lehrstuhl. Ich bin überzeugt, Janssens Deutsche Geschichte wäre ein wesentlich eindrucksvolleres Werk geworden, hätte er sie zuvor in Form von Vorlesungen halten müssen, un-

gefähr wie Bruckner seine Symphonien formal wesentlich anders gestaltet hätte, wenn der Komponist rechtzeitig Kapellmeister eines großen Orchesters geworden wäre.

Wenn jemand einen besseren Grundriß der Kunstgeschichte kennt als den von Heinrich Bergner, der in 3. Auflage bei Alfred Kröner erschien, vor allem mit ebenfalls über 400 Abbildungen und zum Preise von 6 Mark, werde ich ihm für Mitteilung dankbar sein; ich weiß keinen.

Velhagen & Klasings Volksbücher erscheinen seit kurzem in etwas handlicherem Umfang. Die letzten Bände behandeln Hans Thoma, Wilhelm Busch, das Kino, Dürer, Friedrich den Großen, Königin Luise, den Harz, das Landhaus. Die Zahl der Abbildungen beträgt durchschnittlich 70, die Preise schwanken zwischen 2.50 und 3.20. Texte und Bilder sind gleich anregend.

Wiederholt wurde schon auf die Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler hingewiesen, die der Verlag Richard Carl Schmidt, Berlin, herausgibt. Band 16 ist dem Alten Zinn gewidmet: 142 Abbildungen, Text von Karl Berling, dem Direktor des Dresdner Kunstgewerbemuseums. Da das Sammeln von Zinn weitverbreitet ist, wird dieser Band auch über die Kreise der Fachleute hinaus Liebhaber finden.

Drei Schriften über Pfitzner: 1. Walter Riezler, Hans Pfitzner und die deutsche Bühne, München, Piper & Co.; 2. Verzeichnis sämtlicher erschienenen Werke mit einem Vorwort „Hans Pfitzner und die absolute Musik" von Alexander Berrsche, München, Halbreiter; 3. Kurze Einführung in das Musikdrama „Der Arme Heinrich" von A. Berrsche; Leipzig, Max Brockhaus. Drei bedeutende Schriften; besonders die 8½ Seiten des Berrscheschen Vorworts sind ein wichtiger Beitrag zu den grundsätzlichen musikalischen Erörterungen unserer Tage, den kein Musiker ungelesen lassen sollte, und die in Pfitzners Schrift „Die neue Ästhetik der musikalischen Impotenz" gipfeln. (Verlag der Südd. Monatshefte.)

Der Inselverlag gibt für seine Freunde eine Zweimonatschrift heraus „Das Inselschiff". Preis des Jahrgangs zu 6 Heften 6 Mark. Bisher Beiträge von Albrecht Schäffer, Rudolf Kastner, Ernst Bertram, Rilke, Hofmannsthal Mombert, Harnack, Ricarda Huch, Däubler, Becher u. a.

Zwei Jagdbücher von Fritz Bley: „Von freiem Hochlandwilde", „Von wehrhaftem Raubwilde" (Leipzig, Voigtländer, je 5 M.). Viele kennen Bley nur als politischen Schriftsteller. Wer ihn als solchen schätzen gelernt hat, wird sich freuen, ihm hier auf den Pfaden Hermann Löns' zu begegnen. Dies sind keine gewöhnlichen Jagdgeschichten, sondern etwas ganz anderes: Naturerlebnisse von starker Unmittelbarkeit und Gedankentiefe, aus denen auch der Nichtjäger Genuß und Gewinn schöpft.

Die Edda liegt, wie es scheint, in der Luft. Ich hoffe bald in anderm Zusammenhang auf die älteren germanischen Dichtungen ausführlich zu sprechen zu kommen. Für heute nur die kurze Mitteilung, daß von Felix Genzmers meisterhaften Edda-Übertragung der lang erwartete zweite Band erschien, der die Götter- und Spruchdichtung bringt (Band I enthält die Heldenlieder); Verlag Eugen Diederichs, Jena, ungebunden je 7.50. Leopold Webers „Götter der Edda" ist der prächtig geglückte Versuch einer freien Neudichtung in strophischer Form, der besonders den zahlreichen Lesern willkommen sein wird, denen weniger an möglichst wörtlicher Wiedergabe liegt, als vielmehr an der möglichst anschaulichen Heraus-

arbeitung des erzählenden und gedanklichen Inhalts. (München, Musarionverlag, ungeb. 14 M.)

Neue Tauchnitzbände: Bernard Shaw, John Bull's other Island, How he lied to her husband, Major Barbara (in 1 Bande); besonders wertvoll wegen der Vorreden, die bei Shaw oft zum mindesten ebenso lesenswert sind wie das Stück selbst, z. B. die berühmte "Preface for Politicians" in diesem Bande. nebenbei ein Prüfstein für jeden Leser, inwieweit er Englisch kann. Arnold Bennett, Hugo, ein anziehender Unterhaltungsroman. Preis je 6 Mark.

Eduard Engel: Shakespeare-Rätsel: Wer hat die Dramen Sh's geschrieben? War Sh. in Italien? Sh. im Urteil seiner Zeitgenossen. Sh's Bildung, Sh. in Pommern. Francis Bacon. Wie Othello entstand. Leipzig, Friedr. Brandstetter, geheftet 4.20 M.

Conrad Wandrey: Theodor Fontane (München, Beck, geb. 15 Mark). Es gab bisher wohl eine Fontaneliteratur, aber das Buch über Fontane fehlte. Es zu Fontanes 100. Geburtstag vorzulegen, ist ein Verdienst von Verfasser und Verlag. Die Liebhaber gerade dieses Dichters sind eine eigensinnige Gilde, denen nicht leicht etwas zu Dank zu machen ist, was ihren Liebling anbetrifft. Wandrey bringt dies Kunststück fertig. Sein Werk ist nicht nur gewissenhaft, genau, gründlich, es ist auch voll Verständnis, Geschmack, Reife, Maß. Wir wollen den Ausdruck „kongenial" vermeiden, der fast immer deplaziert ist; ein kongenialer Autor schriebe nicht über Fontane, sondern wie Fontane. Aber Wandreys Buch ist lesbar, wenn man frisch von der „Effi Briest" oder vom „Stechlin" herkommt; dieses Lob, so bescheiden es klingt, — Kennern Fontanes sagt es genug.

„Du und die Welt": 365 Verse und Sprüche deutscher Dichter und Denker, gewissermaßen ein ewiger Abreißkalender in Buchform, mit reichlich Raum so daß man selbst ergänzen kann. Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf, 4.50 M.

München. Josef Hofmiller.

Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg.

Es ist sehr zu wünschen, daß das kürzlich erschienene Buch des Admirals Scheer „Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg" trotz der Ungunst der heutigen Verhältnisse, unter denen das Denken weiter Kreise des deutschen Volkes so sehr von Tagesnöten und Zukunftssorgen beherrscht wird, einen weiten Leserkreis finden möge. Nicht nur, weil es die erste authentische Darstellung von dem Wirken der Flotte im Weltkriege ist, sondern weil es dazu beitragen wird, daß sich in dem deutschen Volke wieder die gesunderen Ansichten durchsetzen über die Notwendigkeit und den inneren Wert der deutschen Wehrmacht zur See, wie sie von dem Kaiser erstrebt und durch die Tatkraft, den genialen Blick und das Organisationstalent des Großadmirals von Tirpitz geschaffen worden war. Scheers Buch behandelt ja auch manche Fragen, die in dem heutigen politischen Kampf und in unserem Verhältnis zum Auslande eine nicht unwesentliche Rolle spielen. Es ist eine Ergänzung zu Tirpitz' Erinnerungen und das natürliche Gegenstück zu dem 1919 erschienenen Buch des englischen Flottenführers, des Admirals Jellicoe.

In klarer, auch dem Laien leicht verständlicher Sprache schildert Scheer das Wirken der Flotte vom Juni 1914 bis zu ihrem tragischen Ende, das ernste Streben, das Führer und Besatzungen zur Erringung eines guten Friedens beseelte, die

Tatenfreudigkeit und den Wagemut, der solche Fülle großer Einzelleistungen und Erfolge zeitigte, die Vorzüglichkeit des deutschen Schiffsmaterials, ferner die Hemmungen, die die höchste Ausnutzung unserer Seemacht und damit den siegreichen Enderfolg vereitelt haben, und die zersetzenden Einflüsse, die zur Unterwühlung und schließlichen Zerstörung unserer Wehrmacht zur See wie auf dem Lande geführt haben. Neben der allgemeinen Schilderung der Kriegsbegebenheiten verdienen u. a. besondere Beachtung die Ausführungen über die strategische Verwendung der Flotte, über die Skagerrak-Schlacht, über den U-Boot-Krieg, über die Persönlichkeit des Kaisers und über die Zermürbung des militärischen und nationalen Geistes in der Flotte. Diesen letzteren Punkten seien einige kurze Bemerkungen gewidmet.

In bezug auf die strategische Verwendung der Flotte, besonders im ersten Kriegsjahre, spricht Admiral Scheer offenbar mit einer gewissen Zurückhaltung, wohl aus Rücksicht auf seine Vorgänger im Amt als Flottenchef, denn wenn auch die einschränkenden Befehle und Direktiven vom Admiralstab bzw. dem Großen Hauptquartier ausgingen, so hätte sich ein sehr energischer, zielbewußter Führer vielleicht doch mehr von den seine Handlungsfreiheit einengenden Bestimmungen freigemacht, als es geschehen ist. Daß auch Admiral Scheer die Zurückhaltung der Flotte nicht billigt, geht unter anderem aus seinem Schlußwort hervor, in dem er sagt: „Der Erfolg eines Flottensieges hätte schon früher von uns gesucht werden müssen. Es war ein Fehler der Flottenführung, dies nicht zu tun." In den ersten Kriegstagen herrschte auf deutscher Seite noch völlige Ungewißheit über das wahrscheinliche Verhalten des Gegners; ziemlich allgemein war die Ansicht vertreten, daß wir mit einer dem Völkerrecht entsprechenden, verhältnismäßig engen Blockade der deutschen Bucht zu rechnen hatten, und daß „die englische Flotte darauf ausgehen werde, unsere Flotte, sobald sie sich zeigen würde, anzugreifen, wo auch immer es sei." Aber schon die ersten Kriegswochen brachten die Klarheit, daß England bei der Einrichtung der Blockade sich nicht an das Völkerrecht hielt, und daß es seine Kriegführung zur See mehr defensiv gestaltete, womit es der deutschen Flotte eine größere Bewegungsmöglichkeit in der Nordsee gab. Wenn hieraus nicht die entsprechenden Folgerungen gezogen wurden, so lag dies daran, daß beim Admiralstabe die Ansicht vertreten wurde, daß die Flotte zunächst im Sinne der sogenannten „Fleet in being"-Theorie wirken sollte, d. h. sie sollte lediglich durch ihr Vorhandensein die Küsten der Nord- und Ostsee schützen und auf die Haltung der Neutralen einen für uns günstigen Einfluß ausüben, was durch den ungünstigen Ausgang einer Seeschlacht in Frage gestellt werden konnte. Der Feind sollte nur durch kleine Mittel geschwächt werden, die Entscheidungsschlacht sollte zunächst vermieden werden. Dieser etwas doktrinäre Begriff der „Entscheidungsschlacht" hat bei den Erwägungen vielleicht eine zu große Rolle gespielt, dazu kam, daß die U-Boot-Gefahr auf deutscher Seite ebenso wie auf englischer zu Beginn des Krieges überschätzt wurde. Bei den Entschließungen über die strategische Verwendung der Flotte wurde nicht genügend berücksichtigt, daß sich sowohl das Stärkeverhältnis durch die Fertigstellung von Neubauten, wie auch die Bewegungsfreiheit infolge feindlicher Minenunternehmungen für die deutsche Flotte im weiteren Verlauf des Krieges ungünstiger gestalten mußte. Großadmiral von Tirpitz ist bekanntlich für eine offensivere Betätigung der Flotte eingetreten, leider ohne Erfolg. Auch Admiral Jellicoe spricht in seinem Buche aus, daß die deutsche Marine in den frühen Kriegsmonaten bei weitem die günstigsten Aussichten zu Erfolgen hatte. Mit den kleinen Mitteln, d. h. den Vorstößen der Kreuzer und Torpedoboote, war — was leider erst einige Rückschläge vor

Augen führten — kein geringeres Risiko verbunden, als mit Operationen größeren Stils, bei denen das Gros der Linienschiffe den nötigen starken Rückhalt für die leichten Streitkräfte gegeben hätte. Das Zusammenwirken aller Flottenteile unter Ausnutzung des Moments der Überraschung hätte gerade auch die Aussichten für die Verwendung der U-Boote, Torpedoboote und des Minenkrieges gesteigert und der deutschen Flotte in größerem Maße die Initiative gesichert.

Das Moment der Überraschung wurde allerdings wesentlich in Frage gestellt dadurch, daß leider die englische Spionage in Deutschland einen günstigeren Boden gefunden hat, als es umgekehrt der Fall gewesen ist. Gelegentlich der Besprechung des Kreuzergefechtes an der Doggerbank, sagt Admiral Scheer: „Die unerwartete Anwesenheit des (englischen) Schlachtkreuzergeschwaders am Morgen des 24. mit mehreren Gruppen leichter Kreuzer und einer großen Zahl von Zerstörern läßt darauf schließen, daß das Zusammentreffen doch wohl kein zufälliges gewesen ist, sondern unser Vorhaben auf irgendeine Weise zur Kenntnis der Engländer gekommen ist." Admiral Jellicoe sagt auch mit ziemlicher Offenheit, daß Entwickelungen in dem Nachrichtenwesen der englischen Admiralität, wie sie durch den Kontreadmiral Oliver bei Ausbruch des Krieges eingefädelt worden wären, dazu geführt hätten, daß er zuverlässige Nachrichten über Bewegungen feindlicher Fahrzeuge erhielt, so daß die Flotte nicht mehr so ständig in See in Erwartung feindlicher Unternehmungen zu sein brauchte. Es ist eine traurige Feststellung, daß schon sehr bald nach Ausbruch des Krieges Verrat auf deutscher Seite nicht nur den Erfolg kriegerischer Maßnahmen vereitelt, sondern direkt im Verlust von Schiffen, den Tod vieler tapferer deutscher Männer bewirkt hat.

Dem Drängen der Flotte auf größere Bewegungsfreiheit wurde erst nachgegeben, als viele kostbare Monate verstrichen waren. Die Vorstöße der Flotte führten endlich am 31. 5. 1916 zu einem Zusammentreffen des deutschen und englischen Gros, zu der für die deutsche Marine so ruhmvollen Skagerrak-Schlacht. Bei der Darstellung derselben hält sich Admiral Scheer streng an seinen darüber erstatteten dienstlichen Bericht, für den die unmittelbaren Eindrücke vor und während der Schlacht, die das Handeln beeinflußt haben, maßgebend gewesen sind. Zu einer genauen Schilderung des Verlaufs der Schlacht wird die Darstellung Scheers wohl die wichtigste Grundlage bieten, natürlich muß sie ergänzt werden durch die weiteren Untersuchungen und das Material, das von englischer Seite dazu veröffentlicht wird. Die nach der Schlacht bei dem Flottenkommando bestehende Auffassung über die Entstehung der Schlacht und ihre Folgen schildert Scheer in einer Abhandlung, aus der folgende Sätze hier wiedergegeben seien: „Die Schlacht ist herbeigeführt durch die planmäßige Arbeit, den Feind durch immer schärfer angesetzte Operationen (schließlich Beschießung der englischen Küste) aus seiner Zurückhaltung herauszuziehen. Es sollte die englische Absicht durchbrochen werden, Deutschland wirtschaftlich zu erwürgen, ohne die eigene Flotte den deutschen Geschützen ernstlich auszusetzen. Gesteigert wurde das operative Bestreben bei uns dadurch, daß die Einstellung des U-Boot-Handelskrieges es unmöglich machte, den Lebensnerv Englands direkt anzufassen. . . . Wir haben vor der Welt beweisen können, daß die englische Flotte nicht die Unwiderstehlichkeit besitzt, deren sie sich rühmte. Das Recht des deutschen Volkes auf das freie Meer haben wir im Kampfe durchfechten dürfen. Der Kampf hat aber auch bewiesen, daß der Aufbau unserer Marine als Hochseeflotte richtig war."

In den Ausführungen über den U-Bootkrieg gibt Admiral Scheer eine Rechtfertigung für die Anwendung dieses Kriegsmittels, und er übt, wie Tirpitz eine vernichtende Kritik an der Willensschwäche und Unklarheit unserer politischen

Leitung, die die rechtzeitige volle Ausnutzung dieser Waffe verhindert hat. Auch Scheer erklärt den Beginn des U-Bootkrieges im Jahre 1915 als verfrüht: „Es wäre richtiger gewesen, zu warten, bis die vermehrte Zahl der Boote durch eifrigen Bau im Jahre 1915 die Gewähr für den günstigen Ausgang bot, dann aber auch gegen alle Einsprüche fest zu bleiben. Das Zurückweichen im Jahre 1915 war schuld daran, daß der richtige Zeitpunkt Anfang 1916 nicht ergriffen wurde."

Admiral Scheer spricht an einigen Stellen seines Buches auch von der Persönlichkeit des Kaisers. Er zeigt an Beispielen, wie der Kaiser keineswegs starr auf einem Standpunkt beharrte, sondern sachlichen Einwendungen durchaus zugänglich war. Leider hat der Kaiser an seinen richtigen Eingebungen so oft nicht festgehalten, und in seiner Natur liegt die Schuld begründet, daß er in der Wahl seiner Berater nicht immer glücklich gewesen ist, und daß Personen der näheren Umgebung zu einem über ihre eigentliche Stellung hinausreichenden, vielfach unheilvollen Einfluß gelangt sind.

Die Schwäche, die die Regierung gegenüber den Urhebern der am 2. August 1917 auf einzelnen Schiffen der Flotte vorgekommenen Meuterei zeigte, hat zur Folge gehabt, daß die Wühlarbeit in verstärktem Maße fortgesetzt wurde. Wenn damals energisch durchgegriffen worden wäre, dann wäre wahrscheinlich die Revolution, die zu Deutschlands Zertrümmerung führte, verhindert worden. Daß der nationale und militärische Geist des Flottenpersonals — von einer geringen Minderheit abgesehen — auch 1917 noch ein gesunder war, zeigten die glänzenden Leistungen der U-Boote, die Tätigkeit der Flotte bei der Eroberung der baltischen Inseln und kleinere Unternehmungen in der Nordsee. Da gegen die Drahtzieher der bolschewistischen Bewegung nicht vorgegangen, das Übel nicht an der Wurzel bekämpft wurde, fraß es weiter und führte schließlich zu dem Aufruhr in den Marinegarnisonen Ende Oktober 1918 und weiter zu der Revolution in Deutschland. Die Ausführungen über den Zusammenbruch schließt Admiral Scheer mit den Worten: „Die Übeltäter, welche sich zum Werkzeug ihrer Bestrebungen die Flotte aussuchten, haben sich schwer am deutschen Volke versündigt. Sie entwanden ihm die Waffe, die in entscheidender Stunde uns vor dem Schicksal hätte bewahren können, das jetzt unerträglich auf uns lastet."

Scheers Buch ist gewidmet dem Andenken der Flagge Schwarz-Weiß-Rot. Möchten recht bald alle Deutschgesinnten zu den gesunden Auffassungen zurückkehren, als deren Sinnbild diese Farben anzusehen sind.

Karl von Müller, Kapitän zur See a. D.

Bücher zum Weltkriege.

Wer Erinnerungen liest — und wer in dieser Zeit der Anklagen, Verteidigungen, Enthüllungen läse sie nicht — muß sich vor allem sorgfältig vor dem gefährlichsten Irrtum hüten, daß nämlich was er lese Geschichte sei. Selbst von Männern geschrieben, deren Gedächtniskraft, Vorurteilslosigkeit, Ehrlichkeit, Klarheit und Klugheit über allen Zweifel erhaben ist, werden und können Erinnerungen doch niemals den Platz einnehmen, der einzig und allein der Historie gebührt. Plädoyers — und würden sie der Gegenseite noch so gerecht — sind etwas anderes als das Urteil. Dem Plädoyer aber gleicht seiner Natur nach jedes Memoirenwerk, von Cäsars „Kommentarien" an bis zu Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" und bis zu dem gewaltigen Heer autobiographischer Schriften über den Weltkrieg, deren jede zwei bis drei andere ins Leben ruft. Aus ihrer

Lektüre kann wirklichen Gewinn nur ziehen, wer zum mindesten die Gegner neben- und nacheinander zu hören gewillt ist: neben Ludendorff: Falkenhayn; neben Conrad von Hötzendorf: Cramon; Pohl neben Tirpitz; Schnee neben Lettow-Vorbeck; die Generale der Marneschlacht, Kluck, Bülow, Hausen, einen nach dem anderen. Jeder von ihnen, er sei wer immer er wolle, ist in diesem Kampf der Worte Partei, sieht seine Sache im Licht, die des Gegners im Schatten, kann objektive Wahrheit nicht verbürgen, auch wenn er sie heißen Herzens erstrebt. Hilft doch selbst die Gegen- und Nebeneinanderstellung höchstens dazu, das wichtige Werk historischer Kritik zu beginnen. Wie fern seine Vollendung liegt, spürt jeder, der sich mit der Literatur des Weltkrieges beschäftigt. Denn noch haben nicht alle gesprochen, die sprechen könnten; noch fehlen, uns Deutschen wenigstens, die Zeugnisse der meisten feindlichen Generale und Staatsmänner; noch sind, von Teilveröffentlichungen oft tendenziöser Natur abgesehen, die Aktenbände nicht entschnürt. Und selbst dann — wie vieles, wichtigstes ist in den Akten nicht enthalten — nur ein großer Künstler, den Geheimnissen menschlicher Seele vertraut, wird vielleicht dereinst ahnen und vermitteln können, was in wilden Jahren in der Heimat und an der Front wirklich geschehen ist.

Bevor wir uns den Erinnerungen selbst zuwenden, seien ein paar Schriften genannt, deren man sich beim Studium der militärischen Seite des Krieges mit Nutzen bedienen wird. Zuvörderst ein fast unentbehrliches Nachschlagebuch „Die Schlachten und Gefechte des Großen Krieges 1914—1918, Quellenwerk nach den amtlichen Bezeichnungen zusammengestellt vom Großen Generalstab" (Berlin 1919, Herm. Sack): nur eine sorgfältige Datierung und Benennung der Kämpfe und der dabei ins Feuer gekommenen Truppen und doch tief erschütternd, da jede dieser 420 eng bedruckten Seiten Tausende Verwundeter und Toter, tausendfaches ungenanntes Heldentum bedeutet. Die „Grundlage für künftige Geschichtsschreibung" soll dies Buch schaffen; in Wirklichkeit hat Geschichtsschreibung während des Krieges schon, erst recht nach ihm eingesetzt. Zu den Werken, die sie hervorgebracht, können die offiziellen Berichte der beiden Heeresleitungen gerechnet werden: die vortrefflichen „Österreichisch-ungarischen Kriegsberichte" (Beihefte zu Streffleurs Militärblatt, Wien 1915 ff., L. Seidel), die einen großen Teil des Feldzuges gegen Rußland 1914/15, die Eroberung Belgrads 1915, den Krieg gegen Italien bis zum Ende der zweiten Isonzoschlacht behandeln und hoffentlich trotz aller Hindernisse fortgesetzt werden, und „Der große Krieg in Einzeldarstellungen, unter Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben im Auftrage des Generalstabes des Feldheeres" (Oldenburg 1918 f., G. Stalling), in dem bisher Lüttich, Namur, Longwy, Mons, die Yser-Ypernschlacht 1914, die Champagnekämpfe 1914/15, Lodz, die Masurenschlacht, Gorlice-Tarnow, die Kämpfe der Bugarmee, die russische Frühjahrsoffensive 1916 (diese von Walter Flex), die Befreiung Siebenbürgens und die Schlachten bei Targu-Jiu und am Argesch, die Befreiung von Esthland und Livland dargestellt wurden. Das deutsche Werk ist nicht ganz so gut wie das österreichisch-ungarische gelungen, zu kritikscheu, manchmal zu pathetisch — der alte schlichte Moltkestil ist sympathischer gewesen. Dennoch wäre zu wünschen, daß auch diese Schriftenfolge, mit der Auflösung des Großen Generalstabes abgebrochen, vom Verlage, wie geplant, bald wieder weitergeführt werden könnte.

Unter den größeren militärischen Darstellungen des Weltkrieges stammen die zwei besten aus der Schweiz: die ruhigen, nüchternen, gewissenhaft sachlichen Bücher des Obersten Karl Egli „Zwei Jahre Weltkrieg" und „Das dritte Jahr Weltkrieg" (Zürich 1917 und 1918, Schultheß), deren Verfasser wir auch eine hervorragende Studie „Der Aufmarsch und die Bewegungen der Heere

Frankreichs, Belgiens und Englands auf dem westlichen Kriegsschauplatz bis zum 23. August 1914" (Berlin 1918, E. S. Mittler) verdanken, und die unvergleichliche „Geschichte des Krieges" von Hermann Stegemann (Stuttgart-Berlin, 1917ff., Deutsche Verlagsanstalt), deren bisher erschienenen drei Bände bis Anfang 1916 reichen. Ich nenne sie unvergleichlich nicht nur ihres Inhalts, sondern vor allem ihrer Form wegen. Was Stegemanns Sammlung, Deutung, Bewertung der Quellen in einer quellenarmen Zeit bedeutete, ist bekannt; durch ihn erst haben wir erfahren, was eigentlich wir erlebt haben. Ihm heute und hier Irrtümer vorzurechnen, wäre aber nicht nur Undankbarkeit, sondern Torheit. Denn weit länger noch als die wissenschaftliche wird seine künstlerische Leistung dauern. Wie er sie wiedergibt, ist Deutschlands Stimmung in jenem wundervollen ersten Jahre gewesen; wie er sie wiedergibt, im Lauf der Jahre geworden; wäre jeder Buchstabe darin überaltert, sein Buch lebte doch.

Auch wer seinen politischen Urteilen nicht zuzustimmen vermag, wird das stattliche Buch des Obersten Friedrich Immanuel „Der Weltkrieg 1914—1919" (Berlin 1920, E. S. Mittler) nicht ohne Nutzen lesen, da es, mit guten Karten und Zeichnungen, einer Zeittafel und einem Namensverzeichnis versehen, einen klaren Überblick über die fast unübersehbare Fülle der Ereignisse gibt und die große Linie der militärischen Kämpfe trotz allem Eingehen auf Einzelheiten niemals aus den Augen verlieren läßt.

Aus der schon recht stattlichen monographischen Literatur über den Weltkrieg, auf die später im einzelnen zurückzukommen sein wird, sei hier nur ein Buch und zwar deshalb genannt, weil es auf der Grenzlinie steht, die historische Darstellung von persönlicher Erinnerung scheidet: „Der Deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges" von H. von Kuhl, dem bekannten Chef des Generalstabes der ersten Armee (Kluck), später der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht (Berlin 1920, E. S. Mittler). Kuhl, der selbst 22 Jahre lang im Generalstab gearbeitet hat, verteidigt diesen mit Elan, Geschick und Sachkunde gegen die mancherlei Vorwürfe, die von Offizieren und Laien gegen seine Tätigkeit vor und während des Weltkrieges vorgebracht worden sind. Er weist nach, daß der Generalstab Feind und Freund im allgemeinen zutreffend beurteilt; ohne zum Kriege zu treiben, die nötigen Vorbereitungen getroffen oder angeraten; im Kriege seine Pflicht erfüllt hat. Mit seinen Ausführungen, denen es an Kritik nicht völlig fehlt, dürfte er nicht immer, aber oft überzeugen. Den zweiten Teil seines Buches, die Kapitel über den Generalstab im Weltkriege, hätte er freilich ausführlicher gestalten sollen; hier wird manchem Frager die Antwort nicht genügen. Sehr sympathisch berührt das Bild, das Kuhl von dem Erzieher des deutschen Generalstabes, dem Grafen Schlieffen, entwirft. Überhaupt sollte sein Buch jeden ehrlichen Tadler veranlassen, Vorwürfe und Einwände an dem hier vorgelegten Material nochmals nachzuprüfen.

Schon der Name, den es trägt, stellt das Buch des Generalfeldmarschalls von Hindenburg „Aus meinem Leben" (Leipzig 1920, S. Hirzel) an die Spitze aller Kriegserinnerungen. So wie Hindenburg ist, so erscheint er in dem, was er geschrieben: hier ward — man fühlt es — nichts hinweggelassen noch dazugetan. Sohn der vergangenen großen Zeit Wilhelms I., monarchistisch, soldatisch, durchaus norddeutsch, ein würdiger Vertreter jenes alten Preußen, das zwischen 1866 und 1890 Süddeutschland auch „moralisch" gewann. Pflichttreu, nüchtern, fleißig, bei aller äußeren Herbheit warmen und gütigen Herzens, vorbildlich vornehm, klar, mit der wundervollen Reife des Alters, ein schlichter knapper Erzähler, behaglich lächelnd mitunter, meistens ernst, durch seine Einfachheit starker künst-

leriſcher Wirkung gewiß — wäre es nicht Hindenburg, man würde, müßte ihn trotzdem lieben und verehren. Kein Politiker, ſo wenig wie der alte Moltke, aber dieſer Grenzen ſeiner Begabung ſicherer bewußt als manch einer, der ſich Politiker nennt. Im einzelnen intereſſiert namentlich die Geſchichte ſeines militäriſchen Werdeganges, leider nicht zu einer Geſchichte des preußiſch-deutſchen Heeres geweitet; die lebendige Schilderung Tannenbergs und der erſten Kämpfe; dann, zu gelaſſenem Tadel erſtarrt, die Hoffnung, den Krieg ſchon 1915 im Oſten zu beenden; das auffallend milde Urteil über die Türkei; die Rechtfertigung der Frühjahrsoffenſive von 1918; die erſchütternde Erzählung des Zuſammenbruches. Anderes klingt konventioneller: die Wertung der Vereinigten Staaten etwa, die außer- und innerpolitiſche Begründung der Kataſtrophe. Am tiefſten bewegt der Appell an Jugend und Zukunft, die, ſo denke ich, dem alten preußiſchen Soldaten jetzt ſchon recht geben in der Zuverſicht, dies Deutſchland werde ſolange nicht zugrunde gehen, „als es den Glauben behält an ſeine große weltgeſchichtliche Sendung".

Wer ihre Erinnerungen hintereinander lieſt, wird kaum verſtehen können, warum Freund und Feind bis auf den heutigen Tag Hindenburg und Ludendorff in einem Atem nennen. Denn hier haben ſich zwei grundverſchiedene Generationen zu allerdings gemeinſamer Arbeit zuſammengetan. Gewiß iſt auch Erich Ludendorff („Meine Kriegserinnerungen 1914—1918"; Berlin 1919, E. S. Mittler) von den Überlieferungen des alten Preußen nicht unberührt geblieben, aber um ihn, den Sohn nicht eines anderen Landes, doch einer anderen Zeit, zum Altpreußen zu wandeln, ſind ſie nicht mehr ſtark genug geweſen: vergeblich ſucht der Hiſtoriker in der Geſchichte des preußiſch-deutſchen Heeres den Typus, dem Ludendorff gliche. Eher ſchon dürften ähnliche Kraftnaturen in den Reihen der großen Induſtriekapitäne zu finden ſein, die von 1870 an Deutſchlands wirtſchaftlichen Aufſtieg beſtimmt haben: an Härte des Willens gleicht ihnen Ludendorff gewiß. Auch er erſcheint vor allem als Organiſator, als Großunternehmer des Weltkrieges, bereit ein ganzes Volk auf eine einzige Aufgabe einzuſtellen. Er kam zu ſpät; als er und Hindenburg den Oberbefehl übernahmen, war der Krieg militäriſch nicht mehr zu gewinnen: die erſchütternde Schilderung des rumäniſchen Feldzuges beweiſt, mit wie dürftigen Mitteln hier und anderswo gegen eine Welt gefochten werden mußte. Wenn die politiſche Auswertung dieſer und ſpäterer Erfolge dem Generalquartiermeiſter mißlang, ſo lag die Schuld auch an ihm; er ſah — ſein Buch bezeugt es — nur was er ſehen wollte, verlangte von einem kriegsmüden, verblutenden, verhungernden Volke jahrelang die ungeheure Leiſtung, die im Auguſt 1914 das beſte Heer, die willigſte Heimat vollbracht hatte. Mit Bitterkeit und heißem Zorn wandte er ſich gegen wirkliches und vermeintliches Verſagen der politiſchen Leitung, griff, erſt durch die Not der Zeit gezwungen, dann von der Größe der Aufgabe verführt, immer häufiger in politiſche Dinge ein, die pſychologiſch zu beurteilen, ſtaatsmänniſch zu meiſtern auch er nicht geſchaffen war. An der Seite eines Bismarck erworben klänge ſein Ruhm über die Welt; die Kataſtrophe des wilhelminiſchen Deutſchland vermochte er nicht zu hindern. Sein Buch fordert vom Leſer verdoppelte Aufmerkſamkeit; zur objektiven Hiſtorie iſt dies vulkaniſche Temperament nicht geſchaffen. Genug wenn es, in der Selbſtdarſtellung ſich ſelbſt treu bleibend, Mit- und Nachwelt die erſchütternde Tragik dieſes Lebens ſpüren läßt.

In ſchroffem Gegenſatz zu Ludendorff haben, wie ſo viele Perſönlichkeiten der wilhelminiſchen Epoche, ſeinen Vorgänger Erich Falkenhayn die höfiſchen Vorzüge einer geſchmeidigen Begabung zur Sonne kaiſerlicher Gunſt emporgehoben.

Aus seiner Rechtfertigungsschrift (Die Oberste Heeresleitung 1914—16 in ihren wichtigsten Entschließungen", Berlin 1920, E. S. Mittler) spricht „kühl bis ans Herz hinan" ein Skeptiker, unpathetisch, überlegt, oft überlegen, ohne eine Spur der gewaltigen Leidenschaft, die an Ludendorff erschüttert. Ein guter Hasser auch er, aber ohne zu lieben: scheinbar ruhig und unpersönlich, in dem klassisch klaren Moltkedeutsch geschrieben, ist sein Buch in Wirklichkeit ein einziger großer Angriff gegen Hindenburg und Ludendorff. Neben ihnen erscheint als zweiter Gegner Conrad von Hötzendorf, richtiger gesagt: die geistreiche, leidenschaftlich umstrittene, noch lange nicht genügend widerlegte Schrift Karl Friedrich Nowaks „Der Weg zur Katastrophe" (Berlin 1919, E. Reiß). Die eigene Strategie und Politik sucht Falkenhayn zu verteidigen, selbstverständlich; an den wichtigsten Punkten (Verdun und Salonik) kaum so überzeugend wie er glaubt. Trotzdem gehören für kritische Leser seine Erinnerungen zu den zwar menschlich unerfreulichsten, aber sachlich anregendsten, lehrreichsten, bestgeschriebenen Büchern über den Weltkrieg.

An Umfang wie an Bedeutung stehen des preußischen Kriegsministers von Stein „Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges" (Leipzig 1919, K. F. Köhler) hinter diesen drei großen Erinnerungswerken erheblich zurück. Lebendige Bilder, namentlich aus den Kämpfen des XIV. Reservekorps, vom Herbst 1914 bis zur Sommeschlacht, knappe Urteile über Regierung und Reichstag, Heer und Politik, Gegner und Verbündete werden der soldatisch frischen Schrift sicherlich Freunde gewinnen, obwohl sie gegnerische Anschauungen zu gering einschätzt, schwierige Fragen zu rasch gelöst zu haben glaubt, Welt und Menschen zu sehr von einem preußisch-konservativen Standpunkte aus beurteilt.

Dr. Fritz Endres.

Die deutsche Not.

Der große Görres legt in seinem „Rheinischen Merkur" vom 9. Mai 1814 dem nach Elba verbannten Napoleon eine Charakteristik der damaligen Deutschen in den Mund, die den heutigen Deutschen zur ernstesten Gewissenserforschung dienen muß: „Gegen Teutschland habe ich vor allem zuerst den Blick gewendet. Zwiespalt durfte ich nicht stiften unter ihnen, denn die Einigkeit war aus ihrer Mitte längst gewichen. Nur meine Netze durft ich stellen, und sie liefen mir wie ein scheues Wild von selbst hinein. Untereinander haben sie sich erwürgt, und glaubten redlich ihre Pflicht zu tun. Leichtgläubiger ist kein Volk gewesen, und töricht toller kein anderes auf Erden. Keine Lüge ist so grob ersonnen worden, der sie nicht in unbegreiflicher Albernheit Glauben beigemessen hätten. Nichts Schandbares für sie ist vorgegangen, dem sie nicht eine schöne Seite abgewonnen. Die törichte Mißgunst, womit sie sich untereinander angefeindet, hab ich zu meinem Gewinnste wohl gehegt; immer haben sie mehr Erbitterung gegeneinander als gegen den wahren Feind gezeigt."

Der neue Brehm.

Von Dr. Franz Doflein, Profeſſor der Zoologie an der Univerſität Breslau.

Die neue Auflage, die vierte, des alten Brehm iſt vor 1½ Jahren vollſtändig erſchienen. Brehms Tierleben hat ſeine eigenartige Stellung im geiſtigen Leben Deutſchlands ſich ſeit langer Zeit erworben. Die mit guten Bildern ausgeſtatteten dicken Bände ſpielen in vielen Familien ſchon längſt eine nicht geringe Rolle. Der Vater lieſt nach, was er auf der Jagd von ſeltſamen Tieren beobachtet hat, die Kinder ergänzen aus ihm, was ihnen die Schule an Wiſſen von Tieren bot, und gar mancher erfreut ſich an den komiſchen, ſeltſamen, auch grauſigen Geſchichten, die aus dem Leben der Tiere in den Bänden dargeſtellt ſind.

Aber nicht nur ein gutes Volksbuch iſt der Brehm ſeit jeher geweſen, er war auch immer eine Fundgrube für den Gelehrten, der in ihm eine Fülle von Beobachtungen gebucht fand, die ihm wertvolles Material darboten, ihn auf neue Probleme führten und in vieler Beziehung Anregung gaben.

Zwar waren im alten Brehm nicht alle Angaben ganz kritiſch geſichtet; viele Tiergeſchichten enthielten amüſante Anekdoten, über deren wiſſenſchaftliche Wahrheit man ſich wohl ſeine eigenen Gedanken machen mußte. Auch waren die Schilderungen aus dem Leben der Tiere vielfach ſo abgefaßt, daß man eine lehrreiche Fabel zu leſen glaubte.

Trotzdem ſtand der alte Brehm auch hochgeſchätzt in mancher Gelehrtenbibliothek, wegen der vielen in ihm angehäuften Beobachtungen über das Leben der Tiere, die man ja ſelbſt kritiſieren und ſichten konnte. Sie waren aber einmal da und viele von ihnen waren ſehr wertvoll.

Die neue Auflage des Brehm hat nun in mancher Beziehung mit der alten Tradition gebrochen. Es iſt viel mehr reine Wiſſenſchaft hineingekommen. Vor allem iſt in den meiſten Bänden eine etwas kritiſchere Tierpſychologie zum Ausdruck gekommen. Die allzu ſtarke Vermenſchlichung der Tiere iſt zurückgetreten. Anſätze zu einer kritiſchen Beurteilung der Handlungen der Tiere finden ſich an vielen Stellen der Bände.

Allerdings kann man nicht erwarten, daß dieſe Abſicht ſchon vollſtändig durchgeführt wäre. Das hätte eine einheitliche Durcharbeitung des Geſamtmaterials erfordert, die nicht zu leiſten war. Einen bedeutenden Fortſchritt ſtellt die Ausſtattung des Buchs mit Tierbildern dar. Die farbigen Tafeln ſind zum großen Teil vortrefflich ausgeführt. Manche der Bilder vereinigen in ſehr glücklicher Weiſe künſtleriſche Wirkung mit wiſſenſchaftlicher Genauigkeit. Daß das oft ſehr ſchwer zu erreichen iſt und in vielen Fällen nach der einen oder anderen Seite mißlingt, das weiß jeder, der die Illuſtration eines wiſſenſchaftlichen Werkes einmal zu leiten hatte.

Wie im Text, ſo iſt auch in der Illuſtration angeſtrebt, neue Techniken mit der alten Darſtellungsweiſe zu vereinigen. So hat das Buch gegenüber der alten Auflage des Brehm etwas eigenartig Buntſcheckiges, Uneinheitliches bekommen. Manche der alten Holzſchnitte haben ja einen eigenartigen Reiz, paſſen auch ſehr gut zu dem Satz, in dem das Buch gedruckt iſt. Von ihnen ſtechen aber die mit modernen Reproduktionsmethoden dargeſtellten Bilder ſtark ab.

Das gilt vor allem von den nach Naturaufnahmen gegebenen Photographien. Es iſt ſehr zu begrüßen, daß vor allem die zuletzt erſchienenen Bände reichlich mit ſolchen ausgeſtattet ſind. Schade iſt, daß die zuerſt erſchienenen Bände über die Vögel ſo wenig davon abbekommen haben. Die Naturaufnahmen geben ja die beſte Darſtellung des Tiers in ſeiner natürlichen Umgebung. Trotzdem er-

ſetzen ſie die künſtleriſche Wiedergabe nicht vollkommen, bei der durch Kompoſition Darſtellungen ermöglicht ſind, die ſich in freier Natur wohl faſt nie der Kamera in geeigneter Beleuchtung darbieten, von dem unermüdlichen künſtleriſchen Beobachter aber dennoch feſtgehalten werden können.

So hat denn der neue Brehm einen weniger einheitlichen Charakter als ihn der alte hatte. Auch muß man zugeſtehen, daß durchaus nicht alle Bände gleichwertig ſind.

Im großen und ganzen darf man aber mit der neuen Brehmausgabe recht zufrieden ſein. Sie vereinigt mit einer guten Verarbeitung aller modernen Forſchungen noch den ſympathiſchen Charakter des alten Buches mit ſeinen vielen Tiergeſchichten. So ſind die einzelnen Bände lesbar geblieben und ſtellen dennoch ein unvergleichliches Nachſchlagebuch dar, in dem eine Fülle von gediegenem Wiſſen von der Tierwelt angehäuft iſt.

Zum Schluß ſei noch beſonders auf den zuletzt erſchienenen erſten Band hingewieſen, der ſeine Drucklegung in der ſchlimmſten Zeit des Kriegs erfuhr und techniſch in der gleichen Ausführung erſchien wie ſeine Vorgänger. Ihm merkt man faſt am meiſten wiſſenſchaftliche Durcharbeitung an, da eine Anzahl von Spezialforſchern ſich auf die Neubearbeitung der einzelnen Kapitel verteilten. An dieſem Band iſt denn auch am wenigſten vom alten Brehm übriggeblieben. Trotzdem fällt er nicht aus dem Rahmen des ſtattlichen, ſchönen Geſamtwerks heraus. Vielmehr fügt er ſich im Ton, Niveau und Reichtum an biologiſchen Schilderungen gleichwertig dem Ganzen ein.

Es wird wohl von allgemeinem Intereſſe ſein, eine Probe aus dem Text der neuen Ausgabe wiederzugeben. Ich wähle einen Abſchnitt aus einem der von Prof. Heck mit beſonderer Sachkenntnis bearbeiteten und mit vielen eigenen Beobachtungen bereicherten Säugetierbände.

In der gegenwärtigen Zeit wird es ſehr geeignet ſein, etwas Genaueres von einem vielgenannten Tier zu hören. Und ſo ſei hier ein Auszug aus der Darſtellung gegeben, welche im Brehm über den Hamſter und ſein Leben ſteht.

Der Hamſter.

Der leiblich recht hübſche, geiſtig aber um ſo häßlichere, mürriſche, reizbare und zugleich mutvolle Hamſter, Cricetus cricetus L., wird ungefähr 30 cm lang, wovon auf den Schwanz 5 cm kommen.

Kobelt nennt den Hamſter „einen Einwanderer aus den Steppengebieten Aſiens“, deſſen Verbreitung „noch deutlich ſeine Herkunft aus dem Oſten erkennen läßt. Noch hat er das Rheintal nur wenig überſchritten ..., aber in Belgien bringt er nach Weſten vor und wird jetzt auch auf dem linken Maasufer immer häufiger, ... der Schweiz fehlt er, natürlich auch in England und Skandinavien“. In Rußland kommt er, nach Blaſius, nicht nördlicher als bis zum 60. Breitengrade vor. Überall, wo neuerdings von ihm die Rede iſt, findet man ſeine Ausdehnung nach Weſten betont: da, wo er früher ſchon einmal war und ſeine foſſilen Reſte ſich finden, kommt er jetzt wieder hin. Für Frankreich legte dies Trouſſart der Akklimatiſationsgeſellſchaft in ihrer Sitzung vom 5. Februar 1906 genauer dar, indem er einleitend den Hamſter für einen „Sprößling der Tatarei“ erklärt, der ſich jetzt von Weſtſibirien bis Paris verbreitet. „Vor 1870 war er in der Provinz Limburg und im Elſaß vorhanden; aber er hatte die Vogeſen noch nicht überſchritten. Nach Frankreich kam er erſt im Gefolge des deutſchen Einmarſches, der ihn nach Weſten mitgezogen zu haben ſcheint. 1874 meldet ihn M. E. Gayet in Lothringen und in der Champagne. 1885 weiſt ihn

M. de Cherville in der Umgegend von Paris nach durch einige Stücke, die ihm ein Maulwurfsfänger brachte. Die Einwanderung dauert fort." Südlich der Alpen fehlt er, wie Blasius schon angab. Nach Mojsisovics findet er sich aber zeitweise in Steiermark, und zwar in der Murebene, im Neudorferfelde, unweit von Wildon; er ist ferner in Niederösterreich bei Laxenburg, in Fischamend und anderswo zu Hause. In Ungarn tritt er in manchen Jahren in den großen Niederungen massenhaft auf... In Siebenbürgen folgt er der Ebene und geht nur so weit in die Höhe, wie sich der Getreidebau erstreckt. Er ist ferner nach Fric nicht selten in fruchtbaren Gegenden Böhmens. Er findet sich ferner in (Österreichisch-) Schlesien und Galizien.

Seine Baue bestehen im einfachsten Falle aus einer Wohnkammer, die in einer Tiefe von 1—2 m liegt, mit einer schrägen Ausgangs- und einer senkrechten Eingangsröhre, und aus einem Vorratsraume, der mit der Wohnkammer durch Gänge in Verbindung steht. Jeder Hamster hat seinen eigenen Bau, und je nach Geschlecht und Alter des Tieres werden die Baue verschieden angelegt, die der jungen Hamster sind die flachsten und kürzesten, die des Weibchens bedeutend größer, die des alten Rammlers die größten. Man erkennt den Hamsterbau leicht an dem Erdhaufen, der vor der Ausgangsröhre liegt und gewöhnlich mit Spreu und Hülsen bestreut ist. Das Fallloch geht immer senkrecht in die Erde hinein, bisweilen so gerade, daß man einen langen Stock hineinstecken kann; doch fällt es nicht in die Kammer ein, sondern biegt nach unten bald in wagerechter, bald in schiefer Richtung dorthin um. Das Schlupfloch hingegen läuft selten in gerader Richtung, sondern mehr gebogen der Kammer zu. Den Gängen kann man sehr leicht ansehen, ob ein Bau bewohnt ist oder nicht. Findet sich in ihnen Moos, Schimmel oder Gras, oder sehen sie auch nur rauh aus, so sind sie sicher verlassen; denn jeder Hamster hält sein Haus und seine Haustür außerordentlich rein und in Ordnung. Länger bewohnte Gänge werden beim Aus- und Einfahren durch das Haar so geglättet, daß ihre Wände glänzen. Unter den Kammern ist die glattwandige Wohnkammer die kleinere, auch stets mit sehr feinem Stroh, meistens mit den Scheiden der Halme angefüllt, die eine weiche Unterlage bilden. Drei Gänge münden in sie ein, der eine vom Schlupf-, der andere vom Fallloche und der dritte von der Vorratskammer kommend. Diese ähnelt der ersten Kammer vollständig, ist rundlich oder eiförmig, oben gewölbt, inwendig glatt und gegen den Herbst hin ganz mit Getreide ausgefüllt. Junge Hamster legen bloß eine an, die alten aber, namentlich die Rammler, die den ganzen Sommer hindurch nur einschleppen, graben sich 3—5 solche Speicher, und hier findet man denn auch ebensoviel Metzen Frucht. Manchmal verstopft der Hamster den Gang vom Wohnzimmer aus zur Vorratskammer mit Erde, zuweilen füllt er ihn mit Körnern an. Diese sind selten ganz rein von Ährenhülsen oder Schalen. Wenn man in einem Baue die verschiedenen Getreidearten getrennt findet, rührt dies nicht von dem Ordnungssinn des Bewohners her, sondern weil er zu betreffenden Zeiten eben nur diese und dann nur jene Getreideart fand. Im Spätherbst trägt mancher Hamster übrigens auch Grünfutter ein. In dem nach dem Schlupfloche führenden Gange weitet sich oft kurz vor der Kammer eine Stelle aus, wo der Hamster seinen Mist abzulegen pflegt. Der Nestbau des Weibchens weicht in mancher Hinsicht von dem beschriebenen ab; er hat nur ein Schlupfloch, aber 2—8 Falllöcher, obgleich von diesen, solange die Jungen noch klein sind, gewöhnlich nur eins recht begangen wird. Das mit sehr weichem Stroh ausgefütterte Wochenbett ist rundlich, hat ungefähr 30 cm im Durchmesser und ist 8—13 cm hoch. Von der Nestkammer aus gehen zu allen

Falllöchern beſondere Röhren, manchmal verbinden auch wieder Gänge dieſe unter ſich. Vorratskammern finden ſich ſehr ſelten im Neſtbau; denn das Weibchen trägt, ſolange es Junge hat, nichts für ſich ein.

Der Hamſter iſt trotz ſeiner ſcheinbaren Plumpheit ein ziemlich gewandtes Tier. Sein kriechender, dem des Igels ziemlich ähnlicher Gang, bei dem der Unterleib faſt auf der Erde ſchleppt, beſteht aus kleinen Schritten. Im Zorne bewegt ſich der Hamſter heftiger und vermag dann auch ziemlich weite Sprünge und hohe Sätze auszuführen . Meiſterhaft verſteht er das Graben. Wenn man ihn in ein Faß mit Erde ſteckt, geht er augenblicklich ans Werk. Er bricht mit den Vorderfüßen oder, wenn der Grund hart iſt, mit dieſen und den Zähnen Erde los, wirft ſie zuerſt unter den Bauch, holt ſie dann mit den Hinterbeinen hervor und ſchleudert ſie hinter ſich. Kommt er in die Tiefe, ſo ſchiebt er, rückwärts gehend, ganze Haufen auf einmal heraus; niemals aber füllt er damit ſeine Backentaſchen an, wie fälſchlich behauptet wurde. Im Waſſer bewegt er ſich nicht ungeſchickt, obwohl er es ängſtlich meidet. Der Hamſter iſt mit ſeinen Vorderfüßen ungemein geſchickt und verſteht ſie ganz wie Hände zu benutzen. Mit ihnen führt er die Nahrung zum Munde, mit ihnen hält und dreht er die Ähren, die er enthülſen will, um die Körner in ſeinen Backentaſchen aufzuſpeichern, und mit ihrer Hilfe bringt er auch ſeinen Pelz in Ordnung. Zuerſt kommt der Kopf dran. Er legt beide Hände bis an die Ohren zurück und zieht ſie nach vorwärts über das Geſicht; dann nimmt er einen Haarbüſchel nach dem andern und reibt ihn ſo lange zwiſchen den Händen, bis er ihm genügend geſäubert zu ſein ſcheint. Die Haare der Schenkel und des Rückens glättet er, auf den Schenkeln und dem Hinterteil ſitzend, mit Zunge, Zähnen und Pfoten gemeinſchaftlich, wobei er letztere außerordentlich raſch von oben nach unten bewegt; die Hauptarbeit ſcheint hier aber mit der Zunge zu geſchehen. Wenn der Hamſter überraſcht wird, erhebt er ſich augenblicklich auf die Hinterbeine und läßt dabei die Vorderbeine herabhängen, eine Hand gewöhnlich etwas tiefer als die andere. So ſtarrt er den Gegenſtand, der ihn in Aufregung verſetzt, ſcharf an, augenſcheinlich bereit, auf ihn loszufahren und von ſeinen Zähnen Gebrauch zu machen. Bei ihm als nicht fluchtgewandtem Nager ein verſtändliches Verhalten!

Daß ein ſo jähzorniges Tier nicht verträglich ſein kann, iſt erklärlich. Die eigenen Kinder mögen nicht mehr bei der Mutter bleiben, ſobald ſie größer geworden ſind; der männliche Hamſter beißt den weiblichen tot, wenn er ihm außer der Paarungszeit in den Weg kommt. In Gefangenſchaft leben alte Hamſter nur ſelten miteinander in Frieden; beſſer vertragen ſich Junge, die noch nicht ein Jahr alt ſind. Ich habe längere Zeit in einer Kiſte drei Stück gehabt, die ſich niemals zankten, ſondern im Gegenteil recht verträglich beieinander hockten, meiſtens noch einer auf dem andern. Junge Hamſter aus verſchiedenen Neſtern fallen aber augenblicklich aufeinander her und beginnen den Kampf auf Leben und Tod.

Sobald die Feldfrüchte ausreifen, haben die Hamſter viel zu tun mit der Ernte. Jeder einzelne ſchleppt bis zu einem Zentner an Körnern in ſeinen Bau. Leinknoten, große Puffbohnen und Erbſen ſcheinen allen übrigen Früchten vorgezogen zu werden. Ein Hamſter, der in einem Flachsſtück liegt, wird leicht nicht etwas anderes einernten als die Knoten. Ebenſo iſt es im Erbſenfelde; doch wiſſen ſich die Tiere recht wohl in andere Arten von Feldfrüchten zu ſchicken. Man hat beobachtet, daß die alten Rammler, die Zeit genug haben, das Getreide ausleſen, es viel ſorgfältiger aufſchichten als die Hamſterweibchen, die nach der letzten Brut noch raſch einen Bau graben und hier die Speicher füllen müſſen.

Nur wo der Hamſter ganz ungeſtört iſt, trägt er ſeine Ernte bei Tage ein, gewöhnlich iſt die erſte Hälfte der Nacht und der Morgen vor Sonnenaufgang ſeine Arbeitszeit. Er biegt mit den Vorderhänden die hohen Halme um, ſchneidet mit einem Biſſe die Ähre ab, faßt ſie mit den Pfoten, dreht ſie ein paarmal hin und her und hat ſie nun nicht bloß entkörnt, ſondern die Körner auch gleich in den Backentaſchen geborgen. So werden die weiten Schleppſäcke gefüllt bis zum Übermaße; manchmal ſchafft einer an 50 g Körner auf einmal nach Hauſe. Einen ſo beladenen Hamſter hindern die vollgepfropften Taſchen am Beißen; angegriffen, ſtreicht er aber die Körner heraus und ſetzt ſich in Verteidigungszuſtand.

Anfang Oktober, wenn es kalt wird und die Felder leer ſind, denkt der Hamſter ernſtlich daran, ſich ſeine Winterwohnung herzurichten. Zuerſt verſtopft er das Schlupfloch von der Kammer an bis oben hinauf ſo dicht wie möglich mit Erde, dann vermauert er ſein Falloch, und zwar von innen heraus, manchmal nicht ganz bis zur Oberfläche der Erde. Das Lager iſt ſehr klein und wird mit dem feinſten Stroh dicht ausgepolſtert. Hier legt er ſich endlich zuſammengerollt zum Schlafen nieder.

Zum Vergnügen wird der Hamſter kaum gehalten; man verſpricht ſich eben kein Vergnügen von ihm. Und doch verſichert Wilhelm Bartels („Natur und Haus", 1909), daß er „trotz ſeiner ausgeſprochenen Wildheit und Bösartigkeit ſehr ſchnell zu zähmen und leicht zu allerhand Kunſtſtückchen abzurichten iſt."

[Das fünfjährige Töchterchen unſrer Redaktionsſekretärin war höchſt überraſcht im neuen Brehm ein Bild des Hamſters zu ſehen; es hatte angenommen, daß der Hamſter ein Menſch ſei. Bezeichnend für die Verhältniſſe unter denen die Kinder aufwachſen.]

Klinglhöfer.

In der Privatklageſache des Schriftſtellers Herrn Guſtav Klinglhöfer, zurzeit in der Feſtungsanſtalt Niederſchönenfeld, gegen Herrn Profeſſor Paul Nikolaus Coſſmann zu München wegen Beleidigung, hat das Schöffengericht beim Amtsgericht München I in ſeiner öffentlichen Sitzung vom 10. Juni 1920 folgendes Urteil erlaſſen:

I.

Der Angeklagte Paul Nikolaus Coſſmann, geboren am 6. April 1869 in Baden-Baden, katholiſch, ledig, Profeſſor und Schriftleiter der „Süddeutſchen Monatshefte" hier, iſt ſchuldig eines Vergehens der üblen Nachrede und wird deshalb zu einer Geldſtrafe von zweihundert Mark, für den Fall der Uneinbringlichkeit in eine Gefängnisſtrafe von zwanzig Tagen, ſowie zur Tragung der Koſten und zum Erſatz der dem Privatkläger Guſtav Klinglhöfer, Schriftſteller, z. Zt. Feſtungshaftanſtalt Niederſchönenfeld, erwachſenen notwendigen Auslagen verurteilt.

II.

Dem Privatkläger wird die Befugnis zugeſprochen, die Verurteilung des Angeklagten innerhalb dreier Monate nach Rechtskraft des Urteils durch einmalige Einrückung der Urteilsformel in die Zeitſchrift „Süddeutſche Monatshefte" in der für amtliche Bekanntmachungen üblichen Art auf Koſten des Angeklagten öffentlich bekannt zu machen.

Auf Grund der urteilsmäßigen Ermächtigung mache ich als Rechtsbeiſtand des Herrn Guſtav Klingelhöfer in dieſer Sache das Erkenntnis hiermit öffentlich bekannt. Dr. Philipp Loewenfeld, Rechtsanwalt.

Gründe:

(Zuerst werden aus unserm Heft 5: Die Sozialdemokratie in Theorie und Praxis, aus dem Artikel „Akten zur Revolution" die ersten zwei Absätze wiedergegeben, dann fährt die Begründung fort:)

Der Artikel ist die Wiedergabe eines Teils eines Aufsatzes: „Psychopathen als revolutionäre Führer" von Dr. Eugen Kahn, der in der Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, Band 52, Heft 1—3, Seite 90 ff. abgedruckt ist.

Der Angeklagte hat dabei lediglich den dort gewählten Decknamen Gustav Wiesberger durch den Namen Gustav Klinglhöfer ersetzt.

Nach Erscheinen des Artikels hat der Angeklagte, von anderer Seite aufmerksam gemacht, daß der Fall des Gustav Wiesberger nicht der Fall des Privatklägers sei, sofort Veranlassung genommen, eine Berichtigung in das nächste erscheinende Heft der Zeitschrift zu bringen.

Der Text des Heftes 6 war schon vollständig gesetzt. Die Berichtigung konnte deshalb nur mehr in der Weise aufgenommen werden, daß die Zeilenzahl der letzten Seite des Heftes 6 vermehrt wurde. Die Berichtigung hat folgenden Wortlaut:

„Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß in dem Tagebuchartikel ‚Akten zur Revolution' des vorigen Heftes, Seite 391, der Name Klingelhöfer nicht zutrifft."

(Weiterhin heißt es):

Der Angeklagte hat sich bei Begehung der Tat in einem Irrtum über die Person dessen, auf den die Behauptung des Artikels zutrifft, befunden. Er hat nach Erkenntnis dieses Irrtums sofort, ohne von dem Privatkläger dazu veranlaßt zu sein, den Versuch gemacht, die von ihm verletzte Ehre des Privatklägers wieder herzustellen. Er hat dies getan, wie es damals technisch möglich war, er hat es rasch und unverzüglich getan. Das Vorbringen des Angeklagten, es sei ihm bei Veröffentlichung des Artikels lediglich darum zu tun gewesen, Aufklärung für die Zeitgeschichte zu bringen, er hätte, wenn über Putschisten der rechten Seite ein ähnlicher Aufsatz in einer medizinischen Fachzeitschrift erschienen wäre, ebenso von einem solchen Aufsatz Gebrauch gemacht, ist mit Rücksicht auf die gerichtsbekannte Haltung der Zeitschrift „Süddeutsche Monatshefte" ohne weiteres glaubhaft. All das wirkt strafmildernd. Die Ehre des Privatklägers ist aber, wenn auch nicht beabsichtigterweise, so doch tatsächlich sehr schwer angegriffen. Das wirkt straferschwerend.

Zur Reform unseres Strafrechts.

Immer wieder müssen wir Gerichtsverhandlungen anführen, die beweisen, daß die Strafen bei Roheitsdelikten in schreiendem Widerspruch zu den Strafen bei sonstigen Vergehen sich befinden. Im Juni berichtete die „München-Augsburger Abendzeitung" folgenden Fall:

(Schwurgericht München.) „Ein erschütterndes Bild entrollte die Verhandlung gegen die Waldwärters-Eheleute Johann und Karoline Springer in Niedermoose, A.G. Rosenheim, die der erschwerten Körperverletzung mit Todesfolge, verübt an ihrem vierjährigen Kinde Karoline, angeklagt sind. Das Kind war zuerst in verschiedenen Kostplätzen untergebracht und gedieh dort geistig und körperlich gut. Als es 1918 nach der Verheiratung der Mutter mit Johann Springer, der nicht der Vater des Kindes ist, in die eigene häusliche Pflege kam, begannen bald grausame Mißhandlungen des Kindes, das körperlich und geistig verfiel. Der Stiefvater schlug es oft mit einer starken Rute und stieß es mit Füßen, so daß es meterweit geschleudert wurde. Wenn es nachts unruhig war, warf es der Stiefvater von einer Ecke in die andere und zerrte es an den Haaren und Ohren. Einmal drückte er dem Kinde, weil es ein Stück Zucker genommen hatte, die beiden Händchen

auf die glühend heiße Ofenplatte. Einmal wurde das Kind im Winter bei ſtrenger Kälte, nur notdürftig bekleidet, in eine Holzlege geſperrt, ſo daß es die Zehen erfror. Als die Kleine infolge der Mißhandlungen erkrankte und ſtark fieberte, entzog man ihr das Trinkwaſſer. Das vom Durſt gequälte Kind ſchleppte ſich zu einem Spülkübel und trank daraus das ſchmutzige Waſſer. Von ſeinem Leiden wurde es am 25. Juni 1919 durch den Tod erlöſt. Zu allen dieſen Mißhandlungen ſah die unnatürliche Mutter zu; ſpäter verſtändigte ſie jedoch die Gendarmerie.

Die Leichenöffnung offenbarte erſt vollſtändig die lebensgefährlichen Mißhandlungen, denen das arme Kind ausgeſetzt war. Feſtgeſtellt wurden an ihm drei Rippenbrüche, ein Oberſchenkel-, ein Schlüſſelbein- und ein Bruſtbeinbruch und zahlreiche Striemen und Beulen am ganzen Körper.

Das Urteil lautet für Johann Springer auf 3 Jahre Zuchthaus und 5 Jahre Ehrenverluſt, für Karoline Springer auf 1 Jahr 6 Monate Gefängnis; nach Verbüßung von 9 Monaten erhält ſie Bewährungsfriſt."

Nach dem Volksempfinden iſt eine Strafe von 1 Jahr und 6 Monaten Gefängnis, wovon noch die Hälfte als Bewährungsfriſt zurückgeſtellt wird, ein wahrer Hohn auf die Rechtspflege: Wenn die Strafe in einem Verhältnis zum Delikt ſtehen ſollte, wäre Todesſtrafe für eine ſolche Mutter noch außerordentlich mild.

Die chriſtlichen Miſſionen in Japan.

Wir erhalten folgende Zuſchrift:

Sehr geehrte Redaktion! Die Süddeutſchen Monatshefte leſe ich ſeit langer Zeit mit vielfacher Zuſtimmung und dankbarer Freude für all das Gute und Charaktervolle, das ſie bieten. So darf ich mir auch geſtatten, Sie darauf aufmerkſam zu machen, daß in dem ſonſt ſehr lehrreichen Aufſatze „Der Japaner" in „Zur Kenntnis der Völker" Seite 93, Zeile 13 f. nebenbei ein Urteil über die oſtaſiatiſche Miſſion mit untergelaufen iſt, das nach meiner Kenntnis der Dinge auf Grund guter Nachrichten durchaus den Tatſachen widerſpricht. Die deutſche Miſſion des proteſtantiſchen Chriſtentums hat in Japan und China ſich große Verdienſte erworben, die in Japan auch anerkannt ſind, und dieſe Arbeit bildet ſogar einen Lichtblick in die Zukunft für unſere Arbeit im Ausland, unſere deutſche nationale Arbeit. So muß ich gegen dieſes Urteil des Verfaſſers proteſtieren, zugleich mit dem Ausdruck meiner Hochſchätzung der Arbeit der Südd. Monatshefte.

Nürnberg-Ebenſee. Prof. Dr. Hans Pöhlmann.

(Während des Druckes erhielten wir noch eine ähnlich gerichtete Zuſchrift von Miſſionsdirektor D. Dr. Witte in Berlin. Wir werden auf die wichtige Frage der chriſtlichen Miſſionen in Oſtaſien zurückkommen.)

W. T. B.

Die Behauptungen Paul Coſſmanns in Heft 7 der Süddeutſchen Monatshefte gegen Wolffs Bureau ſind ſämtlich unwahr. Wolffs Bureau hat nicht während des Krieges flotte Dividenden bezahlt, ſondern ſeit dem 1. Oktober 1914 überhaupt keinen Pfennig Dividende verteilt. Wolffs Bureau hat nicht während des Krieges möglichſt wenig telegraphieren laſſen, ſondern fortgeſetzt ungeheures Nachrichtenmaterial bezogen und veröffentlicht. Wolffs Bureau hat nicht unterlaſſen, der Entente entgegenzutreten. Die Jubiläumsſchrift der Schweizeriſchen Depeſchenagentur beweiſt, daß Reuter 1914 ins Ausland 209600, 1918 574900, Havas 1914 614000, 1918 920000 Worte, Wolffs Bureau aber 1914 383000, 1918 1325000 (!!) Worte lieferte. Unwahr iſt, daß Wolffs Bureau nach dem Kriege niemals eine Depeſche über die Mißhandlung deutſcher Kriegsgefangener ins Ausland ſandte. Zahlloſe Depeſchen dieſer Art ſind von Wolffs Bureau überallhin verbreitet.

Wolffs Telegraphiſches Bureau. Continental-Telegraphen-Compagnie Actiengeſellſchaft.

Berlin, 18. Juni 1920. gez. Mantler p. p. Jeſſen.

Hierzu schreibt uns unser Gewährsmann:

„Mit der einfachen Behauptung, die der meinen widerspricht, kann ich mich nicht zufrieden geben. Erst wenn die Direktion des Wolffsbüros mir die schriftlichen Versicherungen aller seiner Auslandsvertreter im Kriege zur Verfügung stellt, daß sie niemals zur Einschränkung ihres Telegraphendienstes angehalten wurden, sondern im Gegenteil die wiederholte Aufforderung erhielten, möglichst viel zu depeschieren, bin ich bereit, einen Irrtum meinerseits einzugestehen. Stimmt die Behauptung des Dementis, so wird es ja ein leichtes sein, solche Belege zu beschaffen. Die Zahlen, die hier angeführt werden, scheinen mir wenig zu beweisen. Sie zeigen, daß der Wolffdienst nach der Schweiz hinter dem vereinigten Dienst der drei hauptsächlichen Entente-Bureaus: Havas, Reuter und Stefani ganz erheblich zurückstand. Das Anschwellen der Wortzahl ist wohl in erster Linie auf die deutschen Heeresberichte zurückzuführen, und es ist kaum ein Verdienst von W. T. B., daß diese meistens mehr zu erzählen hatten, als die Frontrapporte unsrer Gegner. Im übrigen kommt es ja nicht nur darauf an, wie viel man telegraphiert, sondern ob die Telegramme wirkungsvoll abgefaßt sind.

In der Frage der Mißhandlung deutscher Kriegsgefangener erkläre ich mich gern als widerlegt, wenn die Direktion des W. T. B. beweisen kann, daß sie nach dem Beispiel von Havas und Reuter selbsttätig Telegramme verfassen ließ, die für die Befreiung unserer Gefangenen eintraten, und nicht nur Nachrichten über deutsche Protestversammlungen oder offizielle Reden wiedergab. Nur einen Fall möchte ich herausgreifen. Eine französische Zeitung brachte damals die Notiz, der französische Kommandant eines deutschen Gefangenenlagers habe den Frauen in der umliegenden Ortschaft verboten, den hungernden Deutschen aus Mitleid Schweinefutter zu geben. Aus einem solchen Vorfall hätten Havas und Reuter natürlich eine große, sehr wohl berechtigte Aktion gemacht. Hat W. T. B. das gleiche getan? An der Hand solcher Einzelheiten können am besten alle Mißverständnisse geklärt werden."

Wir müssen leider dem W. T. B. gleich wieder Gelegenheit zu einer Berichtigung geben, indem wir der Öffentlichkeit folgende Tatsachen unterbreiten:

Das offizielle französische Depeschenbureau Havas hat „um das Interesse an französischem Leben und Wesen im besetzten Gebiet zu wecken und zu erhalten", einen Geheimvertrag mit dem offiziellen deutschen Wolffschen Telegraphenbureau geschlossen, wonach W. T. B. verpflichtet ist, täglich 600 Worte Havasmeldungen in die Pfalz, und täglich 1000 Worte Havasmeldungen in die übrigen besetzten deutschen Gebiete an die gesamte Presse zu liefern.

Die von den Franzosen gelieferten Nachrichten betragen mindestens 14 Prozent aller von W. T. B. in den besetzten Gebieten verbreiteten Depeschen.

Havas liefert diese Meldungen in deutscher Sprache, W. T. B. hat nicht das Recht, an ihnen etwas zu ändern oder etwas fortzulassen.

W. T. B. hat der Presse der besetzten Gebiete von diesem Abkommen keine Kenntnis gegeben und sie in dem Glauben gelassen, daß die Verbreitung der von ihm gelieferten Havasmeldungen im Interesse des Deutschen Reiches gelegen sei und von diesem gewünscht werde.

Wir fordern das W. T. B. auf, falls sein Abkommen mit Havas hier nicht richtig wiedergegeben ist, uns eine neue Berichtigung zu senden.

Redaktionell abgeschlossen am 15. Juli 1920.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Bemerkungen zur französischen Literatur[1]).

In ihrer Begeisterung fürs Französische gebärden sich manche Leute bei uns wie der gute Habakuk bei Raimund, der „zwei Jahr in Paris war“: wenn man ihnen auf den Zahn fühlt, stellt sich heraus, daß sie nicht über Ottakring hinausgekommen sind.

Ein gescheites Wort Schillers: „Die französische Sprache ist aber auch recht dazu gemacht, um die Erscheinung der Erscheinungen auszudrücken.“ Man könnte es parodieren und vom Englischen sagen, es drücke das Wesen des Wesens aus, und vom Deutschen, den Grund des Grundes. Eine Sprache, die statt „A midsummernights dream“ nur sagen kann „le songe d'une nuit d'été“ ist fürs Deskriptive geschickter als fürs Intuitive. Un coin de nature vu à travers un tempérament: die Ästhetik des Reporters; zugleich seine Psychologie, Erkenntnistheorie, Moral, Logik.

Das Französische war in der Zeit, als es in Deutschland wohl Zeitungen, aber keine Journalisten gab, die hohe Schule der Journalistik. Daher fühlen sich mehr journalistisch veranlagte Menschen von jeher magisch von ihm angezogen. (Die meisten Menschen sind, um es euphemistisch auszudrücken, mehr journalistisch veranlagt.) Mit dem Jungen Deutschland steckt der Journalismus die deutsche Literatur an: wenn auch das, was Börne, Heine, Gutzkow, Wienbarg usw. produzierten, mit geringen Ausnahmen für die Literatur nicht mehr existiert, so ist andererseits doch die unkünstlerische Aktualität ihres Produzierens nicht mehr aus der Literatur hinauszubringen, da sie auf die Aktualitätsinstinkte des Zeitungspublikums zugeschnitten ist. Le journalisme, voilà l'ennemi!

Wo, für wen, für welches Publikum, für welche Art von Kritik wird in Frankreich geschrieben? Im 16. Jahrhundert ist es die Gelehrtenstube. Im 17.: la cour et la ville. Im 18.: le salon. Im 19.: le feuilleton. Was kennzeichnet dieselben Jahrhunderte in Deutschland? Reformation, Kirchenlied, Volkslied, unliterarisches Weiterleben der älteren, besonders der anonymen Literatur unterm Volke; eine Analogie zu dem, was man in der Physiologie Sinnesvikariat nennt, indem Kräfte, die literarisch nicht frei werden, sich musikalisch entladen; die kleinen Bildungszentren: Hamburg, Wien, München, Mannheim, Jena, Weimar, Heidelberg, Schwaben usw. Vor allem aber: in Deutschland hat der Humanismus niemals diese Rolle gespielt; es hat im 17. Jahrhundert keine cour und keine ville in diesem Sinn; es hat im 18. keinen Salon, und bekommt erst nach 1850 ein Feuilleton. Der Einfluß eines wirklich mächtigen Hofs, einer wirklichen Großstadt, des Salons, des Feuilletons auf die deutsche Literatur ist viel zerstörender als in Frankreich, weil der Deutsche seinem ganzen Wesen nach gar nicht dafür geschaffen ist. Gewisse Berliner romantische, jungdeutsche, naturalistische usw. „Salons“: — — als Veranstaltungen ebenso greulich wie als Wirkungen.

Sie haben kein Verhältnis zum Volkslied, nicht einmal zu ihrem eigenen. Im 16. Jahrhundert, der einzigen Zeit, wo der französische Geist den ungestümen Aufnahmedrang zeigt, ohne dessen regelmäßige Wiederkehr eine Literatur auf die Dauer an sich selbst vertrocknet, konnte Montaigne noch schreiben: „La poésie populaire et purement naturelle a des naïvetés et grâces, par

[1]) Vgl. Heft 9 „Die Franzosen“.

où elle se compare à la principale beauté de la poésie parfaite, selon l'art; comme il se voit ès villanelles de Gascogne, et aux chansons qu'on nous rapporte des nations qui n'ont connaissance d'aucune science ni même d'écriture; la poésie médiocre, qui s'arrête entre les deux, est dédaignée, sans honneur et sans prix." Montaigne erkennt, daß in der Lyrik nur zwei Gattungen den gebildeten Sinn rühren, das wahrhaft Volkstümliche und die hohe Dichtung; was dazwischen liegt: die gepflegte Künstlichkeit, wird durch Malherbe Niveau und Norm der französischen Lyrik. 1855 klagt Gérard de Nerval, einer der wenigen Franzosen, die Sinn fürs Volkslied haben: „Mais songera-t-on à recueillir ces chants de la vieille France, qui n'ont jamais été complétés ni réunis? ... Est-ce donc la vraie poésie, est-ce la soif mélancholique de l'idéal qui manque à ce peuple pour comprendre et produire des chants dignes d'être comparés à ceux d'Allemagne et d'Angleterre? Non, certes; mais il est arrivé qu'en France la littérature n'est jamais descendue au niveau de la grande foule." Dreizehn Jahre später, 1868, veröffentlicht Eduard Schuré seine Histoire du Lied, und zeigt, wie befruchtend die Volksdichtung auf die deutsche Poesie gewirkt hat: umsonst. 1852 werden auf Veranlassung des Prinzen Louis Napoleon, des späteren Kaisers (der dazu höchstwahrscheinlich durch J. M. Firmenich, den Herausgeber von „Germaniens Völkerstimmen" angeregt worden war), die französischen Volkslieder von Amts wegen gesammelt: die Sammlung als solche ist heute noch Manuskript! Aber eine vollständige Abschrift davon ist gemacht worden: bezeichnenderweise für die Harvard University! (Entnommen aus Crane, Chansons Populaires de la France — New York and London!) Was den Franzosen an sogenannten Volksliedern zu Gesichte kommt, sind galante Spielereien aus dem 18. Jahrhundert, und Sentimentalitäten aus dem 19. Ein Buch zu machen wie das „Wunderhorn", jene Sammlung, die Gérard de Nerval fordert, ist keinem Franzosen je eingefallen, und doch wäre es gar nicht schwierig: ich mache mich anheischig, es lediglich von dem, was ich aus Liebhaberei zusammengebracht und verglichen habe, über Nacht druckfertig zu stellen. Dies französische „Wunderhorn" existiert nur in Dutzenden von Philologenausgaben und romanistischen Zeitschriften zerstreut, aber kein Mensch in Frankreich empfindet sein Fehlen als eine Lücke. Man müßte auch hier, dem Publikumsgeschmack zum Trotz, „le joli" zurückdrängen, um das Bedeutende, das Charakteristische ins Licht zu stellen. Aber sie haben keinen Herder gehabt, keinen Arnim und Brentano, keinen Uhland, keinen Erck und keinen Rochus von Liliencron. Darum haben sie heut noch kein „Wunderhorn" und keinen „Zupfgeigenhansl".

Das Wesen der Großstadt ist das Surrogat. Die Tendenz der Presse ist das Surrogat. Die Formen einer großstädtisch entarteten Literatur sind lauter Surrogate. Literatur, anstatt Dichtung. Gesellschaftsdrama statt Tragödie und Komödie. Sentimentalität statt Gefühl. Erotik statt Natur. Rhetorik statt Lyrik. Fortsetzungsroman statt erzählender Dichtung.

Aber die Tendenz zum Surrogat kommt nie zur Ruhe. Sie will das Surrogat des Surrogats: Feuilleton statt Literatur. Reportage statt Feuilleton. Kino statt Roman. Kino statt Drama.

„Die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht bloß die ganze Sprache, sie bestimmen auch den ganzen inneren

Geist dieser Stücke, die Charaktere, die Gesinnung, das Betragen der Personen. Alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenklige Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüts und die Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form wie in das Bette des Prokrustes gezwängt." (Schiller an Goethe.) In diesem Vers ist nicht nur das ganze französische Stildrama geschrieben, sondern auch 80 Prozent aller übrigen Versliteratur. Für Epos, Lyrik, Drama ein und derselbe Vers und zwar dieser Vers! Wie nahe muß er, wie nahe muß durch ihn Epos, Lyrik, Drama der Prosa kommen!

„Ich habe Corneilles Rodogune, Pompée, Polyeucte gelesen und bin über die wirklich enorme Fehlerhaftigkeit dieser Werke, die ich seit zwanzig Jahren rühmen hörte, in Erstaunen geraten. Handlung, dramatische Organisation, Charaktere, Sitten, Sprache, alles, selbst die Verse bieten die höchsten Blößen an, und die Barbarei einer sich erst bildenden Kunst reicht lange nicht hin, sie zu entschuldigen. Denn der falsche Geschmack, den man so oft auch in den geistreichsten Werken findet, ... ist es nicht allein, nicht einmal vorzugsweise, was daran widerwärtig ist. Es ist die Armut der Erfindung, die Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charaktere, die Kälte in den Leidenschaften, die Lahmheit und Steifigkeit im Gang der Handlung, und der Mangel an Interesse fast durchaus. Die Weibercharaktere sind klägliche Fratzen, und ich habe noch nichts als das eigentlich Heroische glücklich behandelt gefunden, doch ist auch dieses, an sich nicht sehr reichhaltige Ingrediens, einförmig behandelt. Racine ist ohne allen Vergleich dem Vortrefflichen viel näher, obleich er alle Unarten der französischen Manier an sich trägt und im ganzen etwas schwach ist." (Schiller an Goethe.)

Wie hat Pascal über die Literatur seiner Zeit gedacht? Es gibt ein paar seiner „Gedanken", aus denen man es vermuten kann. „Il y en a qui masquent toute la nature. Il n'y a point de roi parmi eux, mais un auguste monarque; point de Paris, mais une capitale du royaume ... Ceux qui font des antithèses en forçant les mots sont comme ceux qui font de fausses fenêtres pour la symétrie ... On a inventé de certains termes bizarres, siècle d'or, merveille de nos jours, fatal laurier, bel astre etc., et on appelle ce jargon beauté poétique. Mais qui s'imaginera une femme vêtue sur ce modèle, verra une jolie demoiselle toute couverte de miroirs et de chaînes de laiton ... La vraie éloquence se moque de l'éloquence."

Gibbon schreibt in seiner Selbstbiographie den Abbruch der klassizistischen Tradition dem Einflusse der Popularphilosophie zu: „In France, the learning and language of Greece and Rome were neglected by a philosophic age." Unter dem Einfluß des literatenhaften demagogischen Radikalismus, der sich damals in Frankreich Philosophie nennt, reißt die Verbindung mit dem römischen Altertum ab (die mit dem griechischen ist schon seit dem 16. Jahrhundert dürftig). Was bleibt, ist das ohne seine römischen Vorbilder vielfach unverständliche grand siècle. Die alte Tradition ist zerstört, von da an tritt jede neue Generation in Frankreich ihr Erbe cum beneficio inventarii an: jede sieht in dem zusammenschmelzenden inventarium ein maleficium und läßt nur noch das eigene bric-à-brac gelten, mit dem sie die Wände behängt und das vom nächsten Mieter wieder heruntergerissen wird.

Französische Aufklärung. „Dem lebhaften, geselligen, mundfertigen Franzosen schien nichts zu schwer, und, gedrängt durch die Nötigung einer großen, gebildeten Masse, unternahm er eben, Himmel und Erde mit allen ihren Geheimnissen zu vulgarisieren." (Goethe, Farbenlehre.)

„Sie haben zwar, indem Sie Voltairen die Tiefe absprechen, auf einen Hauptmangel desselben hingedeutet, aber ich wünschte doch, daß das, was man Gemüt nennt und was ihm, sowie im ganzen allen Franzosen, so sehr fehlt, auch wäre ausgesprochen worden." (Schiller an Goethe.)

Auf die französische Literatur paßt mit einiger Übertreibung, was ein Franzose von der Gesellschaft einer Stadt sagte: „Celle qui en est, est un peu ennuyeuse; mais celle qui n'en est pas, est excellente." Das heißt: Je entgegenkommender die Franzosen aus der high literature zur broad literature herabsteigen, je allgemeiner zugänglich die Gattungen werden (Erzählung, Theater), desto vorzüglicher werden sie — in ihrer Art. Fragt man aber grundsätzlich, ob diese Art selbst vorzüglich sei, so können sie mit Musset antworten: Mon verre est petit, mais je bois dans mon verre.

Die gallische Heiterkeit gehört auch zu jenen Redensarten, die einer dem andern nachspricht, die aber bei ernstlicher Überlegung sinnlos sind. Wenn man von den subalternen Gattungen der Literatur absieht (Schwank, Humoreske, Tingeltangelliedchen): wo ist diese berühmte Heiterkeit zu finden? Ich sehe sie nirgends. Ja, Rabelais war heiter, und Montaigne war es auch. Aber schon Molière fehlt zum Teile die Harmlosigkeit; sein Humor hat Ähnlichkeit mit dem von Wilhelm Busch, seine Grundstimmung ist oft sehr gallig, pessimistisch, misanthropisch, die guten Ausgänge seiner Komödien oft recht gewaltsame Notschlüsse. Die Heiterkeit des 18. Jahrhunderts ist entweder spielerisch, oberflächlich, oder zur sardonischen Grimasse forciert, wie in manchen der berühmtesten Erzählungen Voltaires, vorab im Candide. Was aber ist im 19. Jahrhundert wirklich heiter? Ich meine von großer Literatur, nicht Gesellschaftslustspiel, Verwechslungsschwank und derlei Amüsementsartikel, deren saubere und witzige Mache ich eher über- als unterschätzen möchte. Ich sehe nur einen, der heiter ist: Claude Tillier, dessen Onkel Benjamin (wie Diderots Neveu de Rameau) von einem Deutschen entdeckt und den Franzosen gezeigt wurde. Die Heiterkeit dreier anderer, die ich gleichfalls eher zu hoch als zu gering schätze, hat nicht standgehalten: Die Heiterkeit Daudets wird zerstört durch Sentimentalität, Aktualität und Auspressung eines karikaturistischen Einfalls (nebenbei: steht der Tartarin wirklich höher als Stindes Familie Buchholz?) bis auf den bitteren Rest. Die Heiterkeit Maupassants erstickt in Psychologie und Grauen, diejenige von Anatole France in skeptischem Nihilismus. Heiter ist im Frankreich des 19. Jahrhunderts nur noch Einer, der aber war kein Franzose und schrieb kein Französisch: der herrliche Provenzale Frederi Mistral, dessen Heiterkeit etwas zugleich Antikes und Germanisches hat, etwas Homerisches und Goethisches, die Heiterkeit der Natur, nicht der Bouffes Parisiens. Sonst aber ist die französische Literatur des 19. Jahrhunderts gerade in ihren bedeutendsten Vertretern das Gegenteil von heiter: auffallend grämlich, mürrisch, fast fatalistisch finster (Stendhal, Balzac, Flaubert), ohne je in die befreiende Sphäre des Tragischen zu reichen.

Vergebens sträubt man sich gegen die Erkenntnis, daß der moderne Gesellschaftsroman eine künstlerisch minderwertige Gattung an sich ist: vom Drama

aus ist die Analogie zwingend. Das Gesellschaftsdrama bildet sich aus den bescheidenen Anfängen, wie sie in gewissem Grade schon Molière, Diderot und Goldoni zeigen, durch Scribe eine eigentümliche Spannungs-Technik, die, durch Augier, Dumas, Sardou vervollkommnet, die Tragödie zerstört. Zwischen Kunst und Technik besteht ein kompliziertes Verhältnis, das sich kaum auf eine Formel bringen läßt, sicher ist nur soviel, daß die Vervollkommnung des Technischen sich zuletzt gegen die Kunst selber richtet und sie vernichtet. Die Endspiele dieses technisch unübertrefflichen Schachs spielt Ibsen, von „Kaiser und Galiläer" an bis zum dramatischen Epilog „Wenn wir Toten erwachen", in welchem er mit sich selber und der Gattung als solcher abrechnet und seine spätere dichterische Entwicklung als Irrweg verwirft. Das letzte Wort des Gesellschaftsdramas heißt Ibsen. Was nach ihm kommt, ist Variété, Kabarett, Kino. Man mache nun den Versuch, sich aus dem König Ödipus des Sophokles die Chöre wegzudenken und man hat einen antiken Sherlock-Holmes-Fall. Genau das ist aber der Weg, den das französische Theater geht: es drängt das Musikalische, das Lyrische aus dem Drama hinaus. In Corneilles Cid und Polyeucte finden sich noch lyrische Stellen von bemerkenswerter Schönheit, sozusagen Arien, Kantilenen, die das Allegro des Dialogs unterbrechen und künstlerische Ruhepausen geben, in denen die Handlung stille steht und an Stelle der Spannung die reine Gemütsbewegung tritt. (Ähnlich verhält es sich mit manchen Szenen bei Shakespeare; man versteht sie, wie V, 1 des „Kaufmanns von Venedig" nur von der Musik aus ganz; oder Goethes Iphigenie: „Du hast Wolken" ist eine nicht minder himmlische Musik als die große Arie der Gräfin im Anfange des 2. Aktes des Figaro; „Denken die Himmlischen" und „O segnet, Götter": Rezitativ und Arie. Als Schelling Goethes Übersetzung des „Tancred" gehört hat, urteilt er: „Goethe setzt den Voltaire in Musik wie Mozart den Schikaneder.") Das französische Drama hingegen wird bewußt und absichtlich entmusikalisiert und rationalisiert. Ausnahme im 17. Jahrhundert Racine in seinen beiden letzten Werken „Esther" und „Athalie"; er ist der einzige, der die Griechen kennt; ich erkläre mir die große Pause in seinem Schaffen (1677—89) u. a. auch damit, daß er der rationalistischen Form des Dramas müde geworden war und es unter seiner Würde hielt, jedes Jahr ein Stück zu liefern pour la cour et la ville; er war zu vornehm dazu.

Im 19. Jahrhundert tritt das französische Gesellschaftsdrama seinen Siegeszug über die europäischen Bühnen an: die Entwicklung ist abgeschlossen. Welche Entwicklung? Die zur Prosa. Das Tempo des Dramas ist nur noch Allegro; es gibt kein Adagio mehr. Was damit aus dem Drama eliminiert worden ist, ist das Dichterische selbst. Man sträubt sich instinktiv, selbst die am traurigsten ausgehenden Stücke von Dumas, Sardou, Ibsen Tragödien zu nennen; es sind Schauspiele, Dramen. Die Tragödie ist ersetzt worden durch eine verbürgerlichte Halbform, die Prosa hat auf der ganzen Linie gesiegt. Das Ziel: König Ödipus ohne Chöre, ist erreicht. Wenn wir Ibsens Stützen der Gesellschaft, Nora, Gespenster, Wildente, Rosmersholm, Hedda Gabler genau vornehmen, erweisen sie sich als sentimental aufgeputzte Sherlock-Holmes-Fälle. Es hat etwas Erschütterndes, wie der alte Mann in seinen letzten Stücken versucht, den Weg zur Dichtung zurückzufinden: umsonst! was ihm diesen Weg versperrt, ist seine großartige Technik, von der er sich nicht mehr befreien kann. Auch Strindberg kommt von der Form des Gesellschaftsdramas nicht los und diese Form ist an sich unkünstlerisch: der Spannungsmechanismus zerstört das Tragische, weil er den Zuschauer zwingt, stofflich mitzugehen, anstatt seelisch. Der nächste, konse-

quente Schritt heißt Kino. Das Kino ist keineswegs der Bastard, sondern der völlig legitime Sprößling des europäischen Gesellschaftsdramas, das seinem Ursprung und Wesen nach französisch ist.

Das Kino ist nicht minder die letzte Konsequenz des auf Spannung hin gearbeiteten Gesellschaftsromans, der ebenfalls seinem Ursprung und Wesen nach französisch ist. Beides sind journalistische Zwittergattungen, ohne Zeitungsreklame und Zeitungskritik (in den meisten Fällen identisch) nicht zu denken. Was das Publikum im 19. Jahrhundert über Kunst liest, ist ihm alles von Journalisten vorgedacht worden, deren Standpunkt wesentlich unkünstlerisch ist: sie operieren mit Schlagworten, die aus der Politik hergeholt sind: Fortschritt, Reaktion usw., lauter Begriffe, die für die Kunst nicht existieren, so wenig wie Programme, Manifeste und irgendwelche „-ismen". Die Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts sind entweder vom philologischen Standpunkt aus geschrieben oder vom journalistischen, aber nicht vom ästhetischen. Weder der Philologe noch der Journalist hat den Mut, ästhetische Grundfragen anzuschneiden; beide stehen der ganzen Art ihres Denkens nach auf dem Standpunkt „was wirklich ist, ist vernünftig". Aber dadurch wird der Begriff: große Kunst, große Literatur, verwirkt. Das typischeste Produkt dieser Art sind die „Hauptströmungen" von Brandes. Reine Journalistenarbeit: er weist den Schriftstellern Plätze auf der äußersten Rechten oder Linken an wie in einem Parlament, verwechselt Literatur mit Politik, Kunst mit Gesinnung, Gesinnung mit Partei, Partei mit Faktion, ist immer aufs Aktuelle aus wie ein Reporter, geht mit der Mode, gestern Spencer und Stuart Mill, heute Nietzsche, morgen Bergson, gestern Zola, heute Anatole France, morgen Dostojewski. Sein Einfluß auf die Berliner Kritik war ein Verhängnis, wie auch sein Einfluß auf die Entwicklung der dänischen Literatur verderblich war. Vor jeder wirklich großen Erscheinung versagt er völlig: Shakespeare, Goethe, Donatello; gar wenn sie philosophisch ist, wie Schopenhauer, Nietzsche; am jämmerlichsten, wenn sie religiös ist: Luther, Kierkegaard. Dafür ist sein Artikel über die Goncourts interessant. Jeder Literat kennt Brandes. Keiner kennt Benedetto Croce. Der eine schreibt Zeitungsartikel in Form von Büchern. Der andere schreibt Bücher in Form von Zeitungsartikeln.

Durch den geschichtlichen Vorrang Frankreichs werden im 18. Jahrhundert die großen Formen des französischen 17. europäisch, aber die europäische Romantik beseitigt sie wieder. Hingegen werden durch die Journalisierung des europäischen Geisteslebens im 19. Jahrhundert die Surrogatformen der französischen Literatur (Roman, Drama) europäisch, weil sie dem Surrogatbedürfnis der Abonnenten entsprechen. Der Begriff „große Dichtung" ist verloren gegangen. (In diesem Sinn ist nichts verräterischer als die Großstadtlyrik Baudelaires, und das Schielen Stefan Georges nach ihr. Große Literatur und Großstadtliteratur sind Antipoden. Die meisten europäischen Literaten sind zu ungebildet, um über den Oktroi des Großstadtsurrogats hinauszukommen: vor den Toren spricht man nämlich nicht Französisch, der Literat aber kann bestenfalls ein bißchen Französisch und ist unsäglich stolz darauf, daß er's so schön kann.) Was fehlt gegen die „kleine Literatur", ist eine Gegenbewegung von der Stärke der englischen und deutschen Reaktion, die von Percy bis zu Richard Wagner reicht.

Schiller über das Eigentümliche der Charakterzeichnung im französischen Drama. Er spricht von Crébillon, hat aber damit recht auch fürs 19. Jahrhundert, für die Tragödie Sardous und Dumas' nicht minder als für die Posse Labiches: „Er behandelt die Leidenschaften wie Kartenbilder, die man durcheinander mischen, ausspielen, wieder mischen und wieder ausspielen kann, ohne daß sie sich im

geringsten verändern. Es ist keine Spur von der zarten chemischen Verwandtschaft, wodurch sie sich anziehen und abstoßen, vereinigen, neutralisieren, sich wieder scheiden und herstellen. Freilich gewinnt er auf seinem Weg Situationen, die auf jedem andern unmöglich wären. Uns würde überhaupt diese Manier unerträglich sein; allein ich habe gedacht, ob man sie nicht zu subalternen Kompositionen, Opern, Ritter- und Zauberstücken mit Glück brauchen könnte und sollte." Schillers Bemerkung trifft so sehr das Wesentliche, daß sie selbst für Corneille und Molière gilt. Vor hundert Jahren, wo die Klassizität Molières noch kein Dogma war, schrieb Koller in seinen „Aphorismen für Schauspieler" offen: „Die Natur gibt uns kein Beispiel eines Menschen, der ganz und gar in eine einzige Leidenschaft verwandelt wäre. Plautus und Molière haben daher gefehlt, daß sie statt des Geizigen uns den Geiz geschildert haben." Die Komödie des Aristophanes ist, wie ihre Nachahmungen zeigen, vollkommen unnachahmlich. Die Komödie Shakespeares ist als Form heute noch lebendig. Am leichtesten ist die französische Komödie nachzumachen; das kann jeder Budapester Reporter. Raimund und Nestroy sind an dichterischer Potenz, an Gestaltungskraft, an Charakterzeichnung, an Sittenschilderung, an humoristischer Schlagkraft, an Reichtum der Einfälle Molière überlegen. Auch die beiden Komödien Beaumarchais' sind, jede in ihrer Art, vollkommener als jedes Lustspiel Molières. Und um wie viel feiner ist Goldoni! um wie viel tiefer und reicher Gozzi!

All art constantly aspires towards the condition of music. Für die französische Literatur müßte man diesen Satz Walter Paters umkehren, etwa: French poetry irresistibly tends towards prose. Welche andere Literatur hat vom 12. bis 15. Jahrhundert vier Chronikenschreiber aufzuweisen vom Range Villehardouins, Joinvilles, Froissarts, Commines? Im 16. Jahrhundert zwei derart ausgeprägte Charaktere wie Rabelais und Montaigne? Was das 17. anlangt, so liegt sein Gewicht, wie die Franzosen selbst erkennen, durchaus in der Prosa; vom 18. und 19. nicht zu sprechen. Frankreich ist das klassische Land der Prosa, das Land, in welchem die Prosa klassisch geworden ist. Alles, was irgendwie in die Prosa einschlägt, hat Tradition und Feinheit (Briefe, Memoiren). Was sich vom grand siècle am besten gehalten hat und heute noch ohne weiteres Genuß bereitet, ist seine Prosa. Eine Erzählung, wie die Princesse de Clèves ist in ihrer Art von zeitloser Vollendung. Von einem großen Teil der Lyrik gilt das Wort Heines „Das alles hätt' ich geradesogut in Prosa sagen können". Das Drama verlegt sein ganzes Gewicht in die Prosa, ebenso das Epos: als Roman. Versdramen und Versepos sind stärker verkümmert als in der englischen und deutschen Literatur. Man kann dies alles erkennen und zugeben, aber man darf nicht aus der Not eine Tugend machen und die Prosa als Ziel der Dichtung darstellen. Dichtung bleibt Dichtung und Prosa bleibt Prosa.

Große Literatur schätzt man immer gleich hoch, auch wenn man sie nicht liest (vielleicht weil „man" sie nicht liest). Die andre schätzt man je nach Alter, Geschlecht, Zeit, Ort, Umständen verschieden. Bei Regenwetter, Zahnweh, in einem Wartesaal sind schon die „Drei Musketiere" beinahe klassisch; von Balzac gar nicht zu reden. Überhaupt kein Wort gegen die Gattungen an sich: le superflu, chose très nécessaire. Aber deswegen doch den Literaten auf die Finger gesehen, die umgekehrt wie beim Bouquinisten am Quai ein Buch aus dem Zehn-Sous-Kasten in den Hundert-Sous-Kasten hinüberschmuggeln möchten! Besonders wenn es ihre eigenen Bücher sind: Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!...

Amerika als Gegner Deutschlands und Herr der Welt.

Die Vernehmungen vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß in Berlin haben eine Beantwortung der Frage, welche Ursachen die Vereinigten Staaten zum Kriege gegen Deutschland geführt haben, nicht ergeben. Daß die deutsche Erklärung des unbeschränkten U-Bootkrieges der äußere Anlaß war, wußte man längst. Allein es ist nicht zu verkennen, daß die öffentliche Meinung in Amerika schon von Beginn des Krieges an Partei gegen Deutschland genommen hatte; die maßgebenden republikanischen und demokratischen Blätter erklärten einhellig, im Interesse des Rechts und der Freiheit dürfe Deutschland, das den Militarismus, Zäsarismus und die brutale Vergewaltigung kleiner Völker repräsentiere, nicht siegen. Roosevelt erklärte, Amerika hätte schon nach dem Einmarsch der Deutschen in Belgien dem Kaiser den Krieg erklären müssen, mindestens aber nach der Torpedierung der Lusitania. — Neben der Presse ergriff auch die amerikanische Hochfinanz von Anfang an die Partei der Entente und unterstützte sie durch Kriegslieferungen und Anleihen. Sie ging dabei in der Idee von denselben Motiven aus, wie alle übrigen deutschfeindlichen Amerikaner; zugleich werden aber auch Rücksichten auf den Geldverdienst eine Rolle gespielt haben.

Der Schreiber dieser Zeilen kam vor mehr als einem Vierteljahrhundert nach Amerika, um die Redaktion eines deutschamerikanischen Blattes zu übernehmen. Was mich am meisten wunderte, war, daß es in diesem Lande bei seiner ungeheuren industriellen und kapitalistischen Entwickelung so wenige Sozialdemokraten gab. Dann las ich in einem deutschfeindlichen angloamerikanischen Blatt folgende Erklärung: Der amerikanische Großkapitalist huldige dem Grundsatz: „Noblesse oblige“, er sei immer bereit zu geben und versöhne dadurch die wirtschaftlich Schwachen und die Arbeiter. Man neide ihm seinen Besitz nicht, weil man wisse, daß er einen guten Gebrauch davon mache. Der deutsche Kapitalist sei ganz anders geartet, nämlich geizig, kleinlich und schäbig. Der Amerikaner verschenke eher 100000 Dollar, als der Deutsche 10 Dollar. Diese Schäbigkeit und außerdem der preußisch-deutsche Militarismus seien die Ursachen, daß es in Deutschland so viele Sozialdemokraten gebe.

Wie war nun die Lage in Amerika bei Ausbruch des Weltkrieges? Es sind darüber in Deutschland viele falsche Nachrichten verbreitet worden und die meisten Deutschen haben noch falsche Vorstellungen von den wirklichen Verhältnissen. Die Wahrheit ist, daß nur die Amerikaner von deutscher und von irischer Abstammung, die reichlich ein Viertel des amerikanischen Volkes ausmachen, mit ihren Sympathien auf seiten der Mittelmächte standen; alle übrigen, in erster Reihe natürlich die Angloamerikaner, erhofften mit leidenschaftlichem Drange den Sieg der Entente. Diese Herzensneigung kam zunächst in der Lieferung von Waffen, Munition und anderen Dingen an die Verbandsmächte zum Ausdruck. In einem Vortrage, den Grover Hübner, Handelsprofessor an der Universität von Pennsylvania in der Jahresversammlung der Academy of Political Science in der Earl Hall der Columbia-Universität hielt, berichtete er über die Steigerung der Kriegsausfuhr vom ersten bis zum zweiten Kriegsjahr: die Ausfuhr von Kriegsmunition sei in dieser Zeit von 8 Millionen Dollar auf 50 Millionen gestiegen, die von Pferden, Sattelzeug, Aroplanen, Automobilen, Stacheldraht, Medizinalartikeln von 28 Millionen auf 160 Millionen, Futtermitteln von 1 Million auf 78 Millionen, Webereiprodukten von 56 Millionen auf 99 Millionen. Dagegen sei die Ausfuhr von Baumwolle um 231 Millionen, die von landwirtschaftlichen Geräten um 21 Millionen und die von Holzprodukten um 53 Millionen gesunken. Im

ganzen stieg die Ausfuhr im zweiten Kriegsjahr auf 2716 Millionen Dollar und die amerikanische Handelsmarine wuchs um 795000 Tonnen.

In der ganzen amerikanischen Geschichte ist eine solche Blütezeit des Verdienstes nicht zu verzeichnen. Es wurde nicht bloß so viel exportiert, wie noch niemals zuvor, sondern an den Ausfuhrartikeln wurde auch viel mehr profitiert, als es früher jemals der Fall gewesen. Darum wurde es die einstimmige Parole, daß man sich diese Geldgewinne nicht entgehen lassen wolle, und alle Bemühungen der Deutschen und Iren, im Interesse einer wahren Neutralität die Ausfuhr von Waffen und Munition zu verbieten, mußten scheitern. Eine Delegation von Damen erschien im Weißen Hause, um dem Präsidenten eine Petition mit 28000 Unterschriften zu überreichen, die um ein solches Verbot bat, aber Mr. Wilson lehnte rund ab. Die Delegation wies darauf hin, daß Präsident Grant während des Deutsch-Französischen Krieges ein solches Verbot erlassen habe, aber Wilson erwiderte, daß der Präzedenzfall aus der Grant-Administration keine Gültigkeit habe, weil damals beide kriegführenden Teile die Möglichkeit gehabt hätten, Waffen aus den Vereinigten Staaten zu beziehen. Ist das nicht zum Lachen? Präsident Grant schnitt durch sein Verbot beiden Teilen diese Möglichkeit ab und genau dasselbe wurde auch von Wilson verlangt. Das wäre ja auch die rechte „Parität" gewesen. Wilson meinte freilich, ein solches Verbot würde in England böses Blut machen, da England dem Deutschen Reich zur See überlegen sei, aber im Jahre 1870 besaß Frankreich diese Überlegenheit, denn der Norddeutsche Bund verfügte ja nur über ein paar kleine Kriegsschiffe. Die wahren Gründe, weshalb die amerikanischen maßgebenden Kreise sich gegen ein Verbot der Ausfuhr von Kriegsmaterial sperrten, waren 1. weil die Amerikaner riesig daran verdienten und 2. weil ihre Sympathien von Anfang an ganz auf seiten der Entente standen.

Amerika schien sich bald in eine einzige große Waffen- und Munitionsfabrik verwandelt zu haben. Natürlich entwickelte sich dadurch ein großartiges Korruptionssystem. Ganz fabelhafte Kommissionen wurden von amerikanischen Fabrikanten für die Erlangung von Aufträgen bezahlt an Leute, die vorgaben, sie hätten bei den Militär- und Marine-Attachés und den Einkäufern der Alliierten Einfluß. Auch die Politiker profitierten davon. So wurden einem hohen Beamten der Bundesregierung 100000 Dollar angeboten in der Voraussetzung, daß er den Botschafter einer der alliierten Mächte veranlassen könne, Bestellungen für einen gewissen Fabrikanten zu erlangen. Die Preise wurden natürlich durch diese „Kommissionen" und andere Bestechungsgelder entsprechend erhöht und die Qualität wurde dadurch auch nicht verbessert. Wie es damit bestellt war, ging aus der zynischen Bemerkung eines Blattes hervor, das schrieb: „Wir sehen nicht ein, warum der amerikanische Farmer durch ein Ausfuhrverbot daran verhindert werden soll, lahme Pferde an die Kriegführenden zu verkaufen."

Ein Gesamtbild entwerfen folgende Zahlen (nach „Tausenden von Doll." berechnet) des Statist über den Außenhandel in den letzten 11 Jahren:

	Waren		
	Einfuhr	Ausfuhr	Ausfuhrüberschuß
1907/8	1194341	1860773	666432
1908/9	1311920	1663011	351091
1909/10	1556947	1774985	188037
1910/11	1527226	2049320	522094
1911/12	1653265	2204322	551057

	Waren		
	Einfuhr	Ausfuhr	Ausfuhrüberschuß
1912/13	1 813 008	2 465 884	652 876
1913/14	1 893 026	2 364 579	470 653
1914/15	1 674 170	2 768 589	1 094 419
1915/16	2 197 884	4 333 483	2 135 599
1916/17	2 659 355	6 290 048	3 630 693
1917/18	2 946 022	5 928 338	2 982 316

Hierbei sind besonders die Zahlen über die ungeheure Zunahme des Wertes der Ausfuhr in den letzten drei Jahren zu beachten.

Die Hilfe, welche Amerika den Ententemächten durch die Lieferung von Kriegsmaterial, Lebensmitteln u. dgl. gewährt hat, ist ja kaum zu überschätzen, aber das war den regierenden amerikanischen Kreisen noch nicht genug: man lieh ihnen auch Geld. Und dabei stand Präsident Wilson an der Spitze, weil er gegen den Willen der meisten Banken die englisch-französische Anleihe durchsetzte, indem er die unter offizieller Kontrolle stehenden Bundesreservebanken förmlich dazu zwang, das Geld herzugeben. Dies war für die Deutschamerikaner der Anlaß, vollständig mit dem Präsidenten zu brechen, den sie bis dahin noch unterstützt hatten, weil sie, echt deutsch, glaubten, er meine es nicht so schlimm mit Deutschland. Zwar hatte er schon vor Monaten, im Frühsommer 1915, in einer nach Wien gerichteten Note von einer „aggressiven Nation" gesprochen, womit Deutschland gemeint war — deren Politik und Praxis es sei, in Friedenszeiten ihre militärische Kraft mit der Absicht auf Eroberung zu stärken, hatte auch abgelehnt, ein Waffenausfuhrverbot nach England, Frankreich usw. zu erlassen, während er zugleich die Waffenausfuhr nach Mexiko, mit Ausnahme der an seinen Schützling Carrenza, verbot, aber erst in seiner eifrigen Tätigkeit für das Zustandekommen der englisch-französischen Anleihe erkannten endlich die Deutschamerikaner seine deutschfeindliche Gesinnung.

Die amerikanischen Blätter sind stolz darauf, daß Amerika, das vor dem Kriege ein Schuldnerstaat war, sich jetzt in eine Gläubigernation verwandelt habe, aber die wenigsten Menschen haben eine Vorstellung davon, wie groß die Beträge sind, die Amerika ausgeliehen hat. Und es ist dazu allein befähigt worden durch die Kriegslieferungen an den Verband, so daß es gewiß richtig — wenn auch blasphemisch — ist, wenn kürzlich in amerikanischen Blättern zu lesen war, dieser Krieg sei ein sichtbarlicher Segen Gottes für Amerika gewesen, das er damit für seine Frömmigkeit und das viele Gute, welches es anderen Völkern tue, habe belohnen wollen. In der Märznummer 1919 der in Neuyork in spanischer Sprache erscheinenden Zeitschrift „El Comercio" findet sich ein Artikel über „Die Vereinigten Staaten als Geldgeber der Welt". Die Zahlen entnimmt das Blatt dem Bericht für Januar 1919 des Federal Reserve Board, der umstehende Aufstellung über die von ausländischen Staaten, Bezirken, Gemeinden und Korporationen in den Vereinigten Staaten aufgenommenen, am 1. Januar 1919 noch schwebenden Anleihen bringt. Die Unterlagen sind von der Guaranty Trust Company nach sicheren und glaubwürdigen Quellen gesammelt. (Die Beträge sind in Dollars angegeben; Tabelle auf Seite 235.)

So war der Krieg für Amerika wirklich, wie einige amerikanische Zeitungen zynisch einräumten, „das größte Geschäft der Welt". Damit ist freilich noch nicht erwiesen, daß die Amerikaner auch lediglich aus finanziellen Gründen in den Krieg eingetreten seien.

	Regierung	Einzelstaaten, Bezirke, Gemeinden	Eisenbahnen	Korporationen Gemeinnützige	Industrie	Insgesamt	Gewährte Vorschüsse usw. bis 11. 11. 19'8	Gesamtbetrag
Kanada und Neufundland	180 000 000	116 060 662	63 349 050	71 767 500	31 486 793	462 663 955	—	462 663 955
Mexiko	500 000	—	128 087 675	—	—	128 587 675	—	128 587 675
Kuba	10 000 000	—	—	—	—	10 000 000	10 000 000	20 000 000
Panama	2 911 000	—	—	—	—	2 911 000	—	2 911 000
Dominikanische Republik	12 868 350	—	—	—	—	12 868 350	—	12 868 350
Argentinien	32 720 000	—	15 000 000	—	—	47 720 000	—	47 720 000
Bolivien	4 526 000	—	—	—	—	4 526 000	—	4 526 000
Brasilien	—	5 500 000	—	—	—	5 500 000	—	5 500 000
Chile	—	394 200	—	—	—	394 200	—	394 200
Peru	1 000 000	—	—	—	—	1 000 000	—	1 000 000
Großbritannien	733 423 000	—	—	—	—	733 423 000	3 696 000 000	4 429 423 000
Frankreich	449 500 000	86 000 000	—	—	—	535 500 000	2 170 000 000	2 705 500 000
Deutschland	2 000 000	—	—	—	—	2 000 000	—	2 000 000
Rußland	85 000 000	—	—	—	—	85 000 000	187 729 750	272 729 750
Italien	—	—	—	—	—	—	1 051 000 000	1 051 000 000
Belgien	—	—	—	—	—	—	173 380 000	173 380 000
Griechenland	—	—	—	—	—	—	15 790 000	15 790 000
Rumänien	—	—	—	—	—	—	5 000 000	5 000 000
Serbien	—	—	—	—	—	—	10 605 000	10 605 000
Norwegen	5 000 000	—	—	—	—	5 000 000	—	5 000 000
Schweiz	5 000 000	—	—	—	—	5 000 000	—	5 000 000
Dänemark	—	176 400	—	—	—	176 400	—	176 400
China	12 500 000	—	—	—	—	12 500 000	—	12 500 000
Japan	102 552 000	5 250 000	—	—	—	107 802 000	—	107 802 000
Australien	—	—	—	1 250 000	—	1 250 000	—	1 250 000
Insgesamt	1 639 500 350	213 381 262	206 436 675	73 017 500	31 486 793	2 163 822 580	7 319 504 750	9 483 327 330

Die Meinungen sind darüber ganz verschieden. Manche glauben bestimmt, daß es der Fall gewesen, während andere — auch solche, die nicht geradezu verliebt in das Volk der Yankees sind — es entschieden bestreiten und glauben, für die Amerikaner hätten ideale Motive vorgelegen. Es kann nicht meine Aufgabe sein, diese Meinungsdifferenz zu entscheiden. Der Leser möge sich selbst sein Urteil bilden und ich werde ihn dabei unterstützen, indem ich sowohl Material für die eine wie die andere Auffassung beibringe. Vielleicht haben auch beide Teile recht. Für viele sind gewiß pekuniäre Gründe maßgebend gewesen. Man muß nämlich bedenken, daß nach mehrjähriger Kriegsdauer das Geschäft der Waffen- und Munitionsfabriken nicht mehr besonders ging, weil die Ententemächte, in erster Linie England, ihre eigene Kriegsindustrie entwickelt hatten und sich selbst versorgten. Wir haben ja auch schon vorher Zahlen darüber mitgeteilt. Im Fiskaljahr 1916/17 betrug der Wert der Ausfuhr 6,290,048 Tausend Dollar, im folgenden Jahre aber nur mehr 5,928,338, der Ausfuhrüberschuß war im ersten Jahr 3,630,693, im folgenden Jahr aber nur mehr 2,982,316. Es ging somit merklich abwärts. Da sagten sich also die Waffen- und Munitionsfabrikanten, ihr letzter Zweck sei, Geld zu verdienen. Solange sie das Geld bei Lieferungen an die Entente verdienen könnten, sei es ganz schön; wenn das aber nicht mehr möglich sei, müsse Amerika selbst am Kriege teilnehmen.

Andererseits weiß jeder Kenner Amerikas, daß einem ungeheuer großen Teil des amerikanischen Volkes, der jedenfalls die überwiegende Mehrheit ausmacht, der deutsche Zäsarismus und Militarismus der verabscheuungswürdigste aller politischen Greuel war. Jeder Amerikaner haßt an sich schon die Monarchie, besonders aber, wenn sie so autokratisch auftritt, wie sie es zur Zeit Wilhelms II. tat. Die Deutschen wurden auch gehaßt, aber eigentlich nicht als solche, sondern hauptsächlich deshalb, weil sie sich ein solches Regime gefallen ließen. Dazu kommt noch die besondere Vorliebe, welche die Amerikaner für Frankreich hatten, und von der die meisten Deutschen auch nichts wußten. Sie meinten, Amerika sei mit Leib und Seele den Briten ergeben. Das war aber das Gegenteil der Wahrheit. Die Londoner „Nation" schrieb während des Krieges ganz zutreffend: „Das Vorherrschen der Verbandsfreundlichkeit zu Beginn des Krieges (in Amerika) entsprang nicht dem Bewußtsein der Gerechtigkeit der englischen Sache, sondern der mächtigen geschichtlichen Vorliebe für Frankreich und dem starken Groll über die scheußliche Behandlung, die es zusammen mit Belgien durch Deutschland erfuhr. Trotz vieler persönlicher Bande ist England als politische Einheit beim amerikanischen Volke an sich, von irischen und deutschen Einflüssen ganz abgesehen, nie beliebt gewesen; durch Verbindung mit seinem eigenen alten Feinde Frankreich gewann es in den Augen Amerikas, nicht aber so durch die Verbindung mit Rußland und Japan, wie das auch bei dem Verband als Ganzes der Fall war."

Man muß bedenken, daß die Vereinigten Staaten sich durch eine Revolution von England losgerissen und im Jahre 1812 einen neuen Krieg mit diesem Lande geführt haben. Dadurch ist ein Haß entstanden, der noch heute nicht beseitigt ist. Die Redensart "twisting the lion's tail" bedeutet, auf England schimpfen und das kann man in den Vereinigten Staaten in allen Kreisen hören. Die Politiker lieben diese Methode in ihren Reden anzuwenden, weil sie wissen, daß sie sich dadurch bei dem Publikum am leichtesten in Gunst setzen. Dazu kommt, daß der amerikanische Schulunterricht den Kindern bisher keinen anderen Landesfeind anführte, als das „perfide Albion". Man darf die Wirkung eines von solchem Geiste getragenen Geschichtsunterrichts nicht unterschätzen, zumal sie

durch allerhand Jugendschriften, populäre Romane, patriotische Kundgebungen am Nationalfest (dem 4. Juli, zur Erinnerung an die Unabhängigkeitserklärung von 1776) noch verstärkt werden.

Ein besonders drastisches Beispiel der amerikanischen Sympathien für Frankreich ist aus jener Zeit zu registrieren, als Präsident Wilson die Anleihe an England und Frankreich durchgesetzt hatte. Der englisch-französischen Anleihekommission wurde nach Abschluß der Verhandlungen im großen Bankettsaale des Hotels Knickerbocker in Neuyork ein Bankett gegeben, bei dem der hochangesehene amerikanische Anwalt Wm. D. Guthrie als Toastmeister fungierte. Er ließ den Präsidenten Wilson und alle alliierten Staatsoberhäupter hochleben und hielt dann eine Rede, in der er besonders die Franzosen feierte. Er behauptete, daß sie nicht nur für die Freiheit Frankreichs und Belgiens, sondern für die Zivilisation des gesamten Europas kämpften. Die Tatsache, daß die amerikanische Regierung sich gezwungen sehe, eine legale Neutralität aufrecht zu erhalten, mache die Amerikaner nicht unempfänglich gegen die Leiden des französischen Volkes. Der amerikanische Schulknabe lerne schon, Frankreich zu lieben. Unzählige Amerikaner beteten, daß eine neue Schlacht „gegen die Sarazenen" bald den Boden Frankreichs von seinen Eindringlingen befreien möge. Dann warf Mr. Guthrie einen geschichtlichen Rückblick auf die Hilfe, die einst die Franzosen den Amerikanern in ihrem Freiheitskriege gegen England geleistet hätten, und die amerikanische Presse bemerkt dazu, er sei für die anwesenden Engländer gar nicht schmeichelhaft gewesen, sie hätten sich aber nichts merken lassen. Ferner erklärte Mr. Guthrie noch, Frankreich habe 772 Millionen Dollars zur Befreiung Amerikas hergegeben und dieses Geld niemals zurückverlangt. Es sei daher nicht mehr als recht, wenn das amerikanische Volk sich dieses Dienstes erinnere und den Franzosen einen Kredit von 772 Millionen einräume, rückzahlbar, wenn immer Frankreich dazu imstande sei. Auf jeden Bürger der Vereinigten Staaten würden 7½ Dollar entfallen[1]).

Mit dieser Anleihe hatte die amerikanische Hochfinanz im Weltkriege definitiv Partei gegen Deutschland und Österreich-Ungarn ergriffen. Das war um so bemerkenswerter, als noch kurz vor dem Kriege auf dem Friedenskongresse in Baltimore die Ausdrücke „Dollar-Diplomatie" und „Finanz-Neutralität" gefallen waren. Die Dollar-Diplomatie, so wurde erklärt, erstrebe die Substituierung von Dollars für Gewehrkugeln, der wirtschaftlichen Prosperität für den räuberischen Krieg und die Eröffnung eines gangbaren Weges zur Erreichung des Ideals des Weltfriedens. Die Finanz-Neutralität solle durch die Versagung von Anleihen die Kriegführung unmöglich machen. Das letztere war offensichtlich eine noch selbstbewußtere Erweiterung des Ausspruches einer Tochter der Rothschild-Dynastie, es gebe keinen Krieg, weil ihr Vater es nicht erlaube. Trotz dieser mädchenhaften Naseweisheit hat aber noch heute der Satz Geltung, daß ein guter Finanzmann zwar keinen Krieg leiden kann, aber doch den Kriegführenden gerne borgt. Und die Dollar-Diplomatie Amerikas hat sich auf dem Wege zum Weltfrieden in eine Sackgasse verrannt, aus der sie sich durch Teilnahme am Kriege herausfand. Diese Dollar-Diplomatie ist zudem nichts spezifisch Amerikanisches. Wenn sie nach der Erklärung eines Mitgliedes

[1]) Jetzt beginnt man in Amerika auch auf diesem Gebiet Wilson zu mißtrauen. „Unsere Schuld an Frankreich" in Anführungszeichen heißt eine im Verlag der „Jackson Preß" in Neuyork erschienenen Broschüre; sie erinnert darin, daß Frankreichs Benehmen gegen die junge Amerikanische Republik so herausfordernd war, daß diese ihm 1798 den Krieg erklärte, daß im amerikanischen Bürgerkrieg die Haltung Frankreichs unmittelbar bedrohlich war, usw. D. Schr.

des amerikanischen Staatsdepartements die Schaffung wirtschaftlicher Prosperität bezweckt, so wird dieses Ziel schon lange von der gesamten internationalen Diplomatie verfolgt. Seitdem die Erwägung der wirtschaftlichen Interessen ausschlaggebend geworden ist für die Ausgestaltung der internationalen Angelegenheiten und für das Verhältnis der Völker untereinander, hat sich eine ganz neue diplomatische Schule herangebildet. Sie stellte die internationale Welt unter den Sehwinkel der rauchenden Schornsteine, der Hochkonjunktur, der Zölle und Tarife, der wirtschaftlichen Möglichkeiten. Besser noch als auf dem Parkett der Höfe, war sie in den Betriebsstuben der Industriekapitäne und in den internationalen Kreditkontos zu Hause. Die Dollar-Diplomatie wurde auf die „Schachermachei" gedrillt; auf die „Interessen". Diese drängten aber oft genug zur Intervention und erschwerten der „Dollar-Diplomatie" und „Finanz-Neutralität" ihren Friedensberuf außerordentlich. Es waren eben die wirtschaftlichen Interessen, welche die Beziehungen der Völker bestimmten und den Gang der Weltgeschichte regulierten.

Die so urteilen, behaupten nun, die von der amerikanischen Hochfinanz an geheimnisvollen Fäden geleitete Politik Wilsons habe sich ganz von dem Gesichtspunkte leiten lassen, bei welcher Stellungnahme die Yaenkees am meisten Geld verdienen würden, darum sei sie in den ersten Krigsjahren neutral gewesen, damit die Amerikaner sich durch Kriegslieferungen bereichern konnten und dann habe Amerika in den Krieg eingegriffen, weil auf diese Weise noch mehr zu verdienen war.

Dieser Auffassung haben nicht wenige Deutsch- und Irisch-Amerikaner Ausdruck gegeben und ebenso Sozialdemokraten verschiedener Länder. So erklärte das in Kopenhagen erscheinende Blatt „Sozialdemokraten" bei dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg: „Diese Kriegserklärung hat keine idealen Gründe, sondern sie ist der Ausdruck kapitalistischer Profitgier."

Diese Ansicht dürfte manchem Leser einleuchtend erscheinen, immerhin handelt es sich hierbei um Meinungen, nicht um Beweise. Solche Beweise sind allerdings schwer zu erbringen, man hat aber dabei auf gewisse Beziehungen Wilsons hingedeutet, die Indizien aufzuweisen scheinen. So z. B. ist die Freundschaft Wilsons mit dem bekannten Börsenmann Barney Baruch verdächtig. Die Freundschaft bestand schon, als Wilson noch Gouverneur von New Jersey war und Baruch hat großen Nutzen davon gezogen. Den Hauptschlag machte er, als im Dezember 1916 Deutschlands Friedensangebot ergangen war, das nach einer Woche von Wilson mit einer Friedensnote an sämtliche kriegführende Staaten beantwortet wurde. Inzwischen benützte Baruch die Gelegenheit zu einer großartigen Baissespekulation, die ihm 20 Millionen Dollar einbrachte.

Alle diese Dinge scheinen denen recht zu geben, welche mit dem sozialistisch-italienischen Blatt „Avanti" der Ansicht waren, Amerika trete nicht um der Freiheit und Gerechtigkeit willen in den Krieg ein, sondern nur aus Gründen der kapitalistischen Entwicklung des eigenen Landes. Demgegenüber wurde von anderer Seite darauf hingewiesen, daß mit dem Sturze des Zarentums der letzte Grund für Amerika, sich nicht am Kriege zu beteiligen, weggefallen sei. Die Amerikaner hätten immer für den Gedanken geschwärmt, die Autokratie der Hohenzollern zu vernichten, aber sie hätten sich auch gesagt, daß sie durch den Krieg gegen Deutschland die ebenso üble Autokratie der Romanows stützten. Nach dem Falle des Hauses Romanow hätten sie sich alle dafür begeistert, dem Hause Hohenzollern ein gleiches Schicksal zu bereiten. Allerdings konnte man in allen amerikanischen Blättern lesen, für die Stellung der Amerikaner

nach dem Kriege gegen Deutschland würde maßgebend sein, ob Deutschland dann noch eine autokratische Monarchie oder eine Republik sei. Zum mindesten sei erforderlich, daß Deutschland sich in einen durchaus demokratischen Staat verwandle, dessen Regierung allein vom Volke geleitet werde; man könne aber annehmen, daß nach dem sicher zu erwartenden Siege der Alliierten die Hohenzollernherrschaft beseitigt würde. Trete dieser Fall ein, so würden zwischen Amerika und Deutschland bald wieder gute Beziehungen eintreten, aber ein Fortbestand der Regierung Wilhelm II. müsse unfehlbar zu einem amerikanischen Boykott des deutschen Handels führen. In diesem Sinne schrieb z. B. Edward Filene in „Neyork Times", dem gelesensten, von dem deutschen Renegaten Siegfried Ochs geleiteten amerikanischen Blatt mit 300 000 Abonnenten:

„Die Amerikaner werden nach Beendigung des Krieges deutsche Waren boykottieren, falls die deutsche Regierung nicht vom deutschen Volk geleitet wird. Nicht geschäftliche Rücksichten können zu einem solchen Boykott führen, sondern nur Gründe der Selbsterhaltung. Der amerikanische Geschäftsmann weiß sehr wohl, daß der deutsche Kaufmann befähigt ist, ihm überall die schärfste Konkurrenz zu machen und wird jederzeit bereit sein, sich mit einem demokratischen Deutschland in Handel und Industrie zu messen. Dagegen wird er sich unter keinen Umständen bereit finden lassen, einem autokratischen Deutschland durch Fortsetzung der Handelsbeziehungen die Mittel zur Heraufbeschwörung eines neuen Weltkrieges in die Hand zu geben. Somit liegt allein bei Deutschland die Entscheidung, ob dem jetzigen Kriege ein Handelskrieg folgen wird. Sobald Deutschland sich dazu entschließt, die mit einer unverantwortlichen Regierung verbundenen Gefahren zu beseitigen, sobald die Welt sich davon überzeugt hat, daß hinter der deutschen Regierung die Gesamtheit des deutschen Volkes steht, wird sie bereit sein, Deutschland wieder mit Vertrauen zu begegnen. Der Weg des deutschen Volkes zur Macht ist der einzige, der zum Frieden führt."

Man darf dazu wohl bemerken, daß das amerikanische Wohlwollen gegen Deutschland, das man in Aussicht stellte, falls wir die kaiserliche Regierung beseitigten, sich nun doch nicht gezeigt hat. Trotzdem kann man mit Sicherheit annehmen, daß der amerikanische Widerwille gegen den deutschen Monarchismus und Militarismus viel zu der Kriegserklärung gegen Deutschland beigetragen hat. Der Monarchismus in parlamentarisch regierten Ländern, wie z. B. England, Belgien und Italien, ist dort keineswegs in gleicher Weise verhaßt. Man sieht in diesen Königen nur Statisten, während man sich bewußt war, daß der Deutsche Kaiser ein wirklicher Herrscher und, wie Bismarck sich ausdrückte, „sein eigener Kanzler" sei. Aber gerade das konnte man nicht leiden. Bei den einzelnen sind die Motive jedenfalls verschieden gewesen, aber welcher Gesichtspunkt im großen ganzen den Ausschlag gegeben hat, ist eine Frage, die wohl nur Mr. Wilson beantworten könnte. Nur darf man die amerikanischen Großkapitalisten nicht für so kleinlich-egoistisch halten, daß sie nur verdienen, aber keine Opfer bringen wollten. Wir können darüber noch folgenden Artikel anführen, den im vorigen Sommer die „North American Review" brachte, und der zwar in einzelnen Punkten über das Ziel hinausschießen mag, aber doch in der Hauptsache des Fundaments nicht entbehrt:

„Die lügenhafte Behauptung der deutschen Propagandisten, daß dies ein „kapitalistischer" Krieg sei, und daß das Proletariat besteuert werde, um die Kriegsrechnung zu bezahlen, während die „kapitalistische Bourgeoisie" frei ausginge, wird überzeugend durch die soeben veröffentlichte Analyse der Einkommensteuererträge für das Jahr 1916 widerlegt. In kurzem wird hier ausgeführt, daß von

den 173 Millionen Dollar persönlich erhobener Einkommensteuer mehr als 90 v. H. von denen aufgebracht wurden, die man als reich bezeichnen kann, während von den Arbeitern nur ein unbedeutender Bruchteil beigesteuert wurde. Während es im ganzen 437000 Steuerzahler gab, wurden fast 8 v. H. der ganzen Summe, oder 13 Millionen Dollar, von nur zehn Einzelpersonen bezahlt. Andererseits bezahlten Leute mit Einkommen von nicht mehr als 5000 Dollar — die ihrer Zahl nach mehr als ein Drittel der Steuerzahler ausmachen — nur 2 bis 3 v. H. der ganzen Summe. Weiter zahlten die mit Einkommen von 100000 Dollar und mehr, die nur 1½ v. H. aller Steuerzahler ausmachen, fast drei Viertel der gesamten Steuersumme. Diese Ergebnisse beweisen unzweifelhaft, daß im Jahre 1916 das Kapital seinen vollen Anteil an den Regierungskosten getragen hat. Die Zahlen für das Jahr 1917 sind noch nicht in ähnlicher Weise ausgewertet. Es besteht aber jeder Grund zu der Annahme, daß sie in noch größerem Umfange zeigen werden, daß ein noch größerer Anteil an den Steuern von den Reichen und besonders von den Klassen und den Kapitalformen aufgebracht wurden, die leichtfertige und böswillige Agitatoren als privilegiert und über dem Gesetz stehend bezeichnen. Tatsache ist, daß dieser Krieg kein „kapitalistischer" ist, für den das gemeine Volk zu zahlen gezwungen wird, sondern offenbar ein demokratischer, für den das angehäufte Kapital aufkommen muß."

Ja, die amerikanischen Milliardäre sind weltklug. Sie wollen kein Odium auf sich laden und zeigen sich bestrebt, den Neid zu entwaffnen. Darum werfen sie unter Umständen das Geld mit vollen Händen hinaus, nur damit das arme Volk ihnen ihren Reichtum verzeiht und keine Anstalten macht, sie desselben gewaltsam zu berauben.

Was sie so ausgeben, suchen die Herren aber auf geschäftlichem Wege doppelt wieder einzubringen. Vor allem wollen sie ihre Handelsflotte entwickeln und den Briten auf dem Gebiete des Welthandels eine Konkurrenz auf Leben und Tod machen. Dann wird England sehen, wie sehr es sich geirrt hat. Es hat alle seine Kräfte aufgeboten und ungeheuere Opfer gebracht, um den einen Konkurrenten — Deutschland — niederzuzwingen und muß jetzt sehen, daß es noch einen viel gefährlicheren Rivalen großgezogen hat, denn gegen die Vereinigten Staaten ist es schwerer eine Weltkoalition zusammenzubringen und allein mit ihnen anzubinden, ist zu gefährlich. Ein englisch-amerikanischer Krieg würde sicher damit enden, daß in Kanada der Union Jack niedergezogen werden muß, um den "stars and strips" Platz zu machen.

In Amerika hat man es schon peinlich empfunden, daß man genötigt war, sich zur Überführung der zwei Millionen Mann Truppen nach Frankreich die Hilfe vieler englischer Kriegs- und Handelsschiffe zu erbitten. Man gelobte, gleich nach dem Kriege Sorge zu tragen, daß dieser Zustand sich ändere. Übrigens fängt man jetzt schon an, ohne Rücksicht auf die Kosten, zahlreiche Handels- und Kriegsschiffe zu bauen. Dazu kommt auch die Erwägung, daß die Amerikaner, wenn sie auch durch ihr Eingreifen in den europäischen Krieg der Monroedoktrin untreu geworden sind — was sie freilich niemals zugeben werden —, doch keineswegs daran denken, europäischen Mächten zu gestatten, sich in amerikanische Dinge zu mischen. Um das zu verhindern, müssen sie aber mit ihrer Kriegs- und Handelsflotte mindestens jeder anderen Macht der Erde gewachsen sein. An Menschen fehlt es ja nicht. Die Vereinigten Staaten haben 109 Millionen Einwohner und die Einwanderung, die in den Jahren vor dem Kriege alljährlich durchschnittlich zwei Millionen Köpfe betrug, wird wiederkommen. An Reichtümern fehlt es auch nicht und so läßt sich eine große Flotte

leicht herſtellen. Die Lage der Vereinigten Staaten iſt derart, daß die Natur ſie förmlich zu der Rolle der größten Seemacht der Welt beſtimmt zu haben ſcheint. Von ihrer Oſtküſte blicken ſie nach Europa und dem in der Erſchließung begriffenen Afrika, von ihrer Weſtküſte nach den Ländern, die wir den „fernen Oſten" nennen. Sie haben ſelbſt den großen Kanal erbaut, der ihr eigen iſt und mittels deſſen ſie Flotten jeder Stärke von einem Ozean in den andern werfen können. So wird es ihnen leicht ſein, die größte aller Seemächte zu werden.

Kürzlich iſt die größte Schiffswerft der Welt fertig geworden. Sie liegt auf Hog Island, in nächſter Nähe von Philadelphia am Delawarefluß. Sie bedeckt ein Gelände von etwa 900 Acres. In den dazu gehörigen Baracken können ungefähr 60 000 Arbeiter dauernd untergebracht werden. Zudem herrſcht gute Verbindung mit Philadelphia, von wo täglich Tauſende von Werftarbeitern herangeſchafft werden. Um den Eifer der Leute anzuſpornen, ſind an allen Arbeitsſtellen rieſige Plakate angebracht, die den Arbeiter mit anfeuernden Worten grüßen, wie z. B. „Beeilt Euch mit den Schiffen" u. dgl. m. Es fehlt auch nicht an einer Muſikkapelle, die jeden Mittag das „Star Spangled Banner" erklingen läßt. — Vor uns liegt eine Rede, die Eduard Hurley, Vorſitzender des Schiffahrtsamtes der Vereinigten Staaten in der Univerſität von Notre Dame, Indiana, im Hinblick auf dieſe neue Werft über die Entwicklung des amerikaniſchen Schiffbaues im Allgemeinen gehalten hat und die in dem Ausdruck der Hoffnung ausklang, daß Amerika bald die größte Handelsflotte der Welt beſitzen werde. Was das zu bedeuten hätte, kann man daraus ermeſſen, daß die amerikaniſche Ozeanflotte vor dem Kriege kaum die norwegiſche übertraf! Wie groß die Bedeutung iſt, die man in den Vereinigten Staaten der amerikaniſchen Seegewalt beimißt, mag daraus hervorgehen, daß die ſehr angeſehene „New Republic" nach dem Eintritt Amerikas in den Krieg ſchreiben konnte, die wahren Gründe dieſes Schrittes ſeien die Verteidigung des Atlantiſchen Ozeans und der Atlantiſchen Welt geweſen. Der britiſchen Preſſe aber macht dieſes Streben nach der amerikaniſchen Vorherrſchaft auf dem Meere die größte Sorge. Sie wirft die bange Frage auf, welches Schickſal der britiſchen Handelsflotte bevorſtehe, wenn Amerika demnächſt die größte Handelsflotte beſitze. Spaßhaft iſt dabei, daß die Briten mit ſentimentalen Reden auch andere Nationen davon zu überzeugen ſuchen, daß es für ſie von hohem Werte ſei, wenn die edlen Briten die Wogen beherrſchten. So z. B. ſei es doch allein die britiſche Flotte geweſen, welche die Völker der Ententemächte vom Hungertode errettet habe (das las man z. B. im „Liverpooler Journal of Commerce"). Darum wird die neue Anſicht ausgeſprochen, die Ententefreunde könnten nicht zugeben, daß die Bedeutung der britiſchen Flagge auf dem Weltmeere ſich vermindere. Und dann wird mit allen Zeichen des Schreckens ausgemalt, daß Amerika ſchon in kürzeſter Friſt eine rieſige Handelsflotte mit allen verſchiedenen Schiffsarten beſitzen werde, die für irgendeinen Handelszweig einer großen Induſtrienation nötig ſeien, auch für Paſſagier- und Poſtdienſt auf allen Routen der Welt. Mehrere britiſche Blätter geben ferner dem Gedanken Ausdruck, es ſei ja ſehr erfreulich, daß England in der Bekämpfung der U-Boote einen großen Sieg errungen habe, wenn man aber die rein britiſche Seite der Frage betrachte, ſo gäben doch die rieſigen Verluſte des britiſchen Handelsſchiffraumes zu großen Bedenken Anlaß. Dieſe Verluſte ſeien ſo groß, daß ſie eine unmittelbare Bedrohung der bisherigen britiſchen Beherrſchung des Welthandels bedeuteten und nichts könne den Wiederaufbau Englands ſtärker beeinträchtigen, als dieſe unangenehme Tatſache. So iſt die ganze britiſche Preſſe darüber einverſtanden, daß

Amerika jetzt an die Stelle Deutschlands getreten ist, um Englands gefährlichster Nebenbuhler im Welthandel zu werden[1]).

Ferner weist man darauf hin, daß der Krieg nicht nur einen mächtigen Anstoß zur Entwicklung der Schiffahrt und des Schiffbaues, sondern auch des Eisen-, Stahl- und Kohlenhandels gegeben habe. Außerdem habe Amerika auch hinsichtlich der Erzeugung an Nahrungsmitteln und Rohstoffen nicht seinesgleichen; überdies sei es seit dem Kriege finanziell so stark geworden, daß es nun auch den freien Geldmarkt von London nach Neuyork ziehen zu können glaube. Im Kohlenhandel seien die Amerikaner schon tüchtig auf dem Posten und böten in Europa Dampf- und Gaskohlen an. Amerikanische Ablader[2]) seien willige Abgeber von bester Dampfkohle mit Kalorienbescheinigung von 47½ bis 50 Dollar c. i. f.[3]) nach Genua, Lieferung verteilt auf 12 Monate, während man zugleich schon anfange, in Genua und Paris Zweigniederlassungen für das Platzgeschäft zu errichten. Nach Argentinien und Brasilien würden ähnliche Kohlenangebote gemacht und es sei klar, daß die Absender in den Vereinigten Staaten sich nicht so leicht herausdrängen lassen würden, wo sie, wie auf den südamerikanischen Märkten während des Krieges festen Fuß gefaßt hätten.

Die Quintessenz aller dieser Betrachtungen kann man in dem einen Satze zusammenfassen: die Angst vor Deutschland, welche bisher der rote Faden der britischen Politik war, ist jetzt der Angst vor Amerika gewichen.

Wie ist es denn aber umgekehrt? Haben die Amerikaner auch Angst vor der wirtschaftlichen, politischen und militärischen Stärke des britischen Reiches? Die Antwort kann nur lauten: In keiner Weise. Im Falle eines englisch-amerikanischen Krieges würden die Amerikaner sofort in Kanada einmarschieren und auch Jamaica nehmen. Und wie sollten die Yankees sich vor England fürchten, wenn sie sogar stets bereit sind, es mit der ganzen Welt aufzunehmen! Lautet doch ihr Lieblingswort: „We can lick the whole world".

Berlin. Johannes Hoffmann.

Aus amerikanischen Briefen und Zeitschriften.

Ein irisch-amerikanischer Politiker, der früher zu den tatkräftigsten Anhängern Wilsons gehört, aber jetzt wie so viele andere Demokraten von ihm sich abgewandt und ihm seine Wortbrüchigkeit bezüglich der Befreiung der kleinen Nationen nicht vergeben hat, schreibt:

Wir hatten einen schweren Kampf, um ein Gesetz durchzubringen zur Unterstützung der Notleidenden in Wien und in dem übrigen armen Österreich, der Betrag wurde herabgesetzt und wir mußten Polen und Armenien hereinnehmen, um es überhaupt in Gesetzesform bringen zu können. Der Republikanische Kongreß hat aus Parteigründen „wegen Sparsamkeit" die von Sekretär Glaß geforderte Summe sehr stark beschnitten und ich bin heute noch nicht sicher, wie hoch die Bewilligung sein wird; aber alle im Kongreß sind darüber einig, daß Hilfe geleistet werden muß. Wir beten, daß die armen Menschen nicht sterben, während die Politiker herumstreiten.

Eine starke, charakteristische Reaktion hat in Amerika eingesetzt, weder den Alliierten noch irgendeinem andern Lande Geld zu leihen oder zu schenken, daher

[1]) Sollte für England in einem Krieg gegen Amerika der U-Bootskrieg vorteilhafter sein als der Kreuzerkrieg, so wird es versuchen, deutsche U-Bootskommandanten anzuwerben und mit U-Booten so viele amerikanische Handelsschiffe versenken, wie möglich. Hoffentlich wird kein deutscher Seeoffizier so töricht sein, in englische Dienste zu treten — [2]) Derjenige, der im Seegeschäft dem Schiffer die Ladung zum Transport übergibt. — [3]) Cost, insurence, freight, d. h. Kosten, die Versicherung, Verladung und Fracht betreffen. D. Schr.

die grauſame Stimmung gegen das arme Öſterreich. Das amerikaniſche Volk beginnt ein Gefühl der Feindſeligkeit gegen England zu empfinden, da es merkt, daß Großbritannien 400 000 square miles (666 000 Quadratkilometer) neues Territorium und viele Millionen Menſchen gewonnen hat als ein Ergebnis des Krieges. Es gären zahlreiche Handelsdispute, Reibereien über Seeverfrachtung, Wechſel, Kredite uſw. Viele amerikaniſche Finanziers fürchten, daß unſer Ballon platzt und daß wir am Rande einer Panik wandeln.

Ich habe viele Amerikaner ſagen hören, daß die Welle der öffentlichen Meinung in den letzten ſechs Monaten ſtark umgeſchlagen hat. Beinahe alle Leute ſind gegen die Auslieferung der 800 deutſchen Generäle und Beamten, und die Gereiztheit gegen engliſche Habſucht und Herrſchaft wächſt.

Die Bewegung für die irländiſche Republik macht große Fortſchritte in Amerika. De Valera, der Präſident, iſt fähig und taktvoll. Die Briten ſind am Ende ihrer Klugheit, wie ſie ihn unterdrücken ſollen. Die irländiſche Siegesanleihe hier brachte $ 900 000. Das Keſſeltreiben für die Irish Republic Bonds (Irländiſche Republik-Obligationen) begann am 10. Januar in Neuyork. Über $ 1 000 000 ſind bis jetzt in der Stadt Neuyork aufgebracht, die von dieſem Lande (U. S.) verlangten $ 10 000 000 werden überzeichnet werden (Februar 1920).

Eine zuverläſſige Perſönlichkeit berichtet über die Möglichkeit, bei den deutſchen Katholiken in den Vereinigten Staaten wieder Verſtändnis und Sympathie für Deutſchland zu erwecken:

Die Schwierigkeiten ſeien zurzeit noch außerordentlich groß. Die antideutſche engliſche Propaganda habe ihren Erfolg in erſter Linie dem Geheimbündnis der Logen mit der amerikaniſchen Regierung (70% der Kongreßmitglieder ſind Logenbrüder) und mit dem Millionärselement, das aus der Kriegsinduſtrie ſeinen Gewinn zog (Mc Adoo, Schwiegerſohn Wilſons), verdankt. Die katholiſchen kirchlichen Führer mußten ſich mit dieſen Machthabern verbinden, um die katholiſche Bevölkerung nicht als „alien“ oder antinational erſcheinen zu laſſen. Die leitenden amerikaniſchen Biſchöfe hielten es für notwendig, mit aller Emphaſe den Eindruck aufrechtzuerhalten, daß die Katholiken Amerikas einheitlich patriotiſch geleitet würden. Urſprünglich deutſchfreundliche katholiſche Zeitſchriften mußten ſich ausſchließlich auf rein religiöſe Fragen beſchränken, um wenigſtens der poſitiven Unterdrückung zu entgehen. Alle Bande der deutſch-amerikaniſchen Katholiken mit ihrem alten Vaterland wurden durch ſchweren und plötzlichen Druck von oben gewaltſam zerriſſen. Der Militärzwang, die Verfolgung der angeblichen deutſchen „Spionage“, die Arbeiterintereſſen der in den Munitionsfabriken für die Entente tätigen Maſſen und hundert andere Umſtände verſtärkten den Eindruck, wer nicht zu England halte, ſei ein Feind der Nation. Der ſchließliche Siegestaumel, der mittels einer ſelbſt in Amerika unerhörten Reklame als ganz allgemeiner erſchien, löſchte die letzten Reſte einer gerechten und unbefangenen Beurteilung. Der deutſche Nationalbund iſt infolgedeſſen nicht nur unterdrückt, ſondern ſeine Vertreter ſind entehrt worden. Dr. Hexamer wurde vor den Staatskongreß geſtellt und „gefoltert“. Er iſt heute ein gebrochener Mann, krank, dem Tode nah. Der Katholiſche Zentralverein konnte ſich nur dadurch erhalten, daß er die abſolute Loyalität ſeiner Mitglieder als nationaler Amerikaner in den Vordergrund ſtellte. Im ganzen, meint der Gewährsmann, ging die katholiſche Partei ſoweit als ihr unvermeidlich ſchien, „obſchon hie und da Bitterkeit und Haß unter der Maske eines religiöſen Patriotismus erſchien“.

Verbindungen mit der katholiſchen Caritas in Deutſchland und Öſterreich ſind wieder aufgenommen worden, um die gegenwärtige Not in Mitteleuropa zu lindern. Aber es wird der größten Behutſamkeit und Geduld bedürfen, um auch bei den deutſchen Katholiken in Amerika wieder Gerechtigkeit gegen Deutſchland zu erwecken.

Von einer andern Seite hören wir, daß in den letzten Wochen eine gleichzeitige Sammlung für Deutsche und Armenier in einer Vereinigung deutscher Katholiken in Amerika 20000 Dollar für Armenien und 4000 Dollar für Deutschland ergab.

Wilson und die Kriegsbeschädigten. Im Sommer 1918 wurde in den Vereinigten Staaten ein Bundesamt für Berufsausbildung (Federal Board for Vocational Education) gegründet, um die Kriegsbeschädigten durch planvolle Schulung wieder nutzbringender Tätigkeit zuzuführen. „Die Nation", sagte Wilson von diesem Unternehmen in öffentlicher Rede, „hat keine feierlichere Verpflichtung als die Leiden unsrer Verwundeten zu heilen und unsre Kriegsbeschädigten wieder dem bürgerlichen Leben zurückzugeben. Die Regierung ist sich dessen bewußt, und wir sind dabei, diese Pflicht zu erfüllen, ganz und großherzig zu erfüllen .... Es ist lediglich die Einlösung eines Wechsels auf unsre Ehre, den die Vereinigten Staaten von Amerika akzeptiert haben, als sie diese Männer erwählten und bestimmten, in ihrer Gesundheit und Kraft die Schlachten der Nation zu schlagen. Sie haben uns die Treue gehalten. Jetzt halten wir ihnen die Treue." Ende Februar 1920, über 19 Monate nach der Bildung dieses Amtes, über 15 Monate nach Beendigung der Kämpfe, berichtet Harold A. Littledale, ein angesehener amerikanischer Publizist in der „New York Evening Post", über dessen Tätigkeit. Das Amt arbeitete darnach mit einem Beamtenstab von 3000 Mann; es begann seine Arbeit mit einem Regulativ von 522 Paragraphen; später wurden es 1500. Die Kosten für die Gehälter seiner Beamten waren bisher dreimal so groß als die für die Berufsausbildung selbst verwandte Summe. Was hat es für diese geleistet? Von den 200000 Kriegsbeschädigten der Vereinigten Staaten waren über 110000 als geeignet für die Berufsausbildung des Bundesamtes anerkannt. Von diesen 110000 hat das Amt in den 19 Monaten seiner Tätigkeit wirklich in Schulung übergeführt: 24000; von diesen 24000 wirklich in nützliche und einträgliche Beschäftigung gebracht: 217. Harveys Weekly rechnet aus, daß es in diesem Tempo 7 Jahre dauern werde, bis alle Beschädigten in Schulung genommen, und etwas über 800 Jahre, bis alle wieder nutzbringend im bürgerlichen Leben verwendet sind. „Es ist lediglich die Einlösung eines Wechsels auf unsre Ehre", hatte Wilson gesagt. „Wir sind dabei, diese Pflicht zu erfüllen, ganz und großherzig zu erfüllen."

In Nr. 270 der Wochenschrift The New Republic (vom 4. Februar 1920) finden wir einen Aufsatz von **Sidney Webb** über die **voraussichtliche innerpolitische Entwicklung Englands** (The Portent of Spen Valley), dessen Angaben inzwischen noch nicht an Bedeutung verloren haben. Er geht aus von den 17 Nachwahlen, die seit dem überwältigenden Wahlsieg der Koalition Lloyd Georges im Dezember 1918 bis Anfang 1920 stattgefunden haben. In diesen 17 Nachwahlen sind zusammen 315103 Stimmen abgegeben worden, davon 116917 für die alte Koalition, d. h 43 v. H., 170186 gegen sie, d h. 57 v. H. Die Koalition hatte im ganzen für diese Wahlen 16 Kandidaten aufgestellt die im Durchschnitt je 8558 Stimmen erhielten; die Unabhängigen Liberalen (Gruppe Asquith) 10 Kandidaten, mit im Durchschnitt je 6024 Stimmen; die Sozialisten (Labor party) 12 Kandidaten, welche im Durchschnitt je 9482 Stimmen auf sich vereinigten. In 6 von den 17 Wahlen traten sich alle diese 3 Parteien entgegen. Bei ihnen erhielt die Koalition im ganzen 46438 Stimmen, ihre Gegner 65788; von diesen aber die Unabhängigen Liberalen nur 25730, die Labor party 40058.

Der entscheidende Zug ist also zunächst das Aufkommen der Labor party. England hat sich bereits vertraut gemacht mit dem Gedanken, daß sie die nächste Regierung des Landes stellen wird. Es beginnt, sich davon zu überzeugen, daß sie keine Arbeiter-, keine Klassenpartei mehr ist, sondern ebenso auf Überzeugungen

beruht wie die andern politiſchen Parteien. Das Beſtimmende in ihrer Entwicklung in den letzten fünf Jahren ſei der Umfang geweſen, in dem Rechtsanwälte, Lehrer, Angeſtellte, Univerſitätsprofeſſoren, Ärzte, Architekten, Schriftſteller und Journaliſten, Techniker, Chemiker und ſelbſt eine wachſende Anzahl Unternehmer in Induſtrie und Handel ihr beitraten. Sie zähle in ihren Reihen bereits aktive Generale im Heer, Admirale in der Flotte, einen oder zwei Biſchöfe und ſogar drei oder vier Mitglieder des House of Lords.

Das Haupthindernis für die Arbeiterpartei iſt zurzeit ihre Armut. Die Millionen ihrer Mitglieder zahlen jährlich nur 2 Pence in ihre Kaſſen — was kaum für die Koſten des Zentralbureaus ausreicht. Die Kandidaturen müſſen ausſchließlich von den armen örtlichen Parteiorganiſationen oder den Trade Unions oder den Kandidaten ſelbſt bezahlt werden. Bei den letzten allgemeinen Wahlen wurden unter dieſen Umſtänden 361 Laborkandidaten aufgeſtellt, die Geſamtkoſten ſchätzte man auf 4 Millionen Mark. Von 17 Nachwahlen konnte die Partei nur in 12 auftreten. Für die nächſten allgemeinen Wahlen müßte ſie 600 Kandidaten auf einmal, von Cornwall bis Sutherland, aufſtellen. Dies würde Geſamtausgaben von 20 Millionen Mark erforderlich machen. Könnte die Partei dieſe aufbringen (und dazu noch 5 Millionen, um den „Daily Herald“ in eine große Zeitung umzugeſtalten), ſo würde ſie, meint Sidney Webb, bei der nächſten allgemeinen Wahl die abſolute Mehrheit erhalten können. Aber das werde nicht der Fall ſein. Sie werde auch dieſe Wahl mit unzureichenden Fonds und unzulänglicher Organiſation führen.

Der zweite entſcheidende Zug iſt das Abſterben der Liberalen Partei. Schon im Dezember 1918 war ſie auf 30 Mitglieder herabgeſunken (nur mehr halb ſo ſtark wie die Labor party), hatte ihre Hauptführer im Parlament verloren.

Die Hauptfrage iſt, wie Lloyd George, deſſen Findigkeit bisher nie verſagt hat, ſich in dieſer Lage verhalten wird. Er könnte an ſich ſein Miniſterium hinhalten bis zum natürlichen Ende des gegenwärtigen Parlamentes, bis 1923; aber nichts gilt bei denen, die glauben ihn zu kennen, als unwahrſcheinlicher. Sie erwarten von ihm vielmehr noch innerhalb des laufenden Jahres irgendein dramatiſches politiſches Ereignis. Entweder werde er verſuchen die Koalitionsregierung wieder populär zu machen durch äußerſt draſtiſche politiſche Schwenkungen, in den Perſönlichkeiten und im Programm, indem er aus ihr etwa eine neue Mittelpartei gründe mit einem überraſchenden vorausgreifenden Programm ſozialer Reform, und alles andre als Bolſchewismus denunziere. Oder aber (und das ſei durchaus möglich) er werde plötzlich die Karten hinwerfen, dramatiſch ſein Amt niederlegen und dem König raten, Bonar Law mit der Bildung eines unioniſtiſchen Miniſteriums zu betrauen. Dann werde er ſelbſt im Parlament in die Oppoſition treten und im Land ſeine eigene Fahne entrollen. In dieſem Falle werde man von ihm keine weiteren Anklagen gegen den Bolſchewismus hören; er würde freundliche Beziehungen zur Labor party pflegen, vielleicht kein offenes Bündnis mit ihr ſchließen, aber jedenfalls jeden offenen Bruch mit ihr im gemeinſamen Kampf gegen den unioniſtiſchen und konſervativen Feind vermeiden. Das Ergebnis einer allgemeinen Wahl auf dieſer Linie, etwa 1922, würden vorausſichtlich 400 Parlamentsſitze für die Labor party und die Lloyd George party ſein. Beide müßten ſich dann zur Kabinettsbildung vereinigen. Ob Lloyd George oder Henderſon, Thomas oder Clynes dabei Premierminiſter würde, würde verhältnismäßig wenig ändern. Die Regierung würde eine gemeinſame ſein; die Politik wäre die der Labor party; das Steuer läge in der Hand von Lloyd George. „Das ſcheint die wahrſcheinlichſte Vorausſage für 1925; ob ſie ſich aber ſchon 1922 erfüllt und welche Stadien wir inzwiſchen durchlaufen müſſen, das kann niemand prophezeien.“

München. Karl Alexander von Müller.

Verständnis eines amerikanischen Botschafters für unsern sog. Militarismus.

Von Wirkl. Geheimen Rat Professor Dr. Binding † zu Freiburg.

Der beim Deutschen Reich unmittelbar vor Ausbruch des großen Krieges bestellte Vertreter Nordamerikas ist für unser Volk ein Gegenstand fatalster Erinnerung. Würdelos und frei von jeder Bildung, so schien er uns auch dem Volk, das er vertrat, zu geringer Ehre zu gereichen.

Die Vereinigten Staaten haben aber auch gute, ja vortreffliche Gesandte zu uns herübergeschickt. Man braucht nur an Bismarcks Freund, den bedeutenden Geschichtsschreiber Motley, zu denken.

Ein Mann, der ernstlich bemüht war, sich in unsere Verhältnisse hineinzudenken, ist Andrew D. White gewesen. Er lebte als Gesandter 1879—1881 in Berlin und kehrte 1897 als Botschafter dorthin zurück. Sein Buch „Aus meinem Diplomatenleben"; deutsch 1906 erschienen, enthält neben manchem Unbedeutenden auch höchst Bedeutsames. Es ist zeitgemäß, einen Punkt hervorzuheben.

In der Zeit der Gesandtentätigkeit Whites gab es zwischen Amerika und Deutschland viel Verdrießlichkeiten zufolge der sogenannten Bancroft-Verträge, die wir gutmütig und sehr zu unserm Nachteile abgeschlossen hatten. Um ihrer Wehrpflicht sich zu entziehen, wanderten manche deutsche Drückeberger nach Amerika aus, konnten sich dort nach sehr kurzer Zeit naturalisieren lassen, kehrten darauf in ihr eigentliches Vaterland zurück und pochten, als dieses sie zum Heeresdienst einziehen wollte, auf ihr amerikanisches Bürgerrecht. So kam es zu mancherlei peinlichen kleinen Konflikten zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reiche.

Aus Anlaß derselben führt White (Seite 78, 79) aus, in Amerika fehle dafür alles Verständnis. „Deutschland (aber) befindet sich in der Zwangslage, sich militärisch besonders stark entwickeln zu müssen, weil es am meisten von den Staaten des Festlandes Angriffen von allen Seiten ausgesetzt ist und nirgends natürliche Grenzen besitzt, weder Gebirge noch Meere. Im Osten ein Land von 130 Millionen Einwohnern, ihm nach Abstammung, Religion und nationalen Begriffen fremd; im Westen ein Volk von 40 Millionen, ihm ebenso fremd in seinen Anschauungen und feindlich durch das Verlangen nach Vergeltung; im Norden ein kräftiger Volksstamm, der Deutschland um alter Streitigkeit willen gram ist und im Süden eine Nation, die ihm sowohl der Charakteranlage und der Religion nach als auch historischer Erinnerungen wegen keine Sympathien entgegenbringen kann und selbst im besten Falle ein sehr unsicherer Rückhalt ist. Unter diesen Umständen ist die allgemeine Waffenpflicht für Deutschland eine Existenzfrage und die Umgehung dieser Pflicht wird als eine Art von Hochverrat angesehen. Es ist nur zu verwundern, daß Deutschland in diesem Punkt von jeher so mild verfahren ist. Die Jahresberichte in den Archiven der amerikanischen Gesandtschaft legen davon reichlich Zeugnis ab."

White setzt nun den Fall, durch den Sezessionskrieg wäre Nordamerika — stark verkleinert — in ähnlich schlimme Lage gekommen und schließt: „In diesem Falle hätten auch wir ein Militärsystem gegründet, ähnlich dem in Deutschland. Ob wir jedoch imstande gewesen wären, dieses in so vernunftgemäßer Weise zu handhaben, ist eine andre Frage."

Gegenüber dem erlesenen Unsinn, den Präsident Wilson über unsern „Militarismus" loszulassen sich erniedrigt hat, ist es doch eine Wohltat, das Urteil eines amerikanischen Gesandten darüber zu hören, der sich von dem Präsidenten allerdings dadurch unterscheidet, daß er kann, was jener nicht kann: politisch denken. Die Phrase ist immer die öffentliche Urkunde einer vorhandenen Impotenz. Wilson macht von dieser „unscheltbaren Königsurkunde" zu oft Gebrauch.

Die Rolle der Juden im Orient.

In dem zwar begreiflichen, im Grunde genommen aber ziemlich unfruchtbaren Bemühen, Sündenböcke für die nationale Katastrophe ausfindig zu machen, ist es für viele ein gern wiederholtes Schlagwort geworden, daß der Jude die Hauptschuld an unserem grenzenlosen Unglück trägt. Teilweise entwickelt man einen derartigen Eifer, die Richtigkeit dieser Behauptung sich und anderen einzureden, daß es kaum noch überraschen könnte, wenn wir als eine der Segnungen östlicher Kultur, an der scheinbar neuerdings die Welt genesen soll, neben dem Bolschewismus auch noch mit dem Judenpogrom beglückt werden sollten. Ich bin selbstverständlich weit entfernt, die Gefahren zu unterschätzen, die — eine Folge der Einstellung auf Kapitalismus, Parlamentarismus und Journalismus unseres politischen und sozialen Lebens — das unproportionierte Erstarken dieses Fremdkörpers im Gesamtorganismus der europäischen Kulturgemeinschaft mit sich bringt, trage aber nichtsdestoweniger keinen Moment Bedenken, es auszusprechen, daß es eine der bedauerlichsten Unterlassungssünden und Kurzsichtigkeiten unserer Diplomatie und politischen Leitung war, wenn dieser eminent wichtige internationale Faktor, dessen fabelhafter Einfluß auf die Vorgänge hinter den Kulissen der Weltpolitik ja gerade durch die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen anerkannt wird, nicht in dem Maße im Interesse unserer Sache ausgespielt worden ist, wie dies vielleicht möglich gewesen wäre. — Jehovah als Dritter im Bunde mit Allah und dem oft und gern zitierten alten Preußengott hätte es unter Umständen fertig gebracht, das Zünglein der Wage auf die uns günstige Seite hinüberzulenken; und es gab eine Phase im Weltkrieg, wo er hierfür voraussichtlich zu haben gewesen wäre.

Die Stimmung vieler Israeliten aller Länder, bis zu einem gewissen Grade vielleicht sogar der uns feindlichen, war zu Beginn des Krieges so germanophil, wie wohl noch nie, da man in Deutschland den Vorkämpfer der Humanität gegen das verhaßte Rußland erblickte; andererseits war die Enttäuschung eine tiefe, England und Frankreich, die traditionellen Vertreter des Liberalismus, an der Seite der autokratischen Regierung des Zaren zu sehen. — Die Entente hat es ja in bewunderungswürdiger Weise verstanden, diesen ersten ungünstigen Eindruck wieder vollkommen auszulöschen, und es ist keine Seltenheit, in ihrer Presse jetzt der ganz unverfrorenen Behauptung zu begegnen: die demokratischen Westmächte hätten die drei reaktionären Kaiserreiche: Deutschland Österreich und — Rußland zertrümmert. Daß Rußland die Dampfwalze war, die uns zermalmen sollte, scheint vergessen zu sein. Es kann ja sein, daß man, wenn man später einmal imstande sein wird, das Gewebe diplomatischer Unaufrichtigkeiten und Intriguen zu durchschauen, welches dem Osten zum Verhängnis wurde, ohne weiteres zugeben wird, Rußland sei als Verbündeter doch zugleich das Opfer seiner Kriegsgefährten gewesen. Doch dasjenige Instrument, das zunächst einmal dem russischen Ungeheuer die Zähne einschlug, war das deutsche Schwert, und das Ergebnis dieser beispiellosen Kraftleistung: auf die Dauer von mehr als zwei Jahren die ungeteilte Sympathie und Bewunderung des östlichen Judentums für die Zentralmächte. Wäre es möglich gewesen, die damals vorhandene günstige Meinung richtig auszunützen und uns zu erhalten, sowie die in uns gesetzten Erwartungen nicht zu enttäuschen, die Folgen hätten meiner Ansicht nach unabsehbar sein können. Ja ich gehe sogar so weit, die Frage aufzuwerfen, ob nicht der härteste Schlag, der uns traf, die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten, auf diesem Wege, bei dem Einfluß der jüdischen Hoch-

finanz auf dortige Kapitalistenkreise, hätte abgewendet werden können; aber, als dieses folgenschwere Ereignis eintrat, im Frühjahr 1917, war ja auch die uns anfangs so günstige Konjunktur bereits stark im Abflauen.

Ein Gebiet zumal unserer Kriegspolitik ist es gewesen, wo uns die Unterstützung Israels von größtem Nutzen hätte sein können, — ja, wo sie uns — vorausgesetzt, daß wir dauerhaft für die Zukunft hätten bauen können und wollen — beinahe unentbehrlich hätte werden müssen, — wo umgekehrt aber auch die günstigste Stelle sich befand, an der eingesetzt werden mußte, um uns die im vorstehenden angedeuteten Chancen zu sichern: ich meine unsere Projekte auf dem Balkan und in der Levante.

Es ist ja jetzt ein ziemlich müßiges Beginnen, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob es zweckmäßig war, uns überhaupt in dieses östliche Abenteuer einzulassen, und eine Debatte, bis zu welchem Grade unsere dortigen Unternehmungen Aussicht auf solide Resultate haben konnten, hat leider nur noch ein rein theoretisches Interesse. — Wer möchte es aber in Abrede stellen, daß der Moment, als der Weg nach Konstantinopel sich öffnete, als der deutsche Balkanzug nach Osten rollte und neue Bande zwischen Berlin, München und der Märchenstadt am Goldenen Horn sich knüpften, ein unvergeßlicher im Weltkrieg war, und daß die Perspektiven, die damals sich der Zukunft unseres Volkes zu erschließen schienen, etwas unsagbar Verführerisches hatten? Ein Deutscher aber, dem es vergönnt war, diese denkwürdige Zeit, als die Pforten des Morgenlandes sich uns auftaten, mitzuerleben, der damals einen Blick tun durfte in Fata Morganas Zauberspiegel: „Goeben" und „Breslau" in den blauen Gewässern des Hellespont, unsere gutmütigen feldgrauen Jungens vor vergitterten Haremsfenstern, schwarz-weiß-rote Fahnen neben dem roten Banner des silbernen Halbmonds in den Gassen von Pera und Stambul — könnte er wirklich wünschen, dieser Traum — so grausam das Erwachen auch war — hätte niemals geträumt werden dürfen?

Ich kam im Frühjahr 1916 nach Konstantinopel, also zu einer Zeit, als die erfolgreiche Verteidigung der Dardanellen noch in frischester Erinnerung war, der Triumph von Kut-el-Amara zu den kühnsten Erwartungen zu berechtigen schien, umfassende Vorbereitungen für eine ägyptische Expedition die Gemüter in Spannung erhielten, zugleich aber, wie eine Warnung des Schicksals, der unerwartete Tod von der Goltz Paschas als erster verhängnisvoller Schatten in diese hoffnungsfreudige Stimmung fiel.

Dem Wunsch der „Süddeutschen Monatshefte" entsprechend, suchte ich während dieses Aufenthalts mich an Ort und Stelle möglichst eingehend über das Leben und Treiben bei unseren damaligen Bundesgenossen zu informieren und ließ mir keine Gelegenheit entgehen, Fühlung mit osmanischen Kreisen zu gewinnen, wobei ich von einigen, mir von Paris her befreundeten Türken in liebenswürdigster Weise unterstützt wurde. Andererseits folgte ich einem persönlichen Interesse, das auf seinerzeit in Spanien erhaltene Anregungen zurückging, wenn ich in Konstantinopel es mir angelegen sein ließ, genaueres über die sogenannten Spaniolen, die Nachkommen der aus den Staaten der Pyrenäischen Halbinsel vertriebenen Juden, zu erfahren. Die Rolle, die sie in der Geschichte ihrer einstigen Heimat gespielt hatten, war mir im Zusammenhang mit der heute so aktuell gewordenen Judenfrage stets besonders beachtenswert erschienen, da man hier, wohl das einzige Mal, in der Lage ist, das Ergebnis des Versuches einer wirklich radikalen Lösung dieses wichtigen Kulturproblems auf seine vorteilhaften und nachteiligen Folgen hin zu prüfen.

Ich wurde so gewissermaßen indirekt und, ohne es von vornherein zu beabsichtigen, veranlaßt, mich mit dem Gegenstand auseinanderzusetzen, der mich hier beschäftigt: die Wichtigkeit des Juden als Vermittler zwischen Abendland und Orient.

Die Beziehungen von Deutschen und Türken zueinander waren, abgesehen von den nicht zu unterschätzenden Sprachschwierigkeiten, trotz des besten Willens auf beiden Seiten, trotz der unverhohlenen Bewunderung der letzteren für die deutschen Waffenerfolge und einer meist aufrichtigen Anerkennung in deutschen Kreisen für sehr wertvolle Charaktereigenschaften des Partners, nicht immer ganz ungetrübt; man hatte damals schon gelegentlich das unbehagliche Gefühl eines noch nicht zugegebenen gegenseitigen Mißverstehens, das, trotz gegenteiliger Versicherungen deutscher Parlamentarier und Pressevertreter, bereits leise Bedenken an der Dauerhaftigkeit des Honigmonds aufkommen ließ.

Der Deutsche, der sich plötzlich und unvermittelt an die Ufer des Bosporus verpflanzt sieht, befindet sich angesichts einer Welt, zu deren Verständnis ihm der Schlüssel fehlt; in manchen Fällen durfte man wohl sogar daran zweifeln, ob man es für nötig hielt, sich den Besitz dieses Schlüssels zu verschaffen. Doch selbst dort, wo die beste Absicht vorhanden war, — und dies war die Regel —, war es sicher durchaus nicht leicht in das Wesen des stillen und in sich gekehrten neuen Bundesbruders tiefer einzudringen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse beim Juden. Er findet eine weitverzweigte, seit Jahrhunderten mit Land und Leuten vertraute Gemeinde von Stammes- und Glaubensgenossen, die trotzdem, wenigstens in ihrer Oberschicht, mit den europäischen Kulturzentren in ständigem Kontakt geblieben ist, und die namentlich, — mag er nun aus Rußland, Deutschland, Frankreich, England oder Nordamerika kommen —, ihn nie als den Angehörigen einer fremden Nation, sondern als das Kind der gleichen Rasse aufnimmt. Er kommt also nicht in ein ihm fremdes Land und wird sich beinah mühelos in der neuen Umgebung zurecht finden; ja vielleicht sogar unbewußt wird ein bisher ungekanntes Heimatgefühl über ihn kommen; die Sonne, die dem israelitischen Ankömmling scheint, ist die gleiche, die vor Urzeiten schon seinen Vätern leuchtete; ein Fremdling unter den Völkern des Nordens ist der Jude wohl, mit wenig Ausnahmen, bis auf den heutigen Tag ein Kind des Morgenlandes geblieben.

Die Stellung der Juden im Osmanischen Reich ist von altersher eine bevorzugte gewesen, und sie haben sich stets des besonderen Wohlwollens der türkischen Großherren erfreut, die in ihnen einen wichtigen Kulturfaktor erkannten. — Die Austreibung der Juden aus Spanien durch das Edikt der katholischen Könige von 1492 erfolgte wenige Jahrzehnte nach der Eroberung von Byzanz durch die Türken, fällt also beinahe mit dem Beginn der Herrschaft des Halbmonds im Osten Europas zusammen. Die heimatlos gewordenen Flüchtlinge, die an sämtlichen Küsten des Mittelmeeres Unterschlupf suchten, wurden von den Regierenden in Stambul gern aufgenommen, ja sogar zur Ansiedlung aufgefordert; der mit dem Schwert gegründete junge Staat gebrauchte intelligente Köpfe. Zieht man eine Parallele zwischen diesen Einwanderern und dem sonstigen bunten Völkergemisch, aus dem der Untertanenverband des Sultans sich zusammensetzte, so waren sie den zur Herrschaft gelangten Eroberern kulturell weit überlegen; verglich man sie aber mit Armeniern, Griechen, Levantinern und sonstigen unterworfenen Volksstämmen, so waren sie entschieden das zuverlässigste Element, auf das die Pforte zählen konnte, und im Gegensatz zu den genannten haben sie jederzeit Wert darauf gelegt, Beweise ihrer loyalen Ge-

ſinnung zu geben. Durch ihre Begabung für den Handel und eine Reihe von wiſſenſchaftlichen und techniſchen Berufen verſtanden ſie es bald, ſich in ihrer neuen Heimat unentbehrlich zu machen. Das wichtigſte Privileg, das ihnen gelang auf dieſe Weiſe zu gewinnen, waren die Vorteile einer beſonders günſtigen Gemeindeorganiſation, die vor etwa 50 Jahren durch Abd ul-Aſis offiziell anerkannt wurde. (Es entzieht ſich freilich meiner Kenntnis, inwieweit neuerdings bei der von Grund aus veränderten politiſchen Lage alles beim alten bleiben konnte.)

Innerhalb des Osmaniſchen Reichs bildeten die jüdiſchen Gemeinden in ihrer Geſammtheit gewiſſermaßen einen Staat im Staate und wurden dementſprechend als „jüdiſche Nation" bezeichnet und behandelt. An ihrer Spitze ſtand der „Chachambaſchi" (Großrabbiner) als der Vertreter ſämtlicher im Staatsverband lebenden Juden und einzige Mittelsperſon zwiſchen ihnen und der Regierung. Er hatte ſeinen Sitz in der Reſidenzſtadt des Sultans, ſtand unter dem Schutze der Immunität und genoß die gleichen Rechte wie der griechiſche und armeniſche Patriarch. In der Ausübung ſeiner amtlichen Funktionen wurde er durch zwei beratende Kollegien unterſtützt: einen geiſtlichen Rat, beſtehend aus 20 Rabbinern, und die aus 60 Laien zuſammengeſetzte Nationalverſammlung. Die Oberrabbiner (Baſchchacham) der ſtädtiſchen Bezirke und Gemeinden waren dem Großrabbinat unterſtellt und ihre Wahl bedurfte der jeweiligen Beſtätigung durch den Chachambaſchi.

Die Wohltaten dieſer Gemeindeordnung kamen zunächſt nur den aus Spanien ſtammenden Juden zugute; man erblickte in ihnen gewiſſermaßen das heimatberechtigte iſraelitiſche Element, während die übrigen Anhänger der gleichen Religion, mit wenig Ausnahmen, nur als ſpätere und nicht immer erwünſchte Zuwanderer angeſehen wurden. Erſt in neuerer Zeit wurde hierin Wandel geſchaffen, ſo daß ſeit 1912 die deutſchjüdiſche Kultusgemeinde von Konſtantinopel als gleichberechtigt mit den ſpaniolischen anerkannt wurde.

Man unterſcheidet im Orient, hinſichtlich der Abſtammung, zwiſchen ſefardiſchen und aſchkenaſiſchen Juden; die Benennung wird von den hebräiſchen Bezeichnungen für Spanien bezw. Deutſchland abgeleitet. Während die „Sefardim" ausſchließlich die aus „Sefarad" (Spanien und Portugal) gekommenen Juden umfaſſen, iſt der Begriff „Aſchkenaſim" erheblich elaſtiſcher; zu ihnen zählen außer den Reichsdeutſchen und Angehörigen der ehemaligen habsburgiſchen Doppelmonarchie ſämtliche deutſch-jüdiſchen Jargon (jiddiſch) ſprechenden Iſraeliten, alſo namentlich die numeriſch beträchtlichſte Gruppe der ruſſiſch-polniſchen Juden; bei den Türken iſt daher für ſie die Bezeichnung „Lech", d. h. Pole, gebräuchlich.

Die Sefarden betrachten ſich gewiſſermaßen, — und wohl nicht ganz mit Unrecht —, als die Ariſtokratie des Judentums, als den auserwählten Stamm des auserwählten Volkes. Dank der Vergünſtigungen, deren ſie ſich unter osmaniſcher Herrſchaft erfreuen durften, und die ihnen, namentlich als Berater und Vertraute des Sultans, den Zugang zu den höchſten Ehrenſtellen geſtatteten, — war doch im 16. Jahrhundert einer der ihren, Don Joſeph Naſſi, ſogar Herzog von Naxos —, waren ſie wohl diejenigen unter ihren Stammesgenoſſen, denen es am leichteſten fiel, ſich von den demoraliſierenden Einflüſſen des Ghetto frei zu machen. Das würdevolle Selbſtbewußtſein der meiſten von ihnen ſteht in einem angenehmen Gegenſatz zu der unterwürfigen Frechheit ſo vieler unter uns lebenden Juden; auch die äußeren Raſſenmerkmale haben bei ihnen eine höchſt ſympathiſch berührende Veredlung und Verfeinerung erfahren. — Die

familiäre Umgangssprache bildet heutigen Tages noch eine verhältnismäßig nur wenig durch fremdartige Zusätze entstellte kastilianische Mundart, in der sogar mehrere, allerdings mit hebräischen Lettern gedruckte Zeitungen erscheinen. Spanische Romanzen und Sprichwörter haben sich in großer Zahl als Erinnerung an die einstige Heimat erhalten. Rabbi Danon und Abraham Galante haben sich besondere Verdienste um die Forschungen auf diesem Gebiete erworben. — In neuerer Zeit konnten Ansätze für eine Bewegung zur Wiedergewinnung der spanischen Nationalität festgestellt werden, und es hat den Anschein, als würden sie im alten Mutterland nicht ungern gesehen; wenigstens dürfte wohl die Besetzung eines Lehrstuhls an einer spanischen Universität, wenn ich nicht irre ist es Madrid, mit einem spanioliſchen Dozenten in diesem Sinne aufgefaßt werden. Der spanische Gelehrte und Senator Angel Pulido hat als erster seine Landsleute im Jahre 1903, anläßlich einer Orientreise, auf die in der Levante lebenden, das kastilianische Idiom sprechenden Israeliten hingewiesen. — Heiraten von Sefarden mit aschkenasischen Juden gehören zu den Seltenheiten.

Die Zahl der jüdischen Einwohner des Türkischen Reiches vor und während des Krieges mag rund eine halbe Million betragen haben; von dieser entfielen auf die Spanioten etwa 350000, und zwar 90000 allein auf das nur noch minimale europäische Gebiet mit Konstantinopel. Die Nachwanderung aschkenasischer Elemente richtete sich vorzugsweise nach Palästina, so daß $^4/_5$ der dort ansässigen Juden deutsch-sprachige sein mögen.

Begreiflicherweise war der Einfluß der Juden in der Türkei während der letzten Jahre vor dem Kriege durch die nach dem Sturz des alten autokratischen Regimes eingeführte staatliche Neuordnung noch erheblich gewachsen. Wenn sich auch keiner von ihnen, mit Ausnahme von zwei oder drei Abgeordneten im Parlament und einem Senatsmitglied, direkt in leitender Stellung befand, so hatten sie es doch verstanden, als eifrige Förderer der jungtürkischen Bewegung, sich die neuen Machthaber zu verpflichten. Allerdings ging von einigen der durch die Revolution ans Ruder gekommenen Persönlichkeiten das Gerücht, daß sie den „Dönmé", einer im 17. Jahrhunbert unter Führung des Messias Sabbatai Zevi zum Islam übergetretenen jüdischen Sekte, angehören.

Eine Gefahr für das Judentum im Orient — insbesondere durch das Übergewicht der Sefardim, welche die Sprache und Tradition eines Kulturgebietes pflegten, von dessen intellektueller Weiterentwicklung sie jahrhundertelang ausgeschlossen waren — bestand zeitweise in der Isolierung vom Fortschritt der europäischen Zivilisation und demzufolge einem nicht unbedenklichen geistigen und materiellen Stillstand. Eine Auffrischung aus den Ländern des christlichen Europa, wie sie der aschkenasische Nachschub mit sich brachte, konnte daher, mochte sie auch weder von den alteingesessenen mosaischen Ansiedlern, noch von den mohammedanischen Gewalthabern stets mit ungeteilten Gefühlen begrüßt werden, dem Gesamtinteresse der Rasse ganz sicher nur zustatten kommen. Eine vergleichende Gegenüberstellung auf dem Gebiete des Vereinswesens und humanitärer Einrichtungen genügt, um die Regsamkeit und Organisationskraft der erheblich jüngeren deutsch-jüdischen Gemeinde ins rechte Licht zu setzen.

Im richtigen Gefühl für die Wichtigkeit der Erhaltung eines geistigen Bandes zwischen Ost und West, haben seit mehr als einem halben Jahrhundert namentlich drei große gemeinnützige Institutionen sich die Pflege reger wechselseitiger Beziehungen angelegen sein lassen: die jüdischen Logen, die „Alliance Israélite Universelle" und der „Hilfsverein der deutschen Juden".

Die erst nach der Konstitution von 1908 gegründete Großloge von Kon-

ſtantinopel gehört, mit den 22 ihr unterſtehenden Logen in den ehemaligen türkiſchen Wilajets, dem Weltverband des Ordens der „Béné-Bérith“ (Söhne des Bundes) an, deſſen Zentrale ſich in Chicago befindet. Dieſe Geſellſchaft wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der Abſicht gegründet, unabhängig von den Freimaurern, doch etwa in analoger Weiſe, als Vereinigung rein iſraelitiſchen Charakters einen Sammelpunkt für das intellektuelle Element zu bilden, der Förderung aller wiſſenſchaftlichen und humanitären Intereſſen zu dienen, ſich aber — wenigſtens beſagen dies die Statuten — jeder politiſchen Tendenz zu enthalten.

Die „Alliance Israélite Universelle“, eine Gründung des franzöſiſchen Staatsmannes Crémieux (1796—1880), und der ſeit rund 20 Jahren beſtehende „Hilfsverein der deutſchen Juden“ verfolgen inſofern ähnliche Ziele, als beide beſondere Sorgfalt der Pflege des Schulweſens widmeten. Ein prinzipieller Unterſchied jedoch in der Ausübung ihrer Tätigkeit beſtand darin, daß die „Alliance“ im Grunde genommen darauf ausging, die wertvolleren Elemente der in der Türkei lebenden Juden der europäiſchen Kultur zurückzugewinnen und ſie zu einer Rückwanderung, namentlich nach Frankreich, zu veranlaſſen; während der Hilfsverein es ſich angelegen ſein ließ, das geiſtige Niveau ſeiner Schützlinge zu heben, ſie ihrem neuen Vaterlande zu erhalten, ja ſogar nach Möglichkeit den Zuzug anderenorts in kümmerlichen Verhältniſſen lebender Stammesgenoſſen zu fördern. Der Erlernung des Türkiſchen wird daher auf ſeinen Schulen beſondere Bedeutung beigemeſſen. Das bevorzugte Wirkungsgebiet der „Alliance“ waren ſeit jeher die wohlhabenden ſefardiſchen Kreiſe, das des Hilfsvereins die aſchkenaſiſchen Einwanderer.

Neben dem katholiſchen Protektorat war die „Alliance Israélite“ eins der wirkſamſten Inſtrumente, deren ſich die franzöſiſche Regierung zur Stärkung ihres Einfluſſes im Orient bediente; ja man verſtand ſogar noch während des Krieges durch ihre Vermittlung einige Fäden in der Hand zu behalten; denn die Schulen der „Alliance“ blieben unter dem harmloſen Namen jüdiſcher Gemeindeſchulen beſtehen. Ob freilich andererſeits Deutſchland aus dem „Hilfsverein der deutſchen Juden“ alle Vorteile zog, die es hätte haben können, fürchte ich bezweifeln zu müſſen. Es ſcheint kaum richtig eingewertet worden zu ſein, welchen moraliſchen Erfolg es bedeutete, wenn angeſehene Mitglieder der ſefardiſchen Kolonie, die in ihrer älteren Generation, was Erziehung und Weltanſchauung anbelangt, ſelbſtverſtändlich durchaus nach Paris orientiert war, ſich mit dem Gedanken vertraut machten, ihre Söhne auf die Schulen des deutſchen Hilfsvereins zu ſchicken und die deutſche Sprache lernen zu laſſen. Bezeichnend war, daß, als ich mich bei meiner Ankunft in Konſtantinopel auf dem deutſchen Generalkonſulat erkundigte, ich dort weder die Adreſſe des Oberrabbiners der aſchkenaſiſchen Kultusgemeinde, noch die der Schule des deutſch-jüdiſchen Schulvereins, noch endlich die des „Hilfsvereins der deutſchen Juden“ erfahren konnte, man vielmehr nur ziemlich unverhohlen ſeinem maßloſen Erſtaunen darüber Ausdruck gab, was man eigentlich mit ſolchen Leuten zu ſchaffen haben könnte.

Eins der intereſſanteſten Probleme der Judenfrage im Orient, das ich bereits kurz angedeutet habe, hat leider durch den unglücklichen Ausgang des Krieges derartig an Intereſſe für den deutſchen Leſer verloren, daß ich es nur mit wenig Worten glaube ſtreifen zu dürfen: ich meine das der jüdiſchen Einwanderung. Für uns könnte es ja höchſtens noch inſofern indirekt eine gewiſſe Bedeutung haben, wenn es möglich wäre, auf dieſem Wege der in jeder Be-

ziehung beſorgniserregenden ſemitiſchen Invaſion aus dem Oſten, unter der wir ſeit einigen Jahren leiden, eine andere Richtung zu geben. Ich möchte lediglich darauf hinweiſen, daß ich damals in häufigen Geſprächen mit in Angelegenheiten der zioniſtiſchen Komitees und der JCA (jewish colonization association) des Baron Hirſch ausgezeichnet informierten Perſönlichkeiten mich davon überzeugen konnte, wie ſehr man ſich ſogar in dieſen naturgemäß anglophilen Kreiſen, die gerade allen Fragen der jüdiſchen Koloniſation die größte Aufmerkſamkeit ſchenken müſſen, bereits an den Gedanken eines künftigen Zuſammenarbeitens mit Deutſchland gewöhnt hatte. Bald darauf freilich hatte der Verluſt der für die Anſiedlungsarbeit wichtigſten Gebiete, Paläſtina und Meſopotamien, an die Engländer mit einem Schlage bereits während des Krieges die Sachlage vollkommen zu unſerem Nachteil verändert.

Es hat etwas unendlich Schmerzliches, jetzt dieſen Erinnerungen nachzuhängen, und iſt eigentlich ein recht undankbares Geſchäft, ſich zu überlegen, was wir hätten haben können, wenn alles anders gekommen wäre. Die Aufzählung deſſen, was wir in unſerem unermeßlichen Unglück verloren, bringt niemand Nutzen, wohl aber die Erkenntnis von Fehlern, die gemacht wurden und die uns, auch bei einem günſtigeren Ausgang, doch höchſt wahrſcheinlich um manche Frucht des Erfolges gebracht haben würden.

An dem überaus freundlichen Entgegenkommen, das ich bei ſämtlichen Mitgliedern der jüdiſchen Gemeinde von Konſtantinopel — ſefardiſchen wie aſchkenaſiſchen —, mit denen ich in Berührung kam, fand, — der ungewöhnlichen Bereitwilligkeit, mich über jeden mich intereſſierenden Gegenſtand zu orientieren, konnte ich am beſten beurteilen, wie viel man ſich damals von Deutſchland erwartete, und wie erwünſcht es jedem war, dies auch deutlich zum Ausdruck zu bringen. Wiederholt wurde mir verſichert, daß man am Deutſchtum vor allen Dingen: die Ordnung, die Organiſation, die Gerechtigkeit bewundere. Auch die originelle Bekundung eines gewiſſen Solidaritätsgefühls möchte ich nicht unterlaſſen zu erwähnen, die manche in die humorvoll-reſignierte Reflexion faßten: das Los des Deutſchen iſt wie das des Juden, in der ganzen Welt iſt er verhaßt und wird doch überall notwendig gebraucht. Das Verhalten mir gegenüber konnte wohl aber auch als Zeichen der Genugtuung angeſehen werden, daß endlich einmal ein Deutſcher, der an ſich der Synagoge fern ſtand, es der Mühe für Wert hielt, ſich vorurteilsfrei mit dem Problem des Judentums zu beſchäftigen, und jeder wollte gern dazu beitragen, daß das Bild, welches der fremde Gaſt erhielt, ein möglichſt günſtiges und vollſtändiges ſei.

Es wird wohl ein Fall ſein, der ſich nicht allzuhäufig wiederholt, daß ein Andersgläubiger regelmäßig in der jüdiſchen Loge verkehrt. Ich habe die mir hierzu erteilte Erlaubnis ſtets als eine beſondere Vergünſtigung angeſehen, und eine Anerkennung meiner redlichen Abſicht darin erblickt. Leider iſt ja mittlerweile ein derartiger Wandel der Dinge eingetreten, daß ich faſt befürchten muß, ich könnte den Herren, die mich damals durch ihre große Liebenswürdigkeit zu beſonderem Dank verpflichtet haben, Ungelegenheiten bereiten, wenn ich hier beſtimmte Namen nennen wollte. Es ſollte mir aber eine Freude ſein, falls dieſe Blätter in die Hände des einen oder anderen von ihnen gelangen, verſichern zu dürfen, daß die in der „rue du Minaret“ verbrachten Nachmittage mir ſtets in angenehmſter Erinnerung bleiben werden.

Auf deutſcher Seite habe ich im allgemeinen für die hier behandelten und angeregten Fragen kein allzugroßes Intereſſe und Verſtändnis gefunden. Namentlich fehlte den meiſten der richtige Inſtinkt dafür, daß doch eben für

Konstantinopel alle politischen Voraussetzungen durchaus anders geartet seien, als sich dies nach den Zuständen bei uns beurteilen läßt. An und für sich bin ich kein Freund eines selbstüberheblichen und prinzipiellen, daher meist bornierten Antisemitismus; er mag für Berlin allenfalls verständlich, ja vielleicht sogar berechtigt sein; an der Schwelle aber des Orients, im Hinblick auf weitgesteckte politische Ziele schien er mir kaum etwas anderes zu sein als ein bedauerlicher Beweis von geringer Urteilskraft und mangelnder Anpassungsfähigkeit an ungewohnte Verhältnisse.

Einige meiner Bekannten aus der Loge der „Béné-Bérith" habe ich in den letzten Stadien des Krieges auf einem anderen Schauplatz: der Schweiz, wiedergesehen. Es wimmelte in der Schweiz von Balkanjuden während des Krieges; befanden sie sich doch in der denkbar günstigsten Situation: je nach Bedarf konnten sie sich als Osmanen, also Verbündete der Zentralmächte, ausgeben, oder aber sie waren die alten Anhänger der Entente, die nur durch die Politik der türkischen Regierung, wider ihren Willen, ins feindliche Lager gedrängt worden waren. Man legte die Reise von Konstantinopel bis zur Schweizer Grenze unter dem freien Geleit Deutschlands und seiner Bundesgenossen zurück, um sie dann nach einer kurzen und schmerzlosen Operation auf dem französischen Generalkonsulat in Genf ohne besondere Schwierigkeiten nach Paris fortzusetzen. Dort aber wurde man mit offenen Armen aufgenommen; man wußte an der Seine nur zu genau, welch wichtiger Verbündeter der Stamm Israel für den, der am Goldenen Horn Einfluß gewinnen will, stets gewesen war und auch in Zukunft bleiben wird.

So sehr ich mich auch über dieses Wiedersehen und namentlich über die Aufmerksamkeit einzelner freute, die es nicht unterließen, mich von ihrer Durchreise in Kenntnis zu setzen, so konnte ich doch, bei aller Vorsicht und Zurückhaltung, mit der man sich mir gegenüber ausdrückte, fast jedem Wort entnehmen: die Welt war in dem Jahr, seit wir uns nicht mehr gesehen hatten, eine andere geworden. Eine tiefe und schmerzliche Enttäuschung hatte sich in der Hauptstadt des Sultans nicht nur der jüdischen, sondern allem Anschein nach auch der nationalen türkischen Kreise bemächtigt. Israel glaubte nicht mehr an den Sieg der deutschen Waffen und noch weniger an den der deutschen Politik. Deutlicher als Worte sprach ja der rapide und, trotz gelegentlicher scheinbar immer noch glänzender Erfolge, unaufhaltsame Sturz der deutschen Valuta. Paris aber begann von neuem seine alte Anziehungskraft auszuüben.

Doch selbst damals noch habe ich hin und wieder, und zwar bezeichnenderweise gerade bei sefardischen Juden, Anzeichen einer aufrichtigen Sympathie für Deutschland feststellen können. So spielte sich am 27. Januar 1918, dem letzten Male, daß die Welt von dem Geburtstage eines Deutschen Kaisers, teils mit verhaltenem Ingrimm, teils mit schon stark abgekühlter Begeisterung, Kenntnis nahm —, in einer besuchten Genfer Taverne ein kleines, hierfür typisches Intermezzo ab: einige junge Spaniolen, die sich die Nase begossen hatten, wollten unbedingt das Orchester veranlassen „Deutschland, Deutschland über alles" zu spielen und konnten nur mit Mühe davon abgehalten werden, ein Hoch auf „Guillaume" auszubringen. In vino veritas.

Im Juni 1920. Alfred Demiani.

Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen . . .

. . . den ſchickt er in die weite Welt . . . Zu den Glücklichen, denen dieſe Gunſt zuteil wurde, gehörte auch ich. Im Jahre des Unheils 1918, das aber damals, als wir auszogen, noch allen das Jahr des Heils ſcheinen wollte, das Jahr, das uns Sieg und Frieden bringen ſollte. Jeder von uns ein Teil des ungeheuerſten Mechanismus, der je ausgedacht worden war, um eines Volkes Ehre, Würde und Exiſtenz zu ſichern. So zog auch unſer erſtes Häuflein, faſt lauter orienterprobte Männer, aus, um über Konſtantinopel ſein Ziel zu erreichen: Georgien, das ſich vom ruſſiſchen Chaos losgeſagt hatte und nun einen Beſchützer brauchte, der ſeine erſten taſtenden Verſuche auf der neuen Bahn ſtaatlicher Selbſtändigkeit gängeln und leiten, der es auch vor allzu ausgreifenden Macht- und Annektionsgelüſten des türkiſchen Nachbarn ſchützen ſollte. Georgiens leitende Staatsmänner hatten ſich um Schutz und Hilfe an diejenige Macht gewandt, die damals die ſtärkſte ſchien, an Deutſchland.

Hoch- und wohlgemut hielten wir unſeren Einzug in Georgiens Hauptſtadt, in Tiflis. Schon einige Wochen vorher waren die erſten deutſchen Soldaten, ein Sturmbataillon, dahin gekommen. Sie kamen aus Kleinrußland, nachdem ſie zuvor den Rumänen Reſpekt vor deutſchen Waffen beigebracht hatten, und es iſt, wie mir ſpäter verſichert wurde, ein prachtvolles Schauſpiel geweſen, als unſere ſtrammen Leute, den Sturmhelm auf dem Kopf, in feſtem Gleichſchritt die Straßen der Stadt durchzogen, von allen begeiſtert begrüßt, nur nicht von jenen, die auch im weiteren den deutſchen Einfluß aufs bitterſte bekämpfen ſollten, d. h. von Ruſſen und Armeniern.

Einer der erſten Abende nach unſerer — der deutſchen diplomatiſchen Delegation — Ankunft, brachte uns dann eine, für manche von uns die erſte, Probe georgiſcher Gaſtfreundſchaft. Im Garten des Georgiſchen Klubs war für uns ein Empfangsbankett hergerichtet worden, mit allen feſten und flüſſigen Genüſſen einer raffinierten Tafelkunſt. Das hatten die Georgier von ihren ehemaligen Herrſchern, den Ruſſen gelernt, und die Meiſter hatten gelehrige Schüler gefunden. Was für ein lang entbehrter Genuß das für die meiſten von uns war! Was Erde und Meer, was Luft und Weinberg nur hergeben konnten, ſtand da, auf Flaſchen gezogen, in Saucen und Marinaden eingemacht, gebraten, geſotten, gebacken, geröſtet, gedünſtet, von ſüdlicher Sonne gereift, von ſubtropiſcher Wärme geſüßt: Schnäpſe und Liköre zum Anfang, Schinken, Pilze, Würſtchen, Kaviar, Käſe, Butter, Tomaten, Grünzeug zur Einleitung, köſtliche Fiſche aus dem Goktſchaſee und dem Schwarzen Meer, zarter Hammelbraten, fettes Geflügel, Eierpflanzengerichte, Salate, Süßſpeiſen, weißeſtes Weizenbrot zum eigentlichen Sattmachen und ſchwere, feurige, gerbſäurereiche Weine aus Kachetien und Imerethien zum Anfeuchten des Ganzen. Und im Hintergrund ſpielten zwei Orcheſter, ein europäiſches und ein aſiatiſch-einheimiſches, die Nationalhymnen der an dem Feſt vertretenen Nationen (es waren auch Öſterreichs, Bulgariens und der Türkei Vertreter anweſend), und es hat mich faſt zu Tränen gerührt, als die Saſandari (eben das einheimiſche Orcheſter) verſuchten mit Surna (einem klarinettartigen Inſtrument), Trommel, Tamburin und Tſchianuri (geigenartig) den Klängen von „Deutſchland, Deutſchland, über alles" gerecht zu werden. Und dann tanzte uns ein hübſches Mädel den einheimiſchen Tanz, den Lekuri, vor, mit ſo viel Temperament und ſo viel Grazie, daß ſie ſich im Fluge die Herzen aller Männer eroberte. Ich ſaß neben einem deutſchen Offizier in türkiſchen Dienſten, der die

ganze Sinaiexpedition mitgemacht hatte (das bedeutete unter anderem sechs Wochen lang sich nicht waschen, nicht rasieren, nicht auskleiden, nicht Wäsche wechseln, täglich von einem Stückchen Brot, ein paar Datteln und einem Glas Wasser leben, tagsüber in der Hitze braten und nachts, da kein Feuer angemacht werden durfte, frieren) und frug ihn, ob er begreife, daß man dieses Land wie sein zweites Vaterland lieben könne: er trank mir zu und nickte beistimmend.

Alles in allem eine schwere Sitzung. Aber sie bekam ihre Würde und bleibende Bedeutung durch die gehaltenen Reden. Den Anfang machte der Ministerpräsident der georgischen Sozialen Republik, ein Mann, der sein Lebenlang für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes gestritten und gelitten hatte. Was er da sagte kam, so drollig sich sein Französisch auch ausnahm, aus tiefstem Herzen: „Germania, ein Volk wendet sich an dich in seiner tiefen Not, ein Volk, das in seinem jahrtausendelangem Bestehen nur kurze Zeiten ungestörten nationalen Lebens kannte, ein Volk, dessen Land lange Jahrhunderte durch der Tummelplatz von Kämpfen zwischen Orient und Okzident, zwischen Rom und dem Pontus, zwischen Byzanz und Persien, zwischen der Türkei und Persien gewesen ist, das als eines der ersten das Christentum angenommen und es trotz den Arabern, den Mongolen, den Türken, den Persern bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, ein Volk, das ein Jahrhundert lang die moskowitische Herrschaft erduldet hat und jetzt, nachdem die russischen Heere zurückgeflutet sind, jetzt, wo es die Morgenröte einer neuen Freiheit antreten sieht, neuen Gefahren entgegengeht. An dich, deutsches Volk, wendet es sich mit der Bitte, deine siegreichen, tapferen Heere mögen es beschützen, deine erfahrenen Männer ihm Wege und Mittel zeigen auf den ersten Schritten ins Neuland politischer Selbständigkeit."

Merk dir's, deutscher Revolutionsspießer, ein Volk in Nöten hat sich an deinen Kaiser und deine Männer in Waffen um Schutz und Lehre gewandt! An dich, den deutschen Barbaren, weil es an dein Barbarentum nicht glaubte und überzeugt war, daß ein Volk, das so Ungeheures geleistet hatte, der Urquell aller Kraft, alles Durch- und Aushaltens, alles Könnens sein müsse!

Es wäre überflüssig hier anzufügen, was der Chef der Deutschen Delegation auf diese Rede geantwortet hat. Jeder Deutsche, dem heute an seines Volkes Ehre noch etwas liegt, kann sich diese Antwort selbst zurechtlegen.

Und dann kam der Alltag, der arbeitsreiche Alltag. Deutsche Truppen wurden an die Grenzen geschickt, besetzten die Eisenbahnen, schützten Georgien gegen bolschewistische Gelüste im Norden, gegen Übergriffe der Tataren im Osten, gegen armenische Prätentionen im Süden, gegen die Annektionsgelüste der Türken, die sich von Kars gegen Baku vorschoben, wo sie Kompensationen für ihre Mißerfolge in Syrien, Palästina und Mesopotamien suchten; auf deutschen Schiffen wurden die im Land verbliebenen Russen, soweit sie es wünschten, in die Heimat befördert, wurde Getreide aus der Ukraine gebracht, um der Mehlnot im Lande zu steuern, deutsche Ratgeber halfen den Georgiern bei der Aufstellung eines Heeres — eine nichts weniger als leichte Aufgabe, wenn man den linksradikalen Standpunkt der Regierungsleute in Betracht zieht —, bei Neuordnung der Finanzen, vermittelten in den oft recht bös sich zuspitzenden Meinungsverschiedenheiten mit den Nachbarrepubliken. Nicht daß die Arbeit so ganz glatt vonstatten gegangen wäre, es waren schwere Widerstände zu beseitigen. Die Heimat hatte nicht das rechte Verständnis für das, was dort erreicht werden sollte und mußte. Die Türken fühlten sich benachteiligt und beleidigt, die Engländer bedroht durch die Bresche, die wir da nach dem Osten, in der Richtung nach Indien in die Mauer zu legen im Begriff waren, die sie um uns aufgerichtet

hatten. Ihre beſten Bundesgenoſſen waren die Armenier, deren es in georgiſchen Städten und auch ſonſt auf dem Gebiet der georgiſchen Republik eine größere Anzahl gibt. Sie haben den Handel in den Händen. Sie ließen es ſich auch recht angelegen ſein, uns entgegenzuarbeiten. Sie ſchrieben den Deutſchen die allerdings fürchterliche Abrechnung zu, welche die Türken in den armeniſchen Vilajets Kleinaſiens mit ihnen veranſtaltet hatten, als ſie im Anfange des türkiſch-ruſſiſchen Konflikts verſucht hatten, den Türken in die Arme zu fallen — hielt doch ein Advokat (übrigens ein Ruſſe) in Tiflis einen Vortrag, in dem er die Behauptung aufſtellte, Deutſchland ſei für den dem armeniſchen Volke verurſachten Schaden haftbar und zehn Milliarden ſei das wenigſte, was man von Deutſchland verlangen könne. Als beſtes Agitationsmittel wurden die zu vielen Zehntauſenden in Georgien anweſenden armeniſchen Flüchtlinge aus Ruſſiſch- und Türkiſch-Armenien benützt; davon, daß dieſe dank der deutſchen Intervention überhaupt am Leben geblieben waren, hörte man kein Wort. Die Armenier ſchoben uns auch die Schuld an den „armeniſchen Metzeleien" zu, die angeblich die Türken, in Wahrheit aber die geſchworenen Feinde der Armenier, die Tataren, bei der Einnahme von Baku veranſtalteten, deren Umfang im übrigen maßlos übertrieben wurde und ſchließlich nur die Antwort auf die „tatariſchen Metzeleien" waren, die im Frühjahr 1918 armeniſche Banden veranſtaltet hatten. Armeniſchen Intrigen — von England aufgehetzt — iſt auch die Sprengung einer Eiſenbahnbrücke etwas oberhalb Tiflis zuzuſchreiben, mit der bei der Verhandlung eingeſtandenen Abſicht, den Transport deutſcher Truppen zu verhindern (dieſelben deutſchen Truppen haben natürlich die Brücke in zwei, drei Tagen wieder hergeſtellt). Kurz, ſie haben kein Mittel unverſucht gelaſſen, um uns die Arbeit zu erſchweren und Unfrieden zwiſchen Deutſchland und Georgien zu ſäen. Sie waren eben aufgehetzt und vollkommen überzeugt, daß Deutſchland als Bundesgenoſſe der Türkei an den Maßregeln dieſer ſchuld ſei. Daß gerade Deutſche ihr Beſtes getan hatten, um den Türken Einhalt zu gebieten, davon kein Wort.

Alles in allem eine ſchwere Aufgabe, die der Deutſchen Delegation da geſtellt war, die ſie aber ſicher zu gutem Ende hätte führen können, wenn der Heimat nicht der Atem ausgegangen wäre. Es waren unendlich bittere Stunden, als der Funkſpruch uns Tag für Tag Hiobspoſten brachte und dieſe Stunden wurden nur noch bitterer, als die Nachrichten allmählich ſeltener und „gefärbter" wurden. Wohl gratulierte uns mancher zu der „großartig durchgeführten" Revolution, aber mehr noch machten betrübte Geſichter und waren betrübt, nicht nur weil ſie einſahen, daß Deutſchland jetzt ſeine ſchützende Hand von Georgien werde abziehen müſſen, ſondern weil ſie, wie es bei Georgiern eben dem Nationalcharakter entſpricht, mit ganzem Herzen an Deutſchlands Kampf um ſeine Exiſtenz, um ſeinen Platz an der Sonne teilnahmen. Nie werde ich eine Unterredung mit einem mir von früher her ſchon bekannten, hochgebildeten Georgier, Hiſtoriker von Neigung und Beruf vergeſſen, deſſen Sympathien für deutſches Weſen, wie er mir verſicherte, ebenſo alt waren, wie ſeine Fähigkeit, die Dinge ſelbſtändig zu beurteilen, und der mir kurz nach unſerer Ankunft ſeine ungeteilte Bewunderung für Deutſchlands Leiſtungen in die Worte kleidete: „ihr ſeid ein Volk von Giganten". Dieſe Unterredung fand aber erſt ſtatt, als die Giganten, die zuerſt größer als ihr Schickſal waren, ſich in kleinmütige, zaghafte Alltagsmenſchen umgewandelt hatten, als die männlichen und weiblichen Spießer in der Heimat, bang um ihr unanſtändiges, dummes Maus-im-Käſe-Glück, die Kraft derer gebrochen hatten, die die Heimat eben jener Spießer verteidigten. „Lieber

Freund", führte er aus, „ihr habt seit ein paar Jahrzehnten böse Fehler begangen. Ihr habt es geduldet, daß euer Kaiser den einzigen Staatsmann nach Hause schickte, den ihr je hattet. Der Mann war alt, das ist ja wohl wahr, aber was nicht alt, nicht veraltet war, das war der lebendige Geist seiner Staatskunst. Von dem hatte der junge Stürmer, der ihn kaltgestellt hat, kaum ein Quentchen besessen. Mag sein, daß er das Beste seines Volkes gewollt hat; Nikolaus II. wollte dies auch und doch hat er sein Volk von der Chodinka über den japanischen Krieg zur ersten Revolution und von da über das Bündnis mit England zum Krieg mit Deutschland, damit zur zweiten Revolution geführt, die ihm Thron und Leben gekostet hat. Mit gutem Willen allein tut man's nicht. Euer Kaiser zeigte guten Willen, als er sein berühmtes Gemälde „Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter' konzipierte, aber er hat damit nur Ostasien schwer vor den Kopf gestoßen und England in die Arme getrieben, das seinen Königen solche Späßchen gründlich ausgetrieben hätte. Er hat guten Willen gezeigt mit seiner Krügerdepesche, aber er hat damit England aufs tödlichste beleidigt. Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn er den Worten die Tat hätte folgen lassen; damals sah es so aus in der Welt, daß Frankreich und Rußland Deutschland in einem Kriege mit England unterstützt hätten. Es blieb bei der leeren Drohung, wie auch bei andern Gelegenheiten, wie jedesmal, wenn er die gepanzerte Faust schüttelte. Schließlich glaubte niemand mehr an diesen Panzer. Er hat guten Willen gezeigt, als er in den neunziger Jahren Frankreich den Hof machte, aber er hätte diese Liebenswürdigkeiten bei der Faschodaaffäre in die Tat umsetzen sollen. Er hat guten Willen gezeigt, als er das Bündnis mit Österreich aufrecht erhielt, aber ein wenig mehr Staatsvernunft hätte ihm zeigen müssen, daß Österreich zu fünf Sechsteln deutschfeindlich war. Er hat guten Willen Italien gegenüber gezeigt; wäre er weniger sentimental und mehr Staatsmann gewesen, hätte er sich sagen müssen, daß in einem staatlichen Dreieck, in dem C der erbitterte Feind von B ist, C im gegebenen Fall auch der Feind von A werden muß nach dem alten, schönen Spruch ‚Der Freund des Feindes ist ein Feind'. Er hat den Islam protegiert und damit die Mächte, die mohammedanische Untertanen haben, also Rußland, Frankreich und England mißtrauisch gemacht, ohne das volle Vertrauen der islamischen Welt sich erwerben zu können. Er hat euch eine Flotte gebaut, worin er Recht hatte und wozu er das Recht hatte, er mußte aber die Konsequenzen daraus ziehen und den Feind, den er sich dadurch erwarb, durch einen Freund mattzulegen suchen. Er hat euch die beste Armee aufgestellt, die es je gab; er hat nur vergessen, sie im richtigen Augenblick losschlagen zu lassen, so wie's bei euch überhaupt Brauch war, die guten Gelegenheiten zu verpassen. Er hatte es allmählich dazu gebracht, einmal nicht mehr ernst genommen zu werden, weil ein gekröntes Haupt nun einmal nicht öffentlich dichten, komponieren, malen, predigen und bildhauern und nicht zu viel Reden halten darf; anderseits niemandens Freund mehr zu sein, weil er sich immer zwischen zwei Stühle setzte. Ich will anerkennen und habe es immer anerkannt, daß er der gescheiteste Kopf war, der zu seiner Zeit auf einem europäischen Throne saß; ein wenig mehr Klugheit wäre mehr gewesen.

Ein bißchen zu selbstherrlich; nicht die regis voluntas, sondern die Staatsraison ist suprema lex. Das scheint ihr alle allzusehr vergessen zu haben. Oh, wenden Sie nichts ein, ich gebe Ihnen gerne zu, daß schließlich ein mittelmäßiger Monarch noch besser ist, als die plebis voluntas. Nicht nur, daß ich Ihnen das zugebe, ich wollte direkt auf diese Behauptung lossteuern. Aber wißt ihr, worauf ihr lossteuert? Auf den russischen Saustall. Lassen Sie nur,

ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen. Sie meinen, ihr Deutſche wäret keine Ruſſen, ihr wäret zu vernünftig, zu diſzipliniert, ihr wüßtet zu genau, was auf dem Spiel ſteht. Das haben die Ruſſen auch geſagt, als ſie Revolution machten. Ich wollte, ich könnte die Sache anders anſehen, aber ich fürchte, ihr ſeid auf dieſelbe ſchiefe Ebene geraten, wie eure Nachbarn im Oſten. Und wenn ihr mal im Gleiten ſeid, gibt's kein Anhalten mehr. Dafür werden eure Feinde ſorgen. Glaubt ihr denn, daß denen an euch etwas liegt? Mein Beſter, wenn's kein Deutſchland mehr gibt, teilen ſie ſich die Welt und das iſt für dieſe Herrn vorteilhafter als eure Kultur, eure Induſtrie, euer Handel. Den wollen ſie ja gerade und eure Induſtrie wollen ſie ausſchalten. Nein, ſagen Sie mir nicht, man könne ein Volk von 65 Millionen nicht vernichten. Man kann's! Sie werden euch nicht aufhängen und nicht köpfen, aber ſie werden verſuchen, euer ganzes Wirtſchaftsweſen, euch als Volk lahmzulegen. Den Anfang haben ſie ja ſchon gemacht dazu. Sie nehmen euch zuerſt euer Heer, damit ihr euch nicht mehr wehren könnt; dann nehmen ſie euch eure Flotte, damit ihr nicht mehr ein-, noch ausführen könnt. Da ſie ſelber nicht genug haben, werden ſie euch verdammt knapp halten müſſen; womit wollt ihr dann eure Arbeiter beſchäftigen? Mit nichts, nicht wahr? Aber was wetten Sie, in einem, in zwei Jahren holen ſie euch eure beſten Arbeiter weg; um einen Hungerlohn. Es wird doch immer noch beſſer ſein, in Frankreich, England, Amerika halb zu verhungern, als in Deutſchland ganz. Ihr habt euren Kaiſer weggeſchickt und ſeid im Begriffe euer Heer aufzulöſen; ihr nennt das Revolution, ich nenne das Verſklavung eures Volkes. Ihr glaubtet damit einer Knechtſchaft zu entgehen und werdet bloß die Knechte eurer Feinde. Ihr glaubtet, damit den andern ein Beiſpiel zu geben, freilich habt ihr das, wie man's nicht machen ſoll nämlich. Haben Sie geſtern in der Zeitung die Schilderung der Übergabe eurer Flotte geleſen? Wie, geſchämt haben Sie ſich? Noch lange nicht ſo, wie ich. Ich habe euch ein Volk von Giganten genannt; heute weiß ich nicht mehr, was ich ſagen ſoll. Freilich, ihr wart's, ſo lange ihr zuſammengehalten habt; aber es war leicht, euch zu Zwergen zu machen. Was Hunger, Not und Tod nicht vermocht, euch auseinanderzubringen, das hat euer geſchickt von euren Feinden benutzter Erbfehler zuwege gebracht, eure Uneinigkeit. Euer Bismarck hätte ſein berühmtes Wort ſo faſſen ſollen: Wir Deutſche fürchten nichts als uns ſelbſt auf der Welt. Der Deutſche iſt des Deutſchen ſchlimmſter Feind ... Doch, doch, ich glaube an eine Wiedergeburt Deutſchlands. Aber erſt dann, wenn euch euer ‚Deutſchland, Deutſchland über alles' wirklich zu Fleiſch und Blut geworden iſt. Bis jetzt war es nur auf euren Lippen, nicht in euren Herzen. Dazu müſſen eure Kinder erſt als Deutſche geboren werden, jetzt kommt ihr ja noch als Katholiken, Proteſtanten, Bayern, Preußen, Sachſen, Monarchiſten, Republikaner, Sozialiſten, Hegelianer, Nietzſcheaner, Shakeſpeareaner oder Baconianer auf die Welt. Ihr ſtreitet euch ja noch darum, ob die Roten, die Schwarzen oder die Monarchiſten Deutſchlands Geſchicke leiten ſollen; wenn ihr erſt einmal ſoweit gekommen ſeid, das Staatsſteuer denen anzuvertrauen, denen nur eures Landes Wohl und Wehe am Herzen liegt, dann ſeid ihr reif für ‚Deutſchland, Deutſchland über alles ...'"

So ſprach mein Freund. Die Ereigniſſe haben ihm in mehr als einem Punkt recht gegeben. Wir hatten ein Reich und wir waren einmal *ein Volk*, ein *Volk*. Jetzt ſind wir mehr als je geſpalten und zerriſſen und eine Horde von Sklaven im Dienſte fremder Unterjocher.

Wir mußten weg. England wollte es. Wir mußten fort zu einer Zeit, wo Georgien mit Armenien Krieg führte. Wir gingen nach Poti und war-

teten auf ein Schiff. Es kam keines. Wir gingen nach Kuteis und warteten. Man machte uns Verſprechungen, die man nicht hielt. Der Abſchied von den Georgiern war herzlich und würdig; der Grundton war nicht „Lebewohl", ſondern „Auf Wiederſehen!" Endlich kam der Befehl, nach Batum zu fahren. Und als wir dort waren, waren wir in der Hand der Engländer. Man kann nicht ſagen, die Engländer ſeien unhöflich zu uns geweſen. Sie waren eben rüpelhaft. Sie waren's in Batum, ſie waren's auf dem Schiff, das uns nach Konſtantinopel brachte, ſie waren's in Konſtantinopel. Und ſie waren's hauptſächlich deshalb, weil ſie im Grunde ganz unſicher waren. Sie glaubten's noch nicht, daß ſie Sieger waren; ſie fühlten es eben unbewußt, daß ſie nicht geſiegt, ſondern daß Deutſchland den Sieg aus ſeiner Hand gegeben hatte. Alle ihre Halbheiten, ihre Schikanen, ihr Zögern und Zweifeln, ihr Mißtrauen, ihre Furcht vor etwas Unerwartetem, vor etwas, das ſie nicht parieren könnten, all das zeigte ganz deutlich, daß ſie vor unſerm Häuflein weiter nichts als Angſt hatten. Und der Angſtliche iſt oft rüpelhaft, ſchon weil er ſich dadurch ſelbſt vormachen kann, er ſei mutig und habe keine Angſt.

Doch wir kamen ſchließlich nach Hauſe. Wir paar Ziviliſten früher als die Militärs, die gegen alle Abmachung teils auf den Prinzeninſeln, teils in Saloniki interniert wurden. Aber jetzt ſind alle zu Hauſe. Was wir in der Heimat gefunden haben, braucht nicht geſagt zu werden. Ein jeder weiß es. Nur der Geſichtswinkel, unter dem wir die eingetretenen Ereigniſſe betrachteten, war ein anderer, als der der Zu-Hauſe-Gebliebenen. Wir fanden ein zermürbtes, kleines, jämmerliches Volk vor, das ſich in perverſem Gefühl mit Wolluſt ſelbſt beſpuckte. Das mußte am ſchmerzlichſten gerade für uns ſein, die wir für Deutſchland moraliſche Eroberungen im Orient gemacht hatten und denen dreiviertel Jahre lang das Lied von Deutſchlands Größe in den Ohren geklungen hatte.

Adolf Dirr.

Puſchkin über Frankreich.

Die franzöſiſche Literatur wurde im Antichambre geboren und iſt niemals über den Salon hinausgekommen.

Alle wiſſen, daß die Franzoſen das anti-poetiſcheſte Volk ſind. Montaigne, der Italien bereiſt hat, erwähnt weder Michelangelo noch Raffael. Montesquieu lacht über Homer. Voltaire hat außer Racine und Horaz wohl keinen einzigen Dichter verſtanden. Wenn wir die in dieſem Volke geltenden kritiſchen Anſichten, die als literariſche Axiome geachtet werden, hören, müſſen wir über ihre Dürftigkeit ſtaunen.

Die Franzoſen haben immer die Literatur ihrer Nachbarn verachtet. Von der Überzeugung durchdrungen, daß ſie die ganze übrige Menſchheit in allen Stücken übertreffen, haben ſie die großen Dichter der andern Völker nur in dem Maße geſchätzt, als dieſe den franzöſiſchen Sitten und den von den franzöſiſchen Kritikern aufgeſtellten Regeln entſprechen.

In Frankreich ſind Wiſſenſchaft und Dichtung nicht Selbſtzweck, ſondern nur Mittel.

Bei den Rumänen.

Ein österreichiſcher Offizier, einem unſerer Freunde als zuverläſſig genau bekannt, ſchreibt uns:

Im November 1917 wurde ich vom Gefangenenlager Debrovati (Rumänien) ins Mannſchaftsgefangenenlager Sipote bei Jaſſy gebracht. Als ich dort ankam, waren die Verhältniſſe im Lager für ein derartig desorganiſiertes, unfähiges Land wie es Rumänien iſt, infolge der Repreſſalien deutſcherſeits verhältnismäßig menſchenmöglich. Die 4000 Gefangenen, die das Lager beherbergte, wohnten aber noch immer in großen, halb in die Erde eingebauten Baracken von je 100 Mann, die ſehr ſchlecht heizbar waren und nur das Notdürftigſte an Heizmaterial und Beleuchtung zugewieſen erhielten. Beſchuhung und Kleidung war Jammer erregend, die Koſt ebenfalls knapp, ſoviel als zur Erhaltung notwendig iſt — deutſche und öſterreichiſch-ungariſche Liebesgaben linderten im Januar die ärgſte Not. Die Spitäler waren ſehr primitiv, die Arzneien ſchwer erhältlich. Der Krankenſtand, hauptſächlich Lunge und Diſſenterie, groß; Todesfälle zirka 5—8 in der Woche. Entlauſung und Bad gab es, — Wäſche keine. Doch muß man zugeben, daß ſich die rumäniſche Regierung zu der Zeit alle Mühe gab, auch ehrliche Kommandanten ins Lager ſandte, die jedoch Herkuleskämpfe mit diebiſchen Offizieren und Unteroffizieren zu kämpfen hatten, die ſich bei jeder Gelegenheit an den Gefangenen zu bereichern ſuchten.

Die Verhältniſſe des Lagers im Winter bis Frühjahr 1916/17 ſpotteten jeder Beſchreibung und waren vielleicht das Unerhörteſte was die Welt in dieſer Beziehung je geſehen hat. Im Lager befanden ſich außer den Mannſchaften zur Zeit meiner Ankunft zirka 150 öſterreichiſch-ungariſche Fähnriche, Offiziers-Aſpiranten und Einjährig-Freiwillige und zirka 50 deutſche Vizefeldwebel. Aus den Erzählungen dieſer halte ich die nachfolgende Beſchreibung — nie werde ich die Geſichter dieſer Menſchen vergeſſen, die oft alte Landſturm-Fähnriche, abſolvierte Rechtshörer, Großinduſtrielle uſw. waren, kurz vollkommen zu unſerer Geſellſchaftsklaſſe gehörten, wenn ſie mir von ihren Leiden erzählten, noch immer zitterte ihre Stimme und ward ihr Geſicht bleich, wenn ſie an den grauſamſten aller Tode — den Gefangenentod, dachten, der ihnen ſolange am Nacken geweſen war.

Nach der Eroberung Rumäniens wurden die Gefangenen aus allen anderen Lagern nach Sipote zuſammengetrieben, auch Zivilinternierte, Greiſe, Frauen und Kinder. Vorgeſorgt war für gar nichts — der November 1916 war bitter kalt. Zu je tauſend Mann hauſten die Unglücklichen in Baracken, die in zwei Stockwerke eingeteilt waren, das untere unter der Erde. Beheizung, Licht, Waſſer, Seife, Wäſche gab es nicht. Zum Herrichten der Mahlzeiten wurde Waſſer von weitem herbeigeſchleppt, die Mahlzeiten beſtanden ausſchließlich aus Mamaliga (Polenta) und Bohnen, wenig Brot. Oft wurde den Gefangenen das rohe Maismehl hingeworfen, welches ſie mangels Holz und Waſſer überhaupt nicht zubereiten konnten. Die Zahl der Gefangenen war auf 17000 geſtiegen, während das Lager höchſtens für 8000 berechnet war, neue Transporte mußten oft wochenlang in halbverfallenen, auf einer Seite offenen Stallungen aus Stroh ohne Decke die Nächte verbringen. Eine ungeheure Entkräftung der Mannſchaften trat in kürzeſter Zeit ein und die Folge davon war Diſſenterie und — der Verlauſung mangels jeder Reinigungsmöglichkeit halber — Flecktyphus. — Im Dezember begann das große Sterben, das im Mai langſam abebbte, dem aber bis zum Eintreffen der Hilfeleiſtung von der rumäniſchen Regierung aus und dem Beginn der Organiſation 13000 Menſchen zum Opfer fielen. Die Szenen, die ſich

in dieſer entſetzlichen Zeit abſpielten, ſpotteten jeder Beſchreibung. Die Kranken — das Spital war überfüllt und vollkommen unzulänglich — lagen ohne jede Pflege in den Baracken; kaum einer, der ſich ſchleppen konnte. Die Schwerkranken ſtarben, ohne daß die fiebernden, phantaſierenden Nachbarn es merkten und ſo lagen die Toten oft tagelang zwiſchen den Kranken, bis zufällig die rumäniſchen Sanitätsſoldaten es merkten und die Leichen herausſchleppten und einfach vor die Baracke warfen, wo ſie ſtundenlang liegen blieben, bis der übervolle Totenkarren ſie holte, auf den ſie heraufgeworfen wurden, nicht ohne zuvor vollkommen entkleidet und beraubt worden zu ſein. Rieſige Maſſengräber öffneten ſich, doch blieben dieſe oft tagelang offen, mit den Leichen drinnen, weil ſie noch nicht bis an den Rand gefüllt waren — dann erſt entſchloſſen ſich die Rumänen ſie zu ſchließen. War der Boden hart gefroren, ſo wurden die Leichen auf einen Haufen aufeinander geworfen und tagelang gewartet bis es taute. Ungezählte verwilderte Hunde ſtrichen um die Leckerbiſſen herum und ſtürzten ſich nachts gierig darauf. Die armen verhungerten, zum Wahnſinn getriebenen Menſchen fingen die Hunde ein, ſchlachteten ſie, glücklich, ein Stückchen Fleiſch zu eſſen.

Mehr als einmal irrten ſich die Sanitätsſoldaten und zogen noch Lebendige aus den Baracken heraus — und mehr als einmal ſah man auf dem vollgepfropften Totenkarren noch zuckende Leiber, über die ſich dann das Grab ſchloß, ohne daß ein Proteſt, ein Schrei des Mitleides in der ſtumpfen, vor Hunger und Todesangſt halb wahnſinnigen Maſſe ſich erhoben hätte. Die Verlauſung der Kranken, die ſich gegen das Ungeziefer nicht mehr wehren konnten, war derart, daß mir der rumäniſche Lagergeiſtliche — ein aufopfernder, lieber, menſchenfreundlicher belgiſcher Miſſionär, der in Rumänien zum Kriegsdienſte als Feldgeiſtlicher einberufen worden war — erzählte, es ſei ihm bei der Spende des hl. Öls nicht möglich geweſen, bis zur Haut der Kranken zu gelangen, mit ſolchen feſten Schichten von Läuſen ſei ihr ganzer Körper überzogen geweſen. Er ſelbſt ward auch von der Krankheit ergriffen, jedoch wie durch ein Wunder gerettet. Das Spital beherbergte höchſtens 100 Kranke, die meiſten ſtarben ohne ärztliche Hilfe in den Baracken. Die Zahl der rumäniſchen Ärzte ſchwankte zwiſchen zwei und drei; mehrere erlagen der Seuche. Ein junger rumäniſcher Arzt, der in das Lager kommandiert wurde, erſchoß ſich als er die Verhältniſſe ſah. Über jedes Lob erhaben war das Verhalten des k. und k. Regimentsarztes i. d. R. Alexander Paſztor (Temesvar, Ungarn) und ſeines unermüdlichen Gehilfen Sanitätsfähnrich Waltner, ebenfalls ein Ungar. Die wenigen Überlebenden verdanken nur dieſen beiden Männern ihr Leben, die unermüdlich arbeiteten, organiſierten, proteſtierten, bis es ihnen gelang, den Gefangenen ein menſchenmögliches Los zu bereiten. Beide erkrankten ſchwer an Flecktyphus, erholten ſich jedoch. Die Geſchicklichkeit Dr. Paſztors war ſo groß, daß er bald der einflußreichſte Mann im Lager ward, die rechte Hand der Kommandanten wurde und die Rumänen ſelbſt anerkannten ſeine Tätigkeit in ſolchem Maße, daß ſie ihm zweimal Dekorationen anboten, die er abſchlug. Keiner der Gefangenen wird je dieſe zwei Namen vergeſſen.

Der Seuche fielen Soldaten, Zivilinternierte, Greiſe, Frauen und Kinder zum Opfer — die Zivilinternierten wurden erſt nach Monaten in ein anderes Lager gebracht. Auch unter den rumäniſchen Mannſchaften des Lagers wütete ſie verheerend.

Während der Zeit der furchtbaren Not unternahm die rumäniſche Regierung gar nichts, ſondern ſchaute ratlos dem Sterben zu — die Erfindung einer Entlauſungsanſtalt war noch nicht bis zu den Söhnen des Balkan-Paris gelangt. Von Zeit zu Zeit fuhren mit Autos Inſpektoren der Gefangenenlager vor dem

Lager vor, ließen die Magazine öffnen und ihre Wagen mit den für die Gefangenen bestimmten Schuhen und Kleidern vollpfropfen und fuhren wieder davon, ohne einen Blick ins Lager geworfen zu haben. Bitten nützten nichts, Neutrale wurden nicht zugelassen, die Gefangenen erhielten keine Geldsendungen oder Post aus der Heimat, bis März 1917 auch keine Löhnung, so daß sie völlig mittellos dastanden. Als Ende 1917, Anfang 1918 Geldsendungen eintrafen, wurden diejenigen der Toten von den rumänischen Verwaltungsoffizieren beschlagnahmt und verschwanden auf Nimmerwiedersehen. Einer derselben hat sich nach einem halben Jahre Dienst im Lager ein Gut gekauft. Die Unehrlichkeit, die Habgierde, die Diebstähle am Gut der Gefangenen, die Grausamkeit der rumänischen Offiziere kannte keine Grenzen. Sie stahlen an allen Ecken und Enden Lebensmittel, Kleider, Schuhe, sie betrogen im Auszahlen der Gelder, am Abwägen der Lebensmittel, sie ließen todkranke Menschen, die tags darauf starben, blutig schlagen, weil sie sich nicht beim Appell gemeldet hatten, sie ersannen die grausamsten Strafen für Flüchtlinge. Es gab nur wenige Ausnahmen, wie der verdiente Oberst Foiscrenu, der bedauerlicherweise im Januar 1918 nach viermonatlicher Kommandoführung starb, nachdem er mit all seinen Kräften gegen die Unmoral seiner Untergebenen gekämpft hatte. — Nachdem 13000 Menschen den Tod gefunden hatten und die Seuche sich von selbst ausgetobt hatte, machte die rumänische Regierung ungefähr im März 1917 Anstalten, die Lage der Gefangenen zu verbessern, als die deutsche und österreichisch-ungarische Regierung mit Repressionsmaßregeln drohte. Langsam und mit vieler Mühe entstanden dann die eingangs geschilderten Verhältnisse.

Im Lager hatte sich österreichisch-ungarische, deutsche und türkische Mannschaft befunden. Am besten vertrugen die Epidemie die Türken, am schlechtesten die Deutschen. Von den ca. 1500 Deutschen waren, als ich ins Lager kam, nur ca. 80 Mann übrig. Von den österreichisch-ungarischen Fähnrichen, Offiziersaspiranten, Einjährig-Freiwilligen und den deutschen Vizefeldwebeln erlagen ca. 50% den Krankheiten. — Erwähnt muß noch die ungeheuere Brutalität werden, mit denen Tschechen, Rumänen, Slawen, Elsässer, Polen, Italiener in die verschiedenen Legionen gepreßt wurden — die Unseligen, die täglich den Tod vor Augen hatten, die vor Hunger wahnsinnig wurden, erlagen meistens den Verführern — Werbeoffiziere der verschiedensten Staaten, die sie mit Freiheit, Essen, Kleidern und herrlichem Leben verlockten.

Ich wurde im Februar 1918 als Invalide ausgetauscht und sandte sofort von unserer Quarantänestation Bukarest einen Bericht über die Gefangenenlager an das A.-O.-K. nach Baden, der neben meiner Unterschrift die zweier mit mir ausgetauschten ungarischen Fähnriche trug, welche alles miterlebt haben.

Ihr habt schon wieder genug von der Politik?

ruft Arndt den Deutschen zu. Ihr möchtet schon wieder bloß eurer „deutschen Kultur" leben? „Die Zeit, worin wir leben, hat uns Deutschen zugemutet, politische Menschen zu werden. Es hat schwerer Jahre bedurft, daß wir aus dem dämmernden Traum einer Gleichgültigkeit geweckt würden, die dem deutschen Namen fast den Untergang drohte. Gottlob, uns ist wieder ein Vaterland gezeigt worden, ein Ziel, worauf alle Deutsche als Volk schauen, wofür sie streben und arbeiten sollen. Immer aber gilt noch mit Recht die Klage, daß wir nicht politisch genug sind. Damit wir dies immer mehr werden, dafür muß jeder redliche Deutsche denken und streben und auf seine Weise den Kampf durchkämpfen helfen, der nicht allein auf Schlachtfeldern entschieden werden kann."

Die gelbe Gefahr für Deutschland.

Von Gouvernements-Oberpfarrer Ludwig Winter aus Tsingtau.

Zu anderer Zeit und in anderem Sinn ist diese Formel geprägt worden, als sie heute unsere Aufmerksamkeit verdient. Vor einer ostasiatischen Invasion brauchen wir uns ebensowenig zu fürchten wie vor einem Wirtschaftskrieg des Ostens gegen uns. Im Gegenteil! Wenn wir noch mit irgendwelchem Wohlwollen unter den Völkern der Erde rechnen dürfen, soweit dies in der Politik überhaupt möglich, wenn wir auf ein baldiges Wiederanknüpfen von Handelsbeziehungen auf dem Weltmarkt hoffen dürfen, so richten sich unsere Blicke zum fernen Osten. Dort weiß man noch deutsche Erzeugnisse und deutsches Können zu schätzen, dort braucht man für die Seidenindustrie die deutschen Farben. Wie oft hat der Verfasser während des Krieges hören dürfen aus chinesischem Munde: Hoffentlich ist der Krieg bald zu Ende, daß wieder die guten deutschen Waren kommen! Mit welcher innerlichen Genugtuung hat er in den japanischen Seidenläden einen Stillstand, ja Rückschritt feststellen können und als Begründung das Zugeständnis hören dürfen: Uns fehlen die deutschen Farben. Gerade im Osten winkt dem deutschen Handel am ersten der Sonnenaufgang. Und unsere wackeren Pioniere, die mit dem Schreiber dieser Zeilen auf englischem Gefangenendampfer durch Englands Brutalität haben heimkehren müssen — als Freunde des fernen Ostens! —, werden in ihrer Gewandtheit und Entschlossenheit, in persönlichem Opfermut und mit Hilfe alter Freundschaftsbande Mittel und Wege finden, dem deutschen Handel wieder das Tor des Ostens zu öffnen.

Die Formel von der gelben Gefahr richtet unseren Blick vielmehr auf den Wunsch Englands, des Todfeindes unseres Handels und damit unseres Reiches, uns zu einem zweiten China in Europa zu erniedrigen. Wir sollen — das ist Englands Streben vor dem Krieg, im Kriege, nach dem Krieg, — wirtschaftlich und politisch so abhängig von England werden, wie es China ist. Ohne irgendwie beleidigend oder kränkend, mißachtend oder verächtlich gegen China sein zu wollen, wozu ich ein viel zu großer Freund meiner zweiten Heimat bin: Wir sollen ein Kulistaat wie China werden. Darauf legt England noch jetzt alle Maßnahmen an. Und wer aus diesem Kriege noch nicht die zähe Energie und jedes menschliche Gefühl, wie die jedes natürliche Recht beiseite schiebende Entschlossenheit dieses „Großkaufmannes der Welt" kennengelernt hat, dem wollen diese Zeilen noch einmal die Augen zu öffnen suchen.

Darüber wird kein Streit mehr sein, daß dieser Krieg von Englands Seite seit langem vorbereitet und von Anfang an mit allen Mitteln als Wirtschaftskrieg geführt ist. Gerade das aus englischem Munde geprägte Wort „Militarismus" beweist es. Es ist englischer Geschäftskniff — und englische Politik ist absolut vom Standpunkt des Geschäftsmannes aus orientiert und vom Geist des Geschäftsmannes aus regiert — die Ziele zu verschleiern, um die Konkurrenten zu täuschen. Deren Gedanken müssen auf eine falsche Bahn gelenkt und der eigene eigennützige Geschäftssinn verdeckt werden durch das Vorschieben idealer Beweggründe. So hat England stets seine Kriege geführt, ob das Schlachtfeld Indien, Ägypten, Südafrika oder sonstwie hieß. Der Beweggrund war: Geschäft — das Aushängeschild: Idealismus. Man mag dies Heuchelei oder politische Klugheit, Lüge oder Schlauheit nennen, — es kommt alles auf dasselbe hinaus, und hat leider immer denselben Erfolg gehabt: Andere Völker haben für das ideale England geblutet, das billig ein gutes Geschäft gemacht hat.

In China hat England bis auf den Opiumkrieg (1840—42) und den Krieg von 1856—60 infolge der Taiping-Rebellion einen anderen Weg beschritten, um

es wirtſchaftlich als „Kuli vor ſeine Rikſchah“ (kleiner chineſiſcher Perſonenwagen, vom Arbeiter gezogen) zu zwingen. In China gab es keinen militäriſchen Widerſtand zu brechen. Dies Land der 400 Millionen iſt durch ſeinen, ſcheinbar unheilbaren, weil von England und Japan mit allen Mitteln offen gehaltenen Riß und durch die Lethargie des Buddhismus und die Korruption ſeiner Beamten, endlich auch durch den Mangel einheitlicher Beſteuerung, militäriſch ſchwach wie ein Kind. Der kluge Geſchäftsſinn Englands wußte hier aber ſofort anders zum Ziele zu kommen. Es trat als der wohlwollende Bankier auf den Plan und ſchuf im Seezoll und in der Salz-Gabelle (Steuer) eine Einrichtung, die es mit der Zeit zum abſoluten Herrſcher dieſes verſchuldeten Landes machte. Vergeſſen wir nie, auch jetzt nicht, wo ſich wirtſchaftlich unſere Blicke zum fernen Oſten richten: In China herrſcht England! Das hält die Schlüſſel Chinas in der Hand, das ſpricht, zumal in allen Auslandsfragen, das letzte Wort. So war's ſchon *im* Kriege, ſo iſt es erſt recht *nach* dem Kriege, der nach Wilſons Überrumpelung zum Sieg Englands auf der ganzen Linie geworden iſt, — leider auch in Oſtaſien. Aus ſich heraus hätte China niemals die diplomatiſchen Beziehungen mit uns abgebrochen; der Unterſeebootskrieg und die paar durch ihn zugrunde gegangenen Kulis waren ihm als Staat ſo gleichgültig, wie eine Überſchwemmung oder Hungersnot im eigenen Lande, die mehr Opfer jährlich fordern; ja dieſe kühne Waffe hat manchem der oberen Zehntauſend in Oſtaſien Bewunderung abgenötigt und die gern rückwärts ſchauenden Gelehrten an den vor faſt 1000 Jahren gemachten maritimen Verſuch im eigenen Lande erinnert. Aber der Druck Englands, unterſtützt mit verhältnismäßig geringen Beſtechungsgeldern an die Parlamentsmitglieder, hinter denen der Präſident ſeine letzte Zuflucht ſuchte, hat den Abbruch erzwungen nach dem alten Spruch: und biſt du nicht willig, ſo brauch ich Gewalt, d. h. in dieſem Falle: ſo gebe ich dir, chineſiſcher Staat, kein Geld aus dem Seezoll und der Salz-Gabelle. China wurde in ſeinem eigenen Lande vergewaltigt durch den Geſchäftsmann England. Dasſelbe Bild bei der chineſiſchen Kriegserklärung gegen Deutſchland. Wie lange und gewandt hat China ſich dagegen geſträubt. Aber was half hier alles Wehren auf die Dauer; sic volo, sic jubeo (ſo will ich, ſo befehle ich), ſprach der Diktator England und warf noch großmütig einige Münzen unter das Volk. China ſtand vor der Wahl: Ungehorſam gegen England und dann: kein Geld — oder Gehorſam und Geld. Da hörte das Wählen von ſelbſt auf. Und endlich bei der Ausweiſung der Deutſchen wiederum derſelbe Vorgang. Darum kehrten wir ja als engliſche Gefangene heim.

So ſieht Chinas Herrſchergewalt im eigenen Lande aus. Wenn uns aus Freundſchaft zu dieſem Lande nicht Mitleid erfüllte, wir müßten ſonſt Verachtung empfinden für dies reiche Land der 400 Millionen. Hat doch England ſich auch jetzt wieder das Recht der Paßkontrolle über die Einwanderung in China vorbehalten, ſteht alſo als Eigentümer am Tor des chineſiſchen Hauſes.

So ſieht die gelbe Gefahr aus, die uns droht, wenn wir ihr nicht durch Zuſammenfaſſung unſerer ganzen Kraft und durch Aufbietung unſerer äußerſten Leiſtungsfähigkeit, durch Selbſthilfe und zielbewußte äußere Politik begegnen. Es ſteht in der gelben Gefahr für uns alles auf dem Spiel: Freiheit und Eigentum, Selbſtbeſtimmungsrecht und Vaterland. Im ſchmachvollſten aller Dokumente, im Friedensvertrage, ſind die Wege für Englands weitere Schritte geebnet nach der Beſeitigung unſerer Wehrmacht und Monarchie (Kontrolle des Schiffbaues, der Waſſerſtraßen, des Handels). Zäh, zielbewußt, vor nichts zurückſchreckend, wo es das Geſchäft gilt, wird England ſich anſchicken, dieſe Wege zu gehen, vielleicht wieder unter dem Deckmantel des Idealismus: des Wohlwollens und der Wohltätigkeit. Für uns ſchlägt jetzt die Schickſalsſtunde: Wollen wir

uns zum Kuli-Staat Englands erniedrigen lassen und diesem die Alleinherrschaft bei uns einräumen oder wollen wir versuchen, uns die völkische Selbständigkeit zu wahren durch einmütiges Zusammengehen und angestrengteste Arbeitsleistung, durch nationale Entschiedenheit und opferwilliges Eintreten für das Große — Ganze? Wir tragen nicht nur das eigene Geschick auf den Händen, mit uns steht und fällt das Erbe unserer Väter, mit uns lichtet oder verdichtet sich die Zukunft unserer Kinder. Jetzt heißt es, im Blick auf China und aus dem Gedanken an Väter und Kinder die Kraft zum mutigen Handeln zu gewinnen. Fehlt der Führer, so soll jeder sein eigener Führer sein. Die Richtpunkte kennt jeder: ein einiges Deutschland und ganze Arbeit. Bezeichnend dafür, wie England uns als seine Arbeitsknechte einspannen will, ist die Wühlarbeit unter unseren Kriegsgefangenen, denen nach zuverlässigen Berichten beständig von englischer Seite vorgeredet wurde, daß die Heimat sie gar nicht wieder haben wolle, und die darum mit dem größten Mißtrauen und Mißmut den deutschen Boden betraten. England will der große und möglichst einzige Arbeitgeber auf dem Weltmarkt sein.

Halten wir uns immer den Ernst dieser Tatsachen vor Augen und vermeiden wir die gelbe Gefahr, der China erlegen ist. Dort haben die alten Beamtenfamilien, deren kluge, erfahrene, tüchtige Mitglieder durch viele Generationen hindurch dem Staate gedient hatten, nach der Revolution dem politischen Leben den Rücken gekehrt und sich in den Schmollwinkel zurückgezogen mit der Entschuldigung, daß an einem derart heruntergekommenen Staate alle Arbeit vergeblich sei. Der Schreiber dieser Zeilen kennt Häupter der angesehensten Familien, in denen außerordentlich tüchtige, gebildete, strebsame junge Leute vorhanden sind, die ihren Angehörigen die Annahme jeglichen Staatsamtes und jede politische Betätigung verboten haben. Und das Familienoberhaupt ist in Chinas guter Gesellschaft noch heute allmächtig. Nur um so leichter war es für England, mit den politischen und im Staatsdienst unerfahrenen Dilettanten fertig zu werden und China zum gefügigen Werkzeug zu knechten. Hüten wir uns vor dieser gelben Gefahr! Mag's noch soviel Selbstüberwindung kosten, am modernen deutschen Staatsleben sich zu beteiligen: hier muß jeder Stolz der Vaterlandsliebe weichen; jeder Achilleusgroll sich sagen: Jetzt darf ich keine unnütze Last deutscher Erde sein. Wirket, solange es Tag ist! Jetzt müssen wir von unserem Erzfeinde England die Zähigkeit lernen, die keine Sache verloren gibt, bis der Preisrichter entschieden hat.

Leider muß ich noch einen Punkt in diesem Zusammenhang erwähnen, der unsere Hoffnung auf China und vielleicht auch auf Japan etwas herabstimmen könnte. Gerade die uns wohlgesinnten Kreise Chinas sind zum großen Teil monarchisch gesinnt, wie denn überhaupt eine starke monarchische Strömung durch China geht. Mit allem Fleiß haben diese Kreise ihre Kinder dem amerikanischen Einfluß, wie er in den Schulen und vielleicht noch mehr in der politisch sehr stark arbeitenden Young man Christian Association verbreitet wird, ferngehalten und unseren deutschen Schulen und unserem deutschen Lande zugeführt. Sollten sich nicht diese Kreise durch den völligen Umsturz unserer Verhältnisse, der China ähnliche Zustände bei uns geschaffen hat, vor den Kopf gestoßen fühlen und an Interesse für Deutschland einbüßen? Auch in Japan fürchtet man vielfach die Revolution und wird vielleicht Vorsicht üben dem von England als Herd der Revolution im Auslande ausgeschrienen Deutschland gegenüber. Nützlich wird es da in erster Linie sein, wenn diese uns wohlgesinnten Kreise Ostasiens aus unserer Weiter- und Mitarbeit im Staatsleben sehen, daß wir selbst das Erbe unserer Väter nicht verloren geben, sondern hoffen, es neuem Leben entgegenzuführen.

Tamango.

Novelle von Proſper Mérimée.

Der Kapitän Ledoux war ein tüchtiger Seemann. Er hatte als einfacher Matroſe begonnen und es bis zum Unterſteuermann gebracht. In der Schlacht bei Trafalgar war ihm die linke Hand von einem Holzſplitter zerſchmettert worden; ſie mußte ihm abgenommen werden, und er wurde hernach mit guten Zeugniſſen verabſchiedet. Die Muße behagte ihm wenig, und da ſich ihm Gelegenheit bot, ſich wieder einzuſchiffen, diente er als Oberſteuermann auf einem Kaper. Einige gute Priſen ſetzten ihn in den Stand, Bücher anzuſchaffen und ſich mit der Theorie der Schiffahrt, deren Praxis er bereits vollkommen inne hatte, vertraut zu machen. Mit der Zeit ſchwang er ſich zum Kapitän eines Luggerkapers auf, der drei Kanonen und 60 Mann an Bord führte; die Küſtenfahrer von Jerſey haben ſeine Taten heute noch nicht vergeſſen. Der Friedensſchluß war ihm ein ſchwerer Schlag; er hatte während des Krieges ein kleines Vermögen zuſammengerafft, das er auf Koſten der Engländer zu vermehren hoffte. Nun ſah er ſich genötigt, ſeine Dienſte friedlichen Kauffahrteifahrern anzubieten; und da er als ein entſchloſſener und erfahrener Mann bekannt war, mochte man ihm leichtlich ein Schiff anvertrauen. Als der Negerhandel verboten ward und es zu ſeiner Ausübung nicht nur darauf ankam, die Wachſamkeit der franzöſiſchen Hafenaufſeher zu täuſchen, was nicht allzu ſchwierig war, ſondern auch, und das war das größte Wagnis, den engliſchen Kreuzern zu entgehen, wurde der Kapitän Ledoux für die Ebenholzhändler (wie ſich die Sklavenhändler ſelbſt zu nennen pflegen) ein unſchätzbarer Mann.

Sehr im Gegenſatze zur Mehrzahl der Seeleute, die wie er die längſte Zeit im ſtumpfenden Einerlei untergeordneter Verwendungen zugebracht haben, hegte er keineswegs den tiefen Abſcheu vor jeder Neuerung, war durchaus nicht jenem Geiſt der Werkelei verfallen, den ſie nur allzuoft in die höheren Grade mitſchleppen. Kapitän Ledoux war im Gegenteil der erſte geweſen, der ſeinem Reeder die Anwendung der eiſernen Behälter empfohlen hatte, die beſtimmt ſind, Waſſer aufzunehmen und es in friſchem Zuſtand zu erhalten. Die Handſchellen und Ketten, wie ſie die Negerfahrzeuge im Vorrat führen, waren auf ſeinem Schiff nach einem neuen Syſtem angefertigt und ſorgfältig mit Lack gegen den Roſt geſchützt. Aber was ihm unter den Sklavenhändlern das größte Anſehen verſchaffte, war der nach ſeinen Angaben und unter ſeiner Leitung ausgeführte Bau einer der Menſchenfracht beſtimmten Brigg, eines feinen Seglers, lang und ſchmal wie ein Kriegsſchiff und doch geeignet, eine ſehr große Anzahl von Schwarzen aufzunehmen. Er nannte ſie „Die Hoffnung“. Er hatte die Abteilungen des Zwiſchendecks eng, ineinandergeſchoben und nicht höher als drei Fuß vier Zoll anfertigen laſſen, da dieſes Maß, wie er meinte, Negern von vernünftiger Größe ein bequemes Sitzen verſtattete; und wozu brauchten ſie aufzuſtehen? „In den Kolonien angelangt“, ſagte Ledoux, „werden ſie mehr, als ihnen lieb iſt, auf den Füßen ſein müſſen.“ Die längs den Schiffswänden, gegen die ſie den Rücken lehnten, in zwei gleichlaufenden Reihen untergebrachten Schwarzen ließen in der Mitte zwiſchen den Füßen vom Boden einen Raum frei, der in allen andern Sklavenſchiffen nur als Durchgang dient. Ledoux war auf den Gedanken gekommen, in dieſem Zwiſchenraum ſenkrecht auf die erſten Reihen weitere Neger zu verfrachten. Infolgedeſſen faßte ſein Schiff um zehn Schwarze mehr als ein anderes desſelben

Tonnengehalts. Streng genommen, hätte man darin noch mehr unterbringen können; aber Menſchlichkeit iſt Pflicht, und man muß einem Neger während einer Überfahrt, die länger als ſechs Wochen dauert, doch einen gewiſſen Spielraum laſſen, mindeſtens fünf Fuß der Länge und zwei der Breite nach; „denn", wie Ledoux zu ſeinem Reeder bemerkte, um dieſe freiſinnige Maßregel zu rechtfertigen, „im Grunde, nicht wahr, ſind die Schwarzen ja ebenſo Menſchen wie die Weißen".

„Die Hoffnung" ſtach, wie hinterher abergläubiſche Menſchen ſich erinnert haben, an einem Freitag von Nantes in See. Den Beamten, die die Brigg auf das Sorgfältigſte unterſuchten, entgingen ſechs große Kiſten, angefüllt mit Ketten, Handſchellen und den Eiſen, die man, ich weiß ſelbſt nicht warum, „Stangen der Gerechtigkeit" (barres de justice) nennt. Sie äußerten auch keinerlei Erſtaunen über die ungeheure Menge Waſſers, die „Die Hoffnung" mit ſich führte, obwohl ſie den Papieren zufolge nur nach Senegal beſtimmt war, dort Holz- und Elfenbeinhandel zu treiben. Die Überfahrt iſt ja nicht lang; aber man kann eben nie vorſichtig genug ſein. Wenn Windſtille einträte, was dann ohne Waſſer anfangen?

Wohlgetakelt und mit allem nötigen verſehen, ſtach alſo „Die Hoffnung" an einem Freitag in See. Vielleicht hätte Ledoux etwas feſtere Maſten haben mögen; indeſſen, ſolang er das Schiff befehligte, hatte er keinen Anlaß, ſich über ſie zu beklagen. Die Überfahrt zur afrikaniſchen Küſte ging glücklich und raſch vonſtatten. Er warf, glaube ich, im Fluß Joale Anker, in einem Augenblick, da die engliſchen Kreuzer gerade dieſe Seite der Küſte außer acht ließen. Es kamen auch ſogleich einheimiſche Händler an Bord. Man hätte keine günſtigere Gelegenheit wählen können: Tamango, ein berühmter Krieger und Seelenverkäufer, hatte eben eine große Anzahl Sklaven an die Küſte gebracht und gab ſie wohlfeil ab; beſaß er doch die Macht und wußte die Mittel, den Markt ohne Säumnis wieder zu beſtellen, ſobald es an Waren hätte mangeln ſollen. Der Kapitän Ledoux ließ ſich ans Land ſetzen und ſtattete Tamango ſeinen Beſuch ab. Er fand ihn in einer Strohhütte, die man ihm in aller Eile aufgerichtet hatte, umgeben von ſeinen beiden Weibern und einigen Zwiſchenhändlern und Sklavenbegleitern. Tamango hatte ſich zum Empfange des weißen Kapitäns herausgeputzt. Er war mit einer alten blauen Uniform bekleidet, die noch die Korporalsborte aufwies; aber von jeder Achſel hingen zwei goldene Epauletten, die, je an einem und demſelben Knopf befeſtigt, eine vorn, die andre hinten niederbaumelten. Da er kein Hemd auf dem Leibe trug und der Rock für einen Mann von ſeiner Größe etwas zu kurz war, ließ ſich zwiſchen den weißen Umſchlägen des Rockes und ſeinen aus Guinea-Leinwand gefertigten Hoſen ein beträchtlicher Streifen der ſchwarzen Haut ſehen, der ſich wie ein breiter Gürtel ausnahm. An der Seite hatte er an einem Strick einen großen Kavalleriefäbel hängen, und in der Hand hielt er eine ſchöne Doppelbüchſe von engliſcher Arbeit. So ausgeſtattet übertraf der afrikaniſche Krieger an Eleganz ſeiner Meinung nach den vollendetſten Stutzer von Paris oder London.

Der Kapitän Ledoux betrachtete ihn eine Weile ſchweigend, während Tamango, der ſich reckte wie ein Grenadier, wenn er vor einem fremden General ausrückt, ſich an dem Eindruck weidete, den er auf den Weißen auszuüben glaubte. Ledoux maß ihn mit dem prüfenden Blick des Kenners, wendete ſich dann zu ſeinem Oberſteuermann und ſagte: „Wenn ich den Kerl da geſund und heil nach Martinique bringen könnte, wären tauſend Taler mindeſtens für ihn zu löſen."

Sie ſetzten ſich, und ein Matroſe, der ein wenig von der Sprache der Wolofen verſtand, machte den Dolmetſch. Als man die einleitenden Höflichkeiten ausgetauſcht hatte, brachte ein Schiffsjunge einen mit Flaſchen Branntwein gefüllten Korb; man trank, und der Kapitän machte Tamango, um ihn in gute Laune zu verſetzen, ein hübſches Pulverhorn zum Geſchenk; es war aus Kupfer und mit dem Reliefbildnis Napoleons geſchmückt. Nachdem das Geſchenk mit gebührendem Dank in Empfang genommen worden war, verließ man die Hütte, nahm, die Branntweinflaſchen vor ſich, im Schatten Platz, und Tamango gab das Zeichen, daß man die Sklaven brächte, die er zu verkaufen hatte.

Sie kamen in langem Zuge, den Leib von Müdigkeit und Angſt gekrümmt; jeder Hals ſtak in einer ſechs Fuß langen Gabel, deren zwei Enden im Nacken durch einen hölzernen Balken verbunden waren. Wenn ſich die Truppe in Bewegung ſetzt, nimmt einer der Begleiter den Stiel der Gabel des erſten Sklaven auf ſeine Schulter; dieſer belädt ſich mit der Gabel des ihm folgenden, der zweite trägt die Gabel des dritten, und ſo einer nach dem andern. Macht man Raſt, ſo ſtößt der Anführer der Reihe das zugeſpitzte Ende des Gabelſtiels in die Erde, und der ganze Trupp hält. Man ſieht leicht ein, daß einer, der am Halſe einen ſchweren Stock von ſechs Fuß Länge befeſtigt hat, kaum auf den Gedanken kommen wird, davon zu laufen.

Bei jedem Sklaven, der an ihm vorüberging, Mann oder Weib, zuckte der Kapitän die Achſeln, befand die Männer ſchwach, die Frauen zu alt oder zu jung und erging ſich in Klagen über die Entartung der ſchwarzen Raſſe. „Alles wird ſchlechter“, ſagte er, „früher war das ganz anders. Die Frauen waren fünf Fuß ſechs Zoll hoch, und von den Männern hätten ihrer vier allein die Winde einer Fregatte gedreht und den großen Anker gehoben.“

Unerachtet ſeiner abſprechenden Prüfung traf er währenddem doch eine erſtmalige Auswahl unter den größten und ſchönſten Schwarzen. Für dieſe konnte er den üblichen Preis zahlen, den Reſt aber wollte er nur gegen einen bedeutenden Nachlaß abnehmen. Tamango ſeinerſeits ſuchte nach Kräften ſeinen Vorteil zu wahren, er rühmte ſeine Ware, ſprach von dem geringen Vorrat an Menſchen, den Gefahren des Handels. Der Schluß war, daß er irgendeine Forderung für die Sklaven nannte, die der weiße Kapitän auf ſein Schiff zu bringen beabſichtigte.

Als der Dolmetſch den Antrag Tamangos ins Franzöſiſche überſetzt hatte, ſchien Ledoux vor Überraſchung und Entrüſtung umfallen zu wollen; dann, unter einigen fürchterlichen Flüchen, erhob er ſich, wie um jedes weitere Markten mit einem Menſchen abzubrechen, der ſo ſinnloſe Bedingungen ſtellte. Da hielt ihn Tamango zurück. Es gelang ihm nur mit Mühe, ihn zu bewegen, daß er ſich wieder ſetzte. Eine friſche Flaſche ward entkorkt, und das Feilſchen begann von neuem. Nun war die Reihe an dem Schwarzen, die Anträge des Weißen wahnwitzig und toll zu finden. Sie ſchrien und ſtritten lang. Dabei ward unmäßig Branntwein getrunken; aber der Schnaps erzeugte bei den beiden Vertragsteilen eine durchaus verſchiedene Wirkung. Je mehr der Franzoſe trank, um ſo niedriger wurden ſeine Angebote; je mehr der Afrikaner trank, um ſo nachgiebiger ward er in ſeinen Forderungen. Auf dieſe Weiſe war man, wie mit dem Korbe zu Rand, auch zu einer Einigung gelangt. Schlechte Baumwollſtoffe, Schießpulver, Feuerſteine, drei Vierteltonnen Branntwein, fünfzig elend genug inſtand geſetzte Flinten wurden gegen hundertundſechzig Sklaven darangegeben. Um den Handel richtig zu machen, ſchlug der Kapitän in die Hand des ſchwer betrunkenen Schwarzen, und alsbald wurden die Sklaven den

französischen Matrosen übergeben, die sich beeilten, ihnen ihr hölzernes Joch abzunehmen und ihnen dafür Halseisen und Handschellen anzulegen: ein Beweis für die Überlegenheit der europäischen Zivilisation.

Einige dreißig Sklaven waren übriggeblieben: Kinder, Greise, schwächliche Weiber. Das Schiff war voll.

Tamango, der mit dem Ausschuß nichts anzufangen wußte, bot sie dem Kapitän das Stück um eine Flasche Branntwein an. Das Angebot war verführerisch. Ledoux erinnerte sich, in Nantes bei der Aufführung der „Sizilianischen Vesper" gesehen zu haben, wie eine erkleckliche Menge von Menschen ansehnlichen Umfangs in einen schon gefüllten Zuschauerraum sich gedrängt und immer noch dank der Nachgiebigkeit des menschlichen Körpers Platz zum Sitzen gefunden hatte. Er nahm die zwanzig schlanksten von den dreißig Sklaven.

Nunmehr verlangte Tamango ein Glas Branntwein für jeden der zehn Erübrigenden. Ledoux bedachte, daß Kinder im öffentlichen Fuhrwerk nur die Hälfte zahlen und auch nur die Hälfte des Platzes einnehmen. Er behielt also noch drei Kinder, erklärte aber, daß er sich nun mit keinem einzigen Schwarzen mehr belasten wolle. Als Tamango sah, daß ihm noch sieben Sklaven auf dem Hals blieben, ergriff er seine Flinte und legte auf das nächststehende Weib an; es war die Mutter der drei Kinder. „Kauf sie", sagte er dem Weißen, „oder ich bring sie um; ein kleines Glas Branntwein, oder ich schieße." — „Und was zum Teufel soll ich mit ihr anfangen?" antwortete Ledoux. Tamango gab Feuer, und die Sklavin fiel tot hin. „Also weiter", schrie Tamango und nahm einen ganz gebrochenen Greis aufs Korn, „ein Glas Branntwein oder . . ." Eine seiner Frauen stieß ihm den Arm weg; der Schuß ging fehl. Sie hatte in dem Greis, den ihr Mann töten wollte, einen Sänger („Guiriot") oder Zauberer erkannt, der ihr prophezeit hatte, sie würde Königin werden. Tamango, den der Schnaps rasend machte, konnte sich, als er sah, daß man seinen Wünschen Widerstand leistete, nicht mehr halten. Er schlug sein Weib aufs roheste mit dem Flintenkolben, dann wandte er sich an Ledoux: „Da, ich schenke dir diese Frau." Sie war hübsch. Ledoux sah sie lächelnd an, ergriff sie an der Hand und sagte: „Die werde ich wohl noch unterbringen!"

Der Dolmetsch war menschlich. Er gab Tamango ein Tabakbehältnis aus Pappe für die restlichen Sklaven, befreite sie von ihren Gabeln und ließ sie nach Gefallen entlaufen. Alsogleich eilten sie davon, der eine dahin, der andre dorthin, in großer Verlegenheit, wie sie in ihre Heimat zurückgelangen sollten, die an zweihundert Meilen von der Küste entfernt war.

Inzwischen verabschiedete sich der Kapitän von Tamango und beeilte sich, seine Ladung einzuschiffen. Es war nicht ratsam, länger auf dem Flusse zu verweilen, die Kreuzer konnten wieder auftauchen, und er wollte am andern Morgen in See stechen. Tamango streckte sich aufs Gras und schlief seinen Branntweinrausch aus.

Als er erwachte, war das Schiff schon den Fluß hinab unter Segel. Tamango, dessen Kopf noch von der Ausschweifung des vorigen Tages verwirrt war, verlangte nach seinem Weibe Aychê. Man entgegnete ihm, daß sie das Unglück gehabt habe, sein Mißfallen zu erregen, und daß er sie dem weißen Kapitän zum Geschenke gemacht hätte, der sie auch mit sich an Bord genommen habe. Bei dieser Auskunft schlug sich Tamango entsetzt an die Stirn, ergriff dann sein Gewehr, und da der Strom, eh er sich ins Meer ergoß, mehrere Windungen aufwies, lief er auf dem nächsten Wege zu einer kleinen Bucht, die von der Mündung eine halbe Meile entfernt war. Dort hoffte er einen Nachen zu finden,

mit dem er die Brigg noch zu erreichen imſtande wäre, da die Krümmungen des Fluſſes ihre Fahrt verzögern mußten. Er täuſchte ſich nicht; in der Tat hatte er noch Zeit, ſich in den Nachen zu werfen und das Sklavenſchiff einzuholen.

Ledoux war überraſcht, ihn zu ſehen, noch mehr aber, zu hören, daß er die Frau zurückverlangte. „Was man verſchenkt hat, darf man nicht zurücknehmen", ſagte er und wandte ihm den Rücken. Der Schwarze ließ ſich nicht abweiſen, er bot einen Teil der Gegenſtände, die er im Sklaventauſchhandel erhalten hatte. Der Kapitän lachte und meinte, Aychê wäre eine ſehr brave Frau, und er wolle ſie behalten. Da vergoß der arme Tamango einen Strom von Tränen und ſtieß Schmerzensſchreie aus, ſo ſchneidend wie die eines Unglücklichen, der ſich unter den Händen des Operateurs befindet. Er wälzte ſich, ſeine teure Aychê rufend, auf dem Verdeck, er ſtieß ſeinen Kopf gegen die Bretter, als wollte er ſich töten. Ungerührt deutete ihm der Kapitän, auf das Ufer weiſend, an, daß es Zeit ſei, ſich zu entfernen; aber Tamango machte keine Miene dazu. Er bot alles mögliche, bot ſogar ſeine goldenen Schulterbehänge, ſein Gewehr, ſeinen Säbel. Alles umſonſt.

Während dieſer Auseinanderſetzung ſagte der Leutnant der „Hoffnung" zum Kapitän: „Heute Nacht ſind uns drei Sklaven geſtorben, wir haben Platz. Warum nehmen wir nicht dieſen ſtarken Lümmel, der allein die drei Toten aufwiegt?" Ledoux überlegte. Für Tamango konnte er wohl tauſend Taler löſen. Dieſe Reiſe, die ihm ein tüchtiges Stück Geld eintragen mußte, würde wahrſcheinlich ſeine letzte ſein; er hatte ſich ein Vermögen gemacht, würde den Sklavenhandel ſo wie ſo aufgeben; was lag daran, ob er an der Küſte von Guinea ein gutes oder ein ſchlechtes Andenken hinterließ. Anderſeits war kein Menſch am Ufer und der afrikaniſche Krieger ihm ausgeliefert. Es handelte ſich nur mehr darum, ihm die Waffen abzunehmen, denn es war gefährlich, Hand an ihn zu legen, ſolang er die noch beſaß. Ledoux erbat alſo ſein Gewehr, wie um ſich durch deſſen Prüfung davon zu überzeugen, ob es die ſchöne Aychê aufwöge. Indem er die Federn ſpielen ließ, war er vorſichtig genug, das Pulver aus dem Zündhütchen zu ſchütteln. Der Leutnant ſeinerſeits verſicherte ſich des Säbels, und als Tamango ſo entwaffnet war, ſtürzten ſich zwei kräftige Matroſen auf ihn, warfen ihn auf den Rücken und machten ſich daran, ihn zu feſſeln. Der Schwarze ſetzte ſich wie ein Held zur Wehr. Als ſeine anfängliche Beſtürzung geſchwunden war, rang er trotz ſeiner unvorteilhaften Lage lange Zeit mit den beiden Matroſen. Es gelang ihm, dank ſeiner Rieſenſtärke, ſich zu erheben. Mit einem Fauſtſchlag ſtreckte er den Mann nieder, der ihn am Kragen gepackt hatte. Ein Stück ſeines Rockes ließ er in den Händen des andern Matroſen und ſtürzte ſich wie ein Raſender auf den Leutnant, um ihm ſeinen Säbel zu entreißen. Dieſer hieb ihm damit auf den Kopf und brachte ihm eine breite, wenn auch nicht tiefe Wunde bei. Tamango fiel zum zweiten Male. Alsbald ward er an Händen und Füßen ſtraff gefeſſelt. Während er ſich verteidigte, ſtieß er Schreie der Wut aus und gebärdete ſich wie ein Eber, der ſich im Garn verſtrickt hat; als er aber ſah, daß aller Widerſtand vergeblich war, ſchloß er die Augen und rührte ſich nicht mehr. Nur der heftige und beſchleunigte Atem bekundete, daß noch Leben in ihm ſei.

„Teufel noch mal!" rief der Kapitän Ledoux, „die Schwarzen, die er verſchachert hat, werden was zu lachen haben, wenn ſie ſehen, daß auch ihn das Schickſal ereilt hat. Für diesmal werden ſie noch an eine Vorſehung glauben dürfen." Inzwiſchen verlor der arme Tamango ſein Blut. Der barmherzige

Dolmetsch, der am Tag vorher sechs Sklaven das Leben gerettet hatte, näherte sich ihm, verband seine Wunden und richtete einige tröstende Worte an ihn. Was er ihm gesagt haben mag, weiß ich nicht. Der Schwarze verharrte unbeweglich, wie eine Leiche. Zwei Matrosen mußten ihn wie einen Packen unter Deck an den ihm bestimmten Platz tragen. Zwei Tage wollte er nicht essen noch trinken, kaum daß man ihn die Augen öffnen sah. Die Genossen seiner Haft, die früher seine Gefangenen gewesen waren, sahen ihn mit stumpfem Staunen in ihrer Mitte erscheinen. So groß war die Furcht, die er ihnen noch immer einflößte, daß kein einziger das Leiden dessen zu verspotten wagte, der ihr eigenes verschuldet hatte.

Unter einem günstigen Landwind entfernte sich das Schiff mit großer Schnelligkeit von der afrikanischen Küste. Der Sorge wegen der englischen Kreuzer schon überhoben, dachte der Kapitän nur mehr an die großartigen Vorteile, die seiner in den Kolonien, dem Ziel der Fahrt, harrten. Sein Ebenholz erhielt sich unversehrt. Keinerlei ansteckende Krankheit trat auf. Nur zwölf Neger, von den schwächsten, waren der Hitze erlegen; nicht der Rede wert. Auf daß seine Menschenfracht so wenig als möglich unter den Drangsalen der Überfahrt litte, sorgte er dafür, daß die Sklaven täglich auf Deck kämen. Abwechselnd war einem Drittel der Unglücklichen eine Stunde zugestanden, da sie sich dann für den ganzen Tag mit Luft zu versehen hatten. Weil man immer Meuterei befürchten mußte, überwachte sie, bis an die Zähne bewaffnet, ein Teil der Besatzung. Übrigens trug man Sorge, ihnen niemals völlig die Ketten abzunehmen. Manchmal ließ sie ein Matrose, der die Geige spielen konnte, Musik hören. Da war es dann ein eigentümlicher Anblick, wie sich alle diese schwarzen Gesichter dem Musikanten zukehrten, wie sich allmählich der Ausdruck stumpfer Verzweiflung darin verlor, sie mit breitem Lachen zu lachen begannen und, wenn es ihre Ketten zuließen, in die Hände schlugen. Bewegung ist zur Erhaltung der Gesundheit notwendig. Daher bestand auch eines der zuträglichen Mittel, die der Kapitän Ledoux anwendete, darin, seine Sklaven des öftern tanzen zu lassen, wie man Pferde, die auf lange Fahrt eingeschifft sind, zum Stampfen bringt. „Auf, Kinder!“ sagte der Kapitän mit Donnerstimme, „auf, tanzt, unterhaltet euch“, und dazu klatschte er mit einer ungeheuern Postkutschenpeitsche, worauf die armen Schwarzen sogleich zu tanzen und zu springen anfingen.

Einige Zeit nötigten Tamango seine Wunden, unten zu bleiben. Endlich erschien auch er auf dem Verdeck; stolz inmitten der furchtsamen Schar der Sklaven das Haupt erhebend, warf er erst einen Blick voll ruhiger Traurigkeit auf die unermeßliche Wasserbreite, die das Fahrzeug umgab, dann legte er sich auf die Planken, ließ sich vielmehr niederfallen, ohne sich auch nur die Mühe zu nehmen, seine Ketten so zu richten, daß sie ihm minder lästig wären. Ledoux saß auf dem Achterdeck und rauchte still seine Pfeife. Neben ihm, eine Platte mit Schnäpsen in der Hand, hielt sich Ayché, bereit, ihm einzuschenken. Ohne Eisen, trug sie ein elegantes Kleid aus blauer Baumwolle und an den Füßen hübsche Lederpantoffeln. Ganz augenscheinlich hatte sie hohe Obliegenheiten um die Person des Kapitäns. Ein Schwarzer, der Tamango verabscheute, bedeutete ihm, hinzusehen. Tamango wandte den Kopf, erblickte sie, stieß einen Schrei aus; er erhob sich mit Ungestüm und rannte gegen das Achterdeck, bevor noch die Wachmannschaft sich einer also ungeheuerlichen Verletzung ihrer Schiffszucht zu widersetzen imstande war. „Aychè“, rief er mit drohender Stimme, — Aychè stieß einen Schreckensschrei aus — „Aychè,

glaubſt du, daß es im Lande der Weißen keinen Mama-Jumbo gibt?“ Schon eilten die Matroſen mit geſchwungenen Stöcken herbei, aber Tamango kehrte ruhig, mit verſchränkten Armen, wie ohne Empfindung, auf ſeinen Platz zurück, während Aychê, in Tränen ausbrechend, von ſeinen geheimnisvollen Worten ſich erſchüttert zeigte.

Der Dolmetſch erklärte, was es mit dieſem ſchrecklichen Mama-Jumbo für eine Bewandtnis habe, deſſen Name ſchon ſolches Grauen bewirkte. „Es iſt der Krampus der Neger“, ſagte er. „Wenn ein Ehemann von ſeiner Frau das befürchtet, was ihrer nicht wenige in Frankreich ſo gut wie in Afrika zuwege bringen, droht er ihr mit dem Mama-Jumbo. Ich ſelbſt habe den Mama-Jumbo geſehen und die Liſt verſtanden. Aber die Schwarzen . . . , dem Völkchen kann man was weis machen. Stellt euch alſo vor: eines Abends, während die Weiber ſich am Tanz ergötzten, dem Folgar, wie ſie es nennen, läßt ſich aus einem kleinen Gebüſch, das hübſch dicht und recht dunkel daſteht, eine ſeltſame Muſik vernehmen, ohne daß man irgend wen ſähe, dem man ſie zuſchreiben könnte; die Muſikanten waren im Gebüſch verborgen. Es gab Flöten aus Schilfrohr, hölzerne Tamburins, ‚Balafos‘, und Gitarren, die ſie aus halben Flaſchenkürbiſſen anfertigen. Alles das zuſammen ſpielt eine Weiſe, die den Teufel ſelbſt verjagt hätte. Kaum daß die Frauen dieſe Weiſe vernommen haben, fangen ſie zu zittern an; ſie wollen flüchten, aber die Männer halten ſie zurück; die Weiber wußten nur zu gut, was ihnen bevorſtände. Plötzlich erhebt ſich aus dem Gebüſch eine große weiße Geſtalt, ſo hoch wie unſre Bramsſtenge, mit einem Kopf dick wie eine Hahnbüchſe, Augen groß wie die Klüſengatte, einem Maul wie das des Böſen und Feuer darin. Das Ding ſchreitet langſam, langſam aus; und geht nicht weiter vor als eine halbe Kabellänge weit vom Buſchwerk. Die Weiber ſchreien: ‚Der Mama-Jumbo!‘ Sie kreiſchen wie die Auſternhändlerinnen, und die Männer ſagen ihnen: ‚Alſo, ihr nichtswürdigen Frauenzimmer, beichtet jetzt, ob ihr brav geweſen ſeid; der Mama Jumbo wartet nur darauf, daß ihr eine Lüge ſagt, um euch mit Haut und Haaren zu freſſen.‘ Es gab ihrer, die dumm genug waren, zu geſtehen, und da prügelten ſie dann die Männer windelweich.“

„Und was war denn dieſe weiße Geſtalt, der Mama-Jumbo?“ fragte der Kapitän.

„Das war ein Schelm, der ſich in ein großes weißes Tuch eingemummelt hatte und als Kopf am Ende eines langen Stockes einen ausgehöhlten Kürbis trug, darin eine angezündete Kerze ſtak. Nicht viel mehr; man muß den Geiſt nicht übermäßig anſtrengen, um die Schwarzen anzuführen. Aber alles in allem iſt es eine ganz gute Erfindung, der Mama-Jumbo, und ich wünſchte nur, daß meine Frau an ihn glaubte.“

„Was die meine betrifft“, ſagte Ledoux, „wenn ſie keine Angſt vor dem Mama-Jumbo hat, ſo hat ſie eine um ſo größere vor dem Knüppel aus dem Sack, und am Ende weiß ſie, wie ich mich dazu verhalten würde, wenn ſie mir einen Poſſen ſpielen wollte. Wir verſtehen keinen Spaß in der Familie, wir Ledoux, und wenn ich auch nur eine Hand habe, ein Weibsbild kann ſie noch ganz gut kirre machen. Was nun den Kerl dort unten anbelangt, der mit dem Mama Jumbo droht, ſagt ihm, daß er ſich hüten und dem Frauchen da keine Angſt machen ſolle, oder ich werde ihm den Buckel ausklopfen, daß ſeine ſchwarze Haut wie ein engliſches Roaſtbeef ausſieht.“

Damit ſtieg der Kapitän in ſeine Kajüte hinab, ließ Aychê kommen und verſuchte, ſie zu tröſten. Aber weder Zärtlichkeiten noch Schläge ſelbſt — denn

schließlich verliert man die Geduld — waren imstande, sie zur Vernunft zu bringen; Bäche von Tränen stürzten aus ihren Augen. Übelgelaunt stieg der Kapitän auf Deck und gab dem diensttuenden Offizier wegen des von diesem gerade angeordneten Manövers einen Verweis.

In der Nacht, als fast die ganze Bemannung in tiefem Schlafe lag, hörten die wachthabenden Leute erst einen schweren, feierlichen, unheimlichen Gesang, der aus dem Zwischendeck kam, dann einen schrecklich schrillen Schrei, den eine Frau ausgestoßen hatte. Unmittelbar darauf hallte die grobe breite Stimme Leboux, seine Flüche und Drohungen und der Lärm seiner furchtbaren Peitsche durch das ganze Schiff. Einen Augenblick später herrschte wieder Schweigen.

Am andern Morgen erschien Tamango mit ganz entstelltem Gesicht auf dem Verdeck, aber er trug dieselbe stolze und entschlossene Miene zur Schau wie früher. Kaum hatte ihn Ayché erblickt, die neben dem Kapitän auf dem Achterdeck saß, als sie ihren Platz verließ, auf Tamango zustürzte, sich vor ihm niederwarf und ihm mit dem Ausdruck höchster Verzweiflung sagte: „Verzeih mir, Tamango, verzeih mir!“ Eine Minute lang sah sie Tamango fest an; dann, da er bemerkte, daß der Dolmetsch weit genug entfernt war, sagte er nichts als: „Eine Feile“; und er warf sich auf die Planken, indem er Ayché den Rücken kehrte. Der Kapitän machte ihr heftige Vorwürfe, gab ihr sogar ein paar Ohrfeigen und verbot ihr, mit ihrem früheren Mann zu sprechen; aber er hatte nicht die leiseste Ahnung von dem Sinn des kurzen Wortwechsels zwischen den beiden und tat auch keine Frage in dieser Richtung.

Inzwischen versuchte Tamango, wenn er mit den andern Sklaven zusammen saß, Tag und Nacht, sie zu einem kühnen Unternehmen zu bewegen, das ihnen die Freiheit verschaffen sollte. Er sprach ihnen von der geringen Zahl der Weißen und machte sie auf die zunehmende Nachlässigkeit ihrer Hüter aufmerksam; dann, ohne sich deutlicher auszudrücken, ließ er fallen, daß er imstande wäre, sie in ihre Heimat zurückzubringen, rühmte seine Kenntnisse in den geheimen Wissenschaften, die für die Schwarzen einen Gegenstand steter Beschäftigung abgeben, und drohte denen, die ihm ihre Mithilfe bei seinem Anschlag verweigern würden, mit der Rache des Teufels. Bei seinen Ansprachen bediente er sich der Sprache der Peulen, die der Mehrzahl der Sklaven geläufig war, die aber der Dolmetsch nicht verstand. Das Ansehen des Redners, ihre Scheu vor ihm, der Gehorsam, den sie ihm entgegenbrachten, waren ebensoviele Hilfsmittel seiner Beredsamkeit, und die Schwarzen bestürmten ihn, einen Tag zu ihrer Befreiung anzusetzen, weit vor der Zeit, da er sich selbst imstande glaubte, sie ins Werk zu richten. Er antwortete den Verschwörern ausweichend, die Stunde sei noch nicht gekommen, der Teufel, der ihm im Traum erschienen wäre, hätte ihn noch nicht benachrichtigt, aber sie sollten sich bereit halten, um beim ersten Zeichen loszugehen. Inzwischen versäumte er keine Gelegenheit, die Wachsamkeit seiner Hüter auf die Probe zu stellen. Einmal hatte ein Matrose sein Gewehr an die Bordwand gelehnt und belustigte sich an dem Anblick einer Schar fliegender Fische, die dem Schiffe folgten; Tamango nahm das Gewehr und schickte sich an, allerlei Handgriffe an ihm auszuführen, indem er mit täppischen Gebärden die Bewegungen nachahmte, die er die Matrosen, wenn sie die Griffe übten, hatte ausführen sehen. Man nahm ihm die Flinte sofort ab, aber er hatte nun erfahren, daß er eine Waffe anrühren konnte, ohne sofort Verdacht zu erregen, und wenn die Zeit gekommen sein würde, sich ihrer zu bedienen, wehe dem, der ihm sie dann würde entreißen wollen.

Eines Tages warf ihm Aychê einen Zwieback zu und machte ihm ein Zeichen, das nur er verſtand. Der Zwieback enthielt eine kleine Feile: von dieſem Werkzeug hing das Gelingen der Verſchwörung ab. Tamango hütete ſich weislich, ſeinen Genoſſen die Feile gleich zu zeigen; aber als die Nacht gekommen war, begann er unverſtändliche Worte zu murmeln, die er mit ſonderbaren Bewegungen begleitete. Nach und nach ſteigerte er ſeine Erregtheit bis zu Schreien. Nach dem Klangwechſel ſeiner Stimme hätte man ihn in einer lebhaften Unterredung mit einem unſichtbaren Weſen begriffen glauben mögen. Alle Sklaven zitterten. Sie zweifelten nicht daran, daß der Teufel ſelbſt in dieſem Augenblick unter ihnen anweſend wäre. Tamango beendigte die Szene, indem er einen Freudenſchrei ausſtieß. „Freunde“, rief er, „der Geiſt, den ich beſchworen habe, begnadet mich endlich mit dem, was er mir verſprochen hatte, und ich halte das Werkzeug unſrer Befreiung in meinen Händen. Jetzt bedarf es nichts als ein wenig Mut von eurer Seite, und ihr ſeid frei.“ Er ließ ſeine Nachbarn die Feile anrühren, und die Poſſe, ſo plump ſie war, fand bei den noch plumpern Leuten Glauben.

Nach langem Harren kam der große Tag der Rache und der Freiheit. Die Verſchwörer, die ein feierlicher Eid einander verpflichtet hatte, waren nach reiflicher Überlegung über die Art und Weiſe der Ausführung einig geworden. Die Entſchloſſenſten, Tamango an der Spitze, ſollten ſich, ſobald die Reihe, ſich auf Deck zu begeben, an ſie gekommen wäre, der Waffen ihrer Hüter bemächtigen; einige andere hatten aus der Kajüte des Kapitäns die dort befindlichen Flinten zu holen. Die mit dem Zerfeilen ihrer Ketten zu Rande gekommen wären, ſollten den Angriff beginnen; aber trotz der ausdauernden Arbeit mehrerer Nächte war der größere Teil der Sklaven noch außer ſtande, ſich an der Tat ausgiebig zu beteiligen. Drei der ſtärkſten Schwarzen hatten denn auch die Aufgabe übernommen, den Mann zu töten, der den Schlüſſel der Eiſen in der Taſche trug, und alsbald ihre gefeſſelten Gefährten zu befreien.

An dieſem Tage war der Kapitän Ledoux ausnehmend gut gelaunt. Gegen ſeine Gewohnheit ließ er einem Schiffsjungen, der Prügel verdient hatte, die Strafe nach. Er erteilte dem dienſthabenden Offizier ein Lob für das von ihm ausgeführte Manöver, äußerte ſeine Zufriedenheit mit der Mannſchaft und verkündigte, daß jeder, ſobald ſie nach Martinique gekommen wären, was bald der Fall ſein würde, eine Belohnung erhalten ſolle. Alle Matroſen waren in Gedanken bereits auf das Angenehmſte damit beſchäftigt, dieſe Zuwendung in Genüſſe umzuſetzen: Branntwein und die braunen Frauen von Martinique ſpielten darin die Hauptrolle. Da ließ man Tamango und die anderen Verſchwörer heraufkommen.

Sie hatten die Sorgfalt beobachtet, ihre Eiſen derart durchzufeilen, daß ſie keine äußerlichen Spuren davon aufwieſen, daß es aber trotzdem nur einer geringen Anſtrengung bedurfte, ſie durchzubrechen. Im übrigen ließen ſie ſie ſo klirren, daß man nach dem Klang auf das Doppelte ihres Gewichtes hätte ſchließen dürfen. Nachdem ſie eine Weile die Luft genoſſen hatten, nahmen ſie einander bei den Händen und begannen zu tanzen, während Tamango den Kriegsgeſang ſeiner Familie[1]) anſtimmte, den er ſonſt geſungen hatte, ehe er in den Kampf zog. Als der Tanz eine Zeitlang gedauert hatte, warf ſich Tamango wie erſchöpft der Länge nach zu Füßen eines Matroſen hin, der nachläſſig gegen die Bordwand gelehnt ſtand, und alle Verſchwörer taten desgleichen. Auf dieſe Weiſe war jeder Matroſe von mehreren Schwarzen umringt.

[1]) Jeder Negerhäuptling hat ſeinen eigenen.

Plötzlich stieß Tamango, der in aller Stille seine Ketten zerbrochen hatte, einen starken Schrei aus, der als das Zeichen verabredet war, riß den Matrosen, der ihm zunächst stand, heftig an den Beinen, brachte ihn zu Fall und entwand ihm, indem er ihm den Fuß auf den Leib setzte, sein Gewehr, das er dazu benutzte, den diensttuenden Offizier zu erschießen. Gleichzeitig ist jeder Wachtmatrose überwältigt, entwaffnet und auch schon niedergemacht. Von allen Seiten tönt das Kriegsgeschrei. Der Bootsmann, der den Schlüssel der Eisen führte, fällt unter den ersten. Und nun überschwemmt eine Unmasse von Schwarzen das Verdeck. Die keine Waffen finden, bemächtigten sich der Eisenstangen der Ankerwinde, greifen zu den Rudern der Schaluppe. Von diesem Augenblick an war die weiße Besatzung verloren. Einige Matrosen versuchten, auf dem Vorkastell Widerstand zu leisten, aber es fehlte ihnen an Waffen wie an Entschlossenheit.

Ledoux war noch am Leben und hatte seinen Mut nicht verloren. Wenn er Tamango, den er als die Seele der Meuterei erkannte, aus dem Wege zu räumen imstande war, durfte er hoffen, mit den übrigen leichten Kaufs sich abzufinden. Den Säbel in der Hand, ihn laut beim Namen rufend, eilte er denn, ihm zu begegnen, und schon stürzte sich auch Tamango auf ihn. Er hielt eine Flinte am Laufende und bediente sich ihrer wie einer Keule. Die beiden Anführer gerieten auf einer der Laufplanken, die, ein schmaler Steg, Vorder- und Achterdeck verbinden, aneinander. Tamango schlug als erster zu. Durch eine leichte Bewegung des Körpers wich der Weiße dem Schlag aus. Der Kolben, mit Macht auf die Planken schmetternd, zerbrach, und der Rückstoß war so heftig, daß das Gewehr den Händen Tamangos entglitt. Er war wehrlos, und Ledoux erhob mit einem Lächeln teuflischer Freude den Arm, im Begriff, den tödlichen Hieb zu tun. Aber Tamango war beweglich wie ein Panther seiner Heimat. Er fiel seinem Gegner in den Arm und packte die Hand, die den Säbel führte. Der eine mühte sich, seine Waffe zu behalten, der andere, sie ihm zu entreißen. In diesem wütenden Kampf fallen beide hin; der Afrikaner kommt unten zu liegen. Ohne den Mut zu verlieren, umschlang Tamango den Feind mit seiner ganzen Kraft und biß ihn mit solcher Heftigkeit in die Kehle, daß das Blut wie unter den Zähnen eines Löwen hervorschoß. Der Säbel entsank der ermattenden Hand des Kapitäns. Tamango ergriff ihn, erhob sich; den Mund voll Blut, stieß er ein Triumphgeschrei aus, und mit wiederholten Streichen zerhieb er seinen bereits mehr toten als lebendigen Feind.

Am Siege war nicht mehr zu zweifeln. Die wenigen überlebenden Matrosen versuchten die Gnade der Aufständischen anzuflehen; aber alle bis auf den Dolmetsch, der ihnen niemals ein Leid angetan hatte, wurden ohne Erbarmen niedergemetzelt. Der Leutnant fiel rühmlich. Er hatte sich aufs Achterdeck zurückgezogen, neben eines der kleinen Geschütze, die sich auf einer Angel drehen lassen und die man mit Kartätschen ladet. Mit der linken Hand lenkte er das Stück, und in der Rechten den Säbel, verteidigte er sich so gut, daß er eine Menge von Schwarzen um sich sammelte. Da drückte er ab und schuf mitten durch die aneinandergedrängte Masse eine breite Gasse, die mit Toten und Sterbenden gepflastert war. Einen Augenblick später ward er in Stücke gehauen.

Als der Leichnam des letzten Weißen, zerstückt und zu Fetzen zerschnitten, ins Meer geworfen worden war, hoben die Schwarzen, die ihrer Rächerwut Genüge geleistet hatten, die Augen zu den Segeln des Schiffes, die, nach wie vor von einem frischen Winde geschwellt, noch ihren Unterdrückern zu gehorchen und die Sieger trotz ihrem Triumphgeschrei ins Land der Sklaverei zu

entführen ſchienen. „So iſt denn nichts geſchehen“, dachten ſie bekümmert; „und wird denn auch dieſer große Fetiſch der Weißen uns, die wir das Blut ſeiner Herren vergoſſen haben, in unſer Land zurückzuführen willens ſein?“ Einige ſagten, Tamango werde ihn gehorchen machen. Alsbald ward unter großem Geſchrei Tamango verlangt.

Er hatte es nicht eilig, ſich zu zeigen. Man fand ihn in der achtern Kabine, aufrecht, eine Hand auf den blutigen Säbel des Kapitäns geſtützt, die andere mit zerſtreuter Miene ſeinem Weib Ayché überlaſſend, die ſie, auf den Knien vor ihm, küßte. Die Freude über den Sieg konnte eine düſtere Unruhe nicht mindern, die ſich in ſeiner ganzen Haltung ausſprach. Nicht ſo grobſinnig wie die andern, fühlte er beſſer die Schwierigkeiten ſeiner Stellung.

Endlich erſchien er auf dem Verdeck, eine Ruhe heuchelnd, die er nicht beſaß. Von hundert verworrenen Stimmen gedrängt, den Kurs des Schiffes zu lenken, näherte er ſich dem Steuerrade mit langſamen Schritten, wie um den Augenblick ein wenig zu verzögern, der für ihn und die andern über die Grenzen ſeiner Macht entſcheiden ſollte.

Auf dem ganzen Schiffe war nicht ein Schwarzer, der bei aller Einfalt den Einfluß nicht gemerkt hätte, den ein gewiſſes Rad und die Büchſe, die ſich ihm gegenüber befand, auf die Bewegungen des Schiffes übten. Aber hinter dieſer Vorrichtung war für ſie immer ein großes Geheimnis verborgen geweſen. Lange Zeit betrachtete Tamango die Buſſole, indem er die Lippen bewegte, wie wenn er die Zeichen darauf läſe, dann legte er die Hand an die Stirne und nahm die Haltung eines Mannes an, der im Kopf etwas ausrechnet. Alle Schwarzen umringten ihn mit offenem Mund und weitaufgeriſſenen Augen, voll Angſt jede ſeiner geringſten Bewegungen verfolgend. Endlich verſetzte er mit dem Gemiſch aus Angſt und Sicherheit, das die Unwiſſenheit kennzeichnet, dem Steuerrad einen heftigen Stoß.

Wie ein edler Renner, der ſich unter dem Sporn eines unbeſonnenen Reiters bäumt, ſchnellte die ſchöne Brigg „Hoffnung“ bei dieſem unerhörten Beginnen auf der Woge in die Höhe. Es ſchien, als wollte ſie, entrüſtet, ſich ſamt dem unerfahrenen Steuermann in den Grund ſtürzen. Da die notwendige Übereinſtimmung in der Stellung der Segel und der des Steuers jäh geſtört worden war, neigte ſich das Schiff mit ſolcher Heftigkeit zur Seite, daß es zu verſinken drohte. Seine langen Raaen tauchten ins Meer. Mehrere Menſchen wurden umgeriſſen; einige fielen über Bord. Bald ſtemmte ſich das Schiff ſtolz gegen die Wellen, wie wenn es noch einmal gegen die Zerſtörung ankämpfen wollte. Der Wind ſetzte mit doppelter Stärke ein, und mit einemmal ſtürzten unter fürchterlichem Krachen beide Maſten, einige Fuß über dem Deck abbrechend, zuſammen, ſeine Oberfläche mit Trümmern und wie mit einem ſchweren Netzwerk von Tauen erfüllend. Die entſetzten Neger flüchteten mit Schreckensrufen unter Deck; aber der Wind hatte nun nichts mehr zu faſſen, das Schiff richtete ſich wieder auf und ließ ſich ſanft von den Wogen ſchaukeln. Da kamen die mutigſten von den Schwarzen wieder auf das Verdeck und ſchafften die Trümmer fort, die es unzugänglich machten.

Tamango verharrte in Regungsloſigkeit; den Ellenbogen auf das Kompaßgehäuſe geſtützt, verbarg er das geſenkte Antlitz hinter dem Arm. Ayché war neben ihm, aber ſie wagte nicht, ihn anzuſprechen. Nach und nach kamen die Schwarzen näher; ein Murmeln erhob ſich, das bald zu einem Gewitter von Vorwürfen und Beſchimpfungen anſchwoll. „Treuloſer Betrüger,“ riefen ſie, „du biſt es, der an allen unſern Leiden die Schuld trägt; du haſt uns an die

Weißen verkauft, du haſt uns dazu verführt, uns gegen ſie zu erheben. Du hatteſt uns dein Wiſſen gerühmt, hatteſt uns verſprochen, uns in die Heimat zurückzubringen. Wir Wahnſinnigen hatten dir geglaubt, und nun hat nicht viel gefehlt, daß wir alle umgekommen wären, weil du den Götzen der Weißen beleidigt haſt."

Tamango erhob ſtolz ſein Haupt, und die Schwarzen, die ihn umringten, wichen eingeſchüchtert zurück. Er ergriff zwei Flinten, winkte ſeinem Weibe, ihm zu folgen, und ſchritt mitten durch die Menge, die ihm Platz machte, zum Vorderteil des Schiffes. Hier ſchuf er ſich aus leeren Fäſſern und Planken eine Art Verſchanzung, dann ließ er ſich inmitten dieſes Verſchlags nieder, daraus drohend die Bajonette ſeiner beiden Flinten ragten. Man ließ ihn in Ruhe. Von den Meuterern weinten die einen, andere erhoben die Arme zum Himmel und riefen ihre und der Weißen Götzen an. Einige hatten ſich vor der Buſſole, deren beſtändige Bewegung ſie anſtaunten, auf die Knie geworfen und flehten ſie an, ſie in ihr Land zurückzubringen; andere legten ſich auf die Planken nieder und lagen da, düſterer Verzweiflung dahingegeben. Mitten unter dieſen Verzagenden heulten verſtörte Weiber und Kinder, und mehr als zwanzig Verwundete riefen Teilnahmsloſe um Hilfe an.

Da erſcheint ein Neger auf dem Verdeck. Sein Geſicht ſtrahlt; er verkündet, er hätte ſoeben den Ort entdeckt, wo die Weißen ihren Branntwein aufbewahrten, und ſeine Freude, ſeine ganze Haltung ſind untrügliche Zeichen dafür, daß er ihn ſchon verſucht hat. Dieſe Nachricht macht für eine Weile das Geſchrei der Unglücklichen verſtummen. Sie ſtürzen zur Vorratskammer und füllen ſich mit Schnaps an. Eine Stunde ſpäter hätte man ſie auf den Planken ſpringen und lachen ſehen können. Schrankenlos überließen ſie ſich den roheſten Ausbrüchen der Trunkenheit. Ihren Tanz und Geſang begleiteten der Jammer und die Seufzer der Verwundeten. So vergingen der Reſt des Tages und die ganze Nacht.

Des Morgens beim Erwachen neue Verzweiflung. Während der Nacht war ein großer Teil der Verwundeten verſchieden. Das Schiff ſchwankte zwiſchen Leichen. Das Meer ging hoch, der Himmel war bedeckt. Man hielt Rat. Manche in der Zauberei Erfahrene, die vor Tamango von ihrem Können nicht zu ſprechen gewagt hatten, boten nacheinander ihre Dienſte an. Man verſuchte mehrere der mächtigſten Beſchwörungen. Nach jedem ergebnisloſen Unternehmen wuchs die Verzweiflung. Endlich ſprach man wieder von Tamango, der aus ſeinem Verſchlage nicht hervorgekommen war. Schließlich war er doch von ihnen allen der Klügſte, er allein ſchien imſtande, ſie aus der ſchrecklichen Lage zu befreien, in die er ſie gebracht hatte. Ein Greis übermittelte ihm das Friedensanerbieten. Er bat ihn, ihnen ſeinen Rat nicht zu verſagen; aber Tamango, unerſchütterlich wie Coriolan, blieb ſeinen Bitten taub. In der Nacht, während der allgemeinen Unordnung, hatte er ſich mit Zwieback und geſalznem Fleiſch verſehen. Er ſchien entſchloſſen, in ſeiner Zufluchtsſtätte allein auszuharren.

Noch war Schnaps da. Er läßt das Meer, die Sklaverei, den drohenden Tod ſelbſt vergeſſen. Man ſchläft, träumt von Afrika, ſieht die Gummiwälder, die ſtrohgedeckten Hütten, den Brotbaum, deſſen Schatten ein ganzes Dorf umfängt. Der wüſte Taumel des vorigen Tages erhob ſich von neuem. So verſtrichen mehrere. Schreien, weinen, ſich die Haare raufen, dann ſich betrinken und ſchlafen: das war ihr Leben. Mehrere übernahmen ſich im Trinken und ſtarben daran. Manche warfen ſich ins Meer oder erſtachen ſich mit ihren Dolchen.

Eines Morgens kam Tamango aus ſeiner Feſtung und ſchritt bis zum Stumpf des Hauptmaſtes. „Sklaven," ſprach er, „mir iſt der große Geiſt im Traum

erſchienen und hat mir das Mittel entdeckt, euch aus dieſer Lage und in eure Heimat zurückzubringen. Euer Undank verdiente, daß ich euch im Stiche ließe; aber ich habe Mitleid mit dieſen Weibern und dieſen ſchreienden Kindern. Ich verzeihe euch: hört mich an."

Alle Schwarzen ſenkten ihre Häupter in Verehrung und drängten ſich um ihn.

„Nur die Weißen," fuhr Tamango fort, „wiſſen die Machtworte, die ihre großen hölzernen Häuſer bewegen; aber wir können nach Gefallen die leichten Barken dort lenken, die denen unſerer Heimat gleichen." Er wies auf die Schaluppe und die andern Boote der Brigg. „Füllen wir ſie mit Lebensmitteln, beſteigen wir ſie und rudern wir mit dem Wind; mein und euer Meiſter wird ihn nach unſerm Lande wehen laſſen."

Man glaubte ihm. Ein unſinnigeres Vorhaben war nicht möglich. Ohne Kenntnis der Buſſole, unter einem fremden Himmel konnte nichts als ein abenteuerliches Umherirren das Ergebnis ſein. Seiner Vorſtellung nach mußte er, immer geradeaus rudernd, endlich an irgendein von den Schwarzen bewohntes Land gelangen, denn den Schwarzen gehört das Land, und die Weißen leben auf ihren Schiffen. So hatte er ſeine Mutter ſagen hören.

Bald war alles zur Einſchiffung bereit; aber nur die Schaluppe und ein Boot erwieſen ſich in brauchbarem Zuſtand. Das war zu wenig, die noch lebenden Neger, ungefähr achtzig, aufzunehmen. Man mußte alſo die Verwundeten und die Kranken zurücklaſſen. Die meiſten begehrten, daß man ſie zuvor töte.

Die beiden Boote, mit unſäglicher Mühe flott gemacht und weitaus überladen, verließen das Schiff bei ſo ſtarkem Wellenſchlag, daß ihnen jeden Augenblick der Untergang drohte. Das kleine Boot entfernte ſich zuerſt. Tamango hatte mit Ayché in der Schaluppe Platz genommen, die, viel ſchwerer und auch mehr belaſtet, um ein beträchtliches Stück zurückblieb. Noch vernahm man die Jammerrufe einiger der an Bord der Brigg zurückgelaſſenen Unglücklichen, als eine ziemlich heftige Woge die Schaluppe von der Seite erfaßte und mit Waſſer füllte. In der nächſten Minute begann ſie zu ſinken. Die im Boote ſahen das Unheil, und ſeine Ruderer verdoppelten ihre Anſtrengungen, aus Angſt, von den Schiffbrüchigen einige aufnehmen zu müſſen. Faſt alle Inſaſſen der Schaluppe ertranken. Einem Dutzend etwa gelang es, das Schiff wieder zu erreichen. Darunter waren auch Tamango und Ayché. Als die Sonne ſank, ſahen ſie das Boot am Horizont verſchwinden; man weiß nicht, was daraus geworden iſt.

Wozu ſoll ich den Leſer mit der widerlichen Beſchreibung der Hungerqualen ermüden? Einige 20 Menſchen auf ſchmalem Raum zuſammengedrängt, bald vom ſtürmiſchen Meer geſchüttelt, bald von ſtechender Sonne verſengt, ſtreiten Tag für Tag um die ſpärlichen Reſte ihrer Lebensmittel. Jedes Stück Zwieback koſtet einen Kampf; der Schwache ſtirbt, nicht weil ihn der Starke tötet, ſondern weil er ihn ſterben läßt. Nach wenigen Tagen war an Bord des Zweimaſters „Hoffnung" niemand mehr am Leben als Tamango und Ayché.

Eines Nachts war das Meer wild bewegt, der Wind blies heftig, und es herrſchte eine ſolche Dunkelheit, daß man vom Steuerbord nicht zum Bug ſehen konnte. Ayché lag in der Kajüte des Kapitäns auf einer Matratze, Tamango ſaß ihr zu Füßen. Sie ſchwiegen beide ſchon die längſte Zeit.

„Tamango," rief endlich Ayché, „alles, was du leideſt, leideſt du um meinetwillen . . ."

„Ich leide nicht," ſagte er ſchroff und warf auf die Matratze neben ſein Weib die Hälfte eines Zwiebacks, alles, was ihm geblieben war.

„Behalte es," ſprach ſie und ſchob den Zwieback ſanft zurück. „Mich hungert nicht mehr. Warum auch noch eſſen? Iſt meine Stunde nicht gekommen?"

Tamango gab keine Antwort, er erhob sich, stieg schwankenden Schrittes auf das Verdeck und setzte sich an den Stumpf eines Mastes Den Kopf auf die Brust gesenkt, pfiff er die Weise seines Stammes. Plötzlich drang durch das Getöse des Windes und des Meeres ein starker Schrei; ein Licht tauchte auf. Er hörte noch andere Rufe, und ein großes schwarzes Schiff glitt mit rasender Schnelligkeit an seinem vorbei, so nah, daß das Takelwerk über seinem Haupte hinstrich. Er sah nur zwei Gesichter, die eine an einem Mast aufgehängte Laterne beleuchtete. Diese Leute stießen noch einen Schrei aus, und gleich darauf verschwand ihr Schiff, vom Wind getrieben, in der Finsternis. Ohne Zweifel hatten die Wachleute das Wrack bemerkt; aber das stürmische Wetter hatte sie daran gehindert, das Schiff rechtzeitig zu wenden. Einen Augenblick später sah Tamango das Feuer eines Geschützes und hörte den Lärm des Schusses; hierauf sah er die Flamme eines zweiten Geschützes, aber er hörte kein Geräusch; endlich sah er nichts mehr.

Am folgenden Morgen zeigte sich kein Segel am Horizont; Tamango legte sich auf die Matratze und schloß die Augen. Sein Weib Ayché war in der Nacht gestorben.

Später — ich weiß nicht, wie lange nachher — bemerkte eine englische Fregatte, die „Bellona", ein Schiff ohne Masten, das allem Anscheine nach von seiner Bemannung verlassen war. Eine Schaluppe ward ausgesetzt; man fand auf dem Wrack eine tote Negerin und einen Neger, der so abgemagert und vom Fleisch gefallen war, daß er einer Mumie ähnlich sah. Er war bewußtlos, aber noch war ein Hauch von Leben in ihm. Der Schiffsarzt nahm ihn in Empfang und brachte es durch sorgfältige Pflege dahin, daß Tamango, als die „Bellona" in Kingston einlief, wieder vollkommen gesund war. Man fragte ihn nach seiner Geschichte. Er sagte, was er wußte. Die Pflanzer der Insel heischten, daß man ihn als Meuterer hängte; aber der Gouverneur, ein menschlicher Mann, setzte sich für ihn ein; er fand seinen Fall entschuldbar, da er doch bloß von seinem natürlichen Recht der Notwehr Gebrauch gemacht hatte; und schließlich waren die von ihm Gemordeten ja nur Franzosen gewesen. Man behandelte ihn, wie man Neger behandelt, die man an Bord eines mit Beschlag belegten Sklavenschiffes ergreift. Man setzte ihn in Freiheit, das heißt, man ließ ihn fürs Gouvernement arbeiten; immerhin hatte er sechs Sous täglich und die Kost. Es war ein außerordentlich schöner Mann. Der Oberst des 75. Regiments sah ihn und machte ihn zum Cymbalschläger in seiner Musikbande. Er lernte ein wenig englisch; aber er sprach kaum je ein Wort. Dafür trank er maßlos Rum und Tafia.

Er ist im Spital an einer Lungenentzündung gestorben.

[Aus den von Richard Schaukal ins Deutsche übersetzten und bei Georg Müller, München und Leipzig erschienenen Ausgewählten Novellen.]

Rundschau.

W. T. B.

versendet unterm 6. August an alle mit ihm in Verbindung stehenden Zeitungen eine gegen die Süddeutschen Monatshefte gerichtete gedruckte Erklärung. Bezüglich des auf Seite 224 unseres vorigen Heftes mitgeteilten Geheimvertrages hatten wir W. T. B. aufgefordert, falls er nicht richtig wiedergegeben sei, uns eine Berichtigung zu senden. W. T. B. bemerkt hiezu in dem erwähnten Rundschreiben: „das kann geschehen". Dieser Ausdruck ist für ein amtliches Depeschenbüro etwas unbestimmt; soll er heißen „das wird geschehen", oder soll er heißen „das wird möglicherweise geschehen, falls wir uns trauen"? Jedenfalls ist bis zum Redaktionsschluß dieses Heftes: 14. August, keinerlei Zuschrift vom W. T. B. eingetroffen.

Zentraliſierung des Bibliothekweſens?

Die drückende Notlage, in die das deutſche Geiſtesleben durch die Wirkungen des „Friedens“ geraten iſt und immer tiefer hinabzuſinken droht, berührt auch die Bibliotheken in ſo empfindlicher Weiſe, daß es begreiflich iſt, wenn auch für ſie der Ruf nach dem Allheilmittel der Neuorganiſation erhoben wurde. Während aber in anderen Dingen ſich die Zweiſchneidigkeit der Zentraliſierung bereits genugſam als verhängnisvoll erwieſen und zum Abbau der gefährlichen Zwangseinrichtungen geführt hat, tauchen auf dieſem Gebiete, auf dem bisher mühevoll, aber in rühmlicher Weiſe die erprobten Arbeitsmethoden ihre Aufgabe erfüllt haben, ziemlich unverhüllt wieder die alten Zentraliſierungs- und Mechaniſierungspläne auf, die, vor kaum anderthalb Jahrzehnten glücklich abgewendet, jetzt aus der allgemeinen Zeitſtrömung neue Nahrung ziehen und wohlmeinenden Laien blendende Möglichkeiten vorſpiegeln, die vor einer nüchternen Prüfung ſich in üblen Dunſt auflöſen müſſen. In Artikel 10 der Reichsverfaſſung wurde in zweiter Leſung auf Antrag des Abg. Hermann-Poſen nach gründlicher Prüfung von etwa 10 Minuten dem Reiche die Befugnis zugeſprochen, „im Wege der Geſetzgebung Grundſätze aufzuſtellen für das wiſſenſchaftliche Bibliotheksweſen“. Was damit gemeint iſt, haben ſich die abſtimmenden Herren und Damen ſchwerlich klar gemacht; es läßt ſich aber jetzt ſo ziemlich erkennen aus einer Broſchüre des geiſtigen Urhebers dieſer Beſtimmung, des Bonner Bibliothekdirektors Erman, die ſeine alten utopiſtiſchen Ideen eines einheitlichen deutſchen Geſamtkatalogs ohne jede Rückſicht auf alle realen Verhältniſſe gerade jetzt bis zu dem grotesken Plane einer internationalen Weltbibliographie ſteigert, und aus dem Vorgehen des Reichsminiſteriums des Innern, das, geſtützt auf preußiſche Beratung, bereits Gutachten über 12 Punkte eingefordert hat, die ſo ziemlich das geſamte Bibliothekweſen umfaſſen. Als leitender Gedanke tritt dabei immer hervor Zuſammenfaſſung aller Zuſtändigkeiten in Berlin zu einheitlicher Ausbildung der Katalogiſierung, des Pflichtverlags, des Perſonals uſw. bis zu Geſamtkatalog und Nationalbibliothek.

Wir haben ſchon vor 14 Jahren an dieſer Stelle zu den meiſten dieſer Fragen Stellung genommen und dürfen auf jene Ausführungen (vom Mai 1906) zurückverweiſen. Wir verkennen dabei durchaus nicht, daß die Not der Zeit die genaueſte Nachprüfung aller Möglichkeiten engerer Zuſammenarbeit zur Pflicht macht und die damaligen Erwägungen nicht aller Weisheit letzter Schluß ſein können. Aber nicht leicht iſt ein anderes Gebiet unſeres wiſſenſchaftlichen Lebens ſo auf ſorgfältiges Bewahren des Vorhandenen angewieſen wie gerade das Bibliothekweſen. Die Folgen ſind gar nicht abzuſehen, wenn auch hier blinde Neuerungsſucht zu gewagten Verſuchen ohne feſte Grundlagen führen würde, wenn auch hier der kindliche Glaube der Revolution zur Geltung käme, daß man von heute auf morgen ohne geſchichtliche Belaſtung ein ganz neues Daſein beginnen könne, daß das Neue ſich unfehlbar gedeihlich entwickeln müſſe, wenn nur erſt das Alte niedergeriſſen iſt, daß man das ſparſame Wirtſchaften in der Zukunft am beſten vorbereite, wenn man zunächſt ruhig die vorhandenen Millionenwerte vergeudet und unbrauchbar macht, daß man die individuelle geiſtige Tätigkeit getroſt zur Verkümmerung verurteilen darf, wenn nur der praktiſche Mechanismus ſchön gleichmäßig allenthalben nach der einheitlichen Schablone einer Zentralſtelle arbeitet. Nichts anderes aber würde es heißen, wenn man jetzt den Erſatz der alten erprobten Kataloge in den nichtpreußiſchen Bibliotheken durch einen einheitlichen Geſamtkatalog in Angriff nehmen wollte, wenn man die darin niedergelegte Arbeit von Jahrzehnten, ja Jahrhunderten beiſeite ſchieben wollte zugunſten einer gut preußiſchen Reglementierung, wenn man den Bibliothekaren draußen immer mehr das ſelbſtändige Denken abnehmen und ſtatt der Bücher nur noch die Titelzettel in die Hand geben möchte, wenn man zur Ausſchaltung unbequemer Eigenheiten einzelner auf jeden geſunden Wettſtreit der verſchiedenen Bildungszentren, als welche ſich

jetzt noch so viele deutsche Bibliotheken mit Stolz betrachten dürfen, verzichten wollte zugunsten einer einzigen Nationalbibliothek. Immer wieder muß daran erinnert werden, wie ein so strammer preußischer Unitarier wie Treitschke in diesen Fragen den Imponderabilien deutscher Stammeseigenart und geschichtlicher Notwendigkeit Rechnung getragen hat; er rühmt nachdrücklich: „Die Zerstreuung unserer öffentlichen Bücherschätze über so viele kleine Bildungszentren bleibt ein unschätzbares Glück, trotz allen Unbequemlichkeiten, die sie mit sich führt; sie entspricht dem Charakter unserer Kultur." Wie durch ein reiches natürliches Quellgebiet erhält dadurch das ganze geistige Leben Deutschlands unmittelbar frische Belebung, wofür die künstlichste Kanalisierung keinen vollwertigen Ersatz bieten könnte. Eine Zentrale allein vermag ein so ausgedehntes Netz von Arbeitsstellen mit all ihren örtlichen, geschichtlichen, fachlichen Bedürfnissen nicht ausreichend zu speisen, geschweige denn zu regeln. Wenn also durchaus ein Reichsgesetz jetzt die Aufgaben und Zuständigkeiten der einzelnen Bibliotheken neu festsetzen sollte, so könnte dabei vernünftigerweise schwerlich irgend etwas wesentlich anderes herauskommen, als was sich ohnehin schon naturgemäß historisch entwickelt hat. Was sollte es z. B. nützen, wenn durch ein Reichspflichtverlaggesetz alle Lokal- und Landesliteratur aus Bayern nach Berlin gelangen würde? Sie müßte doch zweckmäßigerweise unweigerlich nach München zurückwandern, und ebenso würde es mit den amtlichen Drucksachen und so manchem anderen ergehen. Der Vorteil einer neuen Regelung dieser Dinge von Reichswegen kann nicht in einem sie rechtfertigenden Verhältnis zu dem hierfür nötigen Aufwand stehen. Was die Bibliotheken aber vom Reiche brauchen, nachdem den Ländern die Steuerquellen so böse abgegraben sind, ist Geld, Geld und nochmals Geld. Gerade hiemit aber sieht es übel aus, da man wohl die Ablehnung der für die deutschen Akademien geforderten 3 Millionen durch den Reichsfinanzminister und die Nationalversammlung als bezeichnend für die Opferwilligkeit für wissenschaftliche Belange betrachten muß. Die Gefahr einer Verkürzung der kleineren Landesbibliotheken zugunsten von Berlin liegt sehr nahe, und was das heißen würde, lehrt anschaulich die Bedeutungslosigkeit der Provinzialbibliotheken in Frankreich neben der glänzenden, aber nur am Orte benützbaren, für das übrige Land toten Bibliothèque Nationale.

Vor gesetzlichen Eingriffen der nicht sachverständigen Volksvertretung in diese Lebensfragen unseres wissenschaftlichen Gedeihens muß daher laut und nachdrücklich gewarnt werden. Sie gehören zunächst vor das Forum der Fachvertreter, und der Bibliothekartag wird sich gründlich darüber auszusprechen haben. Es genügt nicht, daß die Reichsregierung sich vom preußischen Bibliothek-Beirat beraten läßt und mit seiner Hilfe Richtlinien aufstellt; es müssen auch die süddeutschen Fachgenossen gehört werden und zwar rechtzeitig, ehe irgend welche Festlegungen erfolgt sind. Nicht durch Überrumpelung und Vergewaltigung mit politischen Machtmitteln, sondern nur durch gemeinsame Prüfung und Verständigung der berufenen Sachverständigen ist gedeihliche Zusammenarbeit zu erwarten. Und daß diese gepflegt werde und rüstig voranschreite im Ausbau des vortrefflichen Auskunftsamtes der deutschen Bibliotheken in Berlin, in gegenseitiger Hilfe durch erweiterten Leihverkehr, durch zweckmäßigen Austausch und dergleichen mehr, dafür gilt es die bibliothekarischen Kräfte in allen Teilen Deutschlands nicht zu mechanisieren und zu binden, sondern freizumachen und in ihrer individuellen Leistungsfähigkeit einzusetzen.

München, im Mai 1920. Erich Petzet.

Unterdessen hat der Bibliothekartag in Weimar stattgefunden und im Sinne der vorstehenden Erwägungen einen fachmännischen Reichs-Bibliotheksrat aufgestellt, in dem neben Berlin auch München, Leipzig, Stuttgart und andere Bibliotheken vertreten sein sollen. Damit dürfte einer einseitigen Schablonisierung vorgebeugt und eine sachgemäße Arbeit gewährleistet sein, wenn das Reichsministerium von dieser Fachvertretung wirklich den wünschenswerten Gebrauch macht und sie mit nicht zu engen, aber auch nicht zu weitgehenden Zuständigkeiten ausstattet.

Deutſch-ſpaniſche Beziehungen.

Wenn wir während des Krieges je einmal ein freundliches Wort aus dem neutralen Auslande zu hören bekamen, ſo war es gewöhnlich aus Schweden Griechenland oder aus Spanien. So iſt es ebenſo verſtändlich, wie erfreulich, daß von den ausländiſchen Beziehungen gerade die deutſch-ſpaniſchen wieder aufgenommen werden. Auf mediziniſchem Gebiete liegen zwei ſpaniſch geſchriebene Hefte dem Unterzeichneten zur Einſicht vor. Das eine iſt eine Arbeit aus Argentinien, von dem ehemaligen Klinikdirektor Luis Merzbacher „La Guerre de exterminio y hambre“. Die wirkungsvollſte Darſtellung des „Hunger- und Vernichtungskrieges“, die bis jetzt erſchienen iſt, vor dem Heft der Süddeutſchen Monatshefte über die Hungerſperre noch ausgezeichnet durch eine Reihe ſehr eindrucksvoller Kurven, deren ſtumme Sprache, wie Verfaſſer ſagt, wohl die Wirkung haben kann, daß ſich die Augen der Leſer mit Tränen füllen und ihre Fäuſte ſich in gerechter Entrüſtung ballen. Das zweite Heft, das vorliegt, iſt die Nummer 1 der Zeitſchrift „Riviſta medica de Hamburgo“ herausgegeben von den bekannten Hamburger Profeſſoren Brauer, Nocht, Mühlens und Rabe und dem pathologiſchen Anatomen von San Salvador, Maximo Aſenjo. Es handelt ſich um Wiederaufnahme eines Unternehmens, das ſchon 1914 ins Leben gerufen war. Die damals gegründete Zeitſchrift erſchien nur in einer Nummer Juli 1914. Der gediegene Inhalt des neuen Heftes, die ſchönen Arbeiten von Brauer, Kümmel, Nocht uſw. werden ſicher bei unſeren ſpaniſch ſprechenden Freunden die Überzeugung erwecken, daß die deutſche Wiſſenſchaft ungebrochen iſt und wir können hoffen, daß zu unſeren alten ſpaniſchen Freunden noch viele neue kommen werden. Wir können hoffen, daß auch die Spanier und Ibero-Amerikaner, welche ihr Herz mehr zur Entente gezogen fühlen, in ſpaniſchem Gerechtigkeitsſinn der deutſchen Wiſſenſchaft ihre Achtung nicht verſagen werden. Alle Deutſchen aber, welche an dem herrlichen ſpaniſchen Lande und dem prächtigen ſpaniſchen Volke Intereſſe haben, ſollten der deutſch-ſpaniſchen Geſellſchaft beitreten, ſchon um der ſchönen und intereſſanten Publikationen dieſer Geſellſchaft willen. Kerſchenſteiner.

Hie guet Deutſch allerwege!

Selten iſt ein wahreres Wort geſprochen worden als das unſeres wackeren E. M. Arndt: „Alles muß der Menſch lernen, der auf Bildung Anſpruch machen will: nur ſeine Sprache will der Deutſche nicht lernen, die ſoll ihm von ſelbſt kommen.“ So konnte dieſer aufrechte Deutſche zu ſeiner Zeit (über „Völkerhaß“) ſchreiben; was würde er erſt heute ſagen, wo die Achtung vor Geiſtesarbeit und Bildung noch weit mehr geſunken iſt. Denn dieſe vermeintliche Selbſtverſtändlichkeit, daß jeder Deutſche auch gut deutſch reden und ſchreiben könne, beruht ja im Grunde auf der mangelnden Achtung vor unſern guten Schriftſtellern und Dichtern, vor den Menſchen der Feder und der ſtillen Geiſtesarbeit überhaupt. Der Maler, der Bildhauer, der Muſiker muß ein Könner ſeiner Kunſt ſein — das wird eingeſehen und vorausgeſetzt; das Material des Stilkünſtlers, des Schriftſtellers, des Dichters, die Sprache aber glaubt jeder zu beſitzen und mehr oder minder zu beherrſchen. Die 51. Votivtafel Schillers auf den Dilettanten mit der „gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt“, paßt eben nicht nur auf den Dichterling, ſondern auf ſo manchen, der da in Proſa für Haus, Geſchäft und Kanzlei ſchreibt.

Als der Beginn des Krieges den großen Aufſchwung vaterländiſchen Fühlens brachte, verſchwand wie mit einem Schlage alles Undeutſche und Fremdländiſche aus der Öffentlichkeit bis herunter auf das On parle français — English spoken

und Si parla italiano an unſeren Kaufläden. Es wurden die unglaublichſten Verdeutſchungen vorgenommen. Heute, nach dem großen Zuſammenbruch, iſt dieſe Bewegung längſt vorüber und ſchon halb vergeſſen. Dieſe Aufſchriften — des ſind wir ſicher — werden „um dem Zeitgeiſt Rechnung zu tragen", wieder erſcheinen, und wir werden uns wieder an jeden, der zahlen kann, anbiedern. Aber Fremdworte und undeutſche Aufſchriften ſind das wenigſte — undeutſcher Stil iſt viel verbreiteter und weit ſchwerer auszurotten. Er reicht leider bis in hohe deutſche, noch mehr öſterreichiſche Ämter hinauf und iſt oft genug als „Juriſtendeutſch" angenagelt worden. Wer kennt nicht den „Privatbeklagten" und viele andere Widerſinnigkeiten? Es tut einem faſt körperlich weh, wenn man unter „Ausländiſcher Wirtſchaftspolitik" von der „Überfremdung in der Schweiz" und von der „Verunmöglichung der Firmenunwahrheit" lieſt. Wer erinnert ſich nicht jenes ſchrecklichen kaffeebraunen Werbeplakats zur ſiebenten Kriegsanleihe, das uns einen überaus rohen, faſt quadratiſchen Hindenburg-Kopf zeigte mit der undeutſchen Unterſchrift: „Wer Kriegsanleihe zeichnet, *macht* mir die ſchönſte Geburtstags*gabe* (ſtatt — Freude oder Geſchenk)? Schlimmer iſt das öſterreichiſche Beamtendeutſch mit ſeinem ſtändigen „über" ſtatt „auf" und „nach" an Stelle des Genetivs. Der öſterreichiſche Konſul in München veröffentlichte eine Kundmachung im April 1917, in der er den öſterreichiſchen Militärpflichtigen bekanntgibt, daß „jene Enthobenen, die *über* Antrag der deutſchen militäriſchen Zentralſtellen" enthoben wurden, ausgenommen ſind. Für diejenigen, die der Aufforderung nicht eheſtens Folge leiſten, „tritt die Enthebung außer Kraft *und* werden dieſelben ſofort einrückend gemacht werden" (was ich gern geſehen hätte). In L. v. Pr„brams „Erinnerungen eines alten Öſterreichers" tritt Graf Andráſſy einmal „über meinen Gruß ſofort auf uns zu", und Kaiſer Karl verleiht das Großkreuz des Maria-Thereſien-Ordens an Konrad v. Hötzendorf „*über* den Wunſch meiner bewaffneten Macht". In Öſterreich iſt eine Witwe niemals einfach die Witwe des ſo und ſo, ſondern: „Die Witwe *nach* dem gefallenen Münchner Hofſchauſpieler, Lucie v. Jacobi, wurde ab Herbſt für die Berliner Volksbühne verpflichtet." Die beliebteſte und allgemeinſte Verwechſlung betrifft aber das „ſcheinbar" für „anſcheinend". Daß dies logiſch zwei ganz verſchiedene, ja entgegengeſetzte Begriffe ſind — dies Bewußtſein iſt der Gegenwart ganz verlorengegangen, ja „ſcheinbar" iſt ſogar ein beliebtes Modewort geworden, wie es eine Zeitlang „ausgeſchloſſen" war. Solche Lieblingsworte des Durchſchnittsdeutſchen tauchen plötzlich auf, man weiß nicht woher, und einer ſpricht ſie bald dem andern nach, wo ſie paſſen und wo ſie nicht hinpaſſen. Ausgerechnet, ausgeſchloſſen, ſelbſtredend, ſcheinbar ſtatt anſcheinend ſind und waren ſolche Worte. „Die engliſchen Delegierten, die ſcheinbar bei den Friedensverhandlungen immer noch die Oberhand haben", meldet im Januar v. Js. ein Telegramm über die Friedenskonferenz. Der Verfaſſer aber meint natürlich, daß ſie wirklich, nicht bloß ſcheinbar, das Übergewicht haben. Die ſo ſchreiben, haben keine Ahnung davon, daß ſie fortwährend an der Verarmung ihrer Mutterſprache arbeiten, indem ſie für zwei von ihr deutlich auseinandergehaltene und zu haltende Begriffe andauernd nur ein und dasſelbe Wort ſetzen — eine Verarmung, für die ſchon Schopenhauer in ſeiner koſtbaren Abhandlung „über die ſeit einigen Jahren methodiſch betriebene Verhunzung der deutſchen Sprache" die bitterſten Worte gefunden hat. Auch wenn ein reichsdeutſches Blatt wie die „Münchner Neueſten Nachrichten" ſeinerzeit (im Januar 1918) über eine geſtörte Verſammlung der Vaterlandspartei in Frankfurt berichtet und in einer redaktionellen Anmerkung hinzuſetzt, daß „dieſe Gereiztheit nun ſcheinbar überall die öffentlichen Verſammlungen der Vaterlandspartei zum Schauplatz wilder Tumultſzenen macht", meinen ſie wieder nicht, daß dies bloß ſcheinbar, ſondern anſcheinend ſo iſt, während — um ein Gegenbeiſpiel zu geben — Wilſon wirklich nur

ſcheinbar (nicht bloß anſcheinend) auf die haßerfüllten Friedensvorſchläge der Entente einging. Während der Öſterreicher an ſeinem „über Befehl“ und „über Wunſch“ viribus unitis feſthält, nimmt der Münchner wieder nichts übel, ſondern alles „in Übel“. Wenn aber der Öſterreicher „ſo ein guter Wein“ ſpricht und ſchreibt, was nicht ſchön iſt, ſo kann er ſich ſogar auf Goethe berufen, der am 17. Februar 1798 an Schiller ſchreibt: „ſo ein großes Vertrauen habe ich doch auf eine beſſere Ausführung“, und am 2. April 1782 an Frau von Stein: „Hätte ich die Angelegenheiten unſeres Fürſtentums auf ſo einem guten Fuß als meine eigne“... Schlimmer iſt ſchon, daß ſelbſt eine ſo feine Stilistin wie die Ebner-Eſchenbach ſich von dem öſterreichiſchen „über“ ſtatt „auf“ und „nach“ ſtatt des Genitivs nicht ganz frei halten konnte. Es ſind eben zu ſtark eingewurzelte Auſtriazismen. Das ſüddeutſche „ich hab' mich ſo erſchrocken“ ſtatt „ich bin erſchrocken“ und das norddeutſche „ich bin vor etwas bange“ oder „haſt du bange?“ ſtatt: mir iſt bange, kommt in Romanen wie in Theaterſtücken unzählige Male vor. Ganz und gar eine Errungenſchaft der Gegenwart oder der „Jetztzeit“ (gegen welches Wort Schopenhauer ſo draſtiſch wettert) ſind aber die mundfaulen Abkürzungen unſerer Ämter, Geſellſchaften und Anſtalten, wie z. B. des Berliner „Zoo“, der Mitteleuropäiſchen Schlafwagengeſellſchaft in „Mitropa“ (!), „Oſtropa“ und die nun ſtändige Abkürzung ſämtlicher deutſcher Parteien in einzelne Buchſtaben: D. D. P., U. S. P. uſw. Ja es werden ganz neue unverſtändliche Worte gebildet, die nichts weiter ſind als Zuſammenziehungen des genauen Geſellſchaftsnamens. Wenn man neueſtens z. B. „Deproveg“ lieſt, glaubt man zuerſt einen tſchechiſchen Namen vor ſich zu haben, bis man erfährt, daß dies „Deutſche Produktions-Verwertungs-Geſellſchaft“ heißen ſoll. Wer etwa in 50 Jahren unſere heutigen Zeitungen lieſt — wenn Druck und Papier überhaupt bis dahin aushalten — wird bei all dieſen Bezeichnungen vor einem Rätſel ſtehen, deſſen Auflöſung er nur in den ſeltenſten Fällen finden wird.

Die natoſten und deshalb heiterſten Attentate auf den Geiſt der Sprache werden aus Titelſucht begangen. In doppelter Hinſicht kann man nur ſchmerzlich lächeln, wenn es in der Todesanzeige einer tiefbetrübten Mutter heißt: „Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, mein liebes Kind Klärchen, ehemal. Rückverſicherungsbeamtenskind, im Alter von 1 Jahr 7 Monaten zu ſich zu nehmen.“ Die gute Frau wäre vielleicht von ſelbſt auf den Sprachunſinn gekommen, wenn ſie das „ehemal.“ nicht abgekürzt, ſondern ausſchreiben hätte wollen. Eine biedere Sächſin war da mutiger als die tiefbetrübte Münchnerin: ſie ließ ſich kein Sprachbedenken anfechten, wenn ſie nur ihren Titel bekam. Sie kam einmal in Bad Teplitz an und meldete ſich dort im Fremdenbuch als „Fräulein Natalie M., Feldherrentochter“ an. Da Feldherren gemeiniglich ein großes Einkommen zu beſitzen pflegen, wurde das Fräulein natürlich in die erſte Klaſſe der Kurtaxe eingereiht. Wenn das Fräulein M. nun auch gegen den Rang gerade nichts einzuwenden gehabt hätte, ſo erſchien ihr doch die Zahlung zu hoch. Sie beſchwerte ſich alſo. Nun ſtellte ſich heraus, daß der Vater der Dame in Sachſen mehrere verpachtete Felder beſaß und ſie ſich ſelber, entſprechend dem Ausdruck Hausherr, den Titel Feldherr gebildet hatte. Mit der Feldherrnherrlichkeit war es aus. Das titelſüchtige Fräulein war indes um eine andere Bezeichnung nicht verlegen: kurz entſchloſſen meldete ſie ſich nun als „verpachtete Feldbeſitzerstochter“ an. — Das iſt faſt noch ſchöner als die berühmte „reitende Artilleriekaſerne“. —

Ich hoffe doch nicht ganz allein zu ſtehen, wenn ich behaupte, daß uns Deutſchen eine größere Achtung vor gutem Stil und Stilreinheit, ein wärmeres Verſtändnis für die Schönheit und Eigenart unſerer Mutterſprache heute noch viel nötiger iſt als die ausſchließliche und einſeitige Jagd nach Fremdwörtern, mit der man nach Ausbruch des großen Krieges vielfach alles getan zu haben glaubte. Gewiß, keine Sprache der Welt hat ſo beſchämend viele Fremdwörter in ihren Körper

aufgenommen und mehr oder minder ſchlecht verdaut wie die deutſche, und jeder Verſuch einer dahin abzielenden Sprachreinigung iſt wärmſtens zu begrüßen. Es gibt zurzeit wohl niemand, der ſich um deutſche Sprachreinigung wie auch um Stilreinheit ſo viele Verdienſte erworben hätte wie der bekannte Literarhiſtoriker Profeſſor Dr. Eduard Engel, auch keinen, dem es mit dieſem ſeinem Lebensziel ſo bitterer Ernſt wäre. Er iſt ein Fanatiker ſeiner Sache, die er mit Leidenſchaft, aber auch mit Geiſt, Humor und verſchärfter Satire verficht; ja er glaubt an keine Wiedererhebung unſerer Nation, ſolange ſie nicht ganz deutſch denkt und ſchreibt, und ſieht die Urſache unſeres Unglücks eben in der Verwelſchung unſerer Sprache in Preſſe, Wiſſenſchaft, Amtern und dem geſamten öffentlichen Leben. Ich möchte dahingeſtellt ſein laſſen, ob er da nicht Urſache mit Wirkung manchmal verwechſelt; ſicher iſt aber, daß Engels Sprachbücher dieſer ſtarken Überzeugungswärme, die ſich dem Leſer bald mitteilt, dem ausgebreiteten Wiſſen auf allen Sprach- und Kulturgebieten und nicht zuletzt ihrer anziehenden Form die ſchnelle und große Verbreitung verdanken, die ſie gefunden haben. Wuſtmanns „Sprachdummheiten" waren ſeinerzeit das erſte Buch, das ſich durch eine gewiſſe unterhaltende Art einen größeren Leſerkreis auf dieſem anſcheinend trockenen Gebiete gewann, aber Engels Bücher übertreffen dieſen vielfach auch ungerechten Sprachreiniger nach Inhalt und Form weit. Dies gilt ſowohl von ſeinem Hauptwerk, der an dieſer Stelle ſeinerzeit beſprochenen „Deutſchen Stilkunſt", als auch von ſeinen drei letzten, neueren Schriften: „Sprich Deutſch!", „Gutes Deutſch" und „Entwelſchung", handliche Bändchen, die im Leipziger Verlage von Heſſe & Becker 1918 erſchienen ſind. Es gibt wohl keine Frage auf deutſchem Sprach- und Sprechgebiete, die hier nicht mehr oder minder eingehend behandelt und beantwortet wäre. Wohl dem, der ſich die da niedergelegten Lehren und Hinweiſe ſo zu eigen gemacht hat, daß er, wenn er ſpricht und ſchreibt, nicht erſt nachzuſchlagen braucht, was Engel darüber ſagt. Aber Engel erkennt es ſelber an: ein guter Stil iſt ein Talent, eine Gnade, die man ſich nicht ſelbſt verleihen kann; wohl aber kann man unendlich viel dazutun, Sprache und Stil von den gröbſten Fehlern und insbeſondere vor der wachſenden Verwelſchung zu bewahren. Engels Verdeutſchungswörterbuch, das er ſehr zutreffend und bezeichnend „Entwelſchung" nennt, wird wohl die meiſte Verbreitung von ſeinen Büchern finden, und es verdient ſie auch. Es iſt und will kein Fremdwörterbuch ſein und iſt doch ein ſolches, aber mit völlig entgegengeſetzter Abſicht. Es ſoll uns nicht ſagen, was ein Fremdwort, das uns aufſtößt, bedeutet, ſondern, wie viel Worte wir im Deutſchen hätten, um es gleichwertig, ja beſſer zu erſetzen. Man wird es nicht zur Hand nehmen, ohne bewundernd zu ſtaunen, wie reich unſere herrliche Mutterſprache iſt und wie ſchweres Unrecht wir ihr antun, wenn wir ſie leichtfertig verarmen laſſen.

Engel ſieht unſer nationales Unglück ausſchließlich in der Verwelſchung unſerer Sprache, und alle ſeine Bücher ſind ein einziger Not- und Mahnſchrei. Die weitverbreitete Meinung, daß unſer erbärmliches Zeitungsdeutſch die Hauptſchuld daran trage, teilt er nicht. Im Gegenteil: er nimmt die Männer von der Preſſe, bei all ihren vielen Sprachſünden vor dieſem Vorwurf in Schutz und ſchiebt die Hauptſchuld den undeutſch ſchreibenden Männern der deutſchen Wiſſenſchaft zu. Ob ganz mit Recht? Ich glaube, es wird von Engel, wie ſchon gleich zu Anfang des Weltkrieges, zu wenig Unterſchied gemacht zwiſchen den zahlloſen überflüſſigen Fremdwörtern, die wir namentlich dem Franzöſiſchen (meiſt ſogar, wie Engel richtig ſagt: dem Berlin-Franzöſiſchen) Engliſchen und Italieniſchen und jenen, die wir dem Lateiniſchen und Griechiſchen entlehnt haben. Dieſer letzteren wird die Wiſſenſchaft niemals ganz entbehren können, wenn auch zuzugeben iſt, daß ſie jederzeit einen ſtarken Mißbrauch damit getrieben hat und noch treibt. Es gibt aber wiſſenſchaftliche Begriffe z. B. in der Philoſophie und in der Medizin, die im Deutſchen (und in jeder modernen

Sprache) durch einen ganzen Satz umſchrieben werden müßten, für die wir jedoch ein einziges lateiniſches oder griechiſches Wort beſitzen, das uns alles ſagt; ähnlich wie ein ſilbenreiches Sanskritwort oft unmöglich durch ein einziges deutſches Wort zu überſetzen wäre. Der Herausgeber dieſer Hefte nannte mir einmal als vielleicht bezeichnendſtes und kürzeſtes Beiſpiel, da der Sinn gewiſſermaßen nur an einem Buchſtaben hängt, die Worte „Deismus und Theismus“ [1]). Haben wir im Deutſchen einen gleichwertigen Ausdruck dafür? Ich glaube nicht.

Unſere Klaſſiker, die zu einer Zeit ſprachlicher Abhängigkeit vom Auslande, beſonders von Frankreich geſchrieben haben, ſind bekanntlich in bezug auf die Vermeidung von Fremdwörtern nicht als Muſter aufzuſtellen. Schiller und Goethe haben in ihren Xenien den größten und glücklichſten Sprachreiniger Campe als Pedanten unverdient verhöhnt, aber ſie ſind doch ſelbſt ſprachſchöpferiſch und reinigend vorgegangen. Wenn der Theaterleiter Goethe „neu eingelernt“ für „einſtudiert“ ſagt, ſo ſollten wir ihm darin ebenſo folgen, wie wenn er „Repertorium“ für „Repertoire“ ſchreibt. Spielplan iſt ſtreng genommen etwas anderes und hat ſeine eigene Berechtigung. Der Niedergang der humaniſtiſchen Studien hat es wohl verſchuldet, daß wir faſt überall die abgeleitete franzöſiſche Wortform der urſprünglicheren lateiniſchen vorziehen. In der Schweiz ſagen ſie nämlich noch „Redaktor“ für „Redakteur“. Ich weiß natürlich, daß für beides bei uns jetzt das deutſche „Schriftleiter“ eingeführt und, mehr in Schrift und Druck als im Sprechen, gebraucht wird. Doch kann ich mich darüber, im Widerſpruch zu Prof. Engel, nicht ſo recht freuen. Die Redaktion heißt nun Schriftleitung, der Chefredakteur Hauptſchriftleiter. Das iſt ſo ſelbſtverſtändlich, ſollte es aber, meines Erachtens, gerade für die Herren von der Preſſe am wenigſten ſein, denn jeder Redakteur weiß, daß nicht er die „Schrift“ leitet, ſondern der „Metteur en pages“, und daß der „Hauptſchriftleiter“ der Faktor der Druckerei iſt. Merkwürdigerweiſe hat es jene, welche die deutſchen Begriffe Schriftleiter und Hauptſchriftleiter eingeführt haben, allem Anſcheine nach nie geniert, daß die, auf welche dieſe beiden Worte ganz und gar zutreffen, nach wie vor bis zur Stunde und weiter Metteur und Faktor heißen. Ich glaube daraus den Schluß ziehen zu dürfen, daß es kein Mann „vom Bau“ geweſen, der dieſe gutgemeinte Umtaufe vollzogen hat. Journaliſt, Literat, Redakteur, Chefredakteur ſind leider Fremdworte, aber wir können nicht abſtreiten, daß ſie den Begriff beſſer decken als unſer Schriftſteller, Schriftleiter und Hauptſchriftleiter. Zeitungsſchreiber wäre ſchon weit zutreffender, iſt aber wegen ſeines böſen Nebenſinnes nicht beliebt. Am 25. Oktober 1796 ſchreibt Schiller aus Jena an Goethe u. a.: „Wenn Sie doch noch ſo ein Paket Briefe fänden, wie die aus der Schweiz; alle Redaktionsarbeit nähme ich Ihnen mit Freuden ab.“ Hätte er vielleicht beſſer alle Schriftleiterarbeit ſchreiben ſollen? An dieſem willkürlich herausgegriffenen Beiſpiel ſieht man am beſten, daß ſchriftleiten und redigieren im Grunde etwas Verſchiedenes ſind.

Trotzdem hat Prof. Engel ſicher recht, wenn er es eine Schande nennt, daß beſonders die deutſche Wiſſenſchaft die meiſten und auch die überflüſſigſten Fremdwörter in die deutſche Sprache eingeſchmuggelt hat, und daß der Deutſche überhaupt faſt in allen Fällen ein fremdes Wort von vornherein als beſſer und vornehmer anſieht als das Deutſche. Kaum hat ſich eine wilde Vernichtungswut auf die nützlichen Maulwürfe geworfen, ihrer Felle wegen, erſcheint ſchon zu ihrem Schutze eine lex Talpa. Die Bauern und Landleute, die es angeht, werden nun gleich wiſſen, daß es ſich um Maulwurfſchutz handelt, nicht wahr?

[1]) Auch ich bin nicht der Entdecker dieſes Beiſpiels. Herman Grimm führte es an, als er einmal in der Vorleſung auf die Verdeutſchung der Fremdwörter zu ſprechen kam. C.

Nun hat Prof. Engel seine prächtigen deutschen Sprachbücher abgeschlossen mit seinen vielleicht kräftigsten und schlagendsten „Deutschen Sprachschöpfern", die in demselben Verlag erschienen sind und die eine geradezu vernichtende Streit- und Anklageschrift gegen die beiden Sekretäre der Berliner Akademie der Wissenschaften Röthe und Diels darstellen, die in ihren seinerzeitigen Gutachten gegen den „Purismus" und für die Berechtigung der Fremdwörter eingetreten sind. Es wird wohl kaum einen unbeteiligten Leser geben, der diese mit zwingenden Beweisen vorgehenden Ausführungen nicht mit schmunzelndem Behagen läse und, was die Hauptsache ist, nicht von ihnen überzeugt würde. Aber auch sein deutschvölkisches Empfinden wird sich dabei regen und stärken, denn die 127 Seiten der Einleitung, die Engel „am gramvollsten Weihnachtstage der deutschen Geschichte" (1918) geschlossen, bilden in ihrem positiven Teile ein hochragendes Denkmal für ganz und halbvergessene deutsche Sprachschöpfer. Ihnen läßt der Verfasser in weiteren hundert Seiten ein Wörterbuch deutscher Sprachschöpfungen folgen, in dem er den vorher angegriffenen „Fremdwörtlern" und uns von fast 3000 deutschen Wörtern, die uns heute als selbstverständlich erscheinen, Herkunft, Schöpfer und die Zeit der Entstehung nachweist: also gewissermaßen die Umkehrung seines Fremdwörterbuches „Entwelschung" — eine Arbeit zudem, für die er keine Vorgänger hatte. Engel nennt seine „Deutschen Sprachschöpfer" ein „Buch deutschen Trostes", und dies ist es, schon nach seiner ganzen glühenden deutschen Gesinnung. Es wird und muß die weiteste Verbreitung finden, denn es ist ein Baustein für unsern inneren Aufbau.

Aber der Kampf gegen das Fremdwort tut's nicht allein. Darin beruht auch unser Deutschtum sicher nicht allein. Solange wir auf unseren Straßen und Plätzen Anschläge, Kundmachungen, Reklamen und Firmenschilder in den undeutschesten Wendungen und lächerlichsten Sprachverhunzungen wie z. B. die gräßliche „Verreichlichung" der Bahnen und Posten lesen, solange — um nur ein Beispiel aus Tausenden herauszugreifen, ein „deutsches Künstlerpaar" sich diesen Namen beilegt, aber bei seinem „alten englischen Künstlernamen Fly und Slade" bleiben zu wollen erklärt und jeder ausländische Name und Begriff von vornherein für das deutsche Publikum interessanter und empfehlender ist, solange ein Magistrat wie der Münchens das alte gute deutsche Wort Gasse in seinem Stadtplan nicht duldet, weil er Straße vornehmer findet, und dadurch auf seine Weise zur Verarmung der Sprache beiträgt, solange wir uns auch nur im geringsten schämen, deutsch und nur deutsch zu denken, zu fühlen, zu sprechen und zu schreiben, nützt die krampfhafteste Fremdwörterausmerzung nichts und können alle Engel uns nicht helfen. Doch können wir Männer von der Feder das Unsere, und nicht wenig, dazu beitragen, wenn wir das schöne Wort Adalbert Stifters beherzigen und ihm nachleben, das er uns nach der Wiener Revolution in seinem Artikel „Über Stand und Würde des Schriftstellers" zugerufen hat: „Geben wir uns am Eingange der neuen Zeit das Wort, alles Große, Ehrenhafte und Verantwortliche unseres Standes getreu ins Auge zu fassen und in Wirksamkeit zu setzen, geben wir uns das Wort, alles Unehrenhafte (wenn es auch nicht gesetzwidrig wäre), alles, was durch die Schrift niedrige Zwecke anstrebt, oder die hohen auf niedrige Weise, dergestalt wie durch ein unsichtbares Ehrengericht von uns zu verbannen, daß, wo es noch auftaucht, es sogleich von den Lesern als ein solches erkannt werde, das mit unserem Stande nichts gemein hat und aus ihm herausfällt. So wird dieser Stand die hohe Stelle einnehmen, zu der er seiner Natur nach berufen ist. Zeigen wir auch noch durch Männlichkeit und Maßhalten, daß wir der freien Presse würdig sind, und daß mancher frühere Mißlaut nur durch die Bande erregt worden ist, welche trennten." Alfred Mensi-Klarbach.

Redaktionell abgeschlossen am 14. August 1920.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck einzelner Kapitel dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.

Geleitwort.

Auswanderung heißt heute das Losungswort Tausender von Volksgenossen, die nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges glauben, in der Heimat ein auskömmliches Dasein nicht mehr finden zu können, oder die danach trachten, sich leichtere Lebensbedingungen außerhalb des schwer von harter Siegerfaust bedrängten Heimatlandes zu sichern. In allen Klassen der Bevölkerung tritt dieser Drang zutage, und meist sind es nicht die minderwertigen Elemente der Bevölkerung, deren Sehnsucht nach einer vermeintlich besseren Welt gerichtet ist.

Der Trieb nach Auswanderung ist so stark, daß er die von ihm Beseelten nur zu sehr geneigt macht, sich über alle Schwierigkeiten in der Ausführung ihres Vorhabens hinwegzusetzen und jede sich bietende Gelegenheit zu ergreifen, dem Land der Väter den Rücken zu kehren. Wie unendlich schwer es unter den jetzigen Verhältnissen der Nachkriegszeit überall in der Welt für den Landfremden ist, sich eine Stätte neuer Wirksamkeit zu errichten, welche unsäglichen Mühen, Entbehrungen und sonstigen Opfer für die kulturell hochstehenden Deutschen damit verbunden sind, sich in Übersee neu einzugewöhnen und welchen Widerständen sie vielfach begegnen, darüber sind sich leider nur die Wenigsten, welche auswandern wollen, klar. Eine der wichtigsten Aufgaben ist es daher, Aufklärung zu bringen durch Wort und Schrift über die Ländergebiete, deren gesundheitliche, wirtschaftliche, politische, kulturelle und soziale Verhältnisse sie als Auswanderungsgebiete für Deutsche geeignet erscheinen lassen, sowie über die Aussichten in den verschiedensten Zweigen des Berufs- und Erwerbslebens.

Das Reichswanderungsamt, die mit der Leitung der Fürsorge für die Auswanderer betraute Reichsbehörde, kann diese große Aufgabe nicht allein lösen, es bedarf dazu der weitgehenden Mitwirkung privater Organisationen und Zeitschriften und begrüßt jede ernste Mitarbeit bei diesem Zweig der Auswandererfürsorge aufs wärmste.

Möge die vorliegende Ausgabe der „Süddeutschen Monatshefte" mit dazu beitragen, weite Kreise auswanderungswilliger Volksgenossen vor unüberlegter Auswanderung mit unzulänglichen Mitteln nach Ländern, die keine Daseinsmöglichkeit für den deutschen Einwanderer bieten, abzuhalten und sie zur Wahrung ihres Deutschtums im Ausland anzuspornen!

Berlin. Dr. Jung,
Präsident des Reichswanderungsamts.

Auswanderungspolitik.

Den Zustand, in dem sich jetzt unsere Wirtschaft im Verhältnis zum Auslande befindet, hat man mit dem Ausdruck „Ausverkauf" zutreffend gekennzeichnet. Um die letzten Lebensmöglichkeiten in Form von Nahrungsmitteln und Rohstoffen vom Ausland zu erhalten, müssen wir für geringe Preise unsere in jahrzehntelanger Arbeit aufgestapelten Wertobjekte weggeben. Wir müssen auch erkennen, daß die jetzt einsetzende deutsche Auswanderung einen Teil des Ausverkaufes bilden wird.

Die deutsche Auswanderung des 19. Jahrhunderts ist uns verlorengegangen. Nicht in dem Sinne, daß das Vaterland nicht große wirtschaftliche Vorteile aus der Tatsache gezogen hätte, daß Millionen seiner Angehörigen Auslandspioniere wurden. Ohne sie wäre die weltwirtschaftliche Stellung Deutschlands, wie sie vor dem Kriege bestand, sicher nicht erreicht worden. Aber im entscheidenden Augenblick war die Kraft und der Einfluß unserer in der weiten Welt verstreuten Landsleute doch nicht so groß, daß sie den um die Heimat gedrehten Ring hätten an einer Stelle sprengen können. Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, daß wir seit den 80er Jahren eine zahlenmäßige große Auswanderung nicht mehr hatten. Die deutsche Industrie vermochte auch auf übervölkertem Boden die annähernd 70 Millionen Menschen mit Hilfe des nach den besten Methoden arbeitenden Außenhandels zu ernähren. Dies wird sich in der alten Art und Weise nicht wieder bewerkstelligen lassen, da wir einen freien Weltmarkt noch lange Zeit hindurch nicht haben werden.

Wenn es aber vielleicht auch gelingen sollte, mehr Arbeitskräfte in Deutschland unterzubringen, als wir jetzt hoffen dürfen, so wird trotzdem mit der Auswanderungslust größerer Massen zu rechnen sein. Der Deutsche, der heute in die Fremde zieht, weiß, daß ihn draußen keine Schlaraffenländer erwarten und die Verhältnisse durch die Auseinanderreißung der Weltwirtschaft überall schwer sind. Und doch werden Tausende hinausgehen, viele unter ihnen auch dann, wenn sie in der Heimat unterkommen könnten. Durch die wechselvollen und unruhigen Zeiten des Krieges und der Revolution, durch das geistige Beben, das die ganze Welt durchzittert, wird der Einzelne hinausgetrieben, nicht nur aus Sorge um Frau und Kind, sondern durch ein dunkles Sehnen nach neuem Erleben, nach mehr Sonne und helleren Farben, nach blauem Meer und fernen Inseln. Dazu kommt dann die große Zahl derer, die nach dem Zusammenbruch der alten Reichsherrlichkeit nichts mehr vom neuen Deutschland wissen wollen und in der Fremde auf bessere Zeiten zu warten gewillt sind, teilweise mit bitterem Groll. Hier besonders wird die schwere Gefahr, die Deutschland durch die Auswanderung droht, sichtbar: die Gefahr der Entfremdung. Wie nach den Demagogenverfolgungen Tausende der geistig regsten hinübergingen, um weniger wirtschaftlicher Not, als seelischer Marter zu entfliehen, so kann es ähnlich jetzt wieder werden. Aber auch bei denen, welche Arbeitslosigkeit und materielles Elend zwingen werden hinauszugehen, müssen wir fürchten, daß sie uns verloren gehen. Denn vielen wird es mit der Zeit besser gehen — die anderen werden verkommen — schon allein darum, weil sie ihre neue Heimat in einem ganz anderen Lichte sehen und darum Enttäuschungen leichter überwinden werden. Die äußere Ruhe und Sorglosigkeit der Bewohner, die den Krieg nicht am eigenen Leibe kennen gelernt haben, wird ihnen gefallen und es wird nicht lange dauern, bis sich der Ausgewanderte seinen Vornamen verfremdet, eine nichtdeutsche Frau heiratet und dessen Kinder von dem Deutschtum ihres Vaters

nichts mehr wissen werden, als im besten Falle dunkle Erzählungen von Kriegshölle und Friedensparadies.

In Anbetracht solcher Möglichkeiten müssen wir vor allem dahin streben, daß sie sich mit der alten Heimat verbunden fühlen. Wir finden so schon einen Richtweg für unser Verhalten. Es ist auf jeden Fall besser, daß der deutsche Auswanderer in solche Länder geht, in denen sein Deutschtum erhalten bleibt. Eine Reihe von Ländern, wie Frankreich, England und ihre Kolonien, scheidet ohne weiteres aus, wenn auch vielleicht nicht in dem Umfange, wie wir jetzt glauben. Man darf jedoch nicht übersehen, daß nicht nur die Gesinnung der augenblicklichen Machthaber für die Füllung eines Landes mit Auswanderern ausschlaggebend ist, sondern die Beschaffenheit seiner geographischen Lage und seine Wirtschaft, in erster Linie sein Bedarf an Landwirten und Landarbeitern. Beispielsweise ist Kanada ein Land, das nach Menschen schreit und es wäre absurd zu glauben, daß es in 10 Jahren dem deutschen Einwanderer noch verschlossen sein wird. In noch viel höherem Grade trifft dies auf Südamerika zu, während die mehr und mehr zunehmende Abneigung der Vereinigten Staaten gegen fremde Elemente darauf beruht, daß die Masse des zur Verfügung stehenden jungfräulichen Bodens geringer zu werden anfängt. Der Eifer, mit dem bereits jetzt einzelne südamerikanische Republiken sich um deutsche Einwanderer bemühen, zeigt, daß die Erwartungen nicht ganz fehl gehen, welche annehmen, daß bald eine Zeit kommen wird, wo der Wert des fleißigen, gebildeten, durch die Not abgehärteten deutschen Auswanderers richtig eingeschätzt werden wird. Viel, wenn nicht das meiste, kommt darauf an, daß die deutsche Auslandsvertretung der Auswanderer sich als ihrer besonders zu hütenden Volksgenossen annimmt und für sie auch dann sorgt, wenn sie nicht leicht zu erreichen sind und in weitentfernten Landesteilen wohnen. Nicht im Sinne irgendwelcher Eroberungstendenz sollen die Auswanderer beeinflußt werden, sondern darin soll diese Aufgabe bestehen, daß versucht wird, die Deutschen in eine der Völkergemeinschaften einzuführen, die sich jetzt vermutlich bilden werden. Die Herstellung einer neuen gesunden Atmosphäre zwischen dem alten Vaterland und der neuen Adoptivheimat sollte die erste Arbeit des Auswanderers an unserem Wiederaufbau sein. Wenn er für seine Person tüchtig, arbeitsam und auf sein Volkstum stolz ist, wird er sich bei den fremden Völkern eine Stellung verschaffen.

Bedeutend leichter wird diese Aufgabe sich lösen lassen, wenn wir unsere Landsleute in geschlossenen Siedlungen unterzubringen vermögen, wie es in Südbrasilien und Deutsch-Südwestafrika der Fall ist. Doch bestehen hiergegen auch bei sonst wohlwollenden fremden Regierungen Bedenken, weil sie den Eingewöhnungsprozeß zu beschleunigen suchen. So haben die Vereinigten Staaten und Brasilien in neuen Einwandergesetzen vorgesehen, daß die Fremden nach einer gewissen Zeit die neue Nationalität annehmen müßten. Trotzdem sollten, wo nur möglich, geschlossene Siedlungen angelegt werden. Zu diesem Zweck haben sich schon viele Genossenschaften und Gesellschaften gebildet, aber den meisten fehlt das Geld. Weil ihnen das mangelt, geraten sie oft ganz in die Hände des fremden Staates, der sie da ansiedelt, wo es ihm paßt und nicht, wo es für den Einwanderer am besten wäre. Hier ist ein weites Betätigungsfeld für deutsches Kapital, sobald wir wieder stark genug sind, etwas in die Fremde abzugeben. Wahrscheinlich wird auch der Handel in Zukunft sich noch mehr um diese Dinge kümmern, als bisher. Denn nur ein Erstarken des Auslandsdeutschtums wird es unserem Handel erlauben, wieder eine Stellung in der Welt einzunehmen.

Man muß anerkennen, daß das Auswanderungsproblem und sein Ernst schon frühzeitig an maßgebender Stelle erkannt worden ist und daß die möglichen Maßregeln getroffen worden sind. Bereits anfangs 1919 wurde die behördliche Organisation ausgebaut und Mitte 1919 das Reichswanderungsamt geschaffen, das in allen größeren Städten Zweigstellen errichtete, um den Auswanderungslustigen Rat und Auskunft zu erteilen. In Hamburg wurde unter führender Beteiligung der Handelskammer und der großen Reedereien der Verein „Hamburger Auswandererhilfe" gegründet, der alle an der deutschen Auswanderung beteiligten Hamburger Kreise zu dem Zwecke vereinigte, den Auswanderern Rat und Hilfe angedeihen zu lassen; eine ähnliche Vereinigung entstand in Bremen, während in Berlin die „Deutsche Vereinigung für Siedelung und Wanderung" eingehend die verschiedenen Seiten des Problems beleuchtet. Auch die kirchlichen Vereine aller Richtungen, in Süddeutschland vor allem der katholische Caritasverband, haben sich große Verdienste erworben.

Eine der Hauptschwierigkeiten ist zweifellos darin zu suchen, daß alle mit der Auswandererfürsorge befaßten Kreise sich bis jetzt auf eine Auskunfterteilung beschränken mußten. Die so lange unterbrochene Verbindung nötigte dazu, in der Erteilung von Auskünften über fremde Länder recht vorsichtig zu sein; oft mußte nach bestem Wissen und Gewissen von einer Auswanderung abgeraten werden, da die Verhältnisse drüben tatsächlich ungünstig waren. Dazu kamen noch die Valutaschwierigkeiten und die Beschränkungen infolge des Mangels an Passageplätzen. Alles dies war Grund genug, im allgemeinen mehr ab- als anzuraten. Vielen, die darauf brannten, hinauszugehen, genügten diese Auskünfte nicht; sie schlossen sich zu Bünden von recht verschiedenem Wert zusammen oder fielen Schwindlern in die Hände.

Nun soll nicht in Abrede gestellt werden, daß neben der Auskunftserteilung auch andere Aufgaben geleistet werden müssen. Die Vorarbeiten für ein neues Auswanderungsgesetz sind beinahe abgeschlossen und werden wohl den ersten Abschnitt der Regierungsfürsorge beschließen. Das Gesetz muß vor allem dazu dienen, die Winkelagenten und Bauernfänger fernzuhalten. Die Gefahren, daß von solchen Schwindlern deutsche Spezialarbeiter zu Preisen angeworben werden, die an sich sehr gut zu sein scheinen, jedoch dem Existenzminimum im Ausland nicht entsprechen, sind sehr groß. Es ist vorgekommen, daß auf solche Versprechungen hin sich eine große Anzahl bayerischer Familien bewegen ließen, sich nach Hamburg zu begeben, wo angeblich ein Dampfer bereit sein sollte, sie nach Übersee zu bringen. Die armen Leute, die fast alles verkauft hatten, um die Kosten der Überfahrt aufzubringen, waren dem größten Elend ausgesetzt, da die ganze Sache nur dazu diente, dem verführenden Schwindler eine große Summe Geldes zu sichern. Neben der Bekämpfung solcher unlauteren Elemente wird in Zukunft aber als Hauptaufgabe der Regierung zu betrachten sein, sich mit den leitenden Kreisen der fremden Staaten ins Einvernehmen zu setzen und mit ihnen über möglichst günstige Verträge über die Niederlassung der deutschen Auswanderer zu verhandeln, um mit Unterstützung deutschen oder wenn möglich auslanddeutschen Kapitals die Gründung geschlossener Kolonien zu ermöglichen. Die den deutschen Gesandtschaften im Auslande beigeordneten Sachverständigen für Auswanderungsfragen (in Buenos Aires bereits tätig, für die übrigen vorgesehen) werden ein reiches Feld für ihre Aufgaben finden, besonders, wenn sie in engstem Einvernehmen mit den schon während des Krieges drüben tätig gewesenen deutschen Vereinen arbeiten.

Die Republiken Südamerikas und Rußland stehen vorläufig in der Auswandererfrage im Vordergrund. Nach Argentinien und Brasilien rinnt schon seit Beendigung des Krieges ein dünner, aber allmählich stärker werdender Auswandererstrom. Die meisten von den Hinausgehenden können natürlich nicht daran denken, sich auf eigener Scholle seßhaft zu machen, sondern sind darauf angewiesen, von den Regierungen Freiland zu erhalten oder als Landarbeiter ein Tagelöhnerleben zu führen, soweit nicht besondere Spezialfertigkeiten ihnen zu besseren Stellungen verhelfen. Bisher hat sich als einziger Staat nur Brasilien bereit erklärt, den Einwanderern die Passage zwar nicht zu gewähren, aber sie vorzuschießen.

Gänzlich ablehnend verhalten sich die Vereinigten Staaten und Kanada. Die Vereinigten Staaten haben erst 1917 ein sehr verschärftes Einwanderungsgesetz erlassen; allerdings verlautet neuerdings, daß im Hinblick auf die, wie jetzt feststeht, sehr große Zahl der Rückwanderer, die auf Millionen geschätzt wird, auch dieses Gesetz revidiert werden soll.

Ostasien kommt nur für eine geringe Anzahl hochqualifizierter Kopf- und Handarbeiter zu Instruktorenzwecken in Betracht, doch sollen in Niederländisch-Indien auf den Plantagen sich gewisse Möglichkeiten für tropenkundige Pflanzer bieten.

Die ganze Auswanderung nach überseeischen Ländern leidet auf das stärkste darunter, daß es so sehr an Passagierdampfern fehlt. Was für die anderen Länder eine Unbequemlichkeit ist, kann für uns zur Katastrophe werden. Die Zustände auf den holländischen Dampfern beispielsweise, die unter chronischer Überfüllung leiden, zeigen, wie dringend nötig es ist, daß wir uns wieder eine eigene Handelsflotte schaffen. Wir können nur dann darauf rechnen, unsere auswandernden Landsleute sorgfältig und pfleglich zu behandeln, wenn wir sie von einem deutschen Hafen aus, unter deutscher Obhut und Flagge hinausgehen lassen und ihnen die gewissenlosen Agenten vom Leibe halten. Das in den Häfen Hamburg und Bremen organisierte Auswanderungswesen, vor dem Krieg ein Musterbeispiel deutscher Arbeit, Ordnung und Sauberkeit, muß unter allen Umständen wieder seiner Aufgabe zugeführt werden.

Neben Spanisch-Amerika wird wohl über kurz oder lang Rußland ein Hauptziel der deutschen Auswanderung werden. Zum Unterschiede von den meisten bisher genannten Ländern wird Rußland auch den Gebildeten, dem Ingenieur, Arzt, Geisteswissenschaftler, gewinn- und fruchtbringende Arbeit erschließen. Da wir darauf angewiesen sind, mit Rußland in ein erträgliches und gutes Verhältnis zu kommen und wir jede Möglichkeit benutzen müssen, dies durch Herstellung guter Beziehungen, besonders von Mensch zu Menschen, zu erreichen, können wir auf diesem Wege den Herzenswunsch der Entente, uns ganz von Rußland abzuschnüren, vielleicht zunichte machen. Vorläufig ist Rußland der freien Einwanderung noch nicht geöffnet.

Da wir zunächst nur geistige Mittel in der Hand haben zum Wiederaufbau unseres Vaterlandes, so müssen wir diese aufs sorgfältigste benutzen. Richtig angewandt, kann jeder deutsche Auswanderer mit dazu beitragen, uns aus dem Sumpfe des Elends wieder emporzuziehen. Es gilt vor allem, auf das sorgfältigste aufzupassen, wenn sich irgendwo Ansätze zeigen, die eine deutsche Mitarbeit erfolgreich erscheinen lassen.

Jeder Auswanderer ist in vieler Beziehung ein Abenteurer, der sich eine neue Welt entdeckt. Wer sich einmal entschlossen hat, sein Glück draußen zu versuchen, wird sich durch Gedrucktes nicht von seinem Plan abhalten lassen. Grundsätzlich möchte man sagen, daß es besser ist, zunächst und in der ersten schwersten Zeit diejenigen hinausgehen zu lassen, die schon vor dem Kriege

draußen waren. Denn diese werden am ehesten imstande sein, die Schwierigkeiten zu überwinden; ihnen sollten die jüngeren Männer folgen und dann erst, wenn die Erfahrung dieser Schichten vorliegen, sollten Familien daran denken, die alte Heimat mit einer neuen, ungewissen zu vertauschen. Anders als mit gutem Rat kann Deutschland seinen Auswanderern nur helfen, wenn es wieder politische Macht und, wenn auch bescheidene, Seegeltung erlangt. Dann wird auch das nicht wieder eintreten, was Heinrich von Treitschke mit den lapidaren Worten kennzeichnet: „Es stand nicht anders: solange Deutschland keine Reichsgewalt besaß, gingen alle seine Auswanderer dem Staate, die meisten auch dem Volkstum der Heimat verloren." (Deutsche Geschichte, Bd. 5, S. 494.)

Valparaiso. Wahrhold Drascher.

Auswanderung in die Tropen und in tropennahe Gebiete.

Daß die noch immer wachsende Not unseres Volkes vielen den Gedanken der Auswanderung nahe legt, ist sehr begreiflich. Aber niemand, der mit diesem Gedanken sich trägt, versäume, sich aufs genaueste zu prüfen, ob es nicht doch in unserer so blutleer gewordenen Heimat noch eine Möglichkeit des Fortkommens gibt, denn die Auswanderung ist eine sehr ernste Sache: eine Entwurzelung ohne die Gewähr, daß in dem neuen Land ein Wiederfestwurzeln möglich sein werde[1]). Fällt es schon vielen schwer, sich in einem andern Dorf, einer andern Stadt der alten Heimat einzuleben, wieviel schwerer ist es doch, in einem fremden Land mit anderer Sprache, anderen Sitten und Gebräuchen, anderen Lebens- und Arbeitsbedingungen heimisch zu werden, während nur noch die dünnen Fäden einer langwierigen Postverbindung einen gewissen Zusammenhang mit den Lieben in der Heimat ermöglichen. Das ist dann eine fremde Welt, der wir uns nur durch eisernen Fleiß, völlige Umstellung in verschiedenster Richtung, vielfache Entsagung geliebter Gewohnheiten und weitgehende Anpassung so einfügen können, daß wir uns allmählich auch als ihre Bürger zu fühlen vermögen. Wenn es aber schon gilt, in fremdsprachige Gebiete auszuwandern, dann empfiehlt es sich in den meisten Fällen noch am ehesten, in Länder zu gehen, die wenigstens ähnliches Klima und damit auch ähnliche Gesundheitsverhältnisse und Lebensbedingungen und wirtschaftliche Möglichkeiten aufweisen, wie unser liebes deutsches Vaterland: d. i. in Länder der gemäßigten Zone, sei es nun Rußland oder Sibirien, Kanada oder die Vereinigten Staaten, Argentinien oder Chile, soweit überhaupt die gegenwärtigen politischen Zustände und Vorschriften eine Einwanderung jetzt schon zulassen — was ja bei den erstgenannten vier Ländern bisher noch gar nicht der Fall ist. Da aber innerhalb der gemäßigten Zonen die Einwanderungsmöglichkeit zurzeit noch vielfach beschränkt ist, so denken nicht wenige auch daran, in die „warmen Länder" der Erde, d. h. in die Tropen oder in tropennahe Gebiete auszuwandern.

Freilich sind auch hier sehr viele Länder zurzeit noch für deutsche Einwanderer gesperrt, so unsere ehemaligen eigenen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee und die Kolonien unserer bisherigen Feinde: der Franzosen, Engländer, Italiener, Portugiesen, Belgier, Nordamerikaner, so daß mit Ausnahme

[1]) Zu bedenken ist auch, daß Auswanderung bei unserer Geldentwertung und den auch im Ausland stark gesteigerten Preisen eine sehr kostspielige Sache geworden ist, um so mehr, als man doch auch noch so viel Bargeld am Bestimmungsort in Händen haben muß, um einige Monate leben zu können.

Holländiſch-Oſtindiens und der kleinen, noch ganz unentwickelten und auch ſchwer zu entwickelnden ſpaniſchen Kolonien in Afrika eigentlich nur der tropiſche Teil des lateiniſchen Amerika noch in Betracht kommt, d. h. Mexiko, Mittelamerika und die ſüdamerikaniſchen Republiken von Kolumbia und Venezuela an bis Nordchile, Paraguay und Südbraſilien. Das iſt immerhin ein Gebiet von der 40fachen Ausdehnung unſerer deutſchen Heimat, und da die Bevölkerung dort meiſt ſehr dünngeſät iſt, alſo für den einzelnen eine verhältnismäßig große Ellenbogenfreiheit bleibt, ſo mag dies Gebiet vielen als erſtrebenswertes Einwanderungsziel vorſchweben, in dem ſie hoffen können, es im Lauf der Zeit zu Wohlſtand, vielleicht ſogar Reichtum bringen zu können. Wohl war ein Teil auch dieſer Länder mit uns verfeindet, aber es beſtehen in ihnen wenigſtens keine unüberſteiglichen Schranken für die Einwanderung, wenngleich natürlich der Einwanderer in ihnen (wie übrigens auch in neutral gebliebenen Ländern) mit deutſchfeindlicher Geſinnung und allerhand Hemmungen zu kämpfen haben wird.

Wenn ſchon zugegeben iſt, daß in den warmen Ländern die Erwerbsmöglichkeiten für manche Gruppen von Einwanderern günſtiger ſind, als in den gemäßigten Zonen, wenn ſchon weiterhin das Fehlen eines Winters in jetziger Zeit der Holz- und Kohlennot unſerer Heimat ebenfalls manchen deutſchen Auswanderer locken dürfte, ſo iſt doch aufs dringendſte vor unüberlegter Auswanderung dorthin zu warnen, da dieſe Länder auf weiten Strecken große geſundheitliche Gefahren bieten. Wo ſie aber geſund ſind, da führt — wenigſtens im Tiefland — die andauernd hohe Wärme bei dem an kühleres Klima und die winterliche Nervenauffriſchung gewohnten deutſchen Einwanderer in verhältnismäßig kurzer Zeit ein erhebliches Nachlaſſen der körperlichen und geiſtigen Arbeitskraft herbei, das ſich allmählich immer mehr ſteigert, wenn nicht gelegentliche Wiederauffriſchung in der alten Heimat oder in kühlen Gebirgsgegenden der Tropen ſelbſt dem entgegenwirkt. Nur jugendliche Perſonen von geſundem Körper, ruhigen Nerven, klarem Kopf, mäßiger Lebensführung und feſtem moraliſchem Halt haben Ausſicht, ſich im tropiſchen Tiefland ſo einleben zu können, daß ſie längere Zeit dort geſund und arbeitsfähig bleiben können und ſpäter nach erfolgter Rückkehr in die alte Heimat in Ruhe und ohne geſundheitliche Nachwehen die Früchte ihrer in den Tropen verrichteten Arbeit zu genießen vermögen. Das Tropenklima des Tieflands übt eine ſcharfe Auslеſe unter den europäiſchen Einwanderern aus und groß iſt die Zahl der Opfer, die es unter den Neuankömmlingen zu fordern pflegt. Da aber eine gründliche ärztliche Unterſuchung bis zu einem gewiſſen Grade ſchon in der Heimat die Wahrſcheinlichkeit einer erfolgreichen ſpäteren Tropenakklimatiſation nachzuweiſen vermag, ſo verſäume keiner, der in die warmen Länder auswandern will, ſich vor der Abreiſe von einem tüchtigen Arzt auf Tropentüchtigkeit unterſuchen zu laſſen und ſeinen Rat zu befolgen. Die geiſtige und moraliſche Tropentüchtigkeit vermag der Arzt freilich nicht feſtzuſtellen; die iſt nur durch eigene kühle Selbſtbeobachtung zu erkennen; aber eine ſolche Selbſtprüfung iſt vor der Abreiſe ebenſo wichtig wie die ärztliche Unterſuchung, denn die Erfahrung zeigt, daß geiſtig oder moraliſch Minderwertige in den Tropen viel leichter zu Grunde gehen, als bei uns in der Heimat mit ihrem geſunden Klima, ihren vielfältigeren wirtſchaftlichen Möglichkeiten und ihren zahlreichen humanitären und altruiſtiſchen Einrichtungen.

Daß der deutſche Auswanderer ſich vor der Überſiedelung in die Tropen beſonders ſorgfältig prüfen muß, ergibt ſich aus der Tatſache, daß die warmen Länder eben in vieler Hinſicht ganz anders ſind, als unſere Heimat.

Die „Tropen" umfassen die Ländergebiete zwischen den Wendekreisen; sie zeichnen sich zunächst einmal dadurch aus, daß die Sonne in ihnen zeitweise senkrecht über dem Bewohner steht, und daß die Länge der Tagesdauer sich innerhalb des Jahres nur wenig ändert: am Äquator selbst ist jeder Tag 12 Stunden lang und selbst an den Wendekreisen, also fast 2600 Kilometer vom Äquator entfernt, zählt der längste Tag nur $13^1/_2$ Stunden. Das ist insofern ganz angenehm, als für jeden Tag eine fast gleich lange Arbeitsmöglichkeit besteht, das Leben sich also viel regelmäßiger abspielt als bei uns; aber wenn die Erntezeit mit ihrer vermehrten Arbeit kommt, so erweist sich die verhältnismäßig kurze Tagesdauer, die zudem nur durch eine sehr kurze Dämmerung verlängert wird, als sehr ungünstig, weil der Landarbeiter dann nicht, wie bei uns, durch längere Arbeitsdauer das Mehr an Arbeit bewältigen kann, sondern nur durch Einstellung weiterer Arbeiter, was mit erheblichen Kosten und oft auch Schwierigkeiten verbunden ist.

Innerhalb der Wendekreise, in den eigentlichen Tropen, fehlt im Tiefland („Tierra caliente" — „Heißes Land" — der Spanisch-Amerikaner) ein eigentlicher Winter völlig und auch jenseits der Wendekreise tritt weithin im Meeresniveau niemals Frost auf, so daß man auch diese Gebiete noch zu den warmen Ländern rechnen muß. Die dort zu beobachtenden höchsten Wärmegrade übertreffen vielfach unsere heimatlichen Maximaltemperaturen nicht wesentlich; aber die Wärme ist in den Tropen und den tropennahen Gebieten eben ständig recht hoch; es fehlt an erfrischender Abkühlung, und da zudem in vielen Tropengegenden die Luft sehr feucht ist, so leidet der Nordeuropäer bald stark unter der ständigen Schwüle, die in manchen Gegenden fast das ganze Jahr über anhält. Daß daher die Arbeitslust und Arbeitskraft heruntergestimmt werden müssen, verstehen wir leicht, wenn wir uns erinnern, daß auch wir in unseren Hundstagen viel weniger Arbeitsfreude zu entfalten pflegen, als in kühleren Jahreszeiten. Dabei ist aber noch zu bedenken, daß die Mitteltemperaturen unseres wärmsten Monats, des Juli, selbst in der oberrheinischen Tiefebene (mit 19 ° C.) noch immer um 4 bis 7 ° tiefer ist, als die Mitteltemperatur selbst des kältesten Monats einer tropischen Tieflandstation. Doch sei zum Trost hinzugefügt, daß in der Nähe des Äquators der wärmste Monat den kältesten oft noch nicht einmal um 1 ° C. übertrifft, und daß selbst an den Wendekreisen, wo man bereits eine kühlere Jahreszeit unterscheiden kann, der Unterschied des extremen Monatsmittel meist bei 5 bis 6 ° C. stehen bleibt.

Die dauernde Schwüle der feuchtwarmen Tropen gestattet dem deutschen Einwanderer nicht, angestrengte körperliche Arbeit im Freien zu verrichten, woraus sich ergibt, daß der Einwanderer, der sich als selbsttätiger Landwirt oder gar als Land- oder Waldarbeiter betätigen will, das feuchtwarme tropische Tiefland meiden muß; nur als Unternehmer, Leiter, Aufseher von Plantagenbetrieben oder auch als Kaufmann, Arzt, Ingenieur, Beamter größerer Unternehmungen, als Handwerker, Maschinist, Elektriker u. dgl. kann der Deutsche sich im feuchtwarmen Küstengebiet vielleicht auf längere Zeit niederlassen, weil in solchen Berufen die Hauptbetätigung innerhalb gedeckter Räume sich abspielt und damit die Gefahr des Hitzschlags, des Sonnenstichs oder schwerer Formen von Sonnenbrand wegfällt, die der Malaria und anderer Tropenkrankheiten herabgesetzt ist. Freilich sind gerade die feuchtwarmen Tieflandgebiete mit ihren herrlichen Urwäldern durch besondere Schönheit und Üppigkeit der Pflanzenwelt ausgezeichnet, die in solchen Gegenden ständig weiter wächst. Aber wenn auch der Pflanzer daraus Nutzen zieht, indem seine Kokos- oder Ölpalmen, seine Bananen,

sein Kakao, sein Zuckerrohr sehr kräftig gedeihen, so ist doch nicht zu vergessen, daß auch das Unkraut mit unheimlicher Üppigkeit aufschießt und daß der Kampf mit dem Unkraut daher auch außerordentliche Anstrengungen erfordert.

Etwas günstiger steht es in dieser Hinsicht in den offenen Tropenlandschaften des Tieflands (den Grasfluren, Savannen, Trockenwäldern), wo infolge des regelmäßigen Auftretens einer langen Trockenzeit das Pflanzenwachstum — ähnlich wie in unserem Winter — zeitenweise ruht und wo die frischere Windbewegung auch die Hitze erträglicher macht. Aber auch diese Gegenden sind noch nicht geeignet für deutsche Siedler, weil die Spannkraft auch hier bald nachläßt und vor allem selbst in den Fällen, wo einzelne der Hitze zu trotzen vermögen, gewöhnlich keine Aussicht auf generationenlange Fortpflanzung besteht, vielmehr bald die betreffenden Familien degenerieren oder ganz aussterben. Infolgedessen sei auch davor gewarnt, von Regierungen oder von Auswanderungsagenten bzw. Kolonisationsunternehmen sich auf eine beliebige Heimstätte oder Kolonie schicken zu lassen, selbst wenn kostenfreie Eigentumsübertragung angeboten würde; denn wenn das zu bearbeitende Land im feuchtwarmen Tiefland liegt, so ist mit Sicherheit mit einem Fehlschlag und baldigen gesundheitlichen Schwierigkeiten des deutschen Siedlers zu rechnen[1]).

Wesentlich besser liegen die Dinge schon, wenn Ansiedelung in einiger Höhe möglich wäre; denn man hat aus dem brasilianischen Staat Espirito Santo die Erfahrung, daß deutsche Siedler seit mehr als einem halben Jahrhundert in mäßiger Höhenlage zu leben und zugleich körperliche Arbeit zu verrichten vermocht haben. Aber es empfiehlt sich dringend, diesen Fall nicht zu sehr zu verallgemeinern, denn es liegen hier offenbar besonders günstige Umstände vor: in den meisten Fällen wird man in der mäßig warmen Höhenregion (zwischen 600 bis 1800, oder mindestens 600 bis 1400 Meter: Tierra templada der Spanisch-Amerikaner) noch auf körperliche Arbeit im Freien verzichten müssen, dagegen ist in dieser Höhenregion, die für Kaffee-, Thee-, Chininbaum- und Kokakultur sich in erster Linie eignet, das Klima doch schon so kühl, daß ein deutscher Einwanderer als Leiter, Angestellter oder Aufseher von Kaffeeplantagen, als Kaufmann, Handwerker, Maschinist, Angehöriger freier Berufe u. dgl. sich durchaus wohlfühlen und eine lebenskräftige Familie gründen kann. Dagegen muß auch in solchen Höhenlagen dringend davor gewarnt werden, etwa eine Stelle als Landarbeiter anzunehmen, wie sie wohl unter scheinbar recht günstigen Bedingungen auf brasilianischen Kaffeepflanzungen angeboten werden könnte.

In größeren Höhen (oberhalb 1800 Meter, wo schon alljährlich Frost auftritt, daher als Tierra fria, als „kaltes Land" im spanischen Amerika bezeichnet) ist aber das Klima schon so kühl, daß der Deutsche nicht nur in städtischen Berufen sich wohlfühlen wird und eine ausdauernde Nachkommenschaft gewinnen kann, sondern auch in ländlichen: körperliche Arbeit im Freien ist hier schon durchaus möglich, und wenn etwa Heimstätten in solcher Höhenlage angeboten würden, so dürfte auch wohl der deutsche Bauer zugreifen, wenn er sich nur von gesundheitlichen Überlegungen leiten lassen wollte. In diesen Höhen kann auch europäisches Getreide oder Obst mit bestem Erfolg angebaut werden, so

[1]) Noch ernstlicher aber sei gewarnt vor Eintritt in die holländische Kolonialarmee, denn abgesehen davon, daß der Dienst oft schwer und die Stellung wenig geachtet ist, ist auch zu bedenken, daß der Soldat nicht nur schlecht besoldet ist, sondern auch vielfach in ungesunden Gegenden verwendet wird und daher großer Gefahr ausgesetzt ist. Vollends zu meiden ist die französische Fremdenlegion.

daß kein Berufswechsel, sondern nur nötigenfalls ein Wechsel der Anbaumethoden nötig würde. Aber trotzdem möchte ich vor Bauernansiedlung im tropischen Amerika warnen, denn wenn schon einige derselben Jahrzehnte lang Bestand hatten und auch fernerhin zu gedeihen versprechen, so ist doch die Konkurrenz mit den bedürfnislosen Indianern oder Mischlingen der Umgebung für deutsche Bauern in vielen Gegenden gar nicht auszuhalten, und zudem liegen die noch verfügbaren Ländereien meist so ungünstig, daß ein gewinnbringender Absatz nur selten möglich ist. Aussichtsreicher wäre es schon für einen deutschen Landmann, wenn er — nach genügender Erlernung der Landessprache und Landessitten — sich etwa in der Nähe einer größeren Stadt auf Obst- oder Gemüsebau, oder auf Futterbau, auf Geflügel-, Bienen- oder Schweinezucht konzentrierte und die Erzeugnisse in der Stadt absetzte.

Um es kurz zu sagen: das tropische Hochland bietet dem mäßig und vorsichtig lebenden deutschen Siedler keine, die mäßig hohen Regionen nur geringe gesundheitliche Gefahren, während das Tiefland deren viele und große bietet und vor allem keine Gründung ausdauernder Familien gestattet. Immerhin kann aber auch im Tiefland ein deutscher Kaufmann oder Pflanzer langlebige Unternehmungen gründen, wenn er nämlich seine in den Tropen geborenen Kinder in der deutschen Heimat aufwachsen läßt und sie erst später wieder in die Tropen zurückruft, kurz bevor er selbst sich in die Heimat zurückzieht und sein Geschäft den Kindern übergibt. Dauersiedelungen vermag der Deutsche aber nur in der mäßig warmen oder der kalten Höhenregion zu gründen.

Abgesehen von den Akklimatisations-Schwierigkeiten hat der Tropeneinwanderer aber auch noch vieles andere zu überwinden. Es gibt ja keine deutschen Tropengebiete mehr, so daß der Tropeneinwanderer in fremdsprachige Gebiete zu gehen gezwungen ist. Da gilt es vor allem, schon in der Heimat sich möglichst viel von der *Sprache* des künftigen Adoptivvaterlandes anzueignen, denn ohne Sprachkenntnisse ist keine Aussicht für den Alleinstehenden, in der fremden Umgebung sich durchzusetzen. Das gilt selbst für den wünschenswerten Fall, daß der Auswanderer vor der Ausreise feste Anstellungsverträge mit vertrauenswürdigen deutschen Firmen abgeschlossen hat, die in tropischen Ländern ihren Sitz haben und dem Neuankömmling alsbald festen Rückhalt gewähren. [1]) Aber mit der Erlernung der Sprache ist es auch noch lange nicht getan, sondern es ist ebenso notwendig, die *Sitten* der neuen Heimat anzunehmen und mit den Einheimischen in der ihnen gewohnten Art zu verkehren. Sowohl im lateinischen Amerika wie in Holländisch-Ostindien (das vielleicht doch auch für gewiegte junge Kaufleute, für Ärzte, Forstmänner u. dgl., *nicht* aber für Handwerker oder Bauern in Betracht kommen kann) wird viel mehr auf *gute Formen des Umgangs* (in den Städten auch auf *gute Kleidung*) gehalten, als bei uns — eine Tatsache, der sich der Neueinwanderer unbedingt anpassen sollte, um nicht unangenehm aufzufallen. Das laute, ja *überlaute Reden*, das in manchen Teilen unserer Heimat von vielen geübt wird, wird in diesen Ländern sehr unangenehm empfunden und sollte daher ebenso unterlassen werden, wie der kurze, barsche Ton, der vielen bei uns eigen geworden ist. In Lateinamerika (in Brasilien so gut wie in den spanischredenden Ländern

[1]) Auch wer über genügendes Kapital verfügt, um drüben ein eigenes Geschäft gründen zu können, tut gut daran, zuerst auf ein oder zwei Jahre eine Anstellung in einem gleichartigen Unternehmen anzunehmen, weil er dabei die Landessprache und Sitte wie die Geschäftsverhältnisse gut kennen lernt, ohne Lehrgeld bezahlen zu müssen.

der Neuen Welt) ist ein besonders hohes Maß von Formempfindlichkeit vorhanden und es ist daher unbedingt erforderlich, daß man dem Rechnung trage und nach Redeweise und Gesten sich der neuen Umgebung anpasse. Die außerordentliche Höflichkeit, die freigebigen Anerbietungen und manche überschwenglichen Redensarten sind ja freilich nur Phrasen, hinter denen man noch keineswegs immer eine entsprechende Gesinnung und tatkräftige Hilfsbereitschaft erwarten darf; aber sie sind einmal allgemein Sitte und der Neuankömmling tut gut, dieselben — wenn auch in abgeschwächter Form — ebenfalls zu übernehmen, denn dadurch gewinnt der ganze Verkehr an Glätte und Annehmlichkeit.

Den farbigen Eingeborenen gegenüber, denen in den Tropen die körperliche Arbeit im Freien im allgemeinen überlassen bleiben muß, kann man sich die höflichen Floskeln sparen. Aber man vergesse nie, daß auch unter der dunklen Haut warme Herzen schlagen und daß man auch den Indianer, den Neger, den Malayen menschenwürdig behandeln und nicht von oben herab ansehen soll. Wer mit einem gewissen Wohlwollen, mit Ruhe und absoluter Gerechtigkeit den dunkelhäutigen Arbeitern gegenübertritt, mehr mit Scherz als mit harten Worten auf sie einzuwirken sucht, wird in allen Erdteilen zufriedenstellende Leistungen von ihnen erreichen.

Wichtig ist, den Eingeborenen wie den Weißen gegenüber in jeder Lebenslage Selbstbeherrschung zu üben. Indianer und Malayen so gut, wie Latein-Amerikaner oder Kolonialholländer halten Selbstbeherrschung für eine selbstverständliche Tugend eines tüchtigen Mannes und betrachten jeden Zornesausbruch, jegliches laute Schelten mit polternden Worten als ein Zeichen mangelhafter Erziehung. Dazu kommt, daß bei Konflikten der Ruhigbleibende immer im Vorzug ist vor dem Aufgeregten, weshalb es im eigenen Interesse des Einwanderers ist, sich völlige Selbstbeherrschung anzugewöhnen.

Wichtig ist ferner, daß man sich im fremden Lande den dortigen Bedingungen eben einfüge und die dort eingeführten Arbeitsmethoden und Erfahrungen achte, gegebenenfalls befolge. Nichts macht den Einwanderer sicherer unbeliebt, als Besserwissenwollen und laute Kritik der im Adoptivvaterlande angetroffenen Verhältnisse; absprechende Bemerkungen und ungünstige Vergleiche mit den Verhältnissen der alten Heimat unterdrückt man am besten. Man ist nun eben als Gast in das fremde Land gekommen, und es ist ebensowohl klug, wie geradezu Gastpflicht, sich den bestehenden Verhältnissen zu fügen. Jeder Auswanderer muß vor der Abreise wissen, daß manches in dem Lande seiner Wahl anders ist, als in der Heimat, daß es dort — in den meisten Fällen — keinen Achtstundentag und keine soziale Fürsorgegesetzgebung gibt; wer sich den daraus ergebenden Unannehmlichkeiten nicht aussetzen will, bleibe zu Hause; Protestversammlungen, wie sie von deutschen Einwanderern in Rio de Janeiro gelegentlich abgehalten worden sind, haben keinen Sinn und erschweren nur die Lage der Neuankömmlinge und ihrer nachfolgenden Landsleute.

Wer ins Ausland geht, lasse auch den Hochmut zu Hause, den der Europäer vielfach früher den lateinamerikanischen Mestizen gegenüber zum Ausdruck brachte; denn unter ihnen gibt es nicht nur sehr viele durchaus tüchtige und schätzenswerte Persönlichkeiten, sondern nicht selten sogar hervorragende Charaktere und tüchtige Künstler, Gelehrte und Staatsmänner. Andererseits halte man aber auch fest am Deutschtum und pflege mit Stolz und Treue die Muttersprache und heimische Sitte und Art, was sich, wie ich aus langjähriger eigener Erfahrung weiß, recht gut mit einer Einpassung in die landesüblichen Gewohnheiten vereinigen läßt — ganz besonders im lateinischen Amerika. Wo man mit

Landsleuten zusammentrifft, suche man mit ihnen engere Fühlung, denn vereint mit ihnen läßt sich das Deutschtum am leichtesten erhalten; man verzichte auf kleinliche Nörgeleien, die früher so oft den Zusammenhalt der Deutschen im Ausland gestört haben und gebe den Landesbewohnern das schöne Beispiel festen treuen Zusammenhaltens unter sich und mit der alten Heimat. Auch vergesse man nie, daß man draußen nicht nur als Einzelmensch dasteht, sondern auch *als vorgeschobener Posten des deutschen Volkes*, und daß man darum die Pflicht hat, durch Zuverlässigkeit, Gewissenhaftigkeit, Tatkraft und Ehrenhaftigkeit dem deutschen Namen draußen neuen Klang zu verschaffen, durch Förderung des deutschen Handels aber dem alten Vaterland zugleich nützlich zu sein!

Würzburg. Karl Sapper.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Als die amerikanische Union ihre Truppen nach Europa zu schicken begann und damit der Entente zum Sieg verhalf, da mußten weit über hunderttausend Soldaten österreichischer und deutscher Nationalität schleunigst „not"-naturalisiert werden, damit die Zentralmächte sie nicht etwa als Landesverräter behandeln könnten. Dieser Vorgang ist bezeichnend für die Bedeutung des Deutschtums in den Vereinigten Staaten und seine Not während des Krieges. Nirgends in der Welt außerhalb der alten Grenzen des Deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Länder haben so viele Deutsche eine Heimat gefunden wie in der großen Republik jenseits des Ozeans. Annähernd $5^1/_2$ Millionen Deutsche sind in dem Jahrhundert von 1819—1919 hinübergezogen, um sich dort einen neuen Herd zu gründen. Drängt sich da nicht von selbst die Frage auf, ob dieses von der Natur überreichlich gesegnete Land, das seiner Ausdehnung nach dem europäischen Kontinent nicht viel nachsteht und das in früherer Zeit Hunderttausenden und aber Hunderttausenden bedrängter Volksgenossen eine Zufluchtsstätte bot . . . ob dieses Land nicht auch heute wieder in erster Linie berufen sein müßte, die Massen aufzunehmen, die der Zusammenbruch unseres Vaterlandes zwingen wird, anderswo in der Welt ihren Unterhalt zu suchen? Die Vereinigten Staaten verdanken ihre Blüte fraglos der europäischen Einwanderung und nicht zum wenigsten dem deutschen Immigranten, der sich stets als Kulturfaktor ersten Ranges bewährt hat. Amerika müßte also die Aussicht auf eine neue Millionen-Einwanderung aus Deutschland mit Freuden begrüßen? Tatsächlich beschäftigt das Einwanderungsproblem mehr denn je die öffentliche Meinung in der Union, aber seltsame Gegensätze treten hervor: gegen 200 Anträge sollen zurzeit dem Kongreß vorliegen, die meist auf eine Erschwerung und Einschränkung der Einwanderung hinauslaufen; andererseits machen industrielle Kreise für eine Masseneinwanderung Propaganda und erklären, die amerikanische Industrie brauche in den nächsten Jahren dringend 4—5 Millionen Einwanderer. Um diesen offenkundigen Zwiespalt der Interessen zu verstehen, müssen wir einen Blick auf die bisherige Entwicklung der Einwanderung in den Vereinigten Staaten werfen:

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchs die Einwanderung nur langsam an; der erste gewaltige Zustrom kam Anfang der 1850er Jahre, verursacht durch die Hungersnot in Irland, die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland und die Entdeckung der Goldfelder Kaliforniens. Nach einem starken Abflauen, besonders während des Bürgerkrieges, erreichte

die Einwanderung dann einen neuen Höhepunkt 1882 infolge der Wirtschaftskrisis in Europa; in diesem Jahre stieg die Einwandererzahl auf 798000 Menschen, darunter 1/4 Million Deutscher. Bis dahin kamen die Einwanderer ganz überwiegend aus Nordeuropa: Irland, Deutschland, Dänemark, Norwegen, Schweden, Schweiz. Von den Oststaaten nach Westen vordringend, besiedelten sie die weiten Flächen der Union und wurden großenteils selbständige Farmer. In den beiden letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts aber bahnte sich ein Umschwung an: in immer größeren Massen kamen Einwanderer aus Süd- und Osteuropa: Italiener, russische und österreichisch-ungarische Staatsangehörige (Juden!). Immerhin entfielen 1890 noch 75 Prozent der Immigranten auf Nord- und Westeuropa. Von der Jahrhundertwende ab aber gewann der Zustrom aus den romanischen und slavischen Ländern immer mehr an Bedeutung. Die gewaltigste Einwanderung brachte das Jahr 1907 mit 1285000 Menschen; aber auch das Jahr 1913/14 zeigte eine nur wenig geringere Rekordziffer. Während des Weltkrieges trat naturgemäß ein starker Rückgang, zeitweise ein völliger Stillstand der Einwanderung ein und auch 1919 war sie mit 140000 Personen noch immer recht gering. Aus Deutschland kamen wirkliche Auswanderer im neuen Jahrhundert dank der Blüte unserer Volkswirtschaft nur noch in unerheblicher Zahl. Etwa vier Fünftel der Einwanderer entsandten hingegen die süd- und osteuropäischen Länder.

Nicht alle Einwanderer blieben übrigens dauernd in den Vereinigten Staaten; über die Hälfte der Italiener pflegte im Winter nach der Heimat zurückzukehren und auch die Polen waren großenteils nur industrielle *Wanderarbeiter*. Insgesamt 303000 Eingewanderte *verließen* 1913/14 das Land wieder!

Die neue Masseneinwanderung rief tiefgreifende Umwälzungen im amerikanischen Wirtschaftsleben hervor. Zum weitaus überwiegenden Teil waren diese Neuankömmlinge unverheiratete ungelernte Gelegenheitsarbeiter; sie strebten auch nicht nach der Landwirtschaft hin: fast durchweg unvermögend und zum großen Teil Analphabeten und der Landessprache nicht mächtig, waren sie gezwungen, sich sofort einen Verdienst zu suchen und den fanden sie am leichtesten in der Industrie. Die großen Exportindustrien trugen dieser Entwicklung Rechnung, indem sie ihre Betriebe immer mehr auf die Verwendung ungelernter Arbeitskräfte einstellten. Ihr rasches Aufblühen wurde durch den gewaltigen Zustrom dieser billigen Arbeitskräfte mächtig gefördert.

Die zugewanderten Arbeiter bilden heute in der amerikanischen Großindustrie den Hauptteil der Arbeiterschaft. Vor dem Krieg waren z. B. in der Zuckerraffinerie 85 Prozent, in der Baumwollindustrie 69 Prozent, in den Kohlenbergwerken 62 Prozent und in allen führenden Industrien im Durchschnitt 58 Prozent *eingewanderte Arbeiter* beschäftigt. Im Gegensatz zu den im 19. Jahrhundert aus Nord- und Westeuropa gekommenen Einwanderern, die sich in der Regel in kürzester Frist in Yankees verwandelten und oft schon in der zweiten Generation ihre Muttersprache verlernt hatten, blieben die in neuerer Zeit gekommenen Italiener, Juden, Slaven usw. dauernd für sich gesondert und behielten auch ihre Sprache und ihre auf geringer Höhe stehende Kultur bei: sie blieben *Fremde*.

Als Arbeiter sind sie nur in geringem Umfange organisiert und werden deshalb von den organisierten Arbeitern als „Lohndrücker" und „Streikbrecher" außerordentlich ungern gesehen. Es ist daher leicht erklärlich, daß die Gewerkschaften seit Jahren für eine Beschränkung der Einwanderung kämpfen und einem weiteren Zustrom europäischer Arbeitskräfte feindselig gegenüberstehen.

Im Jahre 1917 wurde trotz des Vetos des Präsidenten Wilson die Burnett-Bill zum Gesetz erhoben, die auch das Analphabetengesetz genannt wird und vorschreibt, daß Einwanderer von über 16 Jahren, die nicht lesen können, zurückzuweisen sind. Dieses Gesetz, für das namentlich die amerikanischen Gewerkschaften sehr eingetreten waren, bezweckt, die Balkanvölker, die Italiener, die Slaven und Juden nach Möglichkeit auszuschließen, um damit die ungelernten Arbeiter fernzuhalten und dem amerikanischen Arbeiter den Kampf um wirtschaftliche Besserstellung zu erleichtern. Man braucht sich nicht zu wundern, daß die amerikanischen Industriellen gegen das Gesetz waren, weil es „geeignet" sei, „die Entwicklung der Industrie und Landwirtschaft aufzuhalten". Der Eintritt Amerikas in den Weltkrieg hat die Gefahren, welche das rapide Anwachsen der nicht in dem amerikanischen Volk aufgehenden Einwanderer mit sich bringt, ins Licht gerückt. Es ergab sich, daß zahlreiche Militärpflichtige noch nicht englisch konnten, und es mußte in fast allen Übungslagern englischer Unterricht erteilt werden. — Andere Rekruten besaßen noch nicht die amerikanische Staatsangehörigkeit und mußten erst naturalisiert werden. Diese Erfahrungen hatten dazu geführt, daß eine große Amerikanisierungsbewegung entstand, von der ein Niederschlag die kürzlich beschlossene Kenyon-Bill ist, welche bestimmt, daß vom Fiskaljahr 1920/21 ab Zwangsunterrichtskurse in englischer Sprache für gewisse Kategorien von Analphabeten auf Staatskosten eingerichtet werden. Ferner machte man die Naturalisation zu einer feierlichen Handlung, und der Film wurde in den Dienst der Naturalisations-Propaganda gestellt. Der Masseneinwanderung, wie sie vor dem Kriege stattfand, stehen die Anhänger dieser Bewegung ablehnend gegenüber: erst sollen die früher Eingewanderten „amerikanisiert" werden, ehe man die Schleusen für eine neue Flut öffnet.

Zu dieser Bewegung kommt noch eine andere, die gleichfalls auf eine beschränkte Zulassung von Einwanderern hinarbeitet: die Bekämpfung der bolschewistischen Gefahr. „Das Aufnahme-Vermögen des Schmelztiegels hat auch seine Grenzen" konnte man kürzlich unter einer amerikanischen Karikaturzeichnung lesen, die eine mit Knütteln, Brandfackeln und Dolchen herumfuchtelnde wütende Horde von Bolschewisten hinter einem Grenzzaun mit der Aufschrift „Immigration Restriction Law" zeigte. Russen und Deutsche hält man für besonders gefährlich, und die Forderung tauchte auf, diese von der Einwanderung überhaupt auszuschließen. Im übrigen gestattet das am 1. Mai 1917 in Kraft getretene Einwanderungsgesetz vom 5. Februar 1917 die Ausweisung oder Zurückweisung von „Anarchisten und Personen, die mit Gewalt die Beseitigung einer Regierung, die Umbringung von Beamten und die gesetzwidrige Zerstörung von Eigentum beabsichtigen oder befürworten".

Mit dem Schlusse des Weltkrieges ist die Einwandererfrage in ein neues Stadium getreten. Der „Interracial Council", dem mehrere hundert Firmen der Industrie und der Finanz angehören, hat durch Erhebungen festgestellt, daß etwa 1400000 Eingewanderte nur auf eine Gelegenheit warten, um den Vereinigten Staaten den Rücken zu kehren, darunter 700000 Slaven, etwa 300000 Italiener, 150000 Ungarn usw., meist ungelernte Fabrikarbeiter oder Bergleute. Diese Rückwanderungsbewegung, die schon kräftig eingesetzt hat, ist den Arbeiterkreisen sehr willkommen, weil sie mit Recht hoffen, Lohnsteigerungen für die im Lande bleibenden Arbeiter leichter durchsetzen zu können. Wohl sind Lohnerhöhungen, insbesondere auch für ungelernte Arbeiter, in den Kriegsjahren erzielt worden, sie haben aber infolge einer parallel gehenden Teuerung keine wesentliche Verbesserung der Lebenshaltung bringen können. Land-

wirtschaft und Industrie sind von einer Knappheit an Arbeitskräften bedroht. Die Getreidegegenden verlangen dringend nach Landarbeitern; denn durch die hohen Löhne der Kriegsindustrie angelockt sind während des Krieges gar viele nach den Industriezentren übergesiedelt. Und die Industrie wartet sehnsüchtig auf einen neuen Zuzug ungelernter Arbeitermassen, der die Voraussetzung ihrer Blüte ist, und sieht mit Besorgnis, daß das Arbeitsangebot durch die Rückwanderung immer knapper wird.

Daher also heute der schroffe Gegensatz der Interessen hinsichtlich der Einwanderungsfrage: auf der einen Seite die politisch sehr erstarkten organisierten Arbeiter, die Gegner des Bolschewismus und die Anhänger der Amerikanisationsbewegung, die die Einwanderung zu beschränken suchen. Auf der anderen Seite die Unternehmerkreise, die dem Zuzug neuer Einwanderermassen das Wort reden, —freilich nicht bolschewistischer!

Welche Möglichkeiten bietet die nordamerikanische Union den deutschen Auswanderungslustigen?

Der Deutschenhaß ist noch lange nicht geschwunden und wird von unseren Feinden immer wieder neu angefacht. Im Verein mit der Furcht vor dem Bolschewismus wird er die wirtschaftlichen Erwägungen trüben, und man muß deshalb damit rechnen, daß heute deutsche Einwanderer dort, wo man sie vor dem Krieg gern gesehen hätte, vielfach auf schroffe Zurückweisung stoßen würden. Dazu kommt der Tiefstand unserer Valuta, der auch den mit einem hübschen Vermögen Ausgestatteten drüben zum Proletarier macht. Und dann: Amerika braucht Landarbeiter und ungelernte billige Fabrikarbeiter. Kann Deutschland diesen Bedarf decken? Unsere Landarbeiter und Kleinbauern denken im allgemeinen nicht an Auswanderung und haben auch keine wirtschaftliche Ursache dazu, zumal sie jenseits des Ozeans kaum Aussicht hätten, selbständige Farmer zu werden. Die Masse, die bei uns von der Auswanderungsbewegung ergriffen ist und sich in ihrer Existenz bedroht fühlt, setzt sich vorwiegend aus gelernten Handwerkern, Fabrikarbeitern, Verkehrsarbeitern usw. zusammen, ferner in geringerer Zahl aus geistigen Arbeitern. Die Letztgenannten haben in besonders hohem Maße mit dem Deutschenhaß zu rechnen, und zudem sind für sie auch sonst die Erwerbsaussichten höchst ungünstig: Kaufleuten, Akademikern, ehemaligen Offizieren, Lehrerinnen, Erzieherinnen usw. würde es wohl nur in Ausnahmefällen gelingen, sich eine neue Existenz zu schaffen. Aber auch unsere hochqualifizierten Handarbeiter würden sich drüben in der Hauptsache mit der Stellung eines ungelernten, stumpfsinnig nach dem Taylorsystem arbeitenden und dazu schlecht bezahlten Tagelöhners begnügen müssen. Gegen ihre Verwendung als gelernte Arbeiter würden sich die amerikanischen Gewerkschaften aufs schärfste wehren.

Die Teuerung hat auch in den Vereinigten Staaten einen solchen Grad erreicht, daß die großen Massen der Arbeiterschaft heute schwer um eine erträgliche Existenz ringen muß, der Gefahr der bittersten Not weit mehr ausgesetzt, als der deutsche Arbeiter. Eine staatliche Fürsorge für Arbeitsunfähige und Erwerbslose wie wir sie in Deutschland haben, kennt man drüben nicht! Wehe dem Unglücklichen, der keine Stellung finden kann, oder dessen Arbeitskraft durch Krankheit oder Alter dahin ist.

Hamburg. Heinrich Waltz.

Berichte aus Südamerika.

Mitgeteilt von Dr. Otto Pflaum, K. Spanischer Konsul in München.

Ein alter Überseedeutscher in Argentinien schreibt mir:

Für den deutschen Auswanderer nach Südamerika kommen vorläufig bloß die Länder des sogenannten A. B. C. (Argentinien, Brasilien und Chile) in Frage, in denen er zum mindesten eine neutrale, eher wohlwollende Aufnahme erwarten kann. Von diesen Ländern sind Argentinien und Südbrasilien in erster, Chile — wegen seiner größeren Entfernung und geringeren Entwicklungsmöglichkeit — erst in zweiter Linie ins Auge zu fassen.

Aus den deutschen Auswanderungskandidaten sollten die Kopfarbeiter, Lehrer, Beamten, Handelskommis und dergleichen mehr von vorneherein ausgeschaltet werden, da sie drüben als solche — wenn überhaupt — mit nur ganz verschwindend geringen Erfolgsaussichten rechnen können, umgekehrt aber, beinahe mit Sicherheit, einer kümmerlichen Existenz, häufiger noch: dem moralischen Untergang entgegengehen.

Kaum bessere Aussichten bestehen für den gewesenen Offizier, der für den Kampf um die Lebensbedingungen im fremden, ungewohnten Milieu durchaus ungewappnet, kaum eine seiner militärischen Kenntnisse und Fähigkeiten nutzbringend anwenden kann. Er muß eben ganz umlernen und von vorne, ja von unten wieder anfangen. Die wenigsten haben hierfür das Alter, die Disposition und die Ausdauer.

Intellektuelle, Ingenieure, Ärzte, Zahntechniker, Architekten, Chemiker und dergleichen mehr können als solche, nur nach Revalidierung ihres Titels, ihrem Berufe selbständig nachgehen, anderen- und bestenfalls nur als Assistenten ansässiger Kollegen sich betätigen.

Fachtechniker, Mechaniker, Handwerker haben sehr gute Aussichten auf prompte Verwertung. Letztere besonders finden sofortige Arbeit; wenn diese, an der Seite von einheimischen, italienischen oder spanischen Kameraden auch zuerst nicht zusagt, sichert sie ihnen jedoch einen vorläufigen Erwerb. Passen sie sich bald den Verhältnissen an, werden sie schnell selbständig, besonders im Innern der Länder.

Der deutsche Landwirt kann durch Anschluß an bestehende Betriebe, als Hilfskraft, besser noch als Beteiligter, sich bald emporarbeiten. Er muß natürlich erst auch ganz umlernen, den Natur- und Ortsverhältnissen der neuen Umgebung sich anpassen, und wird es dann, bei einiger Ausdauer, und kraft Beibehaltung seiner angeborenen, gründlichen und gewissenhaften Arbeitsart, bald zu etwas bringen. Dem Milch- und Käsewirtschafter (Schweizer), dem Schweine- und Kleinviehzüchter, dem Imker, Gemüse-, Blumen-, Obst- und Weingärtner, sind gute Aussichten auf Fortkommen geboten. Vielseitige Kleinbetriebe sind es, die wegen Verteilung der Risiken, kleiner Kapitalsbedürfnisse, täglicher Einkünfte, Selbstunterhalt und folglicher Unabhängigkeit, die denkbar besten Wege zum schnellen und sicheren Erfolg, und Erweiterung und Hochhaltung des moralischen und sozialen Niveaus bieten.

Für den Erwerb von Land, sind das Entgegenkommen und die Bedingungen der betreffenden Behörden derart verschieden, in den in Betracht kommenden Ländern, Provinzen und Gemeinden, daß im Raume dieser kurzen Darstellung unmöglich darauf eingegangen werden kann. Allgemein gesagt, kann außer von den Behörden, Land auch von Großgrundbesitzern, sowie von Siedelungsgesellschaften, mit mehr oder weniger Zahlungserleichterungen, erworben werden. Bei letzteren ist besondere Vorsicht bei Durchnahme der Bedingungen der Besitzscheine zu wahren.

Vor dem Zuzug oder Verbleiben in großen Städten ist dringend zu warnen: das Leben ist dort sehr teuer, die Erwerbswahrscheinlichkeiten weit geringer als im Innern des Landes.

Größte Vorsicht ist geboten, vor den verlockenden Angeboten der Kolonisationsgesellschaften, deren Unwesen bereits drüben in Deutschland sehr verbreitet, auf den Schiffen weiter betrieben wird, und hüben ebenso gefährlich zu sein pflegt. Es sollten, vor Eingehen auf Verpflichtungen, die möglichst weitgehendsten Erkundigungen eingezogen und gesichtet werden.

Je früher und besser der deutsche Auswanderer sich die Sprache des Landes seiner Wahl aneignet, desto schneller wird er sich heimisch und selbständig fühlen und auftreten können; es ist dieses von großer Wichtigkeit und entsprechenden Folgen.

Bei der Anpassung an seine neue Umgebung, kann dem deutschen Auswanderer nicht warm genug empfohlen werden, sich jedweder Einmischung in die Politik und Lokalstreitfragen absolut fernzuhalten; jeder Propaganda, sei sie nach rechts oder links, sich zu enthalten, seine politischen, sozialen und religiösen Ansichten und Überzeugungen streng für sich bewahren und sie nicht bei jeder Gelegenheit dem Nächsten aufdrängen zu wollen, wie es der Deutsche im allgemeinen auf Reisen so gern tut.

Und endlich noch eine — wenn auch bitter schmeckende, aber schwerwiegende Warnung oder Empfehlung: der Deutsche lasse sein lautes, grobes, gebieterisches Alles-besser-wissen-und-tun-Wesen daheim, denn dieses ist es, welches ihn im Auslande, gelinde gesagt, so unbeliebt, offen ausgedrückt, so sehr unsympathisch macht und seine sonst allgemein anerkannten Vorzüge übertönt.

Ein gleichfalls in Südamerika aufgewachsener Auslandsdeutscher in Brasilien schreibt mir:

Es kann nicht genug gewarnt werden davor, daß sich Auswanderungslustige durch Privatagenten, ja sogar durch staatlich konzessionierte Behörden zur Auswanderung verleiten lassen, ohne daß sie sich bei Kennern der allgemeinen Lage genau über Klima und Verhältnisse informiert haben. In allererster Linie ist zu berücksichtigen, daß sowohl in Brasilien wie in Argentinien von der Regierung aus, wie auch von deutschgesinnten Kreisen Schritte unternommen worden sind, um zu verhindern, daß vermögenslose Einwanderer sich in die betreffenden Gegenden Südamerikas begeben. Man darf nie vergessen, daß die deutsche Valuta ungefähr den zehnten Teil der Landesmünze in den betreffenden Ländern ausmacht, dagegen die Lebensmittelverhältnisse unbedingt teurer sind als in Deutschland selbst. Jeder Staat hat ein Interesse, daß ihm keine Einwanderer zuströmen, die nicht selbst kapitalkräftig genug sind, um sich zu erhalten, da sie ihm sonst zur Last fallen würden. Auch für staatlich konzessionierte Einwanderer sind die Verhältnisse äußerst unsichere; ist mir doch ein Fall bekannt, daß von Rio Allegre nach einer weiteren Gegend versandte Einwanderer, die staatlich kontrahiert waren, einfach vergessen wurden, d. h. sie kamen nach einer achttägigen Dampferfahrt in dem betreffenden Bestimmungshafen an, und die dortigen Behörden wußten nichts über die ganze Angelegenheit; mit anderen Worten, die Leute lagen buchstäblich auf der Straße.

Daß sich natürlich bei dem enormen Aufstieg der südamerikanischen Staaten für tüchtige Handwerker und Landwirte, die über ein, sagen wir, Mindestkapital von über M. 100 000.— verfügen, ein gutes Arbeitsfeld ergeben wird, ist außer Zweifel; die Hauptsache ist und bleibt, daß der Einwanderer sich aus eigenen Mitteln heraufschaffen kann. Weiter ist sehr zu bemerken, daß, wer sich eine Existenz

im neuen Lande erwerben will, äußerst angestrengt arbeiten muß, um sich über Wasser zu halten. Derjenige ist am besten daran, der sich auf sich selbst verläßt, denn die von Privatleuten angeworbenen Auswanderer sehen einem Sklavendasein ohne Ende entgegen, und die von der Regierung angeworbenen Leute sehen sich bei der Unsicherheit der südamerikanischen Verhältnisse auch schließlich gezwungen selbst die Initiative zu ergreifen, und dazu gehört vor allen Dingen Geld. Ich kann daher Auswanderungslustigen nur den Rat geben, daß sie sich genau erkundigen, wohin ihre Reise sie führt. Ein Blick auf die Landkarte genügt, um zu zeigen, daß Brasilien ein ungeheuer großes Land ist, das über verschiedene Breitegrade weggeht. Der Auswanderer kann daher in verhältnismäßig gesunde und aber auch äußerst ungesunde Striche verschoben werden. Ich erinnere nur an die vielen Tausenden, darunter auch Deutsche, die seinerzeit zum Bau der Madeira-Marmore-Bahn verpflichtet wurden und dabei in die schlimmsten Fiebergegenden des Amazonas kamen, von denen die wenigsten zurückkehrten. Der Auswanderer holt sich am besten bei land- und leutekundigen Personen seine Auskunft, und solche Leute sind mit etwas gutem Willen immer zu finden. Auf jeden Fall verlasse er sich nicht auf Ausbeuter, deren Ziel erreicht ist, im Moment, wo der Auswanderer sich eingeschifft hat. Im übrigen sind sowohl in Brasilien wie in Argentinien von den deutschen Hilfsvereinen besondere Erkundigungsstellen dafür geschaffen. Es würde daher gut sein, wenn der Auswanderer sich vor Ausführung seines Entschlusses an eine solche Stelle wendet, indem er Beruf, Mittel und Endziel seiner Reise angibt, worauf ihm sicher eine ergiebige Antwort zuteil werden wird. Diese Hilfsvereine existieren in allen größeren Städten Südamerikas wie Rio de Janeiro, San Paulo, Curityba, Florianopolis, Porto Alegre, Montevideo, Buenos Aires, Rosario de Santa Fé usw., deren genaue Adressen jederzeit in den Bureaus der südamerikanischen Gesellschaft in Berlin erfahren werden können.

Aus Briefen eines jungen Schweizer Landwirts, aus dem ersten Jahre in Südamerika.

Mitgeteilt von Hans von Berlepsch-Valendas in Planegg.

Argentinien.

Pfirsichplantagen. — Es gibt Leute, die sich nur damit befassen, vorzugsweise Franzosen, als große Obstzüchter — die damit aber Glück nach Millionen gemacht haben. Jetzt ist es auch schon von zu vielen betrieben. Spezialisten gibt es immer noch, die im ganzen Lande bekannt und gesucht sind. Auf dem Lande wirft man einem die Pfirsiche nach und in Buenos Aires sah ich Preise wiederum von 3 Pesos das Kilogramm, das ist in deutsches Geld umgerechnet nach früherem Kurs 7.50 bis 8.— M. Das sind Wucherpreise. Auch all die anderen Lebensmittelpreise sind bei weitem höher, als in Deutschland. Brot, Fleisch, Gemüse, trotzdem alles in Überfluß produziert wird. Die Fleischbestände des Landes aber — das ist natürlich Politik einiger Großestancieros — werden an das Ausland verkauft, — nach Landesgesetz darf Vieh das Land nur in geschlachtetem Zustande verlassen, außer Rassetieren. Da ist England in erster Linie auf dem Plan. Es kauft nicht nur das ganze Vieh auf,

auch die ganze Wolle, Lein, Weizen und vieles andere, so daß die Weiterverteilung von England aus dirigiert wird, „in uneigennütziger Weise natürlich“. Die Folge davon ist, daß die Argentinier nicht Herren ihrer Produkte sind, sondern diese zu viel höheren Preisen in den Städten kaufen müssen. Argentinien soll an Petroleum bei weitem reicher sein als Nordamerika. Selbst geht die Regierung nicht etwa an die Ausbeutung. Wenigstens verkauft sie Lizenzen an Amerikaner oder Engländer, die dann mit Wucherpreisen im Lande auftreten und horrenden Profit einschieben. Wollen aber Einheimische die Ausbeutung in die Hand nehmen, so kommen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten, mit Transportmitteln usw., allem und jedem, so daß viele Unternehmungen, die nicht in ganz vortrefflicher Lage sich befinden, austrocknen müssen. Ähnlich soll es teilweise mit dem Bergbau sein.

Der Staat besitzt hier nahezu keine Eisenbahnen, sondern alles liegt in den Händen von Engländern. Die können mit Tarifen schalten und walten je nach Gutdünken und dadurch gewisse neuaufstrebende, konkurrierende Gegenden vollständig abschneiden und abtöten. — Sie machen von diesen Möglichkeiten auch nach Kräften Gebrauch, gerade z. B. wenn es sich um Preissteigerungen von Zerealien wie Mais handelt. Trefflich arbeitet da wieder englische Regie. Alles steht zusammen, Banken, Getreidehäuser, Bahnen, und was die leitenden Köpfe beschließen, wird durchgeführt, mag da ein entgegengesetzter Regierungsbeschluß vorliegen oder nicht. Mais z. B. wird einfach nicht mehr als Verfrachtung angenommen, dadurch tritt wieder allmählich Knappheit ein und die Preise ziehen an. Das gilt natürlich nur für das Landesinnere. Am La Plata, Uruguay, Parana, Paraguayfluß gibt es so viel Privatbahnen, die zu Hafenanlagen führen, daß da auch Albions Kinder nichts mehr ausrichten können. Die gerissensten Kerls sind sie und bringen es immer zu etwas, wo sie auch sind und wo sie etwas anfassen, aber nicht bloß durch ihre Tüchtigkeit, sondern auch durch den großen Geldsack, den John Bull immer mit sich hat. Das kann halt der Deutsche nicht. Er muß kämpfen, schaffen und in manchen sauren Apfel beißen, bis der Strom der Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten durchschwommen ist. Viele sacken ab unterwegs, viele kommen todmüde am anderen Ufer an und sterben angesichts des gelobten Landes und nur wenige betreten das Ufer und gehen ihren Weg weiter. Das sind hierzulande Kämpen, vor denen auch die Engländer Manschetten haben, weil sie es weiter bringen als John Bull mit seinem Goldberg. Und diese Leute bleiben deutsch, was man hier im Lande überhaupt viel trifft, ein zähes Festhalten am Deutschtum, an Sprache, Sitte und Gewohnheiten. — Draußen frägt die Welt wenig nach Juristen und „G'studierten“. Da kann einer als Arbeiter mit starken Gliedern und etwas gesundem Menschenverstand weiter kommen, als einer, der zu viel weiß und vor lauter Wissen nichts kann.

Sprache, Sprache, Zungenfertigkeit und Handfertigkeit!

Ich wurde wie ein guter Freund von der Familie X. aufgenommen und mußte allerhand erzählen. Besonders scheint ihnen die Nachricht, daß meine Stellung bei der C. M. A. eine feste geworden ist, eine große Freude zu machen, denn sie erzählen von Hunderten anderer junger Männer, die nirgends unterkommen und langsam sinken, sinken, sinken. Daß die Leute aber auch vielfach selbst die Schuld hätten. Mir aber, meinten sie, müßte es doch ein enormer Ansporn sein, jetzt zu wissen, daß ich ein festes Ziel vor mir hätte.

So rollt sich das Spiel des Lebens hier ab: Harte Arbeit und Sorge aller Art und dann und wann ein heiterer Moment angeschaltet, der auch anderen Richtungen Rechnung trägt, als denen des rein materiellen, des Verdienstes, Erwerbes, der Nahrung.—

Auch mein Freund H. wollte herüber und noch mehrere von meinem ehemaligen Hohenheimer Kreise. Doch schrieb ich jedem: Ich stecke nur in meiner Haut und in der fühle ich mich wohl, was eine andere empfindet, kann ich nicht sagen. Zu- oder abraten ist schwer. Ich kann nur sagen: „Kommt und schaut es euch an und macht das erste halbe oder ganze Jahr unter den gleichen Verhältnissen wie ich durch. Wer dann noch Lust hat, wird auch weiterhin niemals bedauern Europa den Rücken gekehrt zu haben."

Insbesondere will ich dem geographischen und klimatischen Abschnitt mehr Aufmerksamkeit widmen, weil daraus auch die irrige Anschauung über hiesige Wirtschafts-, Ernte- und Entwicklungsmöglichkeiten richtig gestellt werden kann, die die Leute sich machen. Generalisieren kann man nichts, denn Argentinien ist tropisch und arktisch, stellenweise 7000 Meter über dem Meere und dann wieder so flach, daß starke Fluten durch Grundwasserstanderhöhung Überschwemmung und Ersäufung von allem Lebendigen verursachen können. — — — — —

Es klingt paradox, wenn ich folgenden Ausspruch tue, der hier vollständig zutrifft! Je einfacher die Verhältnisse wirtschaftlicher Natur werden, desto schwieriger wird die grundlegende Beurteilung der zu bewirtschaftenden Gebiete. Bei einem intensiv bewirtschafteten Boden, wie er, verglichen mit hier, in jedem Teile Deutschlands anzutreffen ist, ist jede kulturtechnische Verbesserung die Grundlage von Rentabilität. Hier ist das unmöglich, derartig nuancierte Zustände durchzuführen, weil man es nicht ausführen kann, und wenn das, so kann man es noch nicht bezahlen und könnte man das, so machte es sich nicht bezahlt. Ihr würdet die Gegend flach nennen und vielleicht da wie dort kaufen, wenn ihr in die Lage kämt. Wenn es trocken ist, werdet ihr nun gewahr werden, daß in gewissen Teilen Futter besser wächst, als anderwärts und froh darob sein. Nun aber müßt ihr mit Regen rechnen. Der Grundwasserspiegel steigt und, siehe da, in den vorher geschätzten Senkungen steht auf einmal Wasser. Das macht zuerst noch nichts. Das können Boden, Pflanzen und Vieh sehr gut vertragen. Es regnet aber weiter. Auf einmal an einem Tage, 50, 60, 70—100 Millimeter. Jetzt kann auch der höher gelegene Kamp das Wasser nicht mehr in sich aufnehmen. Es bleibt an der Oberfläche und sucht sich seinen Weg. Der Weg heißt bald Bach und wird zu einem reißenden Ungetüm; alles in dieser scheinbaren Ebene und man steht da und kann nichts tun. Es giebt nun Tiefkamps, die 4—5 Meter tiefer liegen, als die Viehkamps. In ihnen sammelt sich das Wasser an und man hat Mühe das Vieh zu retten vor dem buchstäblichen Ertrinken. Man muß dagegen mit großen Kanälen ankämpfen, muß ausrechnen, daß diese im rechten Winkel zum Wasserwege gehen, so daß sich die Massen in sie ergießen und darin weitergeleitet werden, bis ein Gefälle von Natur aus möglich ist. Nun muß Pumperei auf Mord und Totschlag ansetzen um Stauungen zu vermeiden. Damit steigt der Wert und die Sicherheit solcher Tierkamps, der sonst ein sehr geringer wäre. Die ganze Landschaft gehört hier zum Paranatal und dessen Ebene. Der Boden ist kalkarm bis mittelreich und nitrathaltig vom günstigsten Wachstum bis zur völligen Wertlosigkeit infolge Zerstörung von Pflanzen durch zu großes Vorkommen.[1]) Drüben bei euch fehlt das Nitrat und muß künstlich erzeugt und

[1]) Es ist alles Alluvium, angeschwemmter Boden.

der Erde zugesetzt werden. Hier artet es in Unfruchtbarkeit durch das Gegenteil aus, und das scheint ein irreparabler Zustand zu sein, weil das nicht Nitratlager sind, sondern das Nitrat wird in Chile, in Brasilien, im Norden Argentiniens vom Wasser gelöst und von der Grundwasserströmung abwärts genommen. Bei starken Regengüssen kommt dieses Grundwasser an die Oberfläche und wenn es sich verbreitet, hat es geschneit und „Terra negra“ ist „Terra blanda“. Wo das sitzt — „addio, du Flora“. Mancherorts tritt das Grundwasser als Bach zutage, und wenn sich anderenorts eine reiche Flora am Bachrand entwickelt, sind dies Pflanzen, die Kalisalze und Nitrate in hoher Konzentration ertragen können und daher vielfach für Pottasche, Brom und Jod gewonnen und nutzbar gemacht werden. — — — — — — — — — —

Folgende Aussage eines Fachmanns hat für mich große Bedeutung. Drüben in Europa lernt man als Landwirt bei weitem besser, genauer disponieren, als hierzulande, und wer mit Kenntnissen herüberkommt, tut sehr gut daran. Die Zeiten werden auch hier aufhören, wo man glaubt, ohne etwas besonderes je gelernt zu haben, es auch zu etwas bringen zu können, ein Trost für so viele, die hier Glück gehabt haben, ohne all zu viel im Kopf zu haben.

Wenn ich jemals Kinder haben sollte, so werde ich dafür sorgen, daß sie Praktiker bis zum Exzeß werden, aber trotzdem ein wissenschaftliches Skelett, insbesondere Rückgrat bekommen und nie und nimmer vom Gedanken getragen sind, daß es eigentlich das Korsett ist, was dem Menschen Halt und Zusammenhang gewährt und nicht ihre Knochen im Leibe. Eine solche ernste Erziehung genießt hier die Jugend nicht. Dazu muß die alte Amme her, die da heißt: Europa. Hier werden die Menschen gewissermaßen weiß angestrichene Indianer in der Reinzucht; sie erlangen nur das Materielle und Zweckmäßige. Kulturelle Begriffe werden ihnen, da sie wenig einbringen, nicht als Kost vorgesetzt.

Und die soviel großzügigere Arbeitsweise mit Maschinen größten Kalibers! Da geht einem erst der Horizont auf und erweitert sich und ich bereue es nie, den Entschluß auszuwandern gefaßt und ausgeführt zu haben, der mich eigentlich von klein an schon immer bewegt hat.

Über Chile.

Chile! Kinder, das muß ein Land sein! Lange nicht so fruchtbar und aussichtsvoll punkto Verdienstmöglichkeiten — aber diese ausschließliche Beurteilung hole der Teufel — doch von einer unsagbaren Schönheit. Bergtouren gibt es da zu machen, auf schneebedeckte Feuerspeier durch Urwald von ungeheuerlichen Dimensionen bezüglich Flächenausdehnung und Größe der Bäume.— Während nun so die Seele der Landschaft nach Süd und Südwest in kühlere Zonen zieht, zieht einen der wirtschaftliche Charakter mit seinen, für jegliche Art von Leben wichtigen finanziellen Grundbedingungen weiter nach Norden, nach dem Norden, der ein wunderbares Klima hat für eine Flora, mit deren Hilfe große wirtschaftliche Metarmophosen vorgenommen werden können, in Gebiete, die noch unerschlossen sind, große Hartholzwälder besitzen, gutes, süßes Wasser, besten Grund und Boden und spottbillige Preise desselben, aber auch große persönliche Gefahren und solche wirtschaftlicher Natur. So die Heuschrecke, welche dort des Winters in 4—5 Meter hohen Haufen zusammenfällt, daß man glaubt, es mit einem großen Heu- oder Getreidedamm zu tun zu haben. Die Ameise, die Termite, Moskitoplagen, Schlangengefahr, wilde kriegerische Indianerstämme, welche mit den, in diese äußerste Zone vorgeschobenen Truppen in einem steten Kampfe liegen und nach Spanierart über die Klinge springen

müssen, wenn sie sich nicht zähmen lassen und seßhaft werden. Eisenbahnen gibt es nur wenige, dafür aber um so mehr schiffbare Flüsse. Die Krankheitsgefahr für Tiere und Menschen ist größer als sonst wo, kann aber durch großzügige Arbeit bewältigt werden. — Naturgemäß wird niemals daran gedacht, alles derartige Land selbst zu bewirtschaften. Dazu muß ein großzügiges Verpachtungssystem eingreifen. Von dem unternehmenden Großkapital werden Wege, Bahnen, Brunnen usw. geschaffen, und die Pächter bezahlen in Prozenten der Ernte, zwischen 20—30—50 Prozent, je nach der Hilfe, die sie erhalten zur Beschaffung von Maschinen, Pferden und anderes Vieh.

Westafrika.

Aus meiner Kenntnis des tropischen Westafrika heraus kann ich nur sagen, daß dieses Land für deutsche Auswanderung vorläufig nicht in Frage kommt. Wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß gewisse Hochländer des Binnenlandes uns Nordeuropäern günstige klimatische Bedingungen bieten, so sind doch *heute* solche Distrikte in Westafrika noch kaum erschlossen. Die wirtschaftlich so weit erschlossenen Gegenden sind klimatisch so ungünstig, daß sie dem Europäer den dauernden Aufenthalt nicht gestatten; namentlich unseren Frauen und Kindern nicht. In der feuchten Tropenhitze kann der Europäer im allgemeinen keine schwere körperliche Arbeit leisten. Und selbst wenn die klimatischen Verhältnisse sehr günstig wären, so würde doch der Europäer mit seinen höheren Ansprüchen im Kampfe ums Dasein dem Neger gegenüber einen schweren Stand haben.

Ob in Zukunft die Aussichten für europäische Massensiedelung in Westafrika sich bessern werden, hängt leider nicht mehr von uns Deutschen, sondern nur noch von den westeuropäischen Kolonialmächten und deren Geschäftsinteressen ab. *Heute* finden Deutsche in Westafrika Arbeit und Unterkommen nur als Handlungs- und Pflanzungs-Gehilfen, als Handwerker, Maschinisten, Techniker, Monteure usw. im Dienste englischer, französischer, spanischer, portugiesischer, belgischer, holländischer, schwedischer und amerikanischer Unternehmungen; wahrscheinlich also zu bedeutend weniger günstigen Bedingungen als früher bei deutschen Häusern, und immer nur als *Einzelne*, nie in größerer Menge; ferner immer nur für eine *beschränkte Anzahl von Jahren*, in denen man also so viel verdienen muß, daß man größere Ersparnisse machen kann. Die *deutschen* Unternehmungen sind seit Kriegsausbruch aus Westafrika verschwunden, und werden, solange der Vertrag von Versailles besteht und Deutschland von Schwätzern und Schiebern regiert wird, in nennenswertem Umfange nicht wieder erstehen können; und solange in Westafrika keine starken deutschen Unternehmungen existieren, solange sind deutsche Auswanderer dort der Willkür unserer Feinde preisgegeben.

Hamburg, August 1920. Kurt Woermann.

Die Einwanderung nach China.

China ist ein sehr eigenartiges Land. Seine Sitten und Gebräuche sind weit von unseren Anschauungen verschieden; die Kenntnis des einfachen, fleißigen und geschickten Volkes ist leider bei uns Deutschen noch sehr gering und dann auch oft grundfalsch. Zur richtigen Beurteilung der Einwanderungsmöglichkeiten gehört aber vor allem eine gründliche Kenntnis von Land und Leuten, will man in dieser heute so brennenden Frage ein richtiger Führer und aufrichtiger Warner sein.

Vor allem ist die Ausreise überaus teuer. Vorerst und so lange noch nicht alle Beschränkungen gefallen sind, ist an eine Ausreise dorthin überhaupt nicht zu denken. Erst, wenn uns Deutschen die Welt wieder freigegeben ist, wenn wir wieder Gleichberechtigung genießen, dann erst können wir daran denken, wieder hinauszuziehen.

Für den Landmann besteht nicht die geringste Aussicht. Politische, klimatische und völkische Rücksichten machen es ihm unmöglich, sich dort gewinnbringend zu betätigen. Die fast unüberwindlichen Grund- und Klimaverhältnisse, die unglaublich lange Arbeitszeit der Chinesen von Tagesanbruch bis spät nachts, und die geringen Ansprüche, die der Chinese an das Leben stellt, schließen jede Konkurrenz auf diesem Gebiete mit ihm aus.

Auch dem Kleingewerbe winkt keine Aussicht. Die ganz außergewöhnlich große Geschicklichkeit der Chinesen auf fast allen Gebieten, verbunden mit den lächerlich geringen Lebensansprüchen, verhindern von vornherein jedes Aufkommen eines Kleingewerbetreibenden. Nur ein Bäcker-Konditor und vielleicht ein Metzger haben an den größeren Plätzen einige Aussicht auf genügende Unterstützung seitens der Ausländer, die auf diesem Gebiete die Unreinlichkeit der Chinesen sehr fürchten.

Der Kleinkaufmann, d. h. Inhaber eines Ladengeschäftes, kann auch kaum mehr Freude draußen erleben. Die große Anzahl der kleinen chinesischen Ladengeschäfte, die überaus schwierigen Geld- und Sprachverhältnisse, besonders aber die neuen, großen, ganz vorzüglich eingerichteten und geleiteten Warenhäuser versauern den nichtchinesischen Kleinkaufleuten das Leben derartig, daß sie früher oder später zur Einsicht kommen, daß derartige Kleinbetriebe lebensunfähig da draußen sind.

Privatlehrer für Chinesen kommen gar nicht in Betracht. Wer sich auf diesem Gebiete betätigen will, muß in fester Anstellung an irgendeine der bestehenden Anstalten und Institute hinauskommen.

Nur dem Großkaufmann und dem Ingenieur winkt dort draußen eine Zukunft. Wenn ersterer gut mit Geld versehen und als tüchtiger, erprobter Organisator hinauskommt und die Fähigkeit besitzt, sich den ganz außergewöhnlich verschrobenen Verhältnissen von Land und Leuten anzupassen, dann kann er sich durch mühevolle Arbeit langsam seinen Weg bahnen.

Für den Ingenieur gilt das gleiche. Er wird sich für größere Betriebe gute, für die Verhältnisse passende Monteure mit hinausnehmen oder nachkommen lassen, in die er all das unumschränkte Vertrauen setzen kann, das allein sie zu brauchbaren Mitarbeitern macht. Klein-Ingenieuren ist nicht zu raten auf eigene Rechnung hinauszuziehen, wenn auch da und dort mal ein außergewöhnlich befähigter Mann in einer Spezialbranche, z. B. Autos, seinen Weg wird machen können. Aber auch dann nur an einem der großen Handelsplätze.

In jedem Falle sind in diesen wenigen Berufen nur charakterfeste, ausgereifte und beruflich tüchtige Menschen zu gebrauchen, welche bei absoluter körperlicher Gesundheit die Kraft besitzen, sich auch unter den übelsten klimatischen Verhältnissen andauernd angestrengt zu betätigen. Kenntnis der englischen Sprache wird in Zukunft eine noch größere Notwendigkeit sein, als dies bisher der Fall war.

Ehe man den Entschluß faßt, nach China zu gehen, ist es absolut nötig, sich an zuverlässiger Stelle genau über alle einschlägigen Fragen zu informieren: Die Reise und das Leben dort draußen sind teuer, mancher sonst ganz tüchtige Mensch war schon am Ende seiner Mittel, ehe er überhaupt einen Anfang machen konnte. Die ganz vorzüglich eingerichteten und vielseitig bedienten Institute, nämlich: das Deutsche Auslands-Institut in Stuttgart, wie auch der Deutsch-Chinesische Verband, E. V. in Berlin, werden gerne bereit sein, jedem, der sich für Einwanderung nach China interessiert, Auskunft zu geben.

Schanghai, China. Karl Blickle.

Griechenland und Kleinasien.

Es ist nun bald ein Jahrhundert vergangen, seitdem die ersten Deutschen sich in Griechenland ansiedelten, noch ehe König Otto den Thron bestieg. Trotz aller Bemühungen unserer Feinde sind ihre Spuren noch nicht verwischt; die Griechen haben nicht vergessen, daß die ersten Architekten und Mechaniker, die ersten ausländischen Lehrer und Gelehrten, fast durchweg Deutsche waren. Noch vor wenigen Jahrzehnten lagen die feineren Zweige des Handwerks, so gut wie ausschließlich in den Händen jener alten ottonischen Familien. Deutsche Wissenschaft und Technik standen jederzeit in höchstem Ansehen, und auch nach unserem Zusammenbruch hat der Zufluß griechischer Studenten an unseren Hochschulen keineswegs nachgelassen. Seitdem man in Hellas die früher so vielgeliebten Franzosen als „Verbündete" aus nächster Nähe kennen gelernt hat, ist die Zahl der Deutschenfreunde in allen politischen Lagern sprunghaft angewachsen, und der Deutsche wird fast überall freundlichem Wohlwollen begegnen. Indessen täusche man sich nicht. Griechenland ist ein dünn bevölkertes, armes Land, von der Natur mit Schönheit verschwenderisch bedacht, aber nicht mit Reichtümern gesegnet. Die Not treibt die Bauern des Peloponnes, wie vieler Inseln seit Jahrzehnten zur Auswanderung, manche Gegenden sind dadurch halb verödet. Das kleine Häuflein altangesessener Deutscher fristet mit wenigen Ausnahmen knapp sein Dasein; so viel Gutes auch deutsche Weinbauern, Elektriker, Chemiker, Ärzte — um nur einige wenige Berufe zu nennen — wirken könnten, müßte man ihnen doch aufs Entschiedenste abraten, ohne größere Kapitalien nach Griechenland auszuwandern.

Daß ich dieselbe Warnung auch für Kleinasien wiederholen muß, beweist wieder einmal, wie völlig die Entente die Heilsbotschaft „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" in ihr Gegenteil verkehrt hat. Ein weites vielgestaltetes Land, einst, zur römischen Kaiserzeit, dicht bevölkert und überreich, jetzt durch viele Jahrhunderte der Mißwirtschaft und unaufhörlicher Kriege verarmt, entvölkert und verödet, schreit Kleinasien förmlich nach fremden Einwanderern. Die türkische Bevölkerung, brave, genügsame Bauern, kennt nur die einfachen Fertigkeiten der Nomaden, das Weben von Stoffen, Zelten und Teppichen, die Lederarbeit für Schuhe und Sättel, das Kesselschmieden u. a. Schon die feineren Formen der Landwirtschaft, der Anbau von

Reben, Ölbäumen, Agrumen, lag bis zum Weltkriege fast ganz in griechischen und armenischen Händen, ebenso alle Arten des Handwerks und des Handels. Es gab im Innern des Landes rein türkische Gegenden, die ein- oder zweimal im Jahre von Gilden griechischer Handwerker aufgesucht wurden. Diese zogen jahrein jahraus von Dorf zu Dorf, hielten sich auf, solange man sie brauchte und wanderten dann weiter. Zwischen ihren Besuchen konnte kein Schemel verfertigt, kein Schloß repariert, kein Wagenrad geflickt werden. Jetzt wo auf weiten Gebieten Griechen und Armenier vertrieben oder ausgerottet sind, wo Hungersnot und Seuchen das grimme Werk des Krieges vollendet haben, sind Entvölkerung und Verödung zu einem in Europa ungeahnt furchtbaren Grade gelangt. Überall fehlt es an Menschen, um auch nur einen Teil der dürftigen Bebauung vor dem Kriege aufrecht zu erhalten. Anderseits bieten sich hier Kulturaufgaben größten Stils, die gerade von Deutschen in Angriff genommen waren. Im Zusammenhang mit dem gewaltigen Unternehmen der Bagdadbahn waren großartige Bewässerungsanlagen in der Gegend von Konia schon der Vollendung nahegebracht. Weite Wüsteneien sollten in fruchtbares Ackerland verwandelt werden, der alte Reichtum der Römerzeit neu erblühen. Nun wollen Italiener mühelos hier die Früchte unserer Arbeit pflücken. In den großen Flußtälern des westlichen Kleinasien, vor allem im Mäandertal, gilt es umgekehrt der Versumpfung zu steuern, die Malaria auszurotten, welche das Land entvölkert. Deutsche Ärzte sind hier in vorbildlicher Weise am Werk gewesen; ihre Arbeit ist jetzt vernichtet. Ungeheures könnte in Kleinasien erreicht werden, ungeheure materielle Werte und menschliche Wohltaten. Aber Voraussetzungen dafür wären freies Schalten und reiche Mittel. Beides ist uns versagt. Der einzelne deutsche Techniker, Handwerker oder Arzt müßte, selbst wenn unsere Feinde ihn überhaupt ins Land hineinließen, sich lange unter den ärmlichsten und entmutigendsten Lebensbedingungen, in stetem Ringen mit bitterer Not, durchschlagen, ehe er auch nur zu bescheidenem Wohlstand gelangen könnte. Nur wer schon über gute Beziehungen und Kenntnisse von Land, Leuten und Sprachen verfügt, kann das Wagnis bestehen. Aber ein kleines Häuflein solcher kundiger, beherzter Pioniere könnte die Wege bereiter bilden für bessere Zeiten. Des freudigen Willkommens der einheimischen Bevölkerung wären sie fast überall gewiß [1]).

Georg Karo.

Der Kaukasus.

Wenn ich vom Kaukasus als Ziel deutscher Auswanderung spreche, so meine ich damit zunächst Transkaukasien, d. h. das dem Gebirge südlich vorgelagerte Land bis zu den Grenzen Persiens und der ehemaligen Türkei. Dieses Land war früher russischer Besitz, hat sich in den Jahren 1917/18 von Rußland losgesagt und ist in der Folge in drei voneinander unabhängige Staaten auseinandergefallen: Georgien, die aderbeidjanische Republik und Armenien. Von dem eigentlichen Gebirge, dem Kaukasus, und der diesem nördlich vorgelagerten Ebene (Ziskaukasien) spreche ich nicht, weil in dem ersteren vorläufig nichts zu holen und die politischen Verhältnisse in dem ganzen Gebiet vollkommen unklar sind.

[1]) Vgl. Heisenberg, Neugriechenland, Leipzig 1920 (Aus Natur und Geisteswelt); K. Dieterich, Das Griechentum in Kleinasien; Philippson, Bevölkerungskarte des westlichen Kleinasien, Petermanns Mitteilungen 1919.

Die drei erwähnten Staaten scheinen jetzt nach manchen Reibereien in ein erträgliches gegenseitiges Verhältnis gekommen zu sein; Aderbeidjan hat sich aber augenscheinlich des Bolschewismus nicht ganz erwehren können.

Die Bevölkerung ist in keinem der drei Staaten ganz einheitlich; Georgien hat außer den Georgiern auch stamm- und sprachverwandte Mingrelier, Swanen und Lasen innerhalb seiner Grenzen, sowie eine beträchtliche Anzahl von Armeniern (hauptsächlich in den Städten) und es scheinen sich jetzt auch die Abchasen (am Ostufer des Schwarzen Meeres) an Georgien angeschlossen zu haben.

Aderbeidjan ist zum größten Teile von Tataren bewohnt, doch leben dort auch viele Armenier und einige kleinere iranische Stämme, Taten und Talysch; von den übrigen, z. T. nur dorfweise vorhandenen nichttatarischen Elementen sei hier geschwiegen.

Armenien (die Araratrepublik) hat als Hauptbevölkerung zwar Armenier, aber auch dort gibt es Fremdstämmige in ziemlicher Anzahl.

Alle angeführten Völker sprechen ihre eigenen Sprachen; doch haben Georgisch, Tatarisch und Armenisch als Schrift- und offizielle Sprachen die größte Verbreitung. Verkehrssprache zwischen den einzelnen Staaten ist das Russische.

Das Klima ist im allgemeinen gut; warm im Sommer, sinkt die Temperatur im Winter und in den Höhenlagen beträchtlich. Viel Regen nur im westlichsten Gebiet, dem Rionbecken, das eine fast tropische Vegetation aufweist; im Osten, in den Gebieten vom Surampaß bis zum Kaspischen Meer sehr trocken. Fieber, Malaria, Darmkrankheiten sind an vielen Orten beständig da.

Die natürlichen Reichtümer des Landes sind folgende: Fische in beiden Meeren und dem riesigen Goktscha-See; Wälder; Weiden im Gebirge und den Steppen im Osten; Wein besonders in Kachetien, Kartalinien und Imerethien; Obst allenthalben; Manganerz, nicht weit von Kutais, wo auch Kohle; Naphtha im Becken von Baku (der größte Reichtum); Seidenzucht; Wolle in großer Menge (viele Schafherden); Baumwolle wird erst seit etwa einem Jahrzehnt angepflanzt; einige Kupfergruben und Mineralwasserquellen. Von den Eingeborenen werden Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Obstbau noch in recht primitiver Weise ausgeübt. Vorbildlich haben in dieser Beziehung gewirkt die zahlreichen deutschen Kolonien und die k. russischen Apanagengüter, sowie einzelne deutsche und schweizerische Almwirtschaften.

Die Industrie ist nicht nennenswert entwickelt; der Kaukasus war in dieser Beziehung fast vollständig vom europäischen Rußland und dies vom Westen, hauptsächlich Deutschland abhängig. Es fehlt daher gegenwärtig im ganzen Kaukasus an allem und jedem und die Teuerung übertrifft die unsere um ein Vielfaches. Es ist darum unerläßlich, daß sich jeder dorthin Auswandernde mit allem versorgt, was er für sich und die Ausübung seines Berufes braucht; er bekommt dort weder Kleider, noch Wäsche, noch Schuhzeug, noch Möbel, noch Handwerkszeug usw. Die Wohnungsnot ist in den Städten ebenso groß wie bei uns.

Noch einige Bemerkungen politischer Natur. Von den drei Staaten stehen uns Deutschen am sympathischsten gegenüber die Georgier, am ablehnendsten die Armenier; die Aderbeidjaner dürften die Mitte zwischen beiden einhalten. Wie man vorläufig hinkommen soll, ist unklar; die Reise ist sehr teuer und solang die Entente in den türkischen Gewässern Herrin ist, dürfte die Reise dorthin von Englands Gnaden abhängen.

Mit dem Vorhergehenden ist eigentlich schon gesagt, wer nach dem Kaukasus auswandern soll, kann und darf. Um Gottes willen keine Schwätzer, keine Politiker, keine Schulmeister, sondern nur Leute, die in praktischen Berufen stehend, in den oben erwähnten natürlichen Hilfsquellen des Landes ihr nötiges Material finden können. Für geschickte Handwerker und Arbeiter dürfte die Aussicht am besten sein; Viehzucht und Milchwirtschaft haben Aussicht auf Erfolg; weniger der Landwirt, da die Besitzverhältnisse an Grund und Boden noch ganz ungeklärt sind (man hat, in Georgien wenigstens, den Grundbesitz so verteilt, daß jeder nur eine Anzahl Deßjatinen haben darf, womit wahrscheinlich niemandem gedient ist). Kaufleute sollen sich zuerst die Frage vorlegen, was sie für das Importierte exportieren wollen, denn mit den Rubeln der kaukasischen Staaten ist weder ihnen noch unserem Vaterlande gedient. Apotheker hätten Aussicht, wenn sie Waren mitbringen können. Für Industriearbeiter ist keine Aussicht, weil es dort noch keine Industrie, dagegen viel Arbeitslosigkeit gibt.

Die Sprache, bzw. die Sprachen müssen gelernt werden und es ist viel des Ungewohnten, Fremdartigen in Kauf zu nehmen, weil wir im Orient sind. Das härteste Stück Arbeit wird es eben sein, sich an die ganz andern Verhältnisse zu gewöhnen und an die Menschen dort, die in vielem von den unsern stark abweichende Ansichten haben. Am leichtesten wird es der Deutsche in dieser Beziehung mit dem Georgier haben. Adolf Dirr.

Möglichkeiten im Osten.

Die Möglichkeiten der Auswanderung aus Deutschland sind zurzeit gering, die Kosten bei dem Stand der Valuta ganz außerordentlich hoch. Verschlingt schon die Reise nach Südamerika, dem begehrtesten Auswandererziele, hohe Kapitalien, so erfordert vollends die Ansiedlung mit Aussicht auf Erfolg Summen, wie sie 99 Prozent der deutschen Auswanderungslustigen nicht zur Verfügung stehen. Diese Auswanderungslustigen aber, die der Heimat überdrüssig sind, wollen im allgemeinen nicht, wie die Auswanderer früherer Jahrzehnte und Jahrhunderte, draußen im Urwald von klein auf anfangen, sie träumen fast ausnahmslos von einem relativ behaglichen Leben auf eigener Scholle, von eigenem „Häuschen" und ähnlichen Dingen, die sie die Schwere der in Deutschland verlebten Kriegsjahre vergessen lassen könnten. Je mehr sie durch die Aufklärung von amtlicher und privater Seite überzeugt werden, daß ihnen eine Erfüllung dieses Ideals nicht winkt, desto mehr kommen sie auch von der Auswanderung nach Übersee ab und wenden sich anderen verlockenderen Angeboten zu, wie z. B. dem der Auswanderung nach Sowjet-Rußland, dessen Lebens- und Existenzbedingungen geschickte Agitatoren in den leuchtendsten Farben schildern. Die Auswanderung nach Sowjet-Rußland ist augenblicklich „in Mode", ihr wenden sich namentlich die Kreise derjenigen zu, die kein oder wenig Kapital für ihre Auswanderungspläne aufwenden können und auf die deshalb die Erzählungen geschickter Agitatoren doppelt überzeugend wirken.

Grundsätzlich ist zu sagen, daß die Auswanderung nach dem nahen Osten einer Überseewanderung vorzuziehen ist. Der deutsche Auswanderer ist nicht mehr von gleicher Kraft des Geistes und des Körpers, wie sein Vorgänger vor 50 oder 100 Jahren, er ist für die Einzelsiedelung im Urwald, wie für die unbegrenzte anstrengende Arbeit im tropischen Klima vollends nach

den entnervenden Wirkungen der Blockade und des Krieges nicht mehr geeignet. Im nahen Osten aber findet er unter einem ihm zusagenden Klima ungefähr gleiche Arbeitsmöglichkeiten wie in der alten Heimat, der er geistig und körperlich näher bleibt und die ihm mehr Schutz und Halt gewähren kann. Auch wenn man die Auswanderung nicht vom Standpunkt des Schicksals des Einzelnen aus betrachtet, sondern unter dem Gesichtswinkel der deutschen Volks- und Weltwirtschaft, verspricht eine Auswanderung nach dem Osten mehr, weil sie rascher als eine Überseesiedelung die unbestreitbaren volkswirtschaftlichen Nachteile jeglicher Auswanderung in wirtschaftlichen Vorteil umzuwandeln in der Lage ist. Eine landwirtschaftliche und industrielle Erschließung der zurzeit brach liegenden Gebiete des Ostens wird deren Möglichkeit der Belieferung Deutschlands mit menschlichen und tierischen Nahrungs- und Futtermitteln stärken und wird durch die damit verbundene Hebung der Bedürfnisse der Bevölkerungen auch die Kaufkraft dieser Gebiete für deutsche Industrieerzeugnisse steigern. Das was Deutschland braucht: Versorgungsgebiete für Rohstoffe der Ernährung und der Industriewirtschaft und Absatzgebiete für seine Fertigwaren, findet es im Osten des Reiches immer noch leichter als in Übersee, nicht nur, weil im Osten die Valuta für uns günstiger steht, sondern weil uns die Völker des Ostens mehr brauchen, als diejenigen Südamerikas, denen Italiener, Portugiesen und Japaner gleichermaßen erwünschte Einwanderer sind wie Deutsche. Im Osten aber, vom Norden bis zum Süden, kann deutsche Arbeit an gute und erfolgreiche Vorbilder anknüpfen, gibt es kein Gebiet, wo nicht deutsche Kraft und Tüchtigkeit sich durchgesetzt hätte, wo man nicht den Deutschen zum mindesten mit Achtung vor ihrer Leistung entgegenkäme.

Aber auch diese grundsätzliche Betrachtung darf nicht dazu verführen, den Osten als ein Auswanderungsziel für Auswanderer unserer Tage bedingungslos zu empfehlen. Ganz im Gegenteil: Der Osten ist in seinen zukunftsreichsten Landstrichen heute noch verschlossener als etwa Südamerika und seine Öffnung wird sich langsam und auch nicht für Massen, sondern nur für Einzelauswanderer vollziehen, abgesehen vielleicht von der Auswanderung nach Sowjet-Rußland, von der noch zu sprechen sein wird.

Sprechen wir von den einzelnen Gebieten des Ostens und beginnen wir mit einer kurzen Überprüfung der Lage im Norden, so ist das Baltikum zurzeit zweifellos als völlig verschlossenes Gebiet zu betrachten. Dieses altdeutsche Land, an dessen Besiedelung mit deutschen Bauern als einer Grundlage, Blutauffrischung und Behauptung des deutschen Großgrundbesitzes man leider erst kurz vor dem Weltkriege dachte, sollte ja nach bekannten Plänen ein deutsches Siedelungsland, sowohl für unsern landwirtschaftlichen Menschenüberfluß, als auch für den aus Rußland zu erwartenden Rückstrom von südrussischen deutschen Bauern werden. Jetzt ist es davon still geworden. In Estland ist der Großgrundbesitz zerschlagen, in Lettland ist seine Macht gebrochen. Letten und Esten glauben zunächst allein auskommen zu können, obschon sie jahrhundertelang politisch, kulturell und auch landwirtschaftlich der deutschen Führung nicht entraten konnten. Zwar ist der Este sicherlich ein tüchtiger Landwirt, aber ein Sucher des Fortschrittes, ein Führer ist er sicherlich nicht. Und der Lette war von jeher dem Franzosen nicht nur in der Pflege des Zweikindersystems, sondern auch in der Sucht nach dem Wohlleben des städtischen kleinen Beamten- und Rentnertums ähnlich, so daß es den deutschen, selbst den neu aus Wolhynien gekommenen deutschen Kolonistenbauern nicht gerade

schwer fiel, ihn von der Scholle loszukaufen. Die Revolution und die nationale Selbständigkeit der beiden Völker mag einiges geändert haben, aber sie wird wohl kaum die Tatsache aus der Welt geschafft haben, daß beide Stämme der wirtschaftlichen Führung und Anregung bedürfen und daß sie diese Anregung im Westen, nicht im Osten suchen müssen. Allmählich wird die Finanznot der beiden Reiche sie zur wirtschaftlichen Ausnutzung ihrer Hilfsquellen zwingen und werktätige Hilfe, nicht durch Kapitalien, sondern durch die Arbeit der Bauern und industrieaufbauenden Ingenieure, werden sie nur aus Deutschland erhalten. Die jetzt aus Lettland erfolgte Ausweisung aller Ausländer zeigt, daß vorläufig der Zeitpunkt für eine Heranziehung westlicher Hilfskräfte noch nicht gekommen ist. Noch ist der Nationalismus in roher Gestalt überwiegend. Das baltische Deutschtum kämpft selbst einen schweren Kampf zusammen mit Juden und Russen um die Erhaltung der Rechte der völkischen Minderheiten. Ehe dieser Kampf nicht zu einer völligen Sicherung der kulturellen Möglichkeiten von Schule und Kirche, Vereinsleben, Zeitungswesen usw. geführt hat, ist eine Auswanderung, auch vom völkischen Standpunkte aus, nach diesen Gebieten nicht zu empfehlen, namentlich weil es sich gezeigt hat, daß der deutsche Auswanderer sehr leicht „verlettet", eine lettische Frau heiratet und seine Kinder lettisch werden läßt, seine deutsche höhere Kultur vergißt und herabsinkt, wenn ihm nicht der starke Halt einer deutschen Organisation helfend und mahnend zur Seite steht.

Ungefähr ebenso liegen die Dinge in Litauen, wenn auch dort von einer Konsolidierung der nationalen Republik noch weniger die Rede sein kann als in Estland und Lettland, die gleichfalls in steter Gefahr stehen „bolschewisiert" zu werden. Das Deutschtum spielt in Litauen nur in wenig Bezirken eine Rolle, doch sind seine Zukunftsmöglichkeiten außerordentlich, namentlich jetzt, wo man weiß, daß es nicht mehr imperialistisch sich betätigen will oder kann, sondern nur noch friedlich-wirtschaftliche Ziele verfolgen wird. Augenblicklich allerdings ist der englische Einfluß noch zu sehr vorherrschend, der Eindruck unseres recht würdelosen Zusammenbruchs im Osten nach Ausbruch der deutschen Revolution zu neu und zu frisch, die auch durch den Osten gegangene antideutsche Strömung noch zu rege, als daß heute in Litauen deutscher Betätigung der Weg offen stände. Es handelt sich auch hier nur um Zukunftsmöglichkeiten, die allerdings von Bedeutung werden können, namentlich, da sich um deutsche Kreise in Kowno allmählich wieder deutsches Leben einer Zeitung und einer Mittelschule zu konzentrieren beginnt und das Deutschtum langsam auch wieder an Selbstbewußtsein gewinnt. Selbstbewußtheit, Stärke des Auftretens bei aller Zurückhaltung und Vorsicht, Wiedererwachen zur vollen Leistungsfähigkeit der in den östlichen Ländern eingeborenen und eingewurzelten Deutschen ist überhaupt erste Vorbedingung für ein künftiges Gedeihen einer neuen deutschen Zuwanderung.

In Polen liegen die Dinge zurzeit vielleicht noch am ungünstigsten, obgleich gerade Polen, wenn anders es gegen die Bolschewisten und Russen sich behaupten will, speziell die deutsche aufbauende Arbeit am allernötigsten hat. Polens Industrie kann ohne deutschen Rückhalt überhaupt nicht bestehen. Obwohl Polens ganzer Bestand in der französischen und Entente-Theorie aufgebaut ist auf dem Kampf gegen Deutschland und auf dem Gedanken, daß es dieses von Osten her in Schach halten sollte, wird es sich selbst gegen seinen Osten nur im engen Anschluß an den unmittelbaren Westen halten und behaupten können. Dafür bietet der jetzt mit Not und Mühe abgewehrte bolschewistische

Vorstoß Beweis genug. Das Deutschtum in Kongreß-Polen, dessen Organisation erst unmittelbar vor und dann im Weltkriege begonnen hat, hat nun durch die neu zu Polen gekommenen Teile einen starken Zustrom an Intelligenz und wirtschaftlicher Macht bekommen, so daß die Rolle des Deutschtums im künftigen Polenstaate sicherlich nicht gering sein wird. Sicherlich aber werden Jahre dazu gehören, die nationalistische Welle in Polen etwas zur Ruhe kommen zu lassen und den Weg für reichsdeutsche Mitarbeit von Auswanderern freizumachen. Es ist schwer, über all diese Gebiete in ihrer Eignung für deutsche Auswanderer ein Urteil zu fällen, solange ihr politisches Schicksal so unbestimmt ist wie jetzt. Jeder Tag kann Veränderungen bringen, jeder Monat entfernt uns weiter vom schändlichen Friedensvertrag von Versailles, und jeder Schritt dieser Entfernung verändert auch die Chancen der Auswanderungsfrage nach Osten hin. Das gilt namentlich auch von dem großen Gebiete der Ukraine und der Krim, auch vom Kaukasus. Noch sind wir nicht völlig klar darüber, was das Schicksal der deutschen Siedlungen in all diesen reichen und fruchtbaren Landstrichen gewesen ist; wir wissen wohl, daß es ihnen unendlich traurig erging, daß Raub und Plünderung, Mord und Vernichtung sie heimsuchten, wir wissen, daß einzelne Teile der deutschen Bevölkerung, wie die Mennoniten, wegstreben und sich nach Auswanderung selbst sehnen, während die übrigen Teile, namentlich die Schwaben, am Boden zäh und treu festhalten und an baldigen Wiederaufbau denken; aber kein Mensch kann zurzeit sagen: So und so ist die Lage, und so und so ist die Zukunft. All die Tausende, die, gestützt auf die schönen Erinnerungen unserer eigenen deutschen Soldaten während des Ukrainefeldzuges, nach Südrußland streben, müssen sich immer wieder sagen lassen: Vielleicht ein glänzendes Land für jegliche bäuerliche, handwerkliche und auch industrielle Betätigung, vielleicht ein Land, in dem ihr zur Stütze des dort vorhandenen Deutschtums Gutes leisten könnt, in dem ihr durch wirtschaftlich intensive Leistung noch ungeahnte Schätze heben könnt, vielleicht ein Land, das euch und euren Kindern wirklich das ersehnte Glück bringt — aber immer nur vielleicht, wenn dieses Land zu einer politischen Ruhe kommt, sei es, daß es politisch selbständig bleibt, sei es, daß es in einem föderativen Groß-Rußland, nach dem die Nationalisten und die Bolschewisten in Rußland gleichermaßen streben, genügend Freiheiten der eigenen wirtschaftlichen Entwicklung behält, um eigene wirtschaftliche Wege wandeln zu können. Zwar läge dann das Heil einer deutschen Auswanderung nicht wieder in derselben Richtung wie seit 100 Jahren, da die deutschen Bauern zwar selbst durch Tüchtigkeit vorankamen, aber ihr wirtschaftliches Wohlergehen immer nur im Zukauf von Ländereien zum Ausdruck brachten und sich durch ihren Landhunger deshalb ringsherum nur Feinde schufen. Jede neue Regelung der Agrarverhältnisse in diesem Bauernstaate der Ukraine wird von der Landverkleinerung und Aufteilung der großen Güter ausgehen und zu einer Landbeschränkung des einzelnen Besitzers kommen, so daß die von unsern Soldaten auf ihren Feldzügen erschauten und von ihnen immer wieder herangezogenen Beispiele für die Zukunft nicht mehr voll stichhaltig sein werden. Aber für eine intensive Bodenbewirtschaftung ist ja die Ukraine ein durchaus geeignetes Land, das unter deutschen Händen zu glänzender Produktionsleistung aufsteigen könnte. Aber auch das ist Zukunftsmusik.

Allen Auswanderungslustigen, die die Gebiete des ehemaligen Rußland, namentlich die westlichen Randgebiete der neuerstandenen Nationalstaaten, sich als Ziel aussuchen, muß der Rat gegeben werden, zuzuwarten. Zunächst ist ihnen

der Eintritt in all diese Länder versperrt und wenn es auch hie und da einmal, dank besonderer Beziehungen, einzelnen gelungen sein mag, die Grenze zu überschreiten, so besagt das gar nichts für die Masse der vielen. Alle diese Gebiete eignen sich überhaupt immer nur für die einzelnen, niemals für eine organisierte Massenauswanderung, die gerade bei den politisch innerlich nicht gefestigten Staaten stets politische Befürchtungen und Gegnerschaften auslösen würde. Hiervon kann nur eine Ausnahme Sowjet-Rußland selbst machen. Ich betone auch hier das kann, nicht nur angesichts der politisch ungeklärten Verhältnisse dieses Landes, sondern auch weil die Auswanderungsfrage selbst zurzeit höchst umstritten und unklar ist. Die Sache ist in kurzen Zügen die: Es hat sich in Leipzig eine Gesellschaft „Ansiedlung Ost" begründet, die sich in rascher Organisationskraft im ganzen Reiche Zweiggruppen schuf und sie alle zu einer Interessengemeinschaft der an der Auswanderung nach Sowjet-Rußland interessierten Vereinigungen zusammenschloß. Diese Gesellschaft war von vornherein kommunistischer Art, d. h. sie legte ihrem Auswanderungsstreben, wenn sie es auch zunächst öffentlich nicht betonte, kommunistische Gedanken unter, sie wollte ihre Anhänger im Bewußtsein, daß es in Deutschland doch nicht gelingen werde, die Räteherrschaft aufzurichten, in das bessere Land der Sowjets führen, um sie dort der Segnungen der neuen Zeit teilhaftig werden zu lassen. Erst später trat auch in der Agitation der Gedanke mehr in den Vordergrund und es wurde kommunistische politische Gesinnung zur Grundlage der Aufnahme in die „Ansiedlung Ost" und ihre Zweiggruppen gemacht. Zugleich wurde eine erste „Delegation" der Ansiedlung Ost, die ganz unverhüllt auch in ihren Versammlungen Propaganda gegen das bestehende Regiment in Deutschland machte, nach Rußland entsandt und ein von dieser Delegation mit der Sowjet-Regierung abgeschlossener Vertragsentwurf veröffentlicht. Er gab zu den größten Bedenken Anlaß. Die größte Gefahr war die, daß der Ansiedler beim Betreten russischen Bodens auch russischer Staatsbürger mit allen Rechten und Pflichten werden sollte, und daß er zwar auf drei Jahre militärfrei bleiben sollte, aber erst vom 1. August 1922 ab. Bis zu diesem Termin wäre er also nach dem ersten Vertragsentwurf militärpflichtig gewesen und was das bedeutet hätte, zeigt der jetzige Feldzug gegen Polen. Gegen diesen Vertrag erhob sich sofort, namentlich in Süddeutschland, Opposition, die sich auch gegen die Delegierten selbst richtete. Es entstand ein Streit im eigenen Lager, den aber der besonders angegriffene Führer der Delegation, Gumprich, so siegreich überstand, daß er auch an die Spitze der zweiten Delegation treten konnte, die dann nach Rußland ging. Diese Delegation brachte einen besseren Vertrag mit — wie man hört, denn veröffentlicht ist der Vertrag in seinem Wortlaut nicht worden! — Namentlich wurde die Militärfreiheit auf fünf Jahre verlängert und soll nun vom Betreten russischen Bodens an gelten. Bedingung der Ausreise aber ist, daß eine von Rußland nach Deutschland kommende Kommission die Ansiedler prüfen sollte und daß, wer nicht von dieser Kommission einen Paß bekäme, nicht mit einwandern dürfe. Hier liegt der springende Punkt, denn diese Kommission ist bis jetzt nicht in Deutschland erschienen und die Russen haben auch, wohl weil sie zurzeit mit dringenderen Dingen beschäftigt sind, auf viele Telegramme und Funksprüche gar keine Antwort mehr gegeben. In Rußland ist nämlich selbst über diese Auswanderungs- und Einwanderungsfrage ein Kampf der Meinungen entstanden. Die Politiker sehen in der Abwanderung wirklich kommunistisch gesinnter Kräfte aus Deutschland eine Hemmung der Weltrevolution, wenn die mit deutschen Verhältnissen vertrauten Kämpfer

feige den Boden ihres heiligen Kampfes verließen, um dorthin zu kommen, wo sie nach Beendung des Kampfes durch andere ein bequemes Leben finden würden. Sie sind also gegen diese Hemmung der Weltrevolution. Die Wirtschaftler dagegen in Rußland sehen ein, daß sie ohne deutsche industrielle Hilfe gar nicht empor kommen können, daß nach dem Zerschlagen der russischen Volkswirtschaft ein Wiederaufsteigen der russischen Arbeiter zur industriellen Leistungsfähigkeit ohne technische und industrielle Führer gar nicht denkbar ist. Sie ersehnen dringend die deutschen Ingenieure und Arbeiter herbei, die zunächst einmal das Verkehrswesen und dann die Industrie wieder in Gang bringen sollen, und haben auch nichts gegen deutsche Landwirte, die kommunistische Siedlungen anlegen sollen. Sie wollen gerne Hunderttausende mit der Zeit hereinnehmen, um auf diese Weise Rußland wieder in die Höhe zu bringen. Die „Ansiedlung Ost" hat in Deutschland aber inzwischen eine Agitation betrieben, die ihr Massen zuführte. Zumeist waren es wohl kommunistisch gesinnte Elemente, zum Teil sogar solche, die mit einem politischen, ja zum Teil mit einem religiösen Fanatismus an ihrer Idee hängen, zum andern Teil aber waren es auch solche Leute, die einfach aus Deutschland weg wollen und deshalb jedes politische Glaubensbekenntnis zunächst annehmen in der Hoffnung, es später bei gelegener Zeit doch wieder wechseln zu können. Diese Leute nehmen auch das von den deutschen Genossen aufgestellte kommunistische Siedlungsprogramm unbesehen an und glauben ihren Führern aufs Wort, obgleich dieses Programm eine echt deutsche Fantasieleistung ist und auf dem Papier den Kommunismus in einer Weise durchführt, wie es Sowjet-Rußland in zwei Jahren auch nicht in den Anfängen fertig gebracht hat. Die hinter der Ansiedlung Ost stehenden Massen aber sind jetzt in Aufregung gekommen und wollen das Wort der Führer wahr haben, daß man sofort auswandern könne, und nun bremsen in Anbetracht der ungeklärten russischen Verhältnisse diese Führer immer mehr ab und mahnen zum Zuwarten: Für Massen eigne sich Sowjet-Rußland zunächst überhaupt nicht (nachdem die Agitatoren es sehr anders dargestellt hatten!). Man müsse revolutionäre Geduld üben, nur in der Disziplin zeige sich der wahre Kommunismus u. s. f. Ein erster Transport von 200 Lokomotivschlossern ist von Stettin aus nach Rußland abgegangen, wie es scheint, ohne die nötigen russischen Pässe und gegen den Willen der Sowjet-Regierung, die sofort erklären ließ, sie habe diese ersten Auswanderer aus Mitleid aufgenommen, werde aber keine weiteren annehmen, die nicht mit richtigen Pässen der russischen Behörden in Deutschland versehen seien.

So steht auch die Frage der Auswanderung nach Sowjet-Rußland vor der Gefahr großer Schwierigkeiten, die nicht ausbleiben werden, wenn es den Leipziger Führern nicht gelingt, alsbald mit der Sowjet-Regierung ins reine zu kommen und dem ersten Transport sehr bald weitere folgen zu lassen. Denn die Leute haben zum Teil schon ihre Möbel verkauft, ihre Stellungen verlassen, mit Deutschland sozusagen abgerechnet, man hat ihnen die Termine des Abgangs der nächsten Transporte bereits gesagt, und sie werden nicht ohne weiteres stillschweigen, wenn sich nun herausstellt, daß alles verfrüht und übereilt war.

Sollte aber auch diese Hoffnung der Auswanderung nach Sowjet-Rußland trügen, so bräche damit auch die letzte Möglichkeit zusammen, zurzeit eine organisierte Massenauswanderung aus Deutschland für diejenigen eintreten zu lassen, die nicht mit Glücksgütern gesegnet sind. Die Auswanderung nach Sowjet-Rußland war die einzige Möglichkeit, über die Deutschland zurzeit verfügt.

Aus diesem Grunde ließ wohl auch das Auswärtige Amt, das Reichswanderungsamt, diese Auswanderungsbewegung gewähren, obgleich gegen die Behauptungen der Agitatoren der Ansiedlung Ost über die Zustände in Sowjet-Rußland die schwersten Bedenken bestehen mußten, obgleich man für die Zukunft der Auswandernden nach allen zuverlässigen Schilderungen, die wir haben, die schwersten Befürchtungen hegen mußte, und obgleich es ziemlich sicher war, daß diese Auswanderer dem Deutschtum und dem deutschen Volksgedanken bis zu einem hohen Grade verloren gehen würden. Die deutsche Regierung war wohl überzeugt, daß das Ventil irgendwo einmal geöffnet werden mußte, und daß es besser gewesen wäre, ein paar Tausend wären einmal in ihr Unglück gerannt, wenn sie es doch nicht besser haben wollten, als daß hunderttausend weitere Arbeiter und kleine Leute sich immer weiter in den Träumen dieser Auswanderungsidee wiegten. Wenn nun aber entweder die militärische Lage oder auch das Siegen der gegnerischen Richtung in Rußland auch diese Auswanderung zunichte macht, muß man diesen großen Teil der Auswanderungslustigen auf eine fernere Zukunft vertrösten, in der Rußland eine Wiederauferstehung feiern wird und dazu deutscher Hilfe bedarf. Auch diese Zeit wird kommen, aber durchaus nicht so rasch und so plötzlich, daß die deutschen Auswanderer unserer Tage, die dem deutschen Steuerelend und der deutschen wirtschaftlichen Lage entgehen möchten, daß auch die deutschen Arbeitslosen, die den ehrlichen Willen nach Arbeit irgendwo haben, Nutzen davon zu ziehen vermöchten.

So bietet das Bild der Auswanderungsmöglichkeiten nach dem nahen Osten für den Augenblick wenig Erfreuliches. Für die Zukunft mag es besser werden. Den Auswanderern aber muß man volle Klarheit über das geben, was jetzt ist. Mit Zukunftshoffnungen und der schönen Empfehlung, sie sollten einstweilen die Sprache ihres Ziellandes lernen, ist ihnen wenig geholfen. Je klarer man ihnen aber die Wahrheit gibt, desto mehr werden sie auch trotz aller Bitternis dieser Erkenntnis vielleicht zur Überzeugung kommen, daß selbst im niedergebrochenen Deutschland noch mehr Aufgaben ihrer winken, als im neutralen oder ehemals feindlichen Ausland, Aufgaben, die dem Einzelnen ein äußeres Auskommen und eine innere Befriedigung gewähren. Freilich gehört auch zu dieser Regelung der Auswanderungsfrage eine sehr gute innere Politik.

Stuttgart. Fritz Wertheimer.

(Diese Zeilen waren eben abgeschlossen, als in dem Berliner Organ der U. S. P., der „Freiheit", der Abgeordnete Dittmann seinen Bericht über das Schicksal der oben erwähnten ersten 200 deutschen Auswanderer nach Rußland veröffentlichte. Abkühlender als alle Theorie werden wohl diese Ausführungen wirken, die über den gewaltigen Unterschied zwischen Wollen und Können in Rußland und über die beträchtlichen, für den Augenblick kaum überbrückbaren Verschiedenheiten in der materiellen und psychischen Verfassung deutscher und russischer Arbeiter ein außerordentlich drastisches und durch die eigenen Erzählungen dieser ersten 200 Auswanderer erläutertes Bild geben. Die zu erwartende Abkühlung in deutschen Auswandererkreisen wird wohl aber zunächst zu recht heftigen Erschütterungen der „Interessengemeinschaft" und der „Ansiedlung Ost" führen und es werden die bei solchen Gelegenheiten üblichen inneren Streitigkeiten nicht ausbleiben. Der Berichterstatter.)

Etwas von Oberitalien.

Während meines Aufenthaltes im Gebiet südlich des Brenners hatte ich Gelegenheit, mich mit Leuten nahezu jeden Standes — Fabrikanten, Kaufleuten, Offizieren, Bauern, Arbeitern — Deutschen und Italienern, über die Lage Italiens zu unterhalten.

Die allgemeine Ansicht ist die, daß Italien ohne ein Zusammenarbeiten mit Deutschland kaum sich wirtschaftlich vom Kriege erholen könne. Der Deutsche wird überhaupt nicht als ehemaliger „Feind" betrachtet; der einzige Feind Italiens, so wurde mir wiederholt versichert, sei Frankreich. In Italien selbst wird, soweit ich beobachtet habe, wenig, fast gar nicht gearbeitet. Die im Lauf des Krieges zerstörten Ortschaften, ich habe hier hauptsächlich die Gegend von Trient und den Gardasee im Auge — sind heute noch kaum aufgebaut[1]). So ist z. B. die Eisenbahnbrücke in Mori, die doch für eine glatte Abwicklung des Verkehres zwischen Trient und Riva unbedingt erforderlich wäre, noch nicht wieder hergestellt; der gesamte Verkehr wickelt sich auf einem äußerst primitiven Steg, der nur für Fußgänger und eventuell kleine Eselsfuhrwerke brauchbar ist, ab. Als Grund hierfür wurde mir angegeben: Mangel an Arbeitskräften. Ebenso wurde mir auch von verschiedenen Hotelbesitzern gesagt, daß sie einzig aus dem Grunde ihre zerstörten Hotels nicht neu aufbauen und den Hotelbetrieb wieder aufnehmen könnten, weil sich keinerlei Arbeitskräfte auftreiben ließen, die die nötigen Bauarbeiten ausführen könnten. Vielfach wurde auch an mich die Frage gestellt, ob es nicht möglich wäre, Facharbeiter, hauptsächlich gelernte Bauarbeiter aus Deutschland nach Italien zu bekommen.

Der Verdienst dort ist allerdings nicht in einer derart schwindelhaften Höhe, wie in Deutschland. Der durchschnittliche Tagesverdienst für tüchtige und fachkundige Arbeiter dürfte sich etwa auf 18—20 Lire belaufen. Aber — für dieses Geld hat der Arbeiter auch ganz andere Möglichkeiten, sich das zum täglichen Leben Notwendige zu beschaffen als heute in Deutschland. So ist es leicht möglich, für ca. 3 Lire, z. B. in Verona (eine Stadt mit ca. 86000 Einwohnern), ein gutes und vor allem nahrhaftes Mittagessen zu beschaffen. Der Liter Wein kostet ca. 3 Lire. Brot, ausschließlich weißes, ist beliebig viel im freien Handel zu erhalten; ebenso Zucker, Eier, Fleisch, Obst, Tabak usw., und alles zu angemessenen, von der Regierung festgesetzten Preisen und ohne Lebensmittelmarken. Ebenso sind auch Kleider, Schuhe usw. zu verhältnismäßig normalen Preisen zu bekommen. Teuer, zum Teil bedeutend teuerer als bei uns sind nur Luxusartikel. Das Leben auf dem Lande ist natürlich entsprechend billiger. Besonders bemerkenswert war mir, daß ich als Deutscher überall, sowohl bei den Behörden als auch bei Privatleuten, sehr gut und zuvorkommend aufgenommen wurde. Irgendwelche Schwierigkeiten wurden mir in keinem Fall in den Weg gelegt.

In ganz Südtirol, das von den Italienern besetzt ist, kann man vollkommen mit Deutsch durchkommen. Italienisch spricht dort niemand, mit Ausnahme der italienischen Beamten. Ganz im Gegensatz zu den französischen Besatzungstruppen in der Pfalz sind die italienischen Truppen außerordentlich höflich und belästigen die Einwohnerschaft in keiner Weise. Lediglich in Bozen soll es zu kleineren Reibereien zwischen Italienern und Einwohnern gekommen sein; jedoch Vorkommnisse, wie sie in der Pfalz an der Tagesordnung sind, kennt man in Südtirol nicht. Die italienische Sprache einigermaßen beherrschen muß man erst in der Gegend von Trient und südlich davon. Dort dürfte es kaum möglich sein, mit der deutschen Sprache allein auszukommen.

München. Wolfgang Bedenk.

[1]) Inwieweit hier politische Fragen mitsprechen, ist mir nicht bekannt.

Island und seine Deutschfreundlichkeit.

In meinen zahlreichen Schriften über Land und Leute der fernen Polarinsel Island, die im Laufe eines mehr als 30 jährigen Studiums dieses „äußersten Vorpostens germanischer Kultur" entstanden sind[1]), habe ich mit aufrichtiger Freude immer wieder hervorheben können, welch hohe Achtung und Verehrung wir Deutschen im Vorzuge vor anderen Völkern noch stets unter dem wackeren kleinen germanischen Brudervolke der Isländer genossen haben. Mit Genugtuung habe ich deshalb auch, als sich der Wahnsinn des zu unserer Vernichtung heraufbeschworenen Krieges unter der lügnerischen Hetze unserer Neidinge immer weiter in die Völker hineinfraß, in meinen verschiedenen während des Weltkrieges erschienenen Veröffentlichungen über das damals fast ganz von aller Welt abgeschlossene Island darauf hinweisen dürfen, wie die braven Isländer nie an uns irre geworden sind, sondern auch in dieser unserer schwersten Zeit immer treu zu uns gestanden, ja uns sogar das Wort geredet haben, trotzdem die Faust Englands fast unmittelbar seit Kriegsbeginn entsetzlich auf ihnen lastete und wohl kein anderes so hilfloses kleines Volk mit grausameren Geißelhieben vergewaltigte. Obwohl man die Isländer durch klug berechnete Vergiftung der Gemüter, über die ich in meinen angeführten Veröffentlichungen gleichfalls zur Genüge berichtet habe, in diesem ihrem Glauben an Deutschland zu erschüttern und ihnen ihr Germanentum zu verseuchen und zu vernichten suchte, machten diese, sofort stutzig geworden, nicht nur in ihren ersten Zeitungen von vornherein energisch Front gegen die ihnen aufgedrängten Lügenkriegsnachrichten, sondern verlangten sogar bei der Anwesenheit eines englischen und eines französischen consul missus in der isländischen Landeshauptstadt Reykjavik aufs heftigste nach einem deutschen consul missus an Stelle des nach Kopenhagen entlaufenen (!) dänischen Handelskonsuls Deutschlands. Fernerhin stellte man, wie eine eben damals in Reykjavik erschienene Kriegsbroschüre des größten Deutschenfreundes auf Island Bjarni Jónsson frá Vogi beweist, unter den Augen derselben englischen und französischen Sendkonsuln unerschrocken öffentlich die Forderung nach guten und billigen deutschen Waren zur Beseitigung der immer entsetzlicher werdenden Teuerung auf, veröffentlichte in einer hauptstädtischen Zeitung das berühmt gewordene „von Bülow-Björnson-Interview", unter dem Titel „Die Wurzeln von Deutschlands Kraft" einen Auszug aus Trietschs „Deutschland: Tatsachen und Ziffern", einen „Siegesgruß an Deutschland" in Gestalt eines zugleich in isländischer und deutscher Sprache gedruckten flammenden Heldensanges und schrieb mir von mehreren Seiten: „Wir alle warten auf nichts sehnlicher als auf die neue Teutoburgerwald-Schlacht!" Von einer ganzen Gemeinschaft isländischer Großkaufleute aber erhielt ich, als auf ganz Island seit mehr als drei Jahrzehnten mit einem fast unbegrenzten Vertrauen geehrter „Islandfreund", den man nun einmal allenthalben auf Island als einen Mittelpunkt für Vermittelungen mit Deutschland zu betrachten scheint, ein ausführliches Schriftstück, in dem es u. a. heißt: „Vor dem Kriege hatte bereits eine recht schöne Handelsverbindung zwischen dem großen Deutsch-

[1]) Siehe meine drei größeren illustrierten Reisewerke „Unter der Mitternachtssonne durch die Vulkan- und Gletscherwelt Islands" (Leipzig 1906, Abel und Müller Verlag), „Wüstenritte und Vulkanbesteigungen auf Island" (Altenburg 1909, Stephan Geibel Verlag) und „In Lavawüsten und Zauberwelten auf Island" (Berlin 1911, Alfr. Schall Verlag).

land und dem kleinen Island eingesetzt, und mit jedem Jahre wuchs der Umsatz. Wir waren mehr als zufrieden damit, da wir erkannten, daß wir gut behandelt wurden, und daß die Deutschen nicht auf uns herabsahen, sondern uns, obwohl wir nur ein kleines Volk sind, als Geschäftsfreunde betrachteten. Außerdem möchten wir behaupten, daß, indem wir die deutsche Tatkraft kennen und sie achten lernten, wir Geschäftsleute selbst tüchtiger und energischer geworden sind .... Es ist ewig schade, daß Deutschland jetzt während des Krieges nicht einen tüchtigen consul missus auf Island unterhalten hat, der Deutschlands Interessen gewahrt hätte. Es müßte dies ein energischer geborener Deutscher sein, der unsere Verhältnisse kennte und soweit wie möglich unsere Sprache spräche .... Deutschland hat viele Freunde auf Island, während die Zahl der Anglomanen bei uns nie groß gewesen ist und besonders jetzt rasch abnimmt .... Jedenfalls aber sind wir nach dem Kriege gern bereit, wieder mit Deutschland Handel zu treiben. Jetzt denken wir gar oft daran und träumen davon, ob der alte „Barbarossa" nicht aus seinem Schlafe erwache."

Wenn ich nach diesen, bei der Beschränktheit des Raumes nur äußerst kurz gehaltenen Darlegungen über die Deutschfreundlichkeit Islands, wie sie sich namentlich während des Krieges gezeigt hat, schließlich besonders auf meine Ausführungen in meinem Aufsatze „Deutsch-isländische Handelsinteressen" (Weserzeitung Nr. 25381) und am Schlusse meines Aufsatzes „Frankreich-England und Deutschland auf Island" (Leipz. N. N. 1914, Nr. 297) verweise, in denen ich Mittel und Wege zu zeigen versuchte, die wir anwenden und einschlagen müssen, um Island, auf dem man förmlich nach bestimmten deutschen Waren „schreit", auf neuer Basis endlich einmal entgegenzukommen und die Hand zu reichen; wenn ich hier nur kurz erwähne, wie Isländer neuerdings vornehmlich in Deutschland studiert haben; daß fernerhin verschiedene industrielle Einrichtungen auf Island von deutschen Firmen ausgeführt worden sind und z. T. noch von Deutschen verwaltet werden, deren Kenntnisse, Tüchtigkeit und Arbeitskraft man dort also wohl zu schätzen weiß; wenn ich auch hier nochmals darauf aufmerksam mache, daß wir den Isländern, die wahrlich viel für uns übrig haben, in dem mir von ihnen selbst kürzlich vorgeschlagenen Tauschhandel mit deutschen Waren einen Markt für ihre Schafwolle, Schafpelze, Seehundfelle, Eiderdaunen, Hammelfleisch, Walprodukte, Lachse und Forellen, Ponys, Butter u. a. m. eröffnen sollten; und wenn ich endlich hervorhebe, daß man sich auf Island neuerdings mit Gedanken an eine energischere Ausnützung der großen Wasserfälle der gewaltigen Ströme des Landes zur Beschaffung ungeheurer Kräfte für industrielle u. a. Anlagen, an den Bau einer elektrischen oder gar Eisenbahn durch das Südland trägt, und daß man dabei schon an die Heranziehung auswärtiger Arbeitskräfte gedacht hat, so wird man es begreiflich finden, daß mir eine Einwanderung deutscher Arbeitswilliger nach Island als durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegend vorschwebt.

1870 Quadratmeilen umfassend, also ebenso groß wie die deutschen Südstaaten Bayern, Württemberg und Hessen zusammengenommen, ist Island zwar nur an seinen Küsten, in den Tälern und einzelnen Tiefebenen bewohnbar, wo sich auch der einzige nutzbare Graswuchs findet; aber bei rationeller Bodenbewirtschaftung, zunächst namentlich Entwässerung großer nasser Wiesenstrecken, Bewässerung zu trocken liegenden Geländes, Trockenlegung von Sümpfen, vornehmlich auch einer vernünftigen Bodendüngung, könnte das große Land mit heute nur 96000 Bewohnern eine Bevölkerung von gewiß einer Million

Menschen ernähren. Leider ist der isländische Bauer für dies alles bis heute nur nicht zu haben gewesen. Der heutige Viehbestand von 800000 Schafen, 26000 Rindern und 45000 Pferden könnte sicher auf 3—4 Millionen Schafe und 100000 Stück Rindvieh gebracht werden. Welche Möglichkeiten würden sich damit für das heute immer noch viel zu wenig beachtete Island, dieses treue Altgermanenland, in allen Beziehungen eröffnen!

Vielleicht hilft deutsche Arbeitskraft und Tatkraft, deutsche Kenntnistüchtigkeit und Willfährigkeit, wenn zunächst auch nur einzelner, die sich da droben eine neue Heimat suchen würden, in der sie ihr Deutschtum sicher nicht verlieren werden, dem wackeren germanischen Brudervölkchen zur Erreichung dieses hohen Zieles, zum Danke für die „Germanentreue" Islands und zur Knüpfung festerer Bande zwischen Germanentum und Germanentum diesseits und jenseits der Meere, die auch unserem von einer Neidingswelt zu Boden geworfenen und auf lange Jahre in Ohnmacht gestoßenen Vaterlande im Laufe der Zeiten wieder aufzuhelfen berufen sein und wirken könnten.

Brünlos im Erzgebirge. Magister Carl Küchler.

Nachlese.

Wir haben uns auf der ganzen Erde umgesehen, wo noch Platz wäre oder Geneigtheit, unsere deutschen Brüder, die auswandern wollen, aufzunehmen. Mit welchem Erfolg zeigen diese Blätter. Welche Länder fehlen noch? Frankreich oder England und ihre Kolonien? Es wird wohl kein Mensch in Deutschland auf den Gedanken kommen, dort eher sein Glück finden zu können, als in der Heimat. Holland oder Skandinavien? Die schicken selbst eine Flut ihrer eigenen Kinder hinaus, die zuhause kein Unterkommen mehr finden. Die Schweiz ist von Fremden überfüllt. Spanien? Es wird wohl den und jenen von uns herzlich willkommen heißen, obwohl Frankreich die giftigsten Reden über uns in seine Ohren bläst. Wer eine feste Anstellung in der Tasche hat, der mag getrost sein Bündel schnüren und hinüberziehen. Portugal geht im Sumpf verloren, die Belgier verwünschen uns —, Österreich und Ungarn hungern und sind wie wir in der Hand der Feinde. Man hat uns von Sibirien erzählt. Dort flösse Milch und Honig; dort gäbe es Land für jeden Zuwandernden, so viel er bearbeiten könne, in jedem Ort deutsche Kirchen und Schulen und bei allen Bewohnern tiefe Verehrung und Liebe für alles Deutsche. Es klang wie ein schönes Märchen. Aber die Türe zu diesem Paradies ist vorläufig noch verschlossen, von Rußlands zuckenden Händen zugehalten. Bei der Krim ist's ähnlich. Ganz Asien scheint uns verriegelt durch Haß und Mißgunst unserer Feinde. Also doch übers Meer? Vielleicht nach Afrika? Der ganze Norden ist für Deutsche unmöglich, denn überall sind die Kolonien der Entente. Nur im spanischen Marokko könnte es vielleicht für einzelne Unterschlupf geben. Togo und Kamerun sind uns verloren. Die südafrikanische Union, die zu 60 Prozent von weißen Buren besiedelt ist, zeigt einige Freundlichkeit gegen unsere Landsleute, doch können dort nur Kaufleute, die über viele Mittel verfügen, ihr Fortkommen finden. Vielleicht Australien? Dort haßt man die Deutschen glühend und vertreibt lang Angesessene von Haus und Hof. So bleibt also doch nur Amerika. Was davon zu halten ist, berichten die vorhergehenden Seiten. Argentinien und Chile mögen manchen verlocken. Man hört auch von dem und jenem, der dort das große Los gewonnen habe. Aber von den unzähligen Massen, die den Wohlstand dieser Länder gründen halfen und die doch ewig Sklaven blieben,

oder die vom Fieber verzehrt und durch die furchtbarste Not zu Verbrechern wurden, wer spricht noch von denen? In Chile blüht das Deutschtum, wie in Argentinien. Das Klima ist Deutschen zuträglich und der Handel hat durch den Krieg einen riesigen Aufschwung genommen. Deutsche Kaufleute und Handwerker finden reichlich Arbeit dort, aber in größerer Anzahl sind sie nicht willkommen. Von Mexiko hört man, daß es deutschfreundlich sei. Trotzdem sind die Aussichten für Auswanderer ungünstig, denn aus den in den Krieg verwickelten amerikanischen Ländern kam schon eine recht große Anzahl deutscher Flüchtlinge in das gastfreie Land, so daß uns ein Freund von drüben schrieb: „Schickt uns vorderhand keine Auswanderer, hier sind schon zu viele eingetroffen!“ Leute, die Kapital haben, können sich an Guatemalas reichem und sehr bedeutendem Handel beteiligen, was auch in Kolumbia, Venezuela und Peru möglich zu sein scheint. Paraguay und Brasilien sollen es nicht genau nehmen mit den Versprechungen, die sie den Einwanderern geben. Diese werden oft genug in die ungesundesten Gegenden gelockt, wo sie ihr Fortkommen nur unter unsäglichen Mühen finden können und von ungewöhnlich vielen Gefahren bedroht sind. Überhaupt keine Illusionen! Aus den Vereingten Staaten erhielten wir das kürzlich erschienene Buch Five months in the Argentine von Katherine S. Dreier und lesen darin: „Als ich selbst das Elend sah, dem diese Einwanderer oft ausgesetzt sind, wurde mir der Unterschied zwischen Schein und Wirklichkeit klar. Auf den ersten Blick könnte man glauben, der Einwanderer empfange jede mögliche Unterstützung, um sich eine Existenz gründen zu können. Das Geld, das ihm geliehen wird, der Kredit, den er bekommt, das Land, um das man nur nachzusuchen braucht, um es zu erhalten — all das sieht auf dem Papier so glänzend und verheißungsvoll aus! Aber wie steht es in Wirklichkeit? Der Einwanderer kommt im Hafen an, weiß nicht, was er zu tun hat, um sich die Vorteile, die so verlockend scheinen, zu sichern, nimmt schließlich irgendeine Stellung an, wird auf eine ‚estanzia‘ geschickt, und dort wird er wirklich zum Sklaven des Eigentümers, oder er kommt notdürftig in einer Fabrik in den Städten unter.“

Über die Art der Auswanderungswilligen entnehmen wir einer vom bisherigen Leiter der Münchner Zweigstelle des Reichswanderungsamtes, C. H. Thewalt, und dem Schriftleiter der Süddeutschen Auswandererzeitung, Dr. Georg Panzer herausgegebenen Schrift „Das Amt der verlorenen Worte“ (Verlag der Politischen Zeitfragen Dr. Franz Pfeiffer, München 1920) folgende Sätze: „Die Durchsicht der Besucherlisten der Beratungsstellen ergibt ein ganz merkwürdiges Bild: die Leute, die wir gerne entbehren würden, die ungelernten Gelegenheitsarbeiter, die Glücksjäger, die Abenteurer, nicht zum wenigsten auch die politischen Spekulanten, die bleiben uns hübsch warm erhalten. Dagegen müssen wir jene Leute aus unserm Lande scheiden sehen, die man nach den früheren volkswirtschaftlichen Begriffen als die stabilen Momente der Volkswirtschaft bezeichnete, den kleinen Mittelstand, das kleine Gewerbe, das kleine Handwerk und die unselbständigen Landwirte, just eben jene Elemente, die man für den Wiederaufbau am allernotwendigsten brauchen könnte.“ In München waren 60 Prozent der Leute, die um Auskunft über Auswanderungsangelegenheiten fragten, landwirtschaftliche Arbeiter. Der Eindruck wird immer stärker, daß es das Ausland zielbewußt auf unsre wirtschaftlichen Kerntruppen abgesehen habe, auf unsre Landwirtschaft, auf unsern tüchtigen gelernten Handwerker- und Gewerbestand. Die heutigen Auswanderer sind tätige Wegsucher und Arbeiter, die sich von ihrem Vorhaben nicht durch Abraten abbringen lassen werden. Nur durch bestimmte Vorschläge, wie es besser zu machen wäre, könnten vielleicht manche von ihnen zur Umkehr veranlaßt werden.

Einführungen ins chinesische Volkstum.

Einer unserer besten, wenn nicht der beste Sinologe der Gegenwart, der erste Dolmetscher der deutschen Gesandtschaft in Peking, der nach 30jährigem Zusammenleben das chinesische Volk gründlich kennen gelernt hat und unter den höchsten Würdenträgern seine Freunde zählt, gab mir einmal im Laufe des Gesprächs eine als Manuskript gedruckte kleine Broschüre mit den Worten: „Lesen Sie das, das ist das beste, was über die Chinesen geschrieben ist." Es war: Grube, Über das chinesische Volkstum. Es sollte eigentlich keines Beweises weiter bedürfen, daß ein solcher anerkannter Kenner der Chinesen und dabei als Sinologe so hoch verehrter Gelehrter wie Grube imstande sei, bei seinem echt deutschen Gelehrtenfleiß ein mustergültiges Buch über die chinesische Literatur zu schreiben. Es ist dies Werk, erschienen im Verlage von Amelang in Leipzig, auch im Kreise der mehr als oberflächlich für chinesisches Volksleben interessierten Deutschen des Ostens und der Heimat denn auch längst als ein Meisterwerk bekannt, das zu ihrem unentbehrlichen Besitz gehört. Nur möchte der Verfasser dieser Zeilen dieser allgemeinen Empfehlung noch ein persönliches, nicht minder empfehlendes Erlebnis hinzufügen. Als er im Laufe dieses Krieges zugleich Leiter der Realschule in Tientsin war, wurde er (trotz des Kriegszustandes beider Länder!) als Lehrer für einen Oberkursus ehemaliger Schüler der deutsch-chinesischen Schule gewünscht, unter denen mehr als dreißigjährige Söhne der ersten Familien des Landes und chinesische Lehrer waren. Zu des Verfassers Lehrfächern gehörte: Aufsatzkunde. Bei dem Thema: Warum ist Konfuzius ein besserer Volkslehrer als Buddha? stellte sich heraus, daß jene Schüler über den Stoff nicht genügend orientiert waren, ihre chinesischen Gedanken mindestens nicht in deutsche Form kleiden konnten. Der gegebene Vermittler war hier Grube: Die Geschichte der chinesischen Literatur. Die Chinesen verstanden ihn nicht nur, sondern bewunderten sein Verständnis für jene Meister Chinas und die klare Darstellungsweise.

Das gleiche gilt von dem korrespondierenden Werk: Florenz, Geschichte der japanischen Literatur. Es führt in die Geisteswelt dieses Volkes ein, wie kein zweites, und müßte zum Verständnis des Volkes allen phantastischen Darstellungen, zumal der von Leokadio Hearn, entschieden vorgezogen werden. Wer in das Denken und Empfinden jener beiden östlichen Völker bis hinunter in ihren Mittelstand (das in landläufigen Reisebeschreibungen meist geschilderte ungebildete Volk natürlich ausgenommen) wirklich eindringen will, der greife zu diesen beiden Meisterwerken und stelle sie als dauernde Nachschlagewerke in seine Bibliothek. Er wird auch für das eigene Denken manche Anregung finden.

Gouvernements-Oberpfarrer Ludwig Winter aus Tsingtau.

Auslandswegweiser.

Verlag von L. Friedrichsen und Co., Hamburg. Herausgegeben vom Weltwirtschaftsarchiv, Zentralstelle des Hamburgischen Kolonialinstituts und dem Ibero-Amerikanischen Institut. Es werden auf Grund des besten erreichbaren Materials allgemeine Fragen, sowie die wirtschaftlichen, rechtlichen und sonstigen Verhältnisse der Länder geschildert, die sich für deutsche Auswanderung eignen. Außerdem werden für Wissenschaftler und Praktiker wichtige Auskünfte über Wirtschaft, Kultur und Recht der betreffenden Länder erteilt.

Empfehlenswerte Literatur für Auswanderer.

(* Zwar z. T. überholt, aber in seinen allgemeinen Angaben noch nicht veraltet.)

Preise ohne Teuerungszuschlag.

Allgemeines.

1 Übersichtliche Darstellungen der Verhältnisse in den Auswanderungsländern. Hrsg. i. Auftr. d. Reichswanderungsamtes. H. 1 ff. 8°. Umschlagtitel: Auskunftshefte für deutsche Auswanderer. — 1. Argentinien. Nov. 1919. 2. Holland. Febr. 1920. 3. Süd-Brasilien. Jan. 1920. 4. Norwegen. März 1920. 5. Schweden. März 1920. 6. Einwanderungs- u. Kolonisationsgesetz der Vereinigten Staaten von Venezuela vom 20. Juni 1918. März 1920. Berlin, Zentralverlag 1919. H. 1, 2, 4, 5 M. —.80, H. 3, 6 M. 1.50.

2 Sapper, Karl: Natur u. Lebensbedingungen in tropischen und tropennahen Gebieten. Ein praktischer Ratgeber. 124 S. (Auslandswegweiser, hrsg. v. d. Hamb. Welt-Wirtsch.-Archiv u. d. Ibero-Amerikan. Institut. Bd. 3.) Hamburg, Friederichsen 1920. M. 7.50.

3 Hammerstein, H. L.: Taschenbuch für Auswanderer u. Tropensiedler. M. Abb. 102 S. Hamburg, Thaden 1919. M. 3.60.

4 Hoeniger, Franz: Auslandsreisen, Auswanderung, Steuerflucht. Paß-, Geldverkehr-, Steuervorschriften. 88 S. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 1919. M. 4.—.

5 Preuße-Sperber, O.: Auswanderer-Katechismus. 194 S. 8°. Dresden, Verlag zeitgem. Schriftwerke 1920. M. 6.—.

*6 Niessen-Deiters, Leonore: Die deutsche Frau im Auslande u. i. d. Schutzgebieten. Nach Originalberichten. 1 Karte, XV, 302 S. 8°. Berlin, Fleischel 1913. M. 3.50.

Zeitschriften.

7 Nachrichtenblatt des Reichsamts für deutsche Einwanderung, Rückwanderung u. Auswanderung. Berlin: seit 15. Mai 1919. Berlin W 8, Wilhelmstraße 71. Vierteljährl. M. 5.—.

8 Reichswanderungsamt. Merkblatt. Berlin seit 1919.

9 Der deutsche Auswanderer. Veröffentlichungen d. Evangel. Hauptvereins f. deutsche Ansiedler u. Auswanderer. Witzenhausen a. d. Werra, seit 1902. Halbjährl. M. 0.50.

Gesundheitliche Ratgeber.

10 Gesundheitlicher Ratgeber für Auswanderer, zsgst. v. Institut für Schiffs- u. Tropenkrankheiten zu Hamburg. Mit 5 Abb. 66 S. 8°. (Auslandswegweiser. Hrsg. v. Hamb. Welt-Wirtsch.-Archiv und dem Ibero-Amerikanischen Institut), Bd. 2. Hamburg, Friederichsen 1920. M. 2.50.

11 Kuelz, Ludwig: Gesundheitsbüchlein f. Auswanderer und Auslandsdeutsche. Ein Wegweiser, um in der Fremde gesund zu bleiben. Mit Anh. über Tierzucht und Tiererhaltung in den Tropen. IV, 127 S. 8°. Hamburg, Thaden 1919. M. 4.—.

12 Kuelz, Ludwig: 40 gesundheitliche Gewissensfragen an den Auswanderer u. ihre Beantwortung durch die Auslandserfahrung. 16. S. 8°. Hamburg, Thaden 1920. M. —.50.

13 Kuelz, Ludwig: Die Hausapotheke des Auslandsdeutschen nebst einem ABC der Krankenpflege. Unter Berücks. der tropischen u. arztlosen Gebiete. IV, 28 S. 8°. Hamburg, Thaden 1920. M. 2.—.

Ostasien, Sibirien und Niederländisch-Indien.

14 v. Mackay, Dr. Freiherr: China, die Republik der Mitte, Probleme und Aussichten. Berlin 1914, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. M. 6.50.

15 Schweitzer, Georg: China im neuen Gewande. Kultur u. Wirtschaft im fernen Osten. 243 S. 8°. Berlin, Sigismund 1914. M. 4.—.

16 Erkes, Eduard: China. 168 S. 8°. (Perthes Kleine Völker- u. Länderkunde. Bd. 7.) Gotha, Perthes 1919. M. 5.—.

*17 Rathgen, Karl: Die Japaner in der Weltwirtschaft. 2. Aufl. 8°. (Aus Natur u. Geisteswelt, 72.) Leipzig, Teubner 1911. M. 1.—.

*18 Bockelmann, Albrecht v.: Wirtschaftsgeographie von Niederländisch-Ost-Indien. (Angewandte Geographie 2, 2.) Halle a. S. 1904. M. 1.80.
*19 Schoeppel, F. A.: Kommerzielles Handbuch von Niederländisch-Indien, XII, 301 S. 4°. (Abhandl. d. k. k. geogr. Ges. in Wien. Bd. 6. Nr. 2.) Wien, Lechner 1907. M. 15.—.
*20 Goebel, Otto: Vom Ural bis Sachalin. 166 S. 8°. Berlin, D. Reimer 1913. M. 3.60.
*21 Goebel, Otto: Volkswirtschaft des Ostbaikalischen Sibiriens ums Jahr 1909. Mit 7 Karten. VI, 206 S. 8°. (Berichte über Landwirtschaft. H. 19.) Berlin, Parey 1910. M. 2.70.
*22 Goebel, Otto: Volkswirtschaft des Westbaikalischen Sibiriens. Mit 4 Kt. X, 326 S. 8°. (Berichte über Landwirtschaft. H. 14.) Berlin, Parey 1910. M. 3.20.

Südwestafrika.

*23 Deutsch-Südwestafrika. Amtlicher Ratgeber für Auswanderer. Mit 44 Bildern u. 2 Karten. 4. veränd. Ausg. 161 S. Berlin, D. Reimer 1912. M. 1.—.

Nordamerika.

*24 Fleck, Anton A.: Kanada. Volkswirtschaftl. Grundlagen u. weltwirtschaftl. Beziehungen. XIV, 367 S. 4°. (Probleme d. Weltwirtschaft. 10.) Jena, Fischer 1912. M. 13.—.
*25 Dittmar, E. C.: Die Einwanderung gebildeter weiblicher Erwerbsbedürftiger nach den Vereinigten Staaten. M. Anh.: Die Einwanderung junger Männer. IV, 172 S. 8°. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing 1909. M. 1.50.
*26 Nordamerikanische Fragen. II. Heft der Veröffentlichungen der Handelshochschule München. 71 S. 8°. Leipzig, Duncker & Humblot, 1914.

Dr. Heinrich Waltz, Hamburg.

Latein-Amerika im ganzen.

*1 Karl Kaerger: Landwirtschaft u. Kolonisation im Spanischen Amerika. Bd. 1 u. 2. 1. Die La Plata-Staaten. 2. Die südamerikanischen Weststaaten und Mexiko. Leipzig, Duncker & Humblot 1901. M. 42.80.
*2 Preuße-Sperber, O.: Süd- und Mittelamerika. Seine Bedeutung für Wirtschaft und Handel. Ein Ratgeber für Exporteure . . . Ansiedler . . . VI, 218 S., 38 Abb. Berlin, O. Salle 1913. M. 5.—.
3 Südamerika. Sondernummer der Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt". 6. Jahrg. 1920. H. 2/3.
4 Südamerika, Organ für deutsche Auswanderung und Ansiedlung in Südamerika. Publikationsorgan des Schutzverbandes f. d. Deutschen im Ausland (Berlin E. V.) und d. Vereins zum Schutz german. Einwanderer in Buenos Aires. Herausg. G. Stezenbach, Freiburg im Br., Reiterstr. 11. (Erscheint monatlich.) W. Süßerott G. m. b. H., Berlin S 59, Hasenheide 9. Vierteljährl. M. 3.15.

Mexiko.

*5 Erich Günther: Illustriertes Handbuch von Mexiko m. bes. Berücks. d. dtsch. Interessen. 371 S. 8°. Hamburg-Farmsen, Günther, E. 1912. M. 8.—.
6 Mexiko. Sondernummer von „Ausland u. Heimat" Jahrg. 12. 1919. Nr. 45. Stuttgart, „Kolonie u. Heimat" Verlags-Ges.
7 Ottmann, Victor: Mexikaner. Ein Buch über Land u. Leute i. Mexiko. 83 S. (Zellenbücherei Nr. 9.) Gaschwitz b. Leipzig, Dürr & Weber 1920. M. 5.—.
8 Deutsch-mexikanische Rundschau. Hrsg.: Deutsch-mexikan. Ges. E. V. Sitz München. Schriftl. Dr. Rich. Escabes. Jahrg. 1. Juli 1919–Juni 1920. 12 Nrn. Pfullingen (Württ.), Knapp & Cie. Vierteljährl. M. 3.50.
9 Hagelberg, Karl: Anleitung zum Plantagenbau im mexikanischen Tieflande. Ein beratendes Wort für angehende Pflanzer. 57 S. Schleswig, Ibbeken 1919. M. 2.50.

Venezuela.

*10 Wilhelm Sievers: Venezuela und die deutschen Interessen. Mit 1 Kte. 107 S. (Angewandte Geographie Ser. I, 3.) Frankfurt a. M., Keller 1903.

11 Einwanderungs- u. Kolonisationsgesetz der Ver. Staaten v. Venezuela vom 20. Juni 1918. (31. S.) (Übersichtl. Darstellungen d. Verhältnisse in den Auswanderungsländern.) (Auskunftshefte f. deutsche Auswanderer, H. 6.) Berlin, Zentralverlag 1920. M. 1.50.

12 Venezuela, Sondernummer von „Ausland und Heimat", Jahrg. 13. 1919. Nr. 6. Stuttgart, „Kolonie und Heimat", Verlags-Ges.

Kolumbien.

13 Burckhardt, Wilh. G.: Kolumbiens Reichtum seine Landwirtschaft, VI, 56 S. (Süßerott's Kolonial- und Auslands-Bibl. Bd. 46.) Berlin, Süßerott 1919. M. 5.50.

Peru.

14 Preuße-Sperber, O.: Peru. Eine Skizze seines wirtschaftl. und staatlichen Lebens. 75 S. 8°. (Angew. Geographie, Serie 4, Heft 7.) Frankfurt a. M., Keller 1913. M. 3.—.

15 Greulich, Oskar: Peru. Studien u. Erlebnisse. 162 S. 8°. (Orell Füßli's Wanderbilder Nr. 381—390.) Zürich, Füßli 1915. M. 5.—.

Bolivien

*16 Bacano, Max Josef v.: Bolivien in Wort und Bild. Aus seiner Vergangenheit u. Zukunft v. Max Josef v. Bacano und Hans Mattis. 2. Aufl. 225 S. 1 Karte. 8°. Berlin, Reimer 1911. M. 10.75.

17 Sanjinés, Guillermo: Das heutige Bolivien und seine Zukunft. 105 S. 8°. Hamburg, Babst 1913.

18 Pfannenschmidt, Ernst: Boliviens Land- u. Volkswirtschaft. 58 S. 8°. (Berichte über Land- und Forstwirtschaft im Auslande. St. 24.) Berlin, Parey 1916. M. 1.—.

Chile.

19 Aufklärung f. Auswanderer nach Chile. Hrsg. v. deutsch-chilen. Bund. Santiago, Casilla de correo 3457 (Huérfanos 833). 34 S. Valparaiso, Impr. Victorio 1920.

Argentinien.

20 Schmidt-Klugkist, Wilhelm und Christian Grotewold: Argentinien in geograph., geschichtlicher u. wirtschaftl. Beziehung. 2. umgearb. u. vermehrte Aufl. T. 1—2. Hannover, Hahnsche Buchhandlg. 1919. M. 43.20.

21 Argentinien. 30 S. Übers. Darst. d. Verhältnisse in d. Auswanderungsländern. (Auskunftshefte f. dtsche. Auswanderer) H. 1. Berlin, Zentralverlag 1919. M. —.80.

22 Stichel, Bernhard: Argentinien. 2. Aufl. Mit 1 Übersichtskarte. 192 S. (Auslandswegweiser. Hrsg. von dem Hamb. Welt-Wirtsch.-Archiv u. d. Ibero-amerikan. Institut. Bd. 1.) Hamburg, Friederichsen 1920. M. 6.—.

23 Martin, Kurt: Die Aussichten des deutschen Auswanderers in Argentinien. 36 S. 8°. (Veröffentl. d. deutsch-argentinischen Zentralverbd. z. Förderung wirtsch. Interessen. Heft 13.) Berlin, D. Reimer 1919. M. 1.50.

24 Plotho, Siegfried Frhr. von: Wer kann nach Argentinien auswandern? Aufzeichnungen eines soeben von dort zurückgekehrten Deutschen. 2. Aufl. 14 S. 8°. (Koloniale Abhandl. H. 75/76.) Berlin, Süßerott 1919. M. 1.40.

25 Heintze, Paul Friedrich: Argentinien als Ziel des deutschen Auswanderers. 32 S. 8°. Buenos Aires 1919.

25a Deutscher Volksbund für Argentinien: Berater für deutsche Einwanderer nach Argentinien. Bearbeitet vom Deutschen wissenschaftlichen Verein. 89 S. Buenos Aires 1920. Rs. 1.—.

Uruguay.

26 Uruguay. Sondernummer von „Ausland und Heimat", Jahrg. 1919/20. Nr. 8. Stuttgart, „Kolonie und Heimat"-Verlagsges.

Paraguay.

*27 Fischer-Treuenfeld, R. v.: Paraguay in Wort und Bild. 2. Aufl. VIII, 379 S. 8°. Berlin, Mittler & Sohn 1906. M. 5.—.

28 Romero, Genaro: Republik Paraguay (Das Land des Sonnenscheins, d. Blumen und Früchte). Handbuch für Einwanderer. Asuncion 1914. Übers. und herausg. von Generalkonsul Ludwig Rehwinkel. Mit 1 Kt. v. Paraguay. Skizze v. Süd-Amerika u. 11 Abb. 48 S. Berlin, D. Reimer 1914. M. 4.—.

29 Vogler, F.: Was muß der Auswanderer von der Republik Paraguay wissen? 48 S. 8°. Diessen vor München, Huber 1919. M. 2.50.

30 Die Wahrheit über Paraguay, Winke f. Einwanderer. Hrsg. unter Benutzung amtl., privater u. eigener Quellen v. Deutsch. Volksbund f. Paraguay, bearb. v. seinem 1. Vorsitzenden R. John in Asuncion. Mit 1 Kte. v. Paraguay. 51 S. Sondershausen, Paraguay-Verlag und Dtsch. Überseebund, Berlin W 30, Martin Lutherstr. 95. 1920. M. 3.—.

Brasilien.

31 Schüler, Heinrich: Brasilien. Ein Land der Zukunft. 4. veränderte und fortgef. Aufl. VIII, 232 S. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1919. M. 10.—.

*32 Dettmann, Eduard: Das moderne Brasilien in seiner neuesten wirtschaftlichen Entwicklung. XII, 486 S. Berlin, Paetel 1912. M. 15.—.

33 Bieler, Adolf: Brasilien. Mit 1 Übersichtskarte. 132 S. 8°. (Auslandswegweiser hrsg. v. d. Hamburg. Welt-Wirtschafts-Archiv u. d. Ibero-Amerikanischen Institut. Bd. 4. Hamburg, Friederichsen 1920. M. 8.—.

34 Hinden, H.: Nützliche Winke für Auswanderer nach Brasilien. Hrsg. auf Veranlassung ... der Einwanderer-Beratungsstelle d. Dtsch. Kolonie in Rio de Janeiro. 44 S. 1 Kt. Hamburg, Friederichsen 1920. M. 3.—.

35 Süd-Brasilien. 29 S. (Übers. Darstellungen d. Verhältnisse in den Auswanderungsländern [Auskunftsstelle f. deutsche Auswanderer], H. 3. Berlin, Zentralverlag 1920. M. 1.50.

Dr. Rudolf Großmann, Hamburg.

Verlornes deutsches Blut.

Der Krieg und die Revolution haben uns aus leichtfertigen und unwahren Träumen herausgeschreckt. Und wenn beide, wie alle Not, an uns ihre Erziehungsarbeit vollendet haben werden, dann werden wir ihnen vor allem dafür zu danken haben, daß sie uns das Auge für die Wahrheit und Wirklichkeit der Dinge geöffnet haben. Wir sehen heute unsere Heimat, unser Volk und unsern Staat, aber auch die Völker der Erde in anderm Lichte als früher. Das Bewußtsein vom Werte jedes einzelnen unsrer Volksgenossen ist uns glühend ins Herz geschrieben, und es ist eine heilige Pflicht, dafür zu sorgen, daß dieses Bewußtsein niemals wieder in der Flut gleißnerischer Menschheitsphrasen untergeht. Wir haben das wahre Wesen der Franzosen und der Engländer erkannt, ihren abgründlichen Haß und Neid. Kein Pazifismus kann über die grauenvollen Tatsachen, die diese Erkenntnis beweisen, uns mehr einen blauen Dunst vormachen. Sie sind unsere Feinde. Aber sie waren uns bei Lichte besehen, wenigstens keinen Dank schuldig. In dieser Beziehung sind wir nicht enttäuscht worden. Anders steht die Sache mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dieses sweet land of liberty, dieses Fabelland der Menschenfreiheit, ist von deutschem Blute großgesäugt. Es hat seit einem Jahrhundert Millionen werktätiger Bürger von uns empfangen, und als der Krieg ausbrach, haben wir erkennen müssen, daß diese wertvollen Menschenfrachten, die über den Ozean zogen, weiter nichts gewesen sind als der Völkerdünger, der dem mächtigen Baum der Union zu seinem kraftvollen Wachstum verholfen hat. Haben wir gewußt, wie die angelsächsischen Amerikaner unsere Altvordern und uns selbst je und je

beurteilt und behandelt haben? Wir hätten es wissen können, wenn wir nicht gegen die Wahrheit blind und taub hätten sein wollen. Einer der besten Deutschen, den die jämmerlichen Zustände des alten Deutschland in die neue Welt trieben, hat seine Erfahrungen mit rücksichtslosem Wahrheitsmute öffentlich niedergelegt. Friedrich Kapp, der Vater des Generallandschafts-Direktors Wolfgang Kapp, schrieb in seinem Buche „Aus und über Amerika" im Jahre 1876 von den nach Amerika ausgewanderten Deutschen: „Für die Pilgerväter der unsterbliche Ruhm und die begeisterte Apotheose, für die Oldknickerbocker und Quäker die Verherrlichung der Sage und des Gedichtes, für die alten Kavaliere die rührende Pietät und die stolze Erinnerung des ganzen Landes, für die romanische Einwanderung mit ihren Ritterzügen und Religionskriegen die Goldflitter der Romantik und der blendende Glanz poetischer Verklärung; aber für die neuere deutsche Einwanderung mit ihren Tausenden und Abertausenden, welche in geräuschloser Bescheidenheit die Größe des Landes gründen halfen, fast nichts als der plumpe Hohn und die rohe Verwünschung der Eingeborenen oder gar die Anfeindung und der Haß der eigenen Landsleute!" Man hat das Recht, wenn man von dem durch Auswandern verlorenen deutschen Blute redet, sich vor allem an die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten zu halten. Denn von den rund sechs Millionen, die das deutsche Volk von den Befreiungskriegen bis zum Weltkrieg, also in einem Zeitraum von hundert Jahren, wie aus einer heimlich blutenden Wunde verloren hat, fallen 90% auf die Vereinigten Staaten von Amerika. In hundert Jahren sechs Millionen Menschen! Was bedeutet das? Der Bevölkerungsüberschuß im Deutschen Reich betrug von 1871—1910 23 842 631 Menschen. Ziehen wir davon die 6 Millionen ab, dann bleibt nur ein Überschuß von rund 17½ Millionen. Es ist also der Bevölkerungsüberschuß von zehn vollen Jahren für uns verlorengegangen. Von 1871—1894 sind, um nur eine Zahl herauszugreifen, der deutschen Landwirtschaft 202 363 lebendige Menschenkräfte durch Auswanderung entzogen worden. Kapp hat für den Zeitraum von 1819 bis 1860 festgestellt, daß von den Auswanderern fast 90% noch keine 40 Jahre alt waren. Es handelt sich also hier nicht um abgewelkte, sondern um vollkräftige Glieder des deutschen Volkes. Kapp hat aber auch den Wert des Menschengutes, soweit er in bar und im Kapitalwert der Arbeit steckend errechnet werden kann, folgendermaßen festgestellt: Vom 1. Oktober 1819 bis zum 1. Oktober 1870 verlor Deutschland auf jedes Jahr 30 Millionen Taler bar und 100 Millionen Taler Arbeitskapital. Im selben Zeitraum, also in 51 Jahren, wanderten nach den Vereinigten Staaten $2^1/_3$ Millionen Deutsche aus. Das ergibt im ganzen 500 Millionen Taler bar und 1751096300 Taler Kapitalwert. Amerika hat diese Vorschüsse auf den Schlachtfeldern Frankreichs mit Zins und Zinseszins zurückgezahlt. Der von Toren gepriesene Segen der Auswanderung ist hier mit Händen zu greifen. Die Entwicklung der Union ist durch die fremde und vornehmlich durch die deutsche Einwanderung um volle 40 Jahre beschleunigt worden. Die Staatseinkünfte der Vereinigten Staaten haben sich in der Zeit von 1800—1840, also in 40 Jahren, etwa verdoppelt. In der Zeit von 1840—1860, also in 20 Jahren stärkster deutscher Auswanderung, sind sie auf mehr als das Dreifache bezw. Sechsfache gestiegen.

Halten wir uns bloß die Gesamtsumme der deutschen Auswanderer von 1871 bis 1910 vor Augen, und das sind rund $2^3/_4$ Millionen, auf das Jahr fast 70 000 Menschen, und fragen wir angesichts der jetzigen Haltung der Vereinigten Staaten im Kriege was das Mutterland von diesen Millionen in nationaler Hinsicht gehabt hat, so lautet die Antwort aus dem Munde unserer früheren Landsleute, die sich zum

Weltkriege geäußert haben: „Es hat immer nur eine Flagge gegeben, unter der die Deutſchamerikaner gekämpft haben, und es kann auch niemals mehr als eine Flagge geben, unter der ſie wieder kämpfen werden. Und dieſe Flagge iſt die der Sterne und Streifen.“ (Hermann Ridder, Hauptſchriftleiter der Neuyorker Staatszeitung, Inhaber mehrerer deutſcher Orden.) „Wir ſind ſelbſtverſtändlich Deutſche ... Nur wenn ein Krieg zwiſchen dieſem Lande und Deutſchland oder auch mit irgendeinem andern Lande ausbrechen wird, dann werden wir amerikaniſche Bürger ſein, genau ſo wie wir es im Bürgerkrieg waren.“ (Emil v. Schleinitz, Schriftleiter des „Deutſchen Germania-Herold“.) Daß das Mutterland im Verzweiflungskampfe ſtand um ſein Leben und ſeine Zukunft, dazu fand der ſelbſtverſtändlich Deutſche kein Wort.

Wir fragen: haben die angelſächſiſchen Amerikaner ein Recht, die Deutſchamerikaner und auch uns zu verachten oder nicht? Hören wir, um zu begreifen, daß auch der Deutſchamerikaner niemals in dem Lande ſeiner Wahl ſo ſtolz und frei auftreten konnte wie Angehörige anderer Nationen, was uns die ältere Geſchichte von dem Loſe der deutſchen Einwanderer erzählt. Friedrich Kapp ſagt von den deutſchen Auswanderern des 18. Jahrhunderts: „Deutſchland, ſo hart es heute dem Nationalſtolz klingen mag, nimmt im vorigen (d. h. 18.) Jahrhundert Amerika gegenüber eine Stellung ein, in welcher China gegenwärtig (1867) zu Kuba ſteht; es lieferte den engliſchen Kolonien bloß Hände zur Arbeit. Die deutſchen Auswanderer ſind die Kulis des 18. Jahrhunderts, ſie ſpiegeln das Elend, den Jammer und den Verfall der einſt ſo mächtigen Heimat wieder.“ Wie Sklaven wurden die Vorfahren heutiger Deutſchamerikaner auf dem Markte ausgeboten. Die geleſenſte deutſche Tageszeitung des 18. Jahrhunderts in Amerika, „Der Staatsbote“ von Philadelphia, erließ im Jahre 1764, alſo kurz, nachdem der große Friedrich mit dem Hubertusburger Frieden dem engliſchen Verbündeten den Beſitz Nordamerikas gegen Frankreich hatte ſichern helfen, folgende Anzeige: „Das Schiff Polly iſt von Rotterdam angelangt mit 250 deutſchen Leuten. Selbige ſind alle überaus friſch und geſund. Man melde ſich uſw.“ 1774: „Deutſche Leute. Es ſind noch 50 bis 60 deutſche Leute, welche neulich von Deutſchland angekommen ſind, vorhanden, ſo bei der Witwe Kreiderin im gildenen Schwan logieren. Darunter ſind zwei Schulmeiſter, Handwerksleute und Bauern, auch artige Kinder, ſowohl Knaben als Mädchen. Sie möchten für ihre Fracht dienen.“ 1775: „Es iſt zu verkaufen die Dienſtzeit einer verbundenen Magd. Sie iſt groß und ſtark, einige Arbeit zu tun und kann ſowohl die Stadt- als Landarbeit verrichten. Sie wird keines Fehlers wegen verkauft, nur darum, weil ihr Meiſter ſo viel von dem weiblichen Geſchlecht beiſammen hat; ſie hat noch 4½ Jahre zu ſtehen.“ Dieſes Vorſchießen des Frachtgeldes war eines der niederträchtigſten Mittel, dem armen Eingewanderten die Freiheit zu nehmen im free America. „Die Neger,“ ſagt Kapp, „welche man noch heutzutage (1876) in Afrika ſtiehlt und in die Sklaverei verkauft, werden, wenn nicht beſſer, ſo doch keinesfalls ſchlechter behandelt als die deutſchen Auswanderer des vorigen Jahrhunderts.“ „Erwachſene mußten für ihre Überfahrt 3—6 Jahre dienen. Wer unter 21 Jahren alt war, mußte, bis er dieſes Alter erreichte, Knecht oder Magd werden. Ganze Familien wurden auf dieſe Weiſe zerſtreut. Eltern verkauften ihre Kinder, um ſelbſt frei zu werden; Geſchwiſter wurden häufig auf Niewiederſehen voneinander getrennt, der Herr konnte ſeinen Dienſtboten weiter vermieten und unbedingt über ſeine Perſon verfügen.“ Das war ſo bis in die erſten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein. Bis in die neuere Zeit ſpotteten die Zuſtände auf den Auswandererſchiffen jeder

Beschreibung. Typhus und Cholera wüteten auf ihnen. Im Winter 1847 auf 1848, in welchem sich viele deutsche Gemeinden ihrer Armen durch Zwangsauswanderung entledigten, starben infolge mangelhafter Schiffseinrichtung und Verpflegung über 20 000 Menschen auf dem Wege nach Amerika oder, kaum angekommen, in den Häfen. Noch im Jahre 1867 untersuchte Kapp den Fall des Schiffes „Leibniz". Auf der vom 2. November 1867 bis zum 11. Januar 1868 währenden Fahrt der Leibniz kamen auf 544 Passagiere 108 Tote. Die Angekommenen, wie sie häufig von gewissenlosen Agenten und einer verlogenen Literatur zur Auswanderung verlockt waren, fielen dort frechen Erpressern und Betrügern oft schutzlos anheim.

Gewiß, die neue Gesetzgebung und Auswandererfürsorge hatte in beiden Ländern Wandel geschaffen. Aber konnte ein Volk, dessen Auswanderungsgeschichte solche Züge trägt, menschlich und politisch in der gebührenden Achtung stehen? Wir haben den bündigen Beweis geliefert bekommen, daß das nicht der Fall ist, und auf die Ausgewanderten trifft dasselbe zu. Der deutsche Ausgewanderte ist der damned Dutchman, auf alle Fälle der foreigner, der „Fremde" geblieben. Was übrigens die ausgewanderte Intelligenz betrifft, sagt Friedrich Kapp, der hier als Autorität gelten muß: „Wie wenigen ist es im Verhältnis zu den zugrunde gegangenen Massen gerade geistig bedeutender Auswanderer gelungen, sich die Spannkraft des Geistes, die Energie des Willens zu bewahren, und endlich einen für sich und andere segensreichen Wirkungskreis zu finden." Der Krieg hat es an den Tag gebracht, daß das verlorene deutsche Blut den angelsächsischen Herren und Gewinnern gedient hat, nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Australien und überall da, wo der Angelsachse herrscht. Alles in allem trifft das Wort eines neueren Kenners von Übersee zu, daß unsere Auswanderung nach Übersee im wesentlichen auf der nationalen Verlustseite unseres Landes zu buchen ist.

Welche Aussichten eröffnet uns der Blick in die Zukunft? Mit den schweren wirtschaftlichen Kämpfen werden alle die Gründe wiederum wirksam, die den Abfluß deutscher Volkskraft ins Ausland verschuldet haben! Wenn schon der deutsche Kaufmann heute in eine Welt des Hasses hineinsegelt, welches Los wird dem armen deutschen Auswanderer blühen! Er wird im Einwanderungslande das sein, was der australische Minister Hughes von unserm ganzen Volke sagte: der Paria. Aber auch davon abgesehen, können wir es uns nicht leisten, den Verlust deutschen Blutes fortdauern zu lassen. Auswanderung in gewissen Grenzen ist ein Naturgesetz. „Aber," wie Kapp sagt, „es ist durchaus kein Naturgesetz, daß Deutschland lediglich zu dem Zwecke vorhanden ist, um andern Weltteilen billige Arbeitskräfte zu liefern." Und darum müssen wir darauf bestehen, daß das Blut, das aus naturgesetzlichen Gründen nicht mehr in dem eigentlichen Volkskörper umgehen kann, hinübergeleitet wird in Bahnen, die unter der Aufsicht des Deutschen Reiches stehen.

München. Dr. Tim Klein.

Für was haben wir gekämpft?

Wo ist jetzt das Deutschland, dem der Kampf galt? Alle jungen Krieger, darunter die vorzüglichsten, wurden Politiker. Wo ist das Deutschland, fragten sie, für welches zu kämpfen wir aufgefordert wurden? Es lebt in unserm Innern. Zeigt es uns, wo wir es finden, oder wir sind genötigt, es uns selbst zu suchen!

(Heinrich Steffens, der norwegische Philosoph, geb. 1773, in seiner Selbstbiographie „Was ich erlebte" über die Zeit nach den Freiheitskriegen.)

Auswandern?

Das Ergebnis der Gutachten von Sachverſtändigen iſt: abgeſehen vom nahen Oſten, über den kein Menſch etwas Sicheres vorausſagen kann, kommen — wenn man nicht die Auswanderer einem unſichern Schickſal und jeder Ausbeutung preisgeben will — immer nur beſtimmte Berufe in Betracht und einzelne, die über Mittel und Beziehungen verfügen. Von günſtigen Auswanderungsmöglichkeiten für Maſſen iſt keine Rede.

Die 20 Millionen, von denen Clemenceau, Eisners „Patriot, der jetzt die Geſchicke der franzöſiſchen Republik leitet“, meint, daß ſie in Deutſchland zu viel ſeien, ſind aber Induſtriearbeiter. Die Induſtriearbeiter, deren Exiſtenz auf dem wirtſchaftlichen Gedeihen und der Weltſtellung des Deutſchen Reichs beruhte, ſollen nach dem Wunſch von Eisners verehrtem Kollegen durch Hunger, Krieg, Peſt oder Auswanderung der deutſchen Volkskraft entzogen werden.

Wir haben immer vorausgeſehen, daß es bei dieſem Krieg um Vernichtung der deutſchen Induſtrie geht. Was wir nicht vorausgeſehen haben, iſt: daß auch nach einem verlorenen Krieg die deutſche Induſtrie nicht verloren zu ſein braucht. Denn auf die Frage, ob es überhaupt nötig iſt, daß die Arbeiter in Maſſen auswandern oder zugrunde gehen, können wir nur antworten: nein. Wir erleben jetzt, daß es Eigenſchaften der Völker gibt, die ſich durchſetzen auch im Gegenſatz zu den Machtverhältniſſen und ſtaatlichen Einrichtungen, freilich nicht ſo leicht in Worte zu faſſen ſind wie dieſe. Blicken wir auf Polen, die Lieblingsſchöpfung nicht nur der Entente, ſondern auch der Vereinigten Staaten. Man kann ſagen, es hat den größeren Teil der Welt hinter ſich, es hat wie ſeine Verbündeten den Wunſch, die Deutſchen zu vernichten und kann doch ohne Deutſche nicht leben. Sein Hauptinduſtrieort Lodz wurde vor hundert Jahren mit deutſchen Arbeitern gegründet, eine deutſche Schule mußte dafür ſorgen, die deutſchen Arbeiter auf der Höhe zu halten. Wo Leute mit polniſchen Namen wirtſchaftlich führende Stellungen einnehmen, ſind es deutſche Überläufer. Jetzt verſuchen engliſche Maſchinenfabriken die deutſchen Maſchinen zu verdrängen. Kein Pole kann aber bei der jetzigen Valuta (1 deutſche Mark = 5 polniſche Mark) neue engliſche Maſchinen kaufen und die engliſchen Erſatzteile nützen ſie nichts für ihre alten deutſchen Maſchinen. So iſt kein Dampfpflug, keine Zuckerfabrik mehr im Gang. Das vor wenigen Jahren noch ſo blühende Poſen iſt in vollem Verfall. Sie haben zwar den Ausgang zur See, von dem ſie immer ſagten, ohne ihn könnten ſie nicht leben — aber u. W. fährt kein Pole auf See. Sie wollen ſich auf Koſten der Ukraine vergrößern — aber die ganze Ukraine iſt überzeugt, daß nur Deutſchland ſie vom wirtſchaftlichen Untergang retten kann. Auf Jahrzehnte hinaus hätte die deutſche Induſtrie allein für den nahen Oſten zu arbeiten, wenn wir wieder in Verbindung kommen. Alle dieſe Länder, ob auf der gewinnenden oder auf der verlierenden Seite, ſind bankrott und nur eine Aufhebung der Zollſchranken unter ihnen und zu uns, ein Bund der Bankrotteure, kann ſie retten. Auch die Landwirtſchaft liegt darnieder; der polniſche Bauer will nicht mehr beſtellen als er ſelbſt braucht. Infolgedeſſen koſtet jetzt im Agrarlande Poſen der Zentner Roggen 175 Mark. Der glühende Patriotismus der Polen hat ſie wieder zu einem großen Reich gemacht, aber andere Eigenſchaften, ihre Unentſchloſſenheit, Unbeſtändigkeit, Verſchwendungs- und Gefallſucht machen ihren Staat lebensunfähig. Bei den Deutſchen iſt es umgekehrt. Der Mangel an Nationalgefühl hat ihr Reich zerſtört, aber ihre Tüchtigkeit erhält ihnen die Heimat — wenn die deutſchen Arbeiter wollen.

Denn ſo iſt es: die ganze Welt, mit Ausnahme des engſten engliſchen Machtbereichs, wartet auf deutſche Arbeit. In dem Augenblick in dem die Welt überzeugt iſt, daß bei uns Ordnung herrſcht und unſere Arbeiter wieder ſo gut, wenn auch kürzer, arbeiten wie früher, werden wir uns der Aufträge nicht erwehren können. Das Vertrauen zu den wirtſchaftlichen Führern ſcheint ebenſo unbegrenzt wie das Mißtrauen gegen die politiſchen. Es fehlt an Rohſtoffen, aber in dem Augenblick in dem ſie Vertrauen zu unſerer Ordnung haben, werden die Amerikaner z. B. unſerer Textilinduſtrie ſo viel Baumwolle liefern wie ſie will. Mit Phraſen, daß das eine Sklavenarbeit für Fremde ſei, darf man nicht kommen, wenn es ſich darum handelt, ob Millionen von Deutſchen ihre Heimat erhalten werden kann.

Das, wozu das Ausland jetzt ſchon Vertrauen hat, ſind die deutſchen Führer von Wiſſenſchaft und Technik, Induſtrie und Handel. Die Arbeiter müſſen ſich klar ſein, daß keines der den Deutſchen wohlgeſinnten Länder Vertrauen hat zu Erzberger und überhaupt zu deutſchen Politikern, aber jedes zu deutſchen Führern in Wiſſenſchaft und Technik, Induſtrie und Handel.

Und nicht nur die uns wohlgeſinnten Länder. Das „ſiegreiche“ Frankreich beantragt, daß die deutſchen Chirurgen vom internationalen Chirurgenkongreß ausgeſchloſſen werden und heimlich verſucht es, über die Schweiz deutſche Proteſen zu bekommen, heimlich kommen franzöſiſche Chirurgen nach Deutſchland und bitten um die Erlaubnis, unſere chirurgiſchen Kliniken zu beſuchen. Die Franzoſen verbieten den Verkauf von franzöſiſcher Minette, aber ſie wiſſen, daß ſie auf den Verkauf ihrer Minette angewieſen ſind, weil ſie für den Selbſtverbrauch viel zu reichlich iſt. Denn ſo iſt es: Durch ſeinen Blutrauſch, durch Raubzüge in Deutſchland ſucht ſich Frankreich noch eine Zeitlang in der Siegerpoſe zu erhalten, aber ſeine Wirtſchaft iſt nach dem Urteil aller Kenner am Zuſammenbruch. Auch die Franzoſen wie die Polen ſind durch ihren glühenden Patriotismus in eine Stellung gekommen, die ſie nicht zu behaupten vermögen. Während die Deutſchen durch ihren Mangel an Patriotismus in eine Lage gekommen ſind, in der ſie ihre natürlichen Eigenſchaften nicht mehr betätigen können. Manchem elſäſſiſchen Arbeiter werden jetzt die Augen aufgehen, wenn er die Erklärung der deutſchen Sozialdemokraten in Genf lieſt: für die deutſchen Sozialdemokraten gebe es keine elſäſſiſche Frage mehr. Mit anderen Worten: für die deutſchen Sozialdemokraten iſt das Schickſal eines der älteſten deutſchen Stämme gleichgültig, ſeit er, ohne gefragt zu werden, von den franzöſiſchen Imperialiſten annektiert wurde. Die elſäſſiſchen Arbeiter und Arbeiterführer, die, um ihres Deutſchtums oder um ihrer gewerkſchaftlichen Betätigung willen, von den Franzoſen aus dem Elſaß ausgewieſen wurden, müſſen jenen Beſchluß mit beſonderen Gefühlen aufgenommen haben. Erſt wenn unſere Arbeiter einſehen, daß ſie bei ihrem Kampf gegen Heer und Flotte, gegen Landwirtſchaft und Induſtrie geführt waren vom Entente-Kapital, erſt dann wird ihnen ihre eigene Tragik aufgehen.

Jetzt noch könnten ſie, wenn ſie wollten, ihr Schickſal aufhalten. Der Gedanke der Franzoſen, ſo wie in ihren früheren Raubkriegen, Deutſchland dauernd im Elend zu erhalten, ſtößt durch die Entwicklung des internationalen Verkehrs auf Schwierigkeiten. Nach dem Dreißigjährigen Krieg kamen keine Liebesſendungen aus Amerika, kamen nicht deutſche Kinder in die Schweiz, nach Finnland und Schweden; es war möglich Deutſchland abzuſperren, während man jetzt z. B. nicht alle Straßen nach Oſten beſetzen kann und ſelbſt wenn man es könnte, Flugzeuge hinüberfahren würden. Und vor allem gibt es in Deutſchland Seefahrer und wirtſchaftliche Führer mit weltweitem Blick, die es

noch vor hundert Jahren nicht gegeben hat. Das Abkommen zwiſchen der Hamburg-Amerika-Linie und dem amerikaniſchen Harriman-Konzern iſt vielleicht das wichtigſte Ereignis der letzten Zeit.

Vorausſetzung des Wiederaufbaus wäre Vertrauen zu den wirtſchaftlichen Führern. Wir kennen die Sünden der Großinduſtrie und haben keinen Anlaß deren Intereſſen zu vertreten. Aber es handelt ſich auch gar nicht um das Intereſſe der Arbeitgeber. Die Arbeiter ſind nämlich gänzlich ſchief gewickelt, wenn ſie meinen, die großen Induſtriellen, Direktoren, Ingenieure ſeien auf ſie angewieſen. Das Umgekehrte iſt der Fall. Wie wir ſchon ſagten, faſt die ganze Welt wartet auf die deutſchen induſtriellen Führer. Sie können hingehen wohin ſie wollen und können Geld verdienen ſo viel ſie wollen. Aber die deutſchen Arbeiter werden ohne dieſe Führer zu Kulis. Die größte Gefahr, die den deutſchen Arbeitern droht, ſcheint mir die ſog. Sozialiſierung. Zunächſt war das ein Wort aus dem bolſchewiſtiſchen Wörterbuch, und zwar bezeichnenderweiſe das einzige, das nicht wörtlich aus dem Ruſſiſchen ins Deutſche überſetzt wurde. Im Ruſſiſchen heißt es „Nationaliſierung“, aber die öſtlichen Agenten waren ſich klar, daß National im Deutſchen ein Schimpfwort iſt und daher zu vermeiden war, deshalb ſagten ſie Sozialiſierung. Jetzt kommt's natürlich auf eine Art Verſtaatlichung hinaus, auf eine Menge neue Beamtenſtellen, auf neue Kommiſſionen in Berlin mit Abſtimmung und ohne Verantwortung des einzelnen. Nun haben ſchon im alten Staat die ſtaatlichen Betriebe teurer gearbeitet und ſchlechter verdient als die privaten. Aber gar erſt jetzt! Die preußiſchen Staatsbahnen, vor dem Krieg die größte werbende Anlage des Kontinents und die größte Einnahmequelle des Staats, arbeiten jetzt mit Verluſt. Ich vermag nicht zu beurteilen, ob für die übrigen Induſtrien durch die zunächſt geplante Sozialiſierung der Kohle eine Verbilligung der Kohle herbeigeführt wird. Sicher ſcheint mir nur, daß die Sozialiſierung der Kohle eine Verſchlechterung der Ausſichten für die Bergarbeiter herbeiführt, alſo für diejenige Menſchenklaſſe, deren Arbeitsverhältniſſe der Natur der Sache nach die allertraurigſten ſind. Ich kann mir nicht denken, daß irgendein tüchtiger Menſch in der Leitung dieſer Betriebe bleibt, wenn ſie erſt einmal verſtaatlicht ſind. Die Katheder- und Federſozialiſten lehren es vielleicht anders, aber einen noch größeren Reſpekt als vor ihnen haben wir in den letzten Jahren vor dem geſunden Menſchenverſtand bekommen.

Dem geſunden Menſchenverſtand würde etwas anderes zweckmäßig ſcheinen. Vor allem einmal, die tüchtigen Leute in der Leitung zu erhalten, die dort ſo gehäuft ſind wie nirgends ſonſt. Die Literaten haben ſich bis jetzt der Tatſache verſchloſſen, daß zwar im 18. Jahrhundert die großen Männer in Deutſchland Schriftſteller waren, daß es aber gegenwärtig in der Induſtrie viel mehr tüchtige Leute gibt als in der Literatur. Dieſe tüchtigen Männer kann man ſo wie die menſchliche Natur vorerſt beſchaffen iſt, nur halten durch Beſitz und Gewinn. In Rußland hat man es umgekehrt gemacht, erſt die Betriebe ruiniert und dann die deutſchen Beſitzer, Direktoren und Ingenieure wieder geholt.

Der geſunde Menſchenverſtand ſieht ferner nicht ein, warum die Arbeiter nicht in einem privaten Betriebe am Gewinn beteiligt werden ſollen. Ich habe Leute aus dem Wirtſchaftsleben gefragt, warum dies ſo ſelten geſchieht und gehört, das hätten die ſozialdemokratiſchen Organiſationen bis jetzt faſt überall verhindert, wo man es einführen wollte, weil ſie davon eine zu große Befriedigung der Arbeiter befürchteten. Ich zweifle aber nicht, daß die Arbeiter von ſelbſt zu dieſer Forderung kommen werden, falls ſie nicht zuvor die gewinn-

bringenden Unternehmungen zerſtört haben. Wenn mit der Zerſtörung des Ruhrgebiets angefangen wird, folgt alles andere nach. Denn mehr als je iſt das Ruhrgebiet, nachdem außer der Kohle faſt alle andern Rohſtoffe der Induſtrie fehlen, das Herz des Wirtſchaftslebens. Unſeren Feinden iſt klarer als den meiſten Deutſchen, was die Zerſtörung dieſes Zentrums für ganz Deutſchland bedeuten würde. Sie wiſſen, daß ſolange wir induſtrielle Führer und Kohle haben, es an Rohſtoffen zur Verarbeitung nie fehlen wird. Es iſt die größte Leiſtung der ſozialdemokratiſchen und der ſcheindemokratiſchen Preſſe, daß es ihr gelungen iſt, die Abneigung von den Leuten, die nichts tun als ſpekulieren und Koupons abſchneiden, abzulenken auf die Leute, die an der Spitze von induſtriellen Unternehmungen unermüdlich und erfolgreich arbeiten. Der vorerwähnte geſunde Menſchenverſtand möchte annehmen, daß die Leute, die Betriebe leiten und mit den Arbeitern auskommen, mehr Verſtändnis für dieſe haben als die Leute, die kein anderes Intereſſe an dem Werk nehmen als das, daß eine möglichſt hohe Dividende herausgewirtſchaftet wird. Aber der müßiggehende Großkapitaliſt und Spekulant iſt dem Arbeiter ſympathiſcher als der Induſtrielle. Was der deutſche Arbeiter außer den wirtſchaftlichen Führern noch braucht, wenn er nicht auswandern will, das ſind die Hochſchulen. Man hat ihm ſo lange vorgeredet, daß er als beſter Arbeiter der Welt überall ſein gutes Fortkommen finde, bis er es geglaubt hat. Jetzt ſind wir aber in einer Lage, in der ſelbſtdenkende Arbeiter darauf kommen werden, wie ſehr ihr Wohlergehen von den Leiſtungen der deutſchen Ingenieure abhängig iſt und daß unſer Mangel an Rohſtoffen überhaupt nur durch überlegene Techniker auszugleichen iſt. Unter dem Geſichtspunkt des Gedeihens der deutſchen Induſtrie iſt es übrigens unbegreiflich, wenn an deutſchen Techniſchen Hochſchulen noch Lektorate für Franzöſiſch und keine für ſlawiſche Sprachen und für Spaniſch beſtehen.

Die ſogenannten Volksregierungen ſcheinen auf Zerſtörung unſerer Hochſchulen hinzuarbeiten, jedenfalls für deren Bedeutung kein Verſtändnis zu haben. Wir brachten vor einiger Zeit einen Aufruf Göttinger Studenten, die darauf hinwieſen, daß einer der größten Phyſiker, Debye, Deutſchland verloren geht, wenn nicht das preußiſche Kultusminiſterium Mittel zum Ausbau des Göttinger phyſikaliſchen Inſtituts bewillige. Sie wieſen ferner darauf hin, daß die Franzoſen, die ſelbſt keine konkurrenzfähige Techniſche Hochſchule haben, die Techniſche Hochſchule in Zürich zu ihrem Vorpoſten gegen die Induſtrie Mitteleuropas auszugeſtalten ſuchen und daß Debye einen Ruf nach Zürich habe. Inzwiſchen hat er ihn angenommen. Während die Ententekommiſſionen Linſen aus optiſchen Inſtrumenten unſerer Hochſchulen abmontieren, ſcheint die Berliner Regierung gleich ganze Hochſchulen abmontieren zu wollen.

Es handelt ſich für das Gedeihen der Induſtrie nicht nur um die Techniſchen Hochſchulen, ſondern auch um die Univerſitäten. Nur Halbgebildete, deren jetzt ſo viele regieren, können den Zuſammenhang der ganzen deutſchen Wiſſenſchaft verkennen. Deutſchland hätte keine ſo guten Techniſchen Hochſchulen, wenn es keine ſo guten Univerſitäten hätte. Auf unſeren Univerſitäten ruht nicht nur der hohe Stand unſerer Rechtspflege und unſerer Schulen, unſerer Ärzte und geſundheitlichen Einrichtungen, ſondern auch ein großer Teil der theoretiſchen Vorausſetzungen unſerer Technik. In Amerika iſt man von der deutſchen Erfindungsgabe ſo durchdrungen, daß dies geradezu die Hilfstätigkeit für die hungernden deutſchen Kinder lähmt — man pflegt dort zu ſagen, „die Deutſchen machen Brot aus Luft“. Aber dem deutſchen Arbeiter erſcheinen die Hochſchulen unter dem Geſichtspunkt von Zeitungsphraſen als „Hort der

Reaktion". Trotzdem kann ihm Rettung nur von der Seite kommen, von der er sie am wenigsten erwartet. Nicht nur weil die Hochschulen Techniker ausbilden. Stinnes allein macht es nämlich auch nicht. Der deutsche Arbeiter, man mag sagen was man will, lebt in großem Umfang nicht vom Brot allein, sondern von Ideen. Mag auch jetzt ein Zug der Verkommenheit und zügellosen Genußsucht besonders durch die jungen Arbeiter gehen. Dieser Zug hat seinen prägnantesten Ausdruck darin gefunden, daß sozialdemokratische Abgeordnete das Verbot der Fruchtabtreibung aufheben wollen. Gleichzeitig hat aber an den Hochschulen eine gegenläufige Bewegung begonnen. Es herrscht in einem Teil der akademischen Jugend ein Streben nach Reinheit, Mut, Selbstlosigkeit wie es zuvor nicht vorhanden war. Wir berichteten kürzlich mit Worten von Professor Boll in Heidelberg, daß er im Heidelberger Medizinerviertel Diskussionen bis tief in die Nacht hinein beiwohnte, bei denen die Studenten nicht nur keinen Tropfen Alkohol tranken, sondern auch nicht eine Zigarette rauchten. Das wäre zu unserer Zeit kaum denkbar gewesen. An diese jungen Leute ist nicht nur materielle Not, sondern auch der Tod und die Not des Vaterlandes herangetreten. Auf ihnen ruht die Zukunft.

Bis zum Krieg mochte man sagen: Was muß das doch für eine Zeit gewesen sein, in der sich die Menschen noch um ihres Glaubens willen totschlugen. Nun haben wir erlebt, daß auch in unserer Zeit letzten Endes die Ideen die Menschen am stärksten in Bewegung setzen, daß auf die Dauer der Geist das Bestimmende ist. Ob unsere akademische Jugend neue Ideen hervorbringt, ob sie mit ihnen ins Volk dringt, ist die wichtigste Frage deutscher Zukunft. Wir Älteren dürfen, wenn uns diese Ideen nicht passen, nicht ohne weiteres annehmen, daß es die Weisheit des Alters ist, die aus uns spricht. Wir müssen uns immer wieder an eine unbequeme Tatsache erinnern: unsere Generation hat versagt, wir sind dem Volk keine Führer gewesen.

Wir sind also überzeugt, daß, wenn unsere Arbeiter deutschen Führern der Leistung, der wirtschaftlichen und der geistigen Leistung, folgen, statt Politikern, keiner von ihnen auszuwandern brauchte. Aber es ist unwahrscheinlich, daß sie solchen Ratschlägen folgen werden; denn es wäre das erste Mal in der Geschichte der Deutschen, daß sie anders als durch Schaden klug würden. Die Einsicht ist bei ihnen stets erst durch Leiden gekommen. In dem Augenblick, in dem die deutschen Arbeiter einsähen, daß ihr Wohl und Wehe davon abhängt, ob sie industrielle Führer haben, würde der Entente die Unterdrückung nicht mehr gelingen. Um gegen die Natur anzugehen, dazu gehören andere Leute als Millerand und Lloyd George; und die vorerst noch in ihrer Auswirkung durch Dummheit von beiden Seiten gehemmte gleichartige Tüchtigkeit von deutschen Arbeitern und deutschen Unternehmern ist naturgegeben. Noch könnte der heimische Boden allen Arbeitern erhalten werden, wenn sie zur Wirklichkeit erwachten. Der Völkerbund aber, den sie sich erwarteten, als sie sich 1918 auf Rat ihrer Führer Herrn Wilson in die Arme werfen wollten, würde sich für sie in der Form äußern, daß sie in amerikanischen Gruben als Kulis des Herrn Guggenheimer arbeiten, bei längerer Arbeitszeit und geringerem Lohn als die Arbeiter anderer Nationen. Abends wird heimlich „Deutschland, Deutschland über Alles" gesungen; ab und zu sagt einer „und wir Rindviecher haben an die Weltrevolution geglaubt". Paul Nikolaus Cossmann.

Notizen zu Büchern.

A. Hoche (Professor für Psychiatrie und Leiter der psychiatrischen Klinik in Freiburg i. Br.), Die französische und die deutsche Revolution. Jena, bei G. Fischer, 1920. Preis 3.50 M. Vierzig Seiten von einer ganz erstaunlichen Fülle des Inhalts. Nicht ganz, was der Titel angibt: Der Vergleich der originellen, bodenständigen, waffenstrotzenden, propagandistischen französischen Revolution mit unsrer doktrinären, geistesarmen, von fremder Propaganda und „Induktion" abhängigen, sich selbst entwaffnenden deutschen ist nur ein kleiner Bruchteil darin. Ihr eigentlicher Inhalt sind Aufzeichnungen über das seelische Wesen einer Revolution im allgemeinen und vor allem unsrer deutschen im besonderen, — ihre inneren Gründe, die psychischen Umstände, die sie möglich machten, ihre Wirkungen auf den Seelenzustand des neuen Deutschlands — aufgenommen mit der ganzen kühlen Unerbittlichkeit des Psychiaters, in Inhalt und Darstellung von einer gedrängten Sachlichkeit, die sich gelegentlich zu einer Schlagkraft, ja einem verhaltenen Pathos steigern, die erlauben, an Jakob Burckhardt zu erinnern.

Zur Geschichte des ersten Schrittes zur deutschen Revolution, der Entlassung Bismarcks, bringen neue farbige Einzelheiten die „Bismarck-Erinnerungen des Staatsministers Frh. Lucius v. Ballhausen", die im ganzen von 1870—1890 reichen (Cotta 1920, gebunden M. 21.60). Weniger ergiebig, weil trocken und unpersönlich, sind die Aufzeichnungen des Staatssekretärs des Innern v. Boetticher und auch des Chefs der Reichskanzlei v. Rottenburg, die Georg Frh. v. Eppstein bei Scherl herausgegeben hat („Fürst Bismarcks Entlassung". Preis M. 24.—). Wertvoll durch Aufschlüsse, die auf eine Bismarckische Quelle zurückgehen, bleibt die Darstellung in der 2. Auflage von Gottlob Egelhaafs „Bismarck" (Stuttgart, bei C. Krabbe, gebunden M. 28.80). Bismarck selbst ist der Mund immer noch verschlossen. Die Deutschen fühlen sich offenbar zurzeit als so originelle Politiker, daß es sie gar nicht mehr interessiert, was ihr größter Staatsmann ihnen noch zu sagen hat.

Nicht nur zur Historiographie, sondern auch zur Geschichte der übrigen Geisteswissenschaften und der großen geistigen Bewegungen in Deutschland überhaupt findet man sehr bemerkenswerte Beiträge in Georg von Belows Buch „Die deutsche Geschichtschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen, Geschichte und Kulturgeschichte" (Quelle & Meyer, Leipzig). Insbesondere auf die Abschnitte über Marxismus und Romantik sei ausdrücklich hingewiesen. Die Schrift ist bereits 1916 erschienen, aber heute nur noch lehrreicher, anregender, ja im geistigen Sinn aufregender zu lesen, weil der Mittelpunkt, um den sich der Hauptteil auch der deutschen Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert mehr und mehr organisiert hatte, der neue preußisch-deutsche Staat, inzwischen zusammengebrochen ist. Unter den Trümmern der letzten Jahre liegen nicht nur Bismarck und seine politische Schöpfung, sondern auch Ranke und Jakob Grimm und Savigny. Gerade beim Lesen solcher, noch ohne Gedanken an den späteren Einsturz geschriebener Bücher drängt sich uns die Ahnung der Folgen der Umwälzung auch für den gesamten Bereich unserer geistigen Wissenschaften erschütternd auf.

Wer die innersten Schwingungen der erschütterten, nach Rettung suchenden Zeit verfolgt, dem empfehlen wir, den Bericht über das erste allgemeine Frauenkonzil in München im Juni 1920 zu lesen. („Des Weibes Kulturtat. Zwei Vorträge mit Aussprache", von Frau Dr. M. v. Kemnitz; Garmisch, im Selbstverlag, geheftet 4 M.). Was vorschwebt, ist eine Art moderne weibliche Ordensgründung („Weltbund nationaler Frauen"). Nicht eine neue Partei, sondern eine Glaubensgemeinschaft. Verbunden nicht durch ein politisches Programm, sondern durch ein sittliches

Bekenntnis in der Politik: zur kompromißlosen Wahrhaftigkeit. Bestimmt nicht zur Aufnahme des Kampfs innerhalb der männlichen Welt, sondern im Gegenteil zur Befreiung dieser Welt vom atemlosen Kampf des männlichen Machtwillens: gegen jeden Imperialismus — des Schwertes, des Besitzes und des unwahrhaftigen Wortes, im Streit der Nationen wie der politischen Parteien, der Stände wie der Geschlechter, der Rassen wie der religiösen Bekenntnisse. Aber nicht unter Leugnung der Nation, des Geschlechts, der Rasse, der Konfession; sondern voll tiefer Ehrfurcht vor deren heiligen Rechten. Nicht mit männlichen, sondern ausschließlich mit weiblichen Mitteln. Mit dem Ziel einer grundsätzlichen Umgestaltung des gesamten, heute rein männlich eingestellten Staats- und Wissensbaus durch die weibliche Eigenart: die große Familie, die wir Staat nennen, leidet daran, daß sie bisher mutterlos gewesen. — Streng durchdachte und geschlossene Gedanken, von der schärfsten Verstandesarbeit; etwas abstrakt vielleicht, wie dem geschichtlichen Menschen scheint, ohne eigentliche historische Perspektive und Farbe; aber vom edlesten weiblichen, mütterlichen Willen beseelt; von imponierender Eindringlichkeit; voll tiefer, ja schöpferischer Einblicke. Karl Alexander v. Müller.

Eine politische Bücherei.

Über die Möglichkeit einer Erziehung zur Politik mag man streiten, über ihre Notwendigkeit belehrt uns — leider — jeder neue Tag; wohl oder übel müssen wir Deutsche uns das Nationalgefühl bewußt erarbeiten, das anderen glücklicheren Völkern politischer Instinkt als Patengeschenk in die Wiege zu legen pflegt. Und gewiß wären viele Deutsche bereit, an sich und anderen mit dem langwierig mühseligen Werk dieser Erziehung zu beginnen, wüßten sie, wo die Tatsachen zu finden sind, deren als Lehrer und Schüler sie bedürfen.

Denn lange, zu lange Zeit fast sind in Deutschland die Probleme namentlich der äußeren Politik, von ein paar glänzenden Ausnahmen abgesehen, schlechter, weniger volkstümlich zumal, behandelt worden als bei anderen Nationen. Innere Politik mochte mitunter scharfsinnig, sachkundig auseinandergesetzt werden; eine Geschichte des modernen England aber, Frankreichs, Rußlands, des nahen oder fernen Orients in deutscher Sprache, eine Darstellung der großen Fragen, die während des Weltkrieges und nach ihm so peinlich aktuell geworden sind — durch Quantität allein hat die deutsche Kriegsliteratur, weiß Gott, was ihr an Qualität fehlte, nicht zu ersetzen vermocht. Aufmerksamen Beobachtern mußte sich unter solchen Umständen der Gedanke einer brauchbaren, wissenschaftlich fundierten, politisch orientierten Bücherei geradezu aufdrängen; der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und den Professoren Erich Marcks, Hermann Schumacher, Rudolf Smend gebührt das Verdienst, ihn verwirklicht zu haben.

Wer die stattliche Reihe der bisher erschienenen Bände überblickt — sie einzeln zu nennen, zu besprechen ist leider unmöglich — muß zugeben, daß kein einziger von ihnen hochgespannte Erwartungen des Lesers enttäuscht hat. Selbst jene Werke, deren unmittelbare Wirkung der verhängnisvolle Gang der Ereignisse verringert haben könnte, sind wissenschaftlich so wertvoll, daß ihre Bedeutung von Sieg oder Niederlage unabhängig bleibt. So beweist Alfred Hettner „Der Friede und die deutsche Zukunft", wie gemäßigt die Mehrheit des deutschen Volkes über die Möglichkeiten eines Friedens gedacht; so widerlegt, viel zu wenig bekannt, Aloys Schulte „Frankreich und das linke Rheinufer" jeden Versuch, französische Annexionswünsche historisch zu untermauern; so tragen Berthold Moldens Biographie des Grafen Ahrenthal, Wilhelm Schüßlers Erläuterung des Verfassungsproblemes im

Habsburgerreich, J. Szekfüs Beschreibung des Staates Ungarn wesentlich zur Lösung des österreichisch-ungarischen Rätsels bei.

Begreiflicherweise hat die Deutsche Verlagsanstalt manches Werk in die politische Bücherei aufgenommen, das, früher erschienen, der Aufgabe dieser Sammlung entsprach: Hohenlohes und Stoschens Denkwürdigkeiten, Gustav Freytags und Kurd Schlözers Briefwechsel, die wunderschönen „Erinnerungen an Bismarck", von Brauer, Marcks, v. Müller herausgegeben, die Erinnerungen des Freiherrn von Loë, die Biographien Bennigsens von Hermann Onckens, Andrassys von Eduard Wertheimer, das prachtvolle Buch Hermann Onckens über Ferdinand Lassalle, einen der sachkundigsten geistvollsten Beiträge zur Geschichte des Sozialismus, die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866 von Theodor von Sosnosky, Rußlands Orientpolitik von Hans Übersberger — wann endlich wird, langersehnt, der zweite Band erscheinen! Der Rahmen der Sammlung ist verhältnismäßig weit gespannt: Bethmann-Hollwegs Kriegsreden mit einer trefflichen Einleitung Friedrich Thimmes gehören ebenso hinein wie Otto Brandt „A. W. Schlegel, der Romantiker und die Politik", eine willkommene Ergänzung zu Friedrich Meineckes hochberühmtem Buch über „Weltbürgertum und Nationalstaat", wie Wilhelm Hasbachs skeptische Studie über die parlamentarische Kabinettsregierung, wie Hans Wehbergs sorgfältige Arbeit über die internationale Beschränkung der Rüstungen. Vor allem aber sei auch hier Ernst Sauerbeck „Der Kriegsausbruch,.eine Darstellung von neutraler Seite" gepriesen, nicht nur aus wissenschaftlichen Gründen, sondern aus heller Freude darüber, daß ein deutscher Schweizer auf Grund ehrlicher, unvoreingenommener Studien zu einer Anschauung über die Schuld am Kriege gekommen ist, die sich von der so manches Deutschen wohltuend unterscheidet.

Wer wie ich seit Jahren die politische Bücherei benützt, diese gut gedruckten, geschmackvoll ausgestatteten, verhältnismäßig wohlfeilen Bände, wird begreifen, wie sehr ich es bedauere, mich hier, des beschränkten Raumes wegen mit Aufzählung und Andeutungen begnügen zu müssen. Denn über diese Sammlung zu schreiben, ist wirklich eine Freude, auch deshalb, weil es mit ihrer Hilfe vielleicht möglich sein wird, das politische Schlagwort zu überwinden, d. h. einen Feind aus dem Felde zu schlagen, der uns Deutschen mehr als die Entente geschadet hat, schadet und schaden könnte. Fritz Endres.

Ein Kalender.

Bayerischer Volks- und Hauskalender für 1921. Verlag Haas und Grabherr, Augsburg. Der Herausgeber dieses neuen Kalenderunternehmens ist der Erzähler Peter Dörfler, auf dessen Geschichten in diesen Heften schon wiederholt aufmerksam gemacht worden ist. Von ihm stammen auch mehrere belletristische Beiträge des Kalenders, der außerdem Erzählungen von Kobell enthält, von Schrönghamer-Heimdal, Gottfried Kellers „Wahltag", Anzengrubers „Schatzgräber", eine famose Humoreske „Die Erbschaft" u. a. m. Liebhaber des südbayerischen Barock werden sich für meinen Aufsatz „Die Wieskirche bei Steingaden" interessieren, der mit vier guten Wiedergaben nach Aufnahmen von Studienrat Mertel geschmückt ist und dadurch einen Begriff von dieser Perle des bayerischen Rokoko zu bieten vermag. Das Kennzeichnende dieses Kalenders sind jedoch die kleinen Beiträge in einer Sprache, die mehr gesprochen als geschrieben ist und eine Volkstümlichkeit anstrebt, wie sie seit Hebel kaum mehr versucht worden ist. Die Ausstattung (Titelblatt und Monatsbilder) besorgte Professor Stockmann (Dachau); sie steht, wie auch die sonstigen Illustrationen von Haber-Sulzemoos und Rolf Winkler, weit über dem Niveau ähnlicher Kalender. Der Preis, 4 Mark 50, muß unter den heutigen Verhältnissen im Verhältnis zu dem Gebotenen als niedrig gelten. Josef Hofmiller.

Eine neue Schule.

Der ärztliche Leiter und Inhaber des weitbekannten Sanatoriums „Stillachhaus“ in Oberſtdorf im Allgäu ſchreibt uns unterm 2. September:

Darf ich Ihnen und Ihrem Leſerkreiſe heute von einer neuen Schulgründung erzählen? Unſere Zeit verlangt nach Taten. Und deshalb möchten wir am liebſten gar nicht reden, ſondern unſer Werk in aller Stille wachſen und für ſich ſelbſt zeugen laſſen. Aber wir brauchen gleichgeſinnte Menſchen, die uns ihre Kinder zur Erziehung übergeben, und darum wende ich mich mit beſonderem Vertrauen an Ihren Leſerkreis.

Was wir vor allem wollen, iſt dies: Die grundlegenden Erziehungsgedanken, die Fichte vor 110 Jahren ausgeſprochen hat und die meines Wiſſens noch nie durchgeführt worden ſind, die wollen wir in die Wirklichkeit umſetzen. Wer ſeine Reden an die deutſche Nation ganz in ſich aufgenommen hat, der weiß damit ſchon, welche Bahnen wir beſchreiten wollen. Daß wir uns heute nicht mehr wörtlich an ihn binden werden und in manchem über ihn hinausgehen müſſen, verſteht ſich dabei von ſelbſt. Das beſte, was die deutſchen Schulreformer ſeit Fichte erſtrebt haben und noch erſtreben, alles, was uns die Vererbungs- und Entwicklungslehre, die Pſychologie und andere Hilfswiſſenſchaften der Pädagogik an wertvollem Gut gebracht haben, wollen wir in unſre Erziehung hineinweben. Wir verſprechen uns gerade von dem innigen, ſich gegenſeitig befruchtenden Zuſammenarbeiten zwiſchen Erzieher und Arzt gutes für unſre Kinder.

Wir wollen unſre Erziehung organiſch an das Erleben der Kinder im Elternhauſe und im Geſchwiſterkreiſe anknüpfen. Nicht mit der Aufpfropfung von Kenntniſſen und Fertigkeiten, die ihrer Welt weſensfremd ſind, wollen wir beginnen. Alles, was ſie erlernen, ſollen ſie erleben und ſich ſelbſt erarbeiten. In und mit der Natur, bei Spiel und Arbeit in Garten und Haus, in engſter Lebensgemeinſchaft mit ihren Erziehern und Erzieherinnen, ſollen ſie an Leib und Seele erſtarken. Ihre geſunden Sinne ſollen ſie üben, ſie ſollen dem Drange ihrer eingeborenen Natur folgen können, die leben und handeln, forſchen und fragen will. Beobachten ſollen ſie lernen; und üben, das, was ſie geſehen und erlebt haben, frei in ihrer Mutterſprache zum Ausdruck zu bringen. Und ſchließlich ſollen ſie wenigſtens angefangen haben ſelbſtändig zu denken, ehe das Leſen und Schreiben anhebt.

Das alles erfordert natürlich eine grundlegende Änderung des ganzen Unterrichts. Eine ſolche Erziehung kann nur dann zu etwas Ganzem, organiſch Erwachſenem gedeihen, wenn ſie von Anfang an in die richtigen Bahnen geleitet iſt. Deshalb werden wir in unſre Grundſchule, die eben fertig geworden iſt und demnächſt eröffnet werden ſoll, nur ſolche Knaben und Mädchen aufnehmen, die eine andre Schule entweder noch gar nicht, oder doch nur kurze Zeit beſucht haben. So wird zuſammen mit den Kindern die neue Schule organiſch erwachſen. Daß ſie im rechten Fichteſchen Geiſte geführt ſein wird, dafür bürgt uns ihr Leiter, der alte Schulreformer Johannes Langermann, der Vater der ehemaligen Stein-Fichte-Schule.

Wenn die Grundſchule mit ihren 3—4 Jahrgängen erfüllt iſt, dann werden wir eine zweite bauen mit größerem landwirtſchaftlichem und Werkſtättenbetrieb. Hier wird ſich neben tüchtigem ernſtem Schulunterricht der Tatendrang der heranwachſenden Jugend ausleben können, und zugleich wird ſich die Differenzierung der praktiſch und theoretiſch Begabten ganz von ſelbſt vollziehen. Für die erſten hoffen wir die endgültige Ausbildung in Landwirtſchaft und Werkſtätten, in Haushaltungs- und Wirtſchaftsſchulen ermöglichen zu können. Für die wiſſenſchaftlich Begabten werden wir eine höhere Lehranſtalt errichten, die ihre Zöglinge bis zur Univerſitätsreife bringen ſoll. Zur näheren Auskunft wolle man ſich die Programmſchrift der „Stillachſchule“ von mir kommen laſſen.

Ich hoffe, verehrter Herr Professor, ganz bestimmt, daß wir diese weitgreifenden Pläne ausführen können und werden, — wenn uns die Eltern helfen. Ja wenn! Sie können sich denken, daß der Bau einer Schule in dieser schweren Zeit keine Kleinigkeit war. Aber den Widerstand der Eltern zu besiegen, wenn sie ihre Kinder — auch nur eines — in diesem Alter hergeben sollen, das habe ich mir von Anfang an als das schwerste vorgestellt. Um unsern Gedanken dennoch möglichst rein durchzuführen, wollen wir auch Waisenkinder aufnehmen, unter Umständen unentgeltlich.

Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich ausdrücklich betonen, daß wir die von uns geplante Erziehung nicht für immer als Norm aufstellen wollen. Aber das möchten wir allerdings mit Fichte wünschen, daß dereinst einmal eine Generation, wenigstens in ihrem größeren Teile, so erwachsen möge. Diese würde dann imstande sein, auch im Rahmen der Familie ihre Kinder anders zu erziehen als bisher, weil sie zum Erziehen erzogen wäre. Denn darüber sind sich doch alle, die mit unbefangenem Auge um sich und in sich blicken, wohl klar, daß unsere bisherige Erziehung in Schule und Haus unzulänglich war. Ich wenigstens kann nicht anders — und das ist mein Trost in all dieser traurigen Zeit —, als in den Irrungen und Verwirrungen unsres Volkes die Frucht einer im wesentlichen verfehlten Erziehung zu erblicken. Wo sind seit Jahrzehnten die wirklichen Führer des Volkes, die wir haben könnten und sollten? Geboren sind sie sicher, aber niemand hat sie dazu erzogen.

Das bringt mich auf das letzte, was wir im Geiste Fichtes erstreben, was ich eigentlich hier nicht aussprechen wollte, weil es vielen anmaßlich und überhebend klingen wird: Nicht um einem winzig kleinen Bruchteil unsres Volkes zu einer gesunderen und besseren Erziehung zu verhelfen, haben wir unser Werk begonnen, sondern um Führer zu erziehen in eine bessere Zukunft. Unsere Hoffnung, daß wir nicht allein bleiben werden mit unserm Werk, gründet sich darauf, daß an vielen Orten unsrer Heimat sich ähnliche Gedanken und Bestrebungen regen. Aber die Eltern müssen uns helfen! Und wenn ihnen das Opfer zu groß erscheint, dann möchte ich, daß sie einmal nachlesen, was Fichte in seiner 9. Rede darüber sagt.

Wir glauben an die Jugend Deutschlands, wir glauben an seine sich immer wieder neu erzeugende Urkraft. Aber die Kraft allein tuts nicht, sie will auch richtig und weise hochgeführt sein. Deutschland ist unsere große, trotz allem herrliche Mutter, wir lieben sie in ihrem Unglück mehr denn je, — aber sie muß ihre Kinder besser erziehen!

Das ist unser Glaube, und mit dem wollen wir ans Werk gehen. Nun mögen uns die Eltern helfen. Damit verbleibe ich ihr ganz ergebener Dr. Saathoff.

Wie komme ich vorwärts?

Ein gutes, praktisches Buch kommt eben wie gewunschen neu heraus: Gizyckis „Aufwärts aus eigener Kraft“ (Berlin, Dümmler, geb. M. 12.—). Es ist, wie wenn es eigens geschrieben wäre, für unsere jungen Leute, die zum Teil von der Schule weg, zum größeren Teil aus der Werkstatt in den Krieg mußten, jahrelang draußen waren, des Arbeitens etwas entwöhnt sind und Gefahr laufen, zu verwildern. Einige Kapitelüberschriften sagen am besten, was das Buch will: Arbeit ist Macht. Armut als Erzieherin. Was du tun willst, das tue ganz. Überlegung und Entschlossenheit. Sorgfalt und Beharrlichkeit. Der Wert des Erfolges. Die Kunst zu sparen. Der Wert des Geldes. Der Wert der Zeit. Gesundheit und langes Leben. Kraft und Schönheit. Höflichkeit. Unterhaltung. Das Buch ist für jedermann verständlich, dabei ungemein anziehend, oft geradezu spannend geschrieben.

Das Schreiben im neuen Geiſte.

Die Zeit der unbedingt notwendigen Reformen, in der wir jetzt leben, zeichnet ſich u. a. durch eine krampfhafte Suche nach Reformbedürftigem aus. Bis jetzt haben uns alle dieſe Reformen bloß auf den Hund gebracht; aber es wird luſtig weitergemacht. Eines der letzten Opfer iſt unſere arme, vielverbeſſerte, aber wie es ſcheint, immer noch recht verbeſſerungsbedürftige Rechtſchreibung. Sie ſoll jetzt abermals auf das Prokruſtesbett geſtreckt werden, aber auf das kurze, es ſoll nämlich alles weggehauen werden, was zuviel iſt, ſo wie Prokruſtes ſelig die Füße weghackte, die für ſein eines Bett zu lang waren. Ein netter Hotelbeſitzer.

Alſo, es gibt Leute, die finden, daß unſere Rechtſchreibung, ſagen wir, mangelhaft iſt. Sie iſt ihnen wahrſcheinlich zu kompliziert, denn ſie wollen ſie vereinfachen. Vereinfachen heißt hier natürlich vereinheitlichen und erleichtern. Wir haben z. B. Dehnungsbuchſtaben — weg damit. Wir haben für denſelben Laut zwei Buchſtahen v und f — einer muß daran glauben. Wir haben Konſonantenverdoppelungen — weg damit. Wir haben eine ganze einfache Regel, daß Hauptwörter groß geſchrieben werden — weg damit. Wir haben Diphthonge, die bei gleicher Ausſprache (?) verſchieden geſchrieben werden, ei und ai, eu und äu — vereinheitlichen. Kurz, wir ſchreiben, wie wir ſprechen.

Mit Verlaub, wie ſprechen wir? (Mit ferlaup, wi ſchprechn wir?) Eine Vorſchrift, die Schreibung der Ausſprache möglichſt anzugleichen, hätte doch nur Sinn, wenn wir einheitlich ſprächen. Der Norddeutſche ſagt Tak, Bat, der Süddeutſche Tag, Bad (mit gedehntem a); der Hannoveraner Stock und Stein, die meiſten übrigen Deutſchen, wie der Schauſpieler auf der Bühne, Schtock und Schtein. Soll nun dem Norddeutſchen z. B. Tag und Bad, oder dem Süddeutſchen Tak und Bat angelehrt werden? Iſt nicht gerade unſer Schriftdeutſch das, was uns noch einigt, was als Muſter für eine ganz allmählich anzubahnende Vereinheitlichung der lebenden Sprache gelten ſoll? Wohin treibt unſer Deutſch, wenn das wenige, was noch Auskunft gibt über Länge und Kürze der Silben, über Betonung oder über Verdoppelung der Konſonanten, auch noch ausgemerzt werden ſoll? Sollen wir wieder dazu kommen zu ſchreiben: Hoch ſoll er läben! oder „Ich bleib dir trei"?

Auf ein anderes läuft es ja nicht hinaus. Es iſt eine ganz grobe Selbſttäuſchung, wenn jemand behauptet, man könne ſchreiben, wie man ſpricht. Das können nur gelernte Phonetiker (und die nicht recht); will man aber nur eine noch neuerdings vereinfachte Orthographie, ſo wird der Schwindel erſt recht offenbar: es handelt ſich dann nur wieder um neue Regeln, die denen, die ſie lernen müſſen, genau ſo viel Kopfzerbrechen, Mühe und Unbehagen verurſachen werden, wie die alten. Denn die ganze Geſchichte läuft ja doch wieder nur darauf hinaus, es den Faulen und Unbegabten leichter zu machen. (Freie Bahn dem Tüchtigen!) Man nennt das heutzutage Demokratie.

Freilich, wir ſchreiben „heute" und „Häute", ſprechen aber genau gleich aus. Wir haben „Seite" und „Saite", „Leib" und „Laib", aber die Wörter lauten gleich (?). Es iſt widerſinnig (?) „Ei" zu ſchreiben und zu buchſtabieren, wo wir Ai ſagen. Aber äu iſt — mit ganz verſchwindenden Ausnahmen der Umlaut von au: Haut — Häute, Braut — Bräute, faul — Fäule, Sau — Säue; man kann es alſo doch nicht durch eu erſetzen. In „heute" geht der Diphthong auf ein iu zurück, wie in heuer, heulen, leuchten, Leute u. a. Unſere Rechtſchreibung iſt ebenſogut etwas Gewordenes, nicht aus der Luft Gegriffenes, aus freien Stücken Erfundenes, wie die Sprache ſelbſt. Wenn wir in dem einen Worte ei, im andern ai, im einen eu, im andern äu ſchreiben, hat das in der weitaus größten Anzahl der

Fälle ſeine guten Gründe und ſeinen Wert. Es iſt gut, gleich zu wiſſen, daß ich mit einem Laib und nicht mit einem Leib, mit einer Seite und nicht mit einer Saite zu tun habe (man denke z. B. an fremdſprachliche Wörterbücher!). Wer die deutſche Orthographie nicht meiſtern kann, der lerne doch lieber gar nicht erſt ſchreiben.

Noch eins kommt dazu und das darf nicht vergeſſen werden: trotz aller Neueinführungen bleibt die alte Rechtſchreibung beſtehen in den Millionen von Büchern, in denen die geiſtige Vergangenheit und die geiſtige Arbeit des deutſchen Volkes niedergelegt iſt. Ihr wollt der heranwachſenden Jugend doch nicht den Genuß daran rauben? Alſo müßt ihr ſie immer noch lehren, wie man früher geſchrieben hat.

Was faul iſt an unſerer Orthographie, mag fallen, dem wird kein vernünftiger Menſch nachweinen. Aber es iſt viel weniger daran faul, als es denen ſcheint, die da geſchwind wieder reformieren möchten. Natürlich gibt's ſchon Leute, die von dem noch gar nicht reifen Programm die größten Wohltaten erwarten. Schreibt da ein Medicus in der „M. A. A." unter vielem andern folgendes: „Je einfacher die Schrift, um ſo leichter kann die Sprache erlernt werden, um ſo leichter bleibt ſie erhalten." Gilt nur bedingt. Das Wortbild ſpielt eine große Rolle. Weiter: „Mit der Schreibvereinfachung wird der Unterſchied zwiſchen denen, welche täglich ſchreiben und denen, welche keine ſolche Übung haben, dem arbeitenden Volk, ausgeglichen. Wer die Klaſſenunterſchiede überbrücken will, muß die Möglichkeit haben, daß auch der Arbeiter fehlerlos ſchreiben kann." Wenn ich Arbeiter wäre, würde ich mich für das Kompliment bedanken. Weiter jammert der Verfaſſer über den Ärger und die Tränen, die das Aneignen der Rechtſchreibung koſtet: 7 Prozent der geſamten Schulzeit gehen auf Koſten der Rechtſchreibung. Koſtet das ungleich ſchwierigere Rechnen keinen Ärger, keine Tränen? Und was ſind 7 Prozent? Wozu geht man überhaupt in die Schule? Iſt Lernen ein Zeitvertreib? „Vor allem ſollte erkannt werden, daß das Kind, wenn es in die Schule kommt, ſchon weiß, ob ein Wort kurz oder lang, ob ein Laut wie das ſ ſcharf oder nicht ſcharf auszuſprechen iſt. Durch die Schrift braucht ihm das nicht erſt mühſam gelehrt zu werden." Wenn das überhaupt etwas heißt, ſo iſt damit gemeint, das Kind ſolle ſchon die Kenntniſſe mit in die Schule bringen, für deren Vermittlung eben die Schule da iſt. Ja, zum Kuckuck, die Schule iſt doch gerade dazu da, den Kindern die mangelhafte Bildung des Elternhauſes zu ergänzen, zu berichtigen, ihnen überhaupt etwas beizubringen. „Es iſt zweifellos, daß die vereinfachte Schreibung ſehr leicht gelernt und fehlerlos geſchrieben werden kann. Diktate, welche ich Soldaten, Krankenſchweſtern und Schülern gegeben habe, zeigten, daß die Schreibung begeiſtert aufgenommen wird." Glaub's wohl; gar nichts lernen würde noch begeiſterter aufgenommen werden. Im übrigen ſind doch Experimente an Erwachſenen in ſolchen Dingen nicht gültig.

Diſes ſchreiben im neuen (neien?) geiſte ſcheint mir eine ſchibung zugunſten der faulen und unbegabten. Das rindſi [illegible]eibt ein rindſi in der alten wi in der neuen Ortografi.

Adolf Dirr.

Die Sprachen in Öſterreich.

Schon allein die Notwendigkeit, welche auf dem Öſterreicher laſtet, vier oder fünf Sprachen zu ſprechen und zu ſchreiben, hindert ſeine Entwicklung. Der Menſch hat nur ein beſtimmtes Maß geiſtiger Kraft: verbraucht er dies in der Erlernung des Magyariſchen, Rutheniſchen, Polniſchen, Tſchechiſchen, Windiſchen, Serbiſchen, Rumäniſchen, ſo behält er für Weſentliches nichts übrig. Er iſt imſtande, in ſechs Zungen Schnitzel und Bier zu beſtellen, aber nicht imſtande, an der Geſchichte mitzuarbeiten. Lagarde (1827—1891.)

Wundt über den Frieden.

Kürzlich erschien (bei Alfred Kröner in Leipzig) der zehnte und Schlußband von Wilhelm Wundts Völkerpsychologie; er heißt Kultur und Geschichte, das letzte Kapitel: Die Zukunft der Kultur[1]), der letzte Abschnitt Vorläufiger und endgültiger Friede, und kann als Vermächtnis des berühmten Philosophen an sein Volk angesehen werden. Wir geben die Schlußworte des Buches wieder:

„Nichts ist gewisser als die Vergänglichkeit dieses Zustandes, und wenn es eine Voraussage gibt, die man mit einiger Wahrscheinlichkeit von den in den nächsten Friedensjahren eintretenden politischen Konstellationen machen kann, so besteht sie darin, daß die Völkerbündnisse, die diesen Krieg entstehen ließen, keine dauernden sind, sondern neuen Zuständen Platz machen werden. In dieser Zukunft wird aber die Geltung des deutschen Staates und der deutschen Kultur nicht von dem gegenwärtigen Urteil unserer Feinde, sondern von unseren eigenen Leistungen abhängen, für die dieser Krieg hoffentlich eine Vorschule gewesen ist, in der das deutsche Volk mancher Irrungen ledig wurde, in die es sich nicht zum wenigsten durch jenen, auch bei uns unter dem Einfluß der westeuropäischen äußerlichen Utilitätsmoral stehenden Geist des Kapitalismus und Imperialismus verstrickt hatte, um zu den Idealen zurückzukehren, die in Sitte und Recht der deutschen Vorzeit uns den historischen Beruf vorgezeichnet haben, den das deutsche Volk zu erfüllen hat. Was dieser Krieg zum Austrag brachte, das ist in Wahrheit nicht, wie es für die meisten früheren Kriege zu gelten pflegt, ein Streit um Werte, die beide streitende Parteien für sich in Anspruch nehmen, und deren Besitz schließlich dem Sieger zufällt. Einen solchen Besitz gibt es nicht, weil es am Ende dieses Krieges keinen endgültigen Sieger, eben darum aber auch keinen endgültig Besiegten gibt. Der Krieg hat aufgehört, weil die streitenden Mächte sämtlich am Ende ihrer Kräfte angelangt waren, in dieser Lage aber nicht dem Staat, der fast auf allen Linien mit der Waffe gesiegt, sondern den Staaten, die in dem diplomatischen Wettkampf das Übergewicht behauptet hatten, die letzte Entscheidung zufiel.

Darum ist es einer der größten Irrtümer, wenn selbst in Deutschland noch die Meinung verbreitet ist, mit dem Ende dieses großen Krieges seien die politischen Probleme gelöst, die ihm gestellt waren. Das ist so wenig der Fall, daß vielmehr nahezu das Gegenteil zutrifft: die Probleme, aus denen dieser Kampf der Mächte hervorging, sind durch den Krieg selbst erst zu voller Klarheit erhoben worden. Sie sind infolge jener Nebenmotive, die allerdings nicht zum wenigsten durch die Irrungen der deutschen Politik eingewirkt haben, in verhängnisvoller Weise getrübt worden. Der wahre Gegensatz, um den dieser Kampf gekämpft wurde, besteht heute so gut, wie er seit langer Zeit bestanden hat, zwischen den zuletzt von der sogenannten Entente geführten Staaten, denen die äußere Wohlfahrt als Bestandteil einer allgemeingültigen egoistischen Utilitätsmoral zugleich als Grundgesetz des gemeinsamen Lebens gilt, und de[illegible] der Kultur des deutschen Staates, zuletzt in dem deutschen Idealismus zum Aus[illegible] gelangten Beruf des Staates, der Gemeinschaft und in ihr den geistigen Gütern zu dienen, die auf der Grundlage des materiellen Lebens vor allem der Staat zu verwirklichen hat. Nicht darum handelt es sich also, daß nun auch wir, nachdem wir angeblich besiegt sind, den westeuropäischen Utilitarismus mit seinen überall unter dem Gesichtspunkt der egoistischen und materialistischen Lebensauffassung stehenden Konsequenzen über uns ergehen lassen, sondern daß wir jenen Gedanken der Hingabe für die allgemeinen Güter des menschlichen Daseins, die in den geistigen Werten ihren

[1]) Dieses Kapitel auch gesondert im Buchhandel erschienen.

Ausdruck finden und zu deren Erringung nur die Gemeinschaft, der einzelne aber im Dienst der Gemeinschaft fähig ist, als den bleibenden Inhalt alles menschlichen Zusammenlebens anerkennen. Nicht eine uns fremde Kultur anzunehmen, sondern was wir selbst als die wahren Werte der Kultur in einer nun Jahrhunderte alten Vergangenheit erkannt haben, zur Geltung zu bringen, das ist die wahre Aufgabe der deutschen Zukunft, und ihre Erfüllung liegt vielleicht näher, als es der ungewisse Übergangszustand der Gegenwart die meisten annehmen läßt.

Zum drittenmal in drei Jahrhunderten steht das deutsche Volk am Ende eines furchtbaren Krieges, der in den Augen mancher auch unserer Volksgenossen seine Zukunft in Frage stellt. Zum erstenmal nach jenem Dreißigjährigen Krieg, der viele der deutschen Landschaften verwüstet, die Bevölkerung dezimiert, die Kultur der Reformationszeit auf Jahrhunderte zurückgeworfen hatte, war es die deutsche Wissenschaft, und bald neben ihr die deutsche Kunst, voran die Musik, die in bisher nie geahnter Tiefe die Geheimnisse der menschlichen Seele enthüllten und eine neue Ära des geistigen Lebens eröffneten: die Wissenschaft unter der Führung des Mannes, der den exakten Wissenschaften das wunderbare Werkzeug einer neuen Mathematik des Unendlichen schuf, und der in der Philosophie prophetisch die Gedanken des neueren Idealismus vorausnahm, Leibniz. Dann, indes die deutsche Dichtung ihre große Blütezeit durchlebte, kam während und nach den napoleonischen Kriegen und dem Scheitern des Strebens nach nationaler Selbständigkeit infolge des Widerstands der europäischen Diplomatie und der Schwäche der deutschen Fürsten eine zweite Zeit des politischen Niedergangs. Ihr folgte wiederum eine solche des Aufstiegs in jener neuesten geistigen Renaissance, die in dem tiefgreifenden Einfluß der von der Romantik geschaffenen Ideen auf Leben und Wissenschaft hervortrat. So durfte man hoffen, daß es zum Abschluß dieser Zeit der deutschen Nation gelingen werde, sich jene Freiheit und Selbständigkeit der Existenz in einem neuen deutschen Staat zu sichern, die dereinst Fichte das natürliche Recht einer jeden Nation genannt hatte, als eine Bedingung zugleich, um fortan friedlich in der Gemeinschaft der übrigen Kulturvölker und durch seine Eigenart fördernd auf das Ganze der Kultur zu wirken. Jedesmal, wo wir einen solchen Niedergang erlebten, ist es die deutsche Jugend gewesen, auf die wir unsere Hoffnung einer Wiedergeburt des deutschen Wesens setzen mußten. Sie läßt uns auch heute mit Zuversicht in die Zukunft blicken. Die Gesinnung, mit der ein großer Teil unserer Jugend aus dem Felde heimgekehrt ist, darf uns darauf vertrauen lassen, daß unsere Hoffnung nicht zuschanden wird. Würden wir doch, wenn diese Vorbereitung unserer Kultur in drei Jahrhunderten ein bloßer Vorbote unseres Untergangs sein sollte, einen solchen nur als eine Teilerscheinung des Untergangs der gesamten europäischen Kultur begreifen können. Denn wie der deutsche Geist ein nicht hinwegzudenkender Bestandteil der bisherigen Geschichte ist, so ruht unsere ganze Hoffnung einer besseren staatlichen und sittlichen Zukunft der Menschheit auf der Wiedergeburt jenes deutschen Geistes, der in der Reformation seinen ersten, in dem deutschen Idealismus seinen zweiten Aufstieg erlebt hat und in dem deutschen Staat seinen dritten erleben wird."

Die interalliierte Rheinlandkommission

hat die Einfuhr der Süddeutschen Monatshefte in die besetzten Rheinischen Gebiete vom 1. September ab auf die Dauer von drei Monaten verboten.

Redaktionell abgeschlossen am 15. September 1920.

Verantwortlich: Paul Nikolaus Cossmann in München. Nachdruck der Beiträge dieses Heftes den Tageszeitungen mit genauer Quellenangabe gestattet. Druck von F. Bruckmann A.G., Graphische Kunstanstalten, München. Die Buchbinderarbeiten werden von Grimm & Bleicher, Großbuchbinderei, München, ausgeführt. Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim.